ZEITSCHRIFT DES DEUTSCHEN UND ÖSTERREICHISCHEN ALPEN-VEREINS 1929

(1929)
Vol. 60
12/30
£10
TRAV
ER.

Digitized by the Internet Archive
in 2025

https://archive.org/details/bwb_KV-351-599

Mezzotinto Bruckmann

Bärental gegen Pamirwestrand, rechts Abstürze der Bastion, 5700 *m*

Zeitschrift des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins

Geleitet von Hanns Barth

Band 60

Jahrgang 1929

Innsbruck 1929

Verlag des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins

Für den Buchhandel bei der J. Lindauer'schen Universitätsbuchhandlung (Schöpping) in München
Hergestellt durch F. Bruckmann AG. in München

Unberechtigter Nachdruck aus dieser Zeitschrift untersagt
Alle Rechte bezüglich Beilagen und Übersetzungen bleiben vorbehalten
Die Verfasser tragen die Verantwortung für Form und
Inhalt ihrer Angaben

Buch- und Kunstdruck,
sowie Herstellung der Klischees von F. Bruckmann AG. in München
Papier der Scheufelenschen Papierfabrik in Oberlenningen

Inhaltsverzeichnis

Text:

		Seite
1.	Prof. Dr. Th. Herzog, Jena: Die andine Kundfahrt des D. und Ö. Alpenvereins	1
2.	Hans Pfann, München: Bericht über die Anden-Expedition des D. und Ö. Alpenvereins 1928	5
3.	Dr. Carl Troll, München: Anden und Cordillera Real	35
4.	Ing. Erwin Hein, Sorata: Allein über den Illimani-Nordgrat	54
5.	W. Rickmer Rickmers, Bremen: Die Alai-Pamir-Expedition 1928	59
6.	Dr. Ph. Borchers, Bremen, und Karl Wien, München: Bergfahrten im Pamir	64
7.	Dr. Richard Finsterwalder, München: Das Expeditionsgebiet im Pamir	143
8.	Dr. V. Paschinger, Klagenfurt: Das vergletscherte Areal der Glocknergruppe	161
9.	W. F. von Freriks, Berchtesgaden: Die Kederbacher aus der Ramsau	169
10.	Dr. A. Roschkott, Wien: Der Wettersturz als alpine Gefahr	181
11.	Dr. Wilhelm Brandenstein, Wien: Kreuz und quer durch die Granatspitzgruppe	194
12.	Dr. Fritz Benesch, Wien: Die Schneealpe	213
13.	Wilhelm Lohmüller, Nürnberg: Die ersten Sommerhochturen mit Verwendung norwegischer Schneeschuhe	241
14.	Dr. Hans Kiene, Bozen: Die westlichen Sarntaler Alpen	249
15.	Fritz Rigele, Linz: Das Breithorn von Zermatt	276
16.	Dr. Fritz Zoder, Wien: Die Schobergruppe	282
17.	Margarete Große, Meißen: Mit dem Flugzeug über den Montblanc	297
18.	Dr. J. Moriggl, Innsbruck: Zehn Jahre Vereinsgeschichte 1919—1929	301
19.	C. Müller, München: Die Entwicklung des Alpinen Museums	356

Bilder in Kupferdruck:

		gegenüber Seite
1.	Bärental gegen Pamirwestrand, rechts Abstürze der Bastion, 5700 *m*. Lichtbild von Ph. Borchers, Bremen	Titelbild
2.	Illampu, 6500 *m*, von Süden. Lichtbild von C. Troll, München	34
3.	Pamirwestrand, Bärental gegen Westen. Lichtbild von Ph. Borchers, Bremen	104
4.	Mittlerer Fedtschenkogletscher gegen Nordwest (Darwaser Kette). Lichtbild von R. Finsterwalder, München	120
5.	Mittleres Saukdaratal gegen Osten, Mitte Pik Lenin, 7130 *m*. Lichtbild von Ph. Borchers, Bremen	132
6.	Oberer Fedtschenkogletscher gegen Süden. Lichtbild von R. Finsterwalder, München	152
7.	Unterster Fedtschenkogletscher, Talleit gegen Garmoknoten. Lichtbild von H. Biersack, München	156
8.	Schneealpe. Lichtbild von Dr. F. Benesch, Wien	213

Bilder in Kunstdruck:

		Seite
1.	Im Calzata-Gletscher. Lichtbild von H. Pfann, München	9
2.	Panorama der Kordillere von Chearoco bis zum Chachacomani. Lichtbild von C. Troll, München	10, 11
3.	Panorama des Ancohuma-Massivs. Lichtbild von C. Troll, München	10, 11
4.	Anmarsch zur Calzata. Lichtbild von H. Pfann, München	12
5.	Aufstieg zur Calzata. Lichtbild von H. Pfann, München	12
6.	Das San-Francisco-Tal bei den Hirtengehöften von Macata, ca. 4400 *m*, mit dem Ancohuma im Hintergrund. Lichtbild von C. Troll, München	21

Seite

7. Kammstück Illampu—Pico de Norte von Osten. Lichtbild von H. Pfann, München 22
8. Illampu—Ancohuma von Sorata aus. Lichtbild von H. Pfann, München 22
9. Pico del Norte—Illampu von Nordwest. Lichtbild von H. Pfann, München 39
10. Caca-Aca von Mine Milluni. Lichtbild von H. Pfann, München 39
11. Berge der Casirigruppe neben dem Calzatapaß. Lichtbild von Dr. F. Ahlfeld, Marburg i. H. 40
12. Transalai vom Alai (Karatepe, 4000 *m*). Lichtbild von R. Finsterwalder, München 65
13. Panorama der Kordillere vom Ancohuma bis zum Casiri. Lichtbild von C. Troll, München 66, 67
14. Panorama der Kordillere vom Calzatapaß bis zur Chearocogruppe vom Vermessungspunkt XVI A. Lichtbild von C. Troll, München 66, 67
15. Panorama des Talkessels von La Paz mit der Südhälfte der Cordillera Real im Hintergrund. Lichtbild von C. Troll, München 66, 67
16. Auf dem Weg von Karadschilga nach Tanimas. Innerer Pamir. Lichtbild von Ph. Borchers, Bremen 68
17. Ostufer des Karakul mit Koksukurbaschi, ca. 5700 *m*. Lichtbild von Ph. Borchers, Bremen 68
18. Karakul, 3950 *m*, von Norden. Lichtbild von R. Finsterwalder, München 77
19. Jorasses, 6200 *m*, von Osten. Lichtbild von Ph. Borchers, Bremen 78
20. Talschluß im südlichen Sulumart. Lichtbild von Ph. Borchers, Bremen 78
21. „Verborgenes Tal" im äußeren Karadschilga. Lichtbild von Ph. Borchers, Bremen 95
22. Unterster Notgemeinschaftsgletscher. Lichtbild von Ph. Borchers, Bremen 95
23. Notgemeinschaftsgletscher, Gletscher Tanimas 2 von der Aralkette, 5530 *m*, aus. Lichtbild von H. Biersack, München 96
24. Hinterster Notgemeinschaftsgletscher mit Dreispitz, 6950 *m*, rechts Pik Ficker, 6726 *m*. Lichtbild von R. Finsterwalder, München 105
25. Gletscher 5 im obersten Tanimastal. Lichtbild von Ph. Borchers, Bremen 106
26. Seitenarm des mittleren Notgemeinschaftsgletschers, Zackeneis. Lichtbild von R. Finsterwalder, München 106
27. „Paßlager." Mitte August 1928, dahinter Gletscher Tanimas 4, 4350 *m*. Lichtbild von Ph. Borchers, Bremen 115
28. Akademiegletscher, vorn Fedtschenkogletscher gegen Westen. Lichtbild von R. Finsterwalder, München 116
29. Pamirweststrand vom Palü, 5670 *m*, gegen Westen. Lichtbild von Ph. Borchers, Bremen 125
30. Pik Ficker, 6726 *m*, vom Aufstieg zum Breithorn. Lichtbild von E. Allwein, München 126
31. Weißhorn, 5980 *m*, und Dent Blanche von Norden. Lichtbild von Ph. Borchers, Bremen 135
32. Breithorn, 6850 *m*, vom hintersten Fedtschenkogletscher. Lichtbild von R. Finsterwalder, München 135
33. Hochtanimas, 6000 *m*, mit Vorgipfel gegen Westen. Lichtbild von R. Finsterwalder, München 136
34. Wantschgletscher unterhalb vom Paß Kaschalajak gegen Westen. Lichtbild von Ph. Borchers, Bremen 136
35. Berge der Darwaser Kette vom Paß Kaschalajak, 4350 *m*, aus. Lichtbild von Ph. Borchers, Bremen 137
36. Unterstes, 30 *km* langes Ende des Fedtschenkogletschers gegen Norden. Lichtbild von R. Finsterwalder, München 138
37. Musdschilga, 6300 *m*, Sandal, 6000 *m*, von Altin Masar. Lichtbild von Ph. Borchers, Bremen 147
38. Wantschfluß oberhalb Poi Masar. Lichtbild von Ph. Borchers, Bremen 147
39. Pik Garmo, 7490 *m*, davor die Berge westlich des unteren Fedtschenko vom Pik Gorbunoff, 6030 *m*. Lichtbild von H. Biersack, München 148
40. Zungenende des Fedtschenkogletschers mit Schottervorfeld. Lichtbild von W. R. Rickmers, Bremen 148
41. Blick vom Gebiet der Expedition 1913 (Mirsatasch) gegen den Pamirweststrand. Lichtbild von W. R. Rickmers, Bremen 157
42. Schwieriges Vorwärtskommen am Notgemeinschaftsgletscher. Lichtbild von R. Finsterwalder, München 158
43. Kamelkarawane in Osch. Lichtbild von Ph. Borchers, Bremen 158
44. Auf der Zunge des Gletschers Tanimas 2. Lichtbild von Ph. Borchers, Bremen ... 159
45. Schneider nach Rückkehr vom Pik Lenin. Lichtbild von K. Wien, München 159
46. Die Teilnehmer der Alai-Expedition, Oktober 1928. Lichtbild von W. R. Rickmers, Bremen 159

Seite
47. Kirgise mit Yak, Karadschilgatal. Lichtbild von Ph. Borchers, Bremen 160
48. Im Karadschilgatal, ganz rechts Trapez, 6100 *m*. Lichtbild von Ph. Borchers, Bremen 160
49. Im Lager Kusguntokai. Lichtbild von Ph. Borchers, Bremen 160
50. Mit Schlitten auf dem Akademiegletscher. Lichtbild von Ph. Borchers, Bremen 160
51. Blick von Gradötz gegen Großglockner. Lichtbild von K. Schöttner, Karlsbad 201
52. Muntanitz vom Hochgasser. Lichtbild von Rameis 202
53. Großer und Kleiner Muntanitz-Alabalkopf von Westen. Lichtbild von Dr. Wilhelm Brandenstein, Wien 202
54. Sudetendeutsche Hütte mit Hinterer und Vorderer Kendlspitze. Lichtbild von K. Schöttner, Karlsbad 203
55. Blick vom Muntanitz gegen Großglockner. Lichtbild von K. Schöttner, Karlsbad ... 203
56. Kendlkopf—Kendl—Gaminitz vom Ganotskogel. Lichtbild von Dr. Wilhelm Brandenstein, Wien 204
57. Blick von der Scharte zwischen Hinterer Kendlspitze und Bretterwand gegen Hütte, Nussinkkogel und Großen Venediger. Lichtbild von Dr. Hanikirsch, Leitmeritz 204
58. Gradötz und Kendlkopf, im Hintergrund Schobergruppe vom Kleinen Muntanitz aus. Lichtbild von Dr. Wilhelm Brandenstein, Wien 204
59. Blick von Gradötz gegen die Muntanitzgruppe. Lichtbild von Dr. Hanikirsch, Leitmeritz 204
60. Der Höllgraben. Lichtbild von Dr. F. Benesch, Wien 229
61. Naßköhr vom Tabersattel. Lichtbild von Dr. F. Benesch, Wien 230
62. Die große Mitterbergwand von Süden. Lichtbild von Dr. F. Benesch, Wien 230
63. Mönch vom Fuß des Walcherhorns. Lichtbild von Dr. W. Paulcke, Karlsruhe 247
64. Blick vom Jungfraufirn auf Fiescherhörner und Finsteraarhorn. Lichtbild von Hanns Barth, Wien 248
65. Konkordiahütte gegen Aletschhorn. Lichtbild von Hanns Barth, Wien 248
66. Salten. Lichtbild von K. Felderer, Bozen 265
67. Sarntaler Weißhorn vom Penser Joch aus. Lichtbild von E. Jöchler, Sterzing ... 266
68. Talschluß des Wannsertales mit Hochwart und Wannserjoch. Lichtbild von Karl Felderer, Bozen 266
69. Blick auf das Debanttal mit Hochschober, Kleinschober und Ralfkopf. Lichtbild von Franz Thurner 283
70. Leibnitztörl mit Frz. Keil-Weg und Blick auf die Alkuser Rotspitze. Lichtbild von Franz Thurner 283
71. Der Rote Knopf vom Hornkopf. Lichtbild von Dr. Rich. David 284
72. Prijakt und Glödes vom Roten Knopf. Lichtbild von Dr. Rich. David 285
73. Hochschober-Hütte mit Hohem und Niederem Prijakt. Lichtbild von Otto Eßler ... 286
74. Lienzer Hütte mit Debantgrat, Ralfkopf und Glödes. Lichtbild von Franz Thurner 286
75. Aiguille Verte — Nant-Blanc-Seite. Lichtbild von H. de Ségogne (Phot. Blanc, Le Fayet) 295
76. Montblanc und Aiguilles von Chamonix von Norden. Lichtbild von W. Mittelholzer 296

Bilder im Text:

1. Kartenskizze vom Pamir und Westturkestan. Nach einer Zeichnung von R. Finsterwalder, München 155
2. Bildnis Kederbacher (Joh. Grill). Nach einer Zeichnung von Ernst Platz, München 168
3. Sudetendeutsche Hütte 212
4. Schema der westlichen Sarntaler Alpen 250
5. Kamm zwischen Hirzer und Ifinger 263
6. Das Breithorn von der Theodulhütte. Nach einer Zeichnung von Robert Zinner .. 276

Beilagen:

Übersichtsskizze der Cordillera Real, 1:500000, von C. Troll und E. Hein

Nordwest-Pamir, Übersichtskarte der Expeditionsgebiete von 1913 und 1928, 1:500000. Von Dr. R. Finsterwalder

Wetterkarten zum Aufsatz Roschkott, Der Wettersturz als alpine Gefahr

Die andine Kundfahrt des D.u.Ö.Alpenvereins

Von Prof. Dr. Th. Herzog, Jena

Es hieße Bekanntes und von mir schon oft Ausgesprochenes wiederholen, wenn ich auf die beendete Erschließung der Alpen als Rechtfertigung außereuropäischer Hochgebirgsunternehmungen hinweisen wollte. Die Tatsache selbst wird wohl kaum mehr bestritten und auch die daraus folgende Erkenntnis, daß dem Verein in der Eroberung und Erforschung fremder Hochgebirge neue Aufgaben zugewiesen werden müssen, findet immer mehr Zustimmung auch in den Kreisen jener, die bisher als ausschließliches Objekt der Alpenvereinstätigkeit unsere Alpen sehen wollten.

Eine andere Frage kann dagegen gestellt werden und wird schon manches Mal im engeren Kreis beratender Ausschüsse und Sektionssitzungen aufgeworfen worden sein, nämlich, ob nicht der Alpenverein mit diesen neuen Aufgaben sich von dem Grundgedanken seines Wesens, seiner ursprünglichen Zielsetzung, allzuweit und in gefährlicher Weise entferne. Dementsprechend war auch jene erste ausländische Alpenvereins-Unternehmung vor dem Kriege, die erste deutsche Pamirexpedition, zunächst nur als ein Versuch, als ein Einmaliges und Ausnahmsereignis gedacht, während die schon damals stark begehrten Auslandsziele im Kaukasus, Tianschan und in den Kordilleren der privaten Initiative überlassen wurden.

Noch heute kann man hören, daß die Unternehmung solcher Reisen, die angeblich nur dem Ehrgeiz Einzelner Genüge tun, besser diesen zunächst Beteiligten überlassen bleiben sollte. Der Alpenverein habe genug und fast allzuviel andere Aufgaben, für die er seine volle Kraft einsetzen müsse. Die große Masse der Mitglieder könne für ihre Beiträge Leistungen verlangen, die allen gleichmäßig zugute kämen. Und als Gebiete, auf denen sich solche gemeinnützige Arbeit zu betätigen hätte, werden genannt: Weg- und Hüttenbau, Herausgabe von Führern und Karten, Naturschutz und Unterstützung wissenschaftlicher Forschungen in den Alpen, wie Gletschervermessungen usw., Schrifttum (Mitteilungen und Zeitschrift), schließlich Führer- und Rettungswesen, Bibliothek und Museum, um nur die wichtigsten Dinge herauszugreifen. Gewiß ein reichhaltiges Programm, von dem man sagen kann, daß es auch einen rührigen Verein auszufüllen vermöchte!

Aber bei genauerer Betrachtung sind alle diese Dinge doch mehr als eine Art normaler Stoffwechseläußerungen des voll ausgewachsenen Alpenvereinsorganismus zu betrachten, als eine Betätigung mehr erhaltender und ausbauender Art innerhalb eines Rahmens, den mutige Pionierhände vor langer Zeit gezimmert und aufgerichtet haben.

Im Anfang war die Tat! und zwar im Alpenverein die bergsteigerische Tat! Sie lebt noch; aber sie ist aus der Hand des Vereins, dem sie einst Selbstzweck war, in die vielen nach Geschmack und Leistungsfähigkeit so überaus verschiedenen Unternehmungen des Einzelbergsteigers hinübergeglitten. Was heute noch an Erschließerarbeit geleistet wird — und im Spezialistenbereich geschieht noch unendlich viel — das ist kaum mehr Vereinsangelegenheit als solche. Bestenfalls fühlt sich eine Sektion an den kühnen Taten ihrer Mitglieder innerlich beteiligt und empfindet dabei den Stolz einer Truppe, deren Beste ihre Fahnen von Erfolg zu Erfolg tragen. Aber der Verein als Ganzes ist zu sehr an Verwaltungs-, Geschäfts- und beratende Tätigkeit gebunden, als daß ihm in den Alpen noch eine größere Zielsetzung bliebe. Träger des tätigen

alpinen Lebens sind heute die Zweige und hier liegt diese Arbeit oft nur oder vorwiegend in den neu aufgeschossenen Ästen der „Bergsteigergruppen". Hier zerteilt sich der Strom der Energien in unzählige Einzelunternehmungen, deren Stoßkraft und Rückwirkungen nicht weiter als bis zu den engeren Grenzen eines Bergsteigerkreises reichen.

Die erste grundlegende Zielsetzung des Alpenvereins war aber die Erschließung der Alpen. Da sie heute vollendet ist, fehlt dem tragenden Stamm jene schöpferische Triebkraft, die allein auf die Dauer ein starkes inneres Leben verbürgt. Noch ist es aber nicht an der Zeit, das Wachstum als abgeschlossen zu betrachten und sich dabei zu bescheiden, daß die mächtige Krone alljährlich ihr neues Laub trägt, während der Stamm selber schon an Saftstockung leidet und auf höheren Wuchs oder Neubildung von kräftigen Trieben verzichtet. Diese Resignation ist Gott sei Dank im Alpenverein noch nicht eingetreten. Nein, das Bewußtsein, daß nur die Schaffung neuer Ziele gesundes Gedeihen und Wachstum verbürgt, und der Entschluß, dieser Erkenntnis Taten folgen zu lassen, ist da. Der mächtige Strom, der lange Zeit seeartig behäbig sich in die Breite dehnte, schickt sich an, ein neues Hindernis anzugreifen, eine neue Sperre anzunagen und in donnerndem Sturz die mächtige Barre zu überwinden. Die Alpen sind gemeistert; sommers und winters sind sie heute das Ziel Tausender und aber Tausender von bergbegeisterten Menschen. Aber drüben, jenseits der Meere und im Innern weiträumiger Kontinente türmen sich die Riesenwälle noch unbesiegter Gebirgsketten. Und sie sind es, die uns zu neuer begeisternder Tat rufen. Man sage nicht, sie gingen uns nichts an! Als die ersten Pioniere des Alpinismus in unsere Hochalpen, auf Gletscher und einsame schroffe Zinnen emporstiegen, war der Kreis der Zustimmenden zu „dieser neuen Mode" auch nicht größer, als heute die Zahl der für Auslandsunternehmen Begeisterten. Und wer sich hinter den Buchstaben verschanzen wollte, daß der Alpenverein ausdrücklich die Alpen als Gegenstand seiner Arbeit gewählt habe, den darf man doch wohl daran erinnern, daß wir heute lebenden Menschen, ebenso wie die Gründer des Vereins für damals, nun die Ziele des heutigen Vereins zu bestimmen haben. Denn der innere Sinn jener Forderung, die Alpen zu erschließen, hat auch heute noch in seiner erweiterten und mit der Entwicklung des Alpinismus Schritt haltenden Fassung volle Gültigkeit. Daß wir mit den Alpen, dem uns nächstliegenden Hochgebirge anfingen und daß sie naturgemäß auch fernerhin im Vordergrund unserer praktischen Betätigung stehen werden, ist eine Selbstverständlichkeit, die niemand anzutasten gedenkt. Aber wir wollen nicht im Genuß all des schon Errungenen und als Gemeingut Festgelegten bequem werden. Der Verein hat vielmehr die Pflicht eingesehen, sich zu seiner verwaltenden Tätigkeit hin noch neue große Aufgaben zu stellen und diese können sinngemäß nur in der Eroberung fremder Hochgebirge bestehen.

Man wende nicht ein, der Verein könne für solche abwegige Unternehmungen keine genügenden Mittel aufbringen! Die einfachste Überlegung und ein kurzer Blick in das Budget unseres Vereins beweist das Gegenteil. Je länger, desto weniger Hütten werden wir zu bauen oder zu ersetzen haben; auch der Wege sind es nun allmählich genug. Die Mittel eines Vereins von fast 200 000 Mitgliedern, die sich nahe an eine Million (für den Hauptverein) jährlich stellen, lassen Beträge von 30—40 000 M. etwa in zweijähriger Wiederkehr ohne weiteres zu und zwar, ohne jede Einbuße auf dem Gebiet seiner übrigen Aufgaben. Als ich seinerzeit („Bergfahrten in Südamerika" 1925) den Vorschlag machte, für die Zwecke einer solchen Auslandsarbeit eine Kopfsteuer von 50 Pfennig umzulegen, beabsichtigte ich lediglich einen sicheren, von momentanen Stimmungen und Strömungen unabhängigen Grundstock für diese Alpenvereins-Unternehmungen zu schaffen. Da der Hauptausschuß aus prinzipiellen Erwägungen heraus einen solchen Antrag nicht zustimmen zu können glaubte, so war dafür eine andere Lösung zu finden, und sie fand sich darin, daß Jahr für Jahr auf

besonderen Antrag eine für Zwecke von Auslandsunternehmungen bestimmte Summe im Jahresbudget eingesetzt werden soll, ein Betrag, der ausreicht, wenigstens alle 2 Jahre eine größere Hochgebirgs-Forschungsreise zu unternehmen.

Im vergangenen Sommer 1928 hat nun unser Alpenverein diesen Entschluß erstmalig in die Tat umgesetzt und zwar mit 2 Unternehmungen zugleich, nach Ost und West. Die erstere knüpfte an die Vorkriegsfahrt in den Pamir an, die andere führte in die Anden von Bolivia. Hier, in den nachfolgenden Berichten, handelt es sich um diese Kordillerenfahrt.

Was bedeuten uns die Anden?

Noch heute gibt es — oder es gab deren noch bis vor kurzem — viele Bergsteiger, die an dem alten Vorurteil festhalten, die Anden seien zwar hoch und entsetzlich lang, aber auch langweilig und durchaus bergsteigerisch zweitrangig. Hierzu zwei Bemerkungen! Wer ausschließlich als Sportsmann die Berge betrachtet, wird freilich unschwer feststellen, daß Sechstausender gegenüber Sieben- und Achttausendern zurückbleiben, und er wird auch, an der Länge der Gletscher messend, die unter den Tropen liegenden Teile der Anden wegen des mäßigeren Umfanges ihrer Vergletscherung hinter den hohen asiatischen Gebirgen und dem Kaukasus einreihen. Zweitens ist es aber ganz ausgeschlossen, die Anden überhaupt als Ganzes zu beurteilen und zu werten. Dazu sind sie bei ihrer Erstreckung von Venezuela und Panama bis zum Feuerland, rund 8000 *km*, viel zu mannigfaltig in ihren Erscheinungsformen. Wir finden nämlich in ihnen ungefähr alle jene Landschaftstypen vereinigt, denen wir auf einer Reise vom Nordkap bis zum Victoria-Nianasee in Zentralafrika begegnen würden, und vielleicht noch einige dazu (z. B. die „Mondlandschaft" der Atakama). Manche ihrer Teilstrecken sind nun durchaus hochalpin, dabei landschaftlich überaus reich gegliedert und ästhetisch schön. Freilich muß man den Blick für eine fremde Erscheinungswelt haben. Und nichts wäre weniger am Platz, als den ästhetischen Maßstab unserer Alpen an gänzlich andersartige Berge anzulegen. Ich weiß wohl, daß man über Geschmäcker nicht streiten soll und kann. Aber allgemein gültige Werturteile sind natürlich von einer ausgesprochen subjektiven Betrachtungsweise nicht zu erwarten. Die Hauptfrage ist: Enthalten die Anden ernste, wilde, großartige, stark vergletscherte, schöne Hochgebirgsketten? Und die Frage kann unbedenklich mit „Ja" beantwortet werden. Lest, was H. Hoek in der Alpenvereins-Zeitschrift 1905 (Bd. 36) über den Illimani schrieb und wie sich Conway, der Weitgereiste, über ihn äußert, und ihr werdet nicht mehr zweifeln können, daß hier ein Bergland voll kostbarer Wunder vor euch steht.

Die Anden sind uns Deutschen aber kein fremdes, neues Betätigungsfeld. Gerade in der Erschließungsgeschichte der Anden knüpfen sich viele der wichtigsten Daten an deutsche Namen. Freilich, die großen Berge, die gewissermaßen als Exponenten des Andenzuges gelten, sind alle von Nichtdeutschen und zwar stets von Engländern, zuerst erstiegen worden. Chimborazo (Whymper), Illimani (Conway) und Aconcagua (Stuart Vines nach seinem Schweizer Führer Zurbriggen) sind diese Namen. Aber sie wurden wie Rosinen aus einem Kuchen gepflückt. Den Kuchen selbst ließ man liegen. Die systematische Durchforschung dieser „Kuchen" und auch manche Vorarbeit für die erfolgreichen Rekordmänner haben Deutsche geleistet. Ich beabsichtige nicht, hier einen trockenen geschichtlichen Überblick über die von Deutschen in den Anden getane bergsteigerisch erschließende Arbeit zu geben. Aber es soll daran erinnert werden, daß Güßfeldt der Erste am Aconcagua war und daß die Engländer auf seinen gründlichen Erkundungen aufbauten. H. Meyer durchforschte mit Reschreiter die Hochgebirge von Ecuador, wobei zwar der Gipfel des Chimborazo nicht erreicht wurde, aber mehr für unsere Kenntnis jener Gebirge gewonnen wurde, als Whymper trotz seines Sieges über den Chimborazo heimbrachte. Ich erinnere ferner an die rastlose Forschertätigkeit, die F. Reichert in fast allen Teilen der südamerikanischen Kordilleren vom nörd-

lichen Argentinien mit seinen Vulkanbergen (s. Zeitschr. d. D. u. Ö. Alpenvereins 1906, „Aus den Hochgebirgen der Wüste von Atacama), über das Aconcagua-Tupungato-Juncalgebiet bis zum Tronador und Patagonischen Inlandseis entfaltet hat. Mit ihm zusammen finden wir den Deutsch-Schweizer R. Helbling, der eine prachtvolle photogrammetrische Karte des Juncal-Tupungato-Gebietes im Maßstab 1:25000 als Frucht seiner Tätigkeit heimbrachte (Beilage zum Jahresbericht des Akad. Alpenklubs Zürich, 1918). Die deutschen Turner in Santiago (heute „Deutscher Ausflugsverein" und hoffentlich bald Auslandssektion des D. u. Ö. Alpenvereins) sind gleichfalls an der Erschließung der argentinisch-chilenischen Grenzketten wesentlich beteiligt. Abgesehen von Angriffen auf den Aconcagua haben sie besonders am Altargebiet (Überschreitung des Bismarckpasses und Entdeckung des mächtigen Olivarezgletschers) am Vulkan Tupungatito, 5600 *m*, und San José, etwa 5900 *m* (s. Zeitschr. 1909, L. Hanisch, „Eine Besteigung des Vulkans Tupungatito") und schließlich durch die Erstersteigung des Cerro Marmolejo, 6100 *m* (s. Andina 1928, Heft 2) wertvolle Pionierarbeit verrichtet. In Bolivia treffen wir ferner die Expedition Steinmann, Bistram, Hoek 1903/04 geologisch und bergsteigerisch tätig (s. Zeitschr. 1905—07, H. Hoek, „Bergfahrten in Bolivia"). Hauthal und A. Penck ergänzen diese Arbeiten auf rein wissenschaftlicher Basis, wobei speziell die Glazialgeschichte Gegenstand ihrer Forschung bildet, F. Kühn erforscht mit vorzugsweise geographischer Fragestellung zahlreiche Hochgebirgsketten von den Nevados de Famatima und der Ramadakette bis nach Patagonien hinein und auch des Geologen W. Schiller Forschungsreisen in den Gletschergebieten nördlich und südlich des Uspallatapasses haben teilweise alpinistische Erfolge gebracht. Th. Herzog, der auf pflanzengeographischer Studienfahrt durch Bolivien 2 Hochgebirgsketten (die Cord. de Cocapata und die Gletscherkette von Quimzacruz) bergsteigerisch systematisch erforschte, schließt sich als Führerloser an das Beispiel Reicherts und Helblings an (s. „Bergfahrten in Südamerika", Stuttgart 1925). Ihm folgten während und nach dem Weltkriege die in Bolivien ansässigen Deutschen A. Schulze, R. Dienst, Bengel und Lohse, denen ein prächtiger Sieg über den Illimani und die erstmalige Eroberung der beiden Riesenberge Caca-aca, 6300 *m* und Ancohuma, 6413 *m*, beschieden war (s. R. Dienst, „Im dunkelsten Bolivien", Stuttgart 1928). Gewiß eine stattliche Liste, die beweisen dürfte, daß der Alpenverein mit seinem Anspruch auf die Erforschung der Bolivianischen Hauptkordillere und dem Angriff auf den Illampu sich durchaus auf dem Boden deutscher Tradition und deutscher Vorarbeiten bewegte.

Die nachfolgenden Berichte geben nun Aufschluß über die erfolgreiche Fahrt der Alpenvereins-Expedition in die Bolivianische Hochkordillere, von der irgendwelche Einzelheiten vorwegzunehmen keinen Sinn hätte. Ich möchte nur bemerken, daß trotz dieser schönen Erfolge unserer Bergsteiger die Erschließung der bolivianischen Gletscherketten keineswegs beendet ist. Außer dem mächtigen Condoriri, über 6000 *m*, und dem Vulkan Sájama, etwa 6500 *m*, harren die stark vergletscherte Kette von Apolobamba und die meisten Gipfel der Quimzacruz- und Santa Veracruz-Kette noch ihrer Erforscher und Besteiger. Möge der Alpenverein im Lauf der Jahre auch diese Aufgabe zu der seinen machen und sie zum Erfolge führen!

Bericht über die Anden-Expedition des D. und Ö. Alpenvereins 1928

Von Hans Pfann, München

Die Pamirreise im Jahre 1913 war die erste vom D. u. Ö. Alpenverein finanzierte Auslandsbergfahrt. In den Jahren 1915 und 1919 haben Deutsche in den bolivianischen Anden zwei Hauptgipfel „Ancohuma und Caca-Aca" erstmals bestiegen sowie die zweite Besteigung des gewaltigen Illimani durchgeführt. Dies gab Veranlassung, daß im Vorjahre, als endlich wieder Mittel für Auslandsbergfahrten zur Verteilung kommen konnten, die Hochregion der bolivianischen Hauptkordilliere als Reiseziel gewählt wurde. Zur Übernahme der Leitung, welche mir vom Hauptausschuß angeboten wurde, erklärte ich mich gerne bereit, als mir durch das verständnisvolle Entgegenkommen des Stadtrates München der erforderliche sechsmonatige Urlaub genehmigt worden war. Im Sommer 1927 trafen sich die als Teilnehmer in Frage kommenden Bergsteiger in Courmayeur, um sich auf gemeinsamer Fahrt kennen und schätzen zu lernen.

Nach Abschluß der erforderlichen Vorarbeiten konnten wir am 18. bezw. 19. Februar mit 1200 *kg* Gepäck von München nach Bremerhaven reisen. Die Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft stellte Aneroide, Siedethermometer und einen Photogrammeter als Leihgabe zur Verfügung, das Bayerische Topographische Bureau einen Reisetheodoliten. Zahlreiche Firmen haben mir bei Beschaffung der Ausrüstung und des Dauerproviantes größtes Entgegenkommen erwiesen. Als der eigentliche Ausrüster muß das Münchner Sporthaus A. Schuster genannt werden, das mit Liebe und Verständnis die Herstellung und Beschaffung des überaus mannigfaltigen Gerätes übernahm und der Expedition einen wirklichen Ausnahmepreis gewährte. Als Stifter sind ferner rühmend zu nennen: Klepperwerke Rosenheim, Maggi-Gesellschaft und Knäckebrotfabrik Berlin u. a.

Als Teilnehmer wurden vom H.-A. bestimmt: die Bergsteiger Alfred Horeschowsky aus Wien, Hugo Hörtnagl aus Innsbruck und Erwin Hein aus Linz; ferner der Bergassessor Dr. Friedrich Ahlfeld aus Marburg, welcher 4 Jahre im Hochland Boliviens geweilt und hiebei die meisten Bergwerke in der Hauptkordilliere besucht hatte. Hein und Hörtnagl hatten 1927 an dem Gletscherkurs in Gurgl, sowie an den kartographischen Arbeiten Dr. R. Finsterwalders in den Zillertaler Bergen teilgenommen. In der Hauptstadt La Paz kam noch der Geograph Dr. Karl Troll aus München hinzu, der sich bereits seit 2 Jahren in Bolivien geographisch-botanischen Forschungen widmete.

In Bremen wurden wir vom Referenten für Auslandsbergfahrten im H.-A., Herrn Dr. Borchers, empfangen, der um das Zustandekommen der Forschungsfahrt und unsere Verschiffung sich sehr bemüht hat. Nach einem sehr schönen Abschiedsabend, den die Sektion Bremen und der H.-A., dessen Präsident Exzellenz v. Sydow zu unserer Verabschiedung persönlich nach Bremen gereist war, veranstaltete, gingen wir am Dienstag, 21. Februar mittags, an Bord des Postdampfers Negada der Kosmoslinie, der uns nach sechswöchiger Seereise nach dem peruanischen Hafenort Mollendo bringen sollte. Um Mitternacht des nächsten Tages lagen wir in Antwerpen am Kai, wo wir große Mengen Ladung zu übernehmen hatten, hauptsächlich

Eisenbahnmaterial, Radsätze, eiserne Schwellen, Rundeisen, Bleche, Zement, Steingut, Bierflaschen und Kohlen. Die Ladearbeiten dauern 4 Tage, so daß wir Gelegenheit hatten, Antwerpen und seine Museen, sowie die Hauptstadt Brüssel eingehend zu besichtigen. Zahlreiche stolze Ozeandampfer, darunter ein Brasilianer, der frühere Lloyddampfer Sierra Nevada, wurden am letzten Abend von Schleppern die Schelde hinaufgezogen. Montag früh 5 Uhr verließen wir endlich den Hafen, saßen jedoch 2 Stunden später wegen dichten Nebels im Flusse fest und mußten bis zum Eintritt der Flut hier warten; nachmittags 4 Uhr erst konnten wir abgeschleppt werden.

Am nächsten Morgen sind wir im Kanal auf der Höhe von Dover und sehen die hohen Felsenufer Englands. Unser Schiff läuft trotz starker Dünung in 24 Stunden 242 Seemeilen, die Strecke Antwerpen-Colon (am Panamakanal) beträgt 4900 Seemeilen. Donnerstag, den 1. März, sind wir in der Biscayabucht. Schwere Regenböen und Windstärke 8 sind die Veranlassung, daß das erste Deck ständig überflutet wird und schwere Spritzer auch das zweite Deck erreichen. In der folgenden Nacht ist die Dünung besonders schwer, so daß zahlreiche Fahrgäste unter Seekrankheit schwer zu leiden haben. Auch wir bringen Neptun ein bescheidenes Opfer. Die Tagesleistung des Schiffes sinkt auf 180 Meilen.

Montag früh passieren wir die große Azoreninsel São Miguel in 4 *km* Entfernung, die bis 1100 *m* hohe Berge besitzt; Wälder und Kulturen in der Nähe von freundlichen Dörfern erfreuen das Auge, das Meer hat sich sehr beruhigt. Die folgenden Tage verbringen wir sonnig und warm auf hoher See; die rastlosen Möwen, die uns bisher begleitet, haben das Schiff verlassen. Am Horizont türmen sich prachtvolle Kumuluswolken, die ersten fliegenden Fische erfreuen uns durch ihre bis 200 *m* langen Flüge über die tiefblaue Wasserfläche.

Am Mittwoch, den 14. März, erblicken wir wieder einige Vögel, ein sicheres Zeichen, daß wir in Landnähe gekommen sind. Am folgenden Tag fahren wir zwischen den westindischen Inseln Desechoa und Puertorico ins Karaibische Meer ein, die Wassertemperatur beträgt morgens 7 Uhr bereits 27°. Sonntag, den 18. März abends, kommen wir nach 20tägiger Fahrt in Colon an.

Am nächsten Morgen betreten wir amerikanischen Boden und wandern durch die hauptsächlich von Negern und Chinesen bewohnte Stadt, die im Jahre 1852 von den Yankees anläßlich des Baues der Panama-Eisenbahn gegründet wurde und zur Zeit etwa 20 000 Einwohner besitzt. Im Hotel Washington nehmen wir ein erfrischendes Schwimmbad. Am Abend fahren wir zum Kohlenhafen, der auf einer kleinen Insel mit den neuzeitlichsten Transportanlagen erbaut ist; der Kohlenverbrauch unseres Schiffes betrug für die Fahrt Antwerpen-Colon 1100 to, diese Menge muß nun ersetzt werden.

Schon Dienstag früh 6 Uhr 30 Minuten fahren wir in den Kanal ein bei echt tropischem Regen, so daß wir befürchten müssen, von den Kanalbauten recht wenig zu sehen. Die flachen Ufer sind mit üppigstem Urwald bedeckt. Gegen 10 Uhr klart es vollständig auf. So gestaltet sich die Fahrt durch die tropische Seenlandschaft überaus eindrucksvoll. Wir sehen Krokodile, die auf Sandbänken am Ufer sich sonnen und amerikanische U-Boote, die mit uns gleichzeitig die gewaltigen Kanalschleusen nehmen. Wir sind erstaunt über die Vollkommenheit und Geschwindigkeit, mit der sich die mächtigen Schleusentore öffnen und schließen und die gewaltigen Wassermengen der Schleusenkammern ergießen; das Aus- und Einschleppen der Schiffe besorgen sechs elektrische Zahnradlokomotiven, die zu beiden Seiten auf den Betonwänden fahren und durch Drahtseile mit dem Schiffe straff verbunden werden. Erfreut sind wir zu erfahren, daß auch die deutsche Industrie wichtige Einrichtungen geliefert hat: zwei mächtige Turmkrane und die in Form von eisernen Drehbrücken gebauten Schleusensicherungen. Der Kanal verbindet die Seen Gatun, 26 *m*, und

Mira Flores, 16,7 *m* über dem Meer gelegen. Der Staudamm des Gatunsees ist 2,4 *km* lang; die Speisung des Kanals erfolgt durch den Chagresfluß; die Doppelschleusen haben 33,5 *m* Breite und sind 305 *m* lang. Die Hubdauer betrug für unser Schiff 7 Minuten für 13 *m* Hubhöhe, für die Gatunhöhe somit rund 15 Minuten.

Nach 7½ Stunden kommen wir angesichts der Amerikanerstadt Balboa an einigen Kreuzern vorbei; der Kanal ist zu Ende, wir sind im Stillen Ozean angelangt. Kurz vor Sonnenuntergang gehen wir mit SO-Kurs ins offene Meer, ohne die Stadt Panama, deren Lichtschein wir sehen, anzulaufen. Walfische und Mövenschwärme beleben die endlose Fläche. In der Nacht fällt starker Regen.

Am frühen Morgen des übernächsten Tages liegen wir in der Flußmündung des Rio Dagna vor Buenaventura fest „wegen Ebbe und Nebel" und können erst nachmittags weiterfahren. Segelschiffe und Einbäume, von Negern besetzt, ziehen vorbei. Nach 2 Uhr gehen wir auf der Reede vor Anker; die meisten Fahrgäste werden hier ausgebootet. Eine Schmalspurbahn führt von hier nach Kalli, einer zukunftsreichen Stadt im Innern Kolumbiens. Am Strand hat der Staat ein großes erstklassiges Hotel erbaut. Vier Tage erfordert hier das Löschen der Ladung, da die Arbeit durch schweren Regen gestört wird; so haben wir Gelegenheit, Land und Leute gründlich kennenzulernen. Tropische Regengüsse, schweres Gewölk und die erschlaffende feuchtwarme Luft, prachtvolle Wolkenstimmungen bei Sonnenuntergang, die einfachen Pfahlbauten der Neger und der tropische Urwald, hinter dem die tiefblauen Bergkämme der Kordilliere aufragen, sind die Merkmale unseres Aufenthaltes in diesem kolumbischen Hafenorte.

Leider geben Lichtbilder die Schönheit und Farbenpracht der tropischen Landschaft nur sehr unvollkommen wieder.

Bei der Ausfahrt begegnen uns drei Dampfer, darunter e i n deutscher.

Nach 20stündiger Fahrt erreichen wir am 28. März Esmeraldas, in der Nacht haben wir den Äquator überschritten. Die Ladearbeiten erfordern nur einige Stunden; die flache Bucht wird von niedrigen Waldbergen umsäumt. An den drei folgenden Tagen laufen wir Bahia de Caraguez, Manta und Punar an.

Am 31. März nachmittags gehen wir auf der Reede von Guaiaquil vor Anker, dem Haupthafen von Ekuador, eine Stadt von 100 000 Einwohnern. Am folgenden Tag besichtigen wir die Stadt, die einige Monumentalbauten und ein schönes Unabhängigkeits-Denkmal besitzt, zumeist jedoch nur einfache Holzhäuser und schlechte Straßen hat. In der Brauerei, deren maschinelle Einrichtung in der Hauptsache aus Deutschland stammt, haben wir Gelegenheit zu einer Kostprobe, da der Biervorrat an Bord erneuert werden muß. Wir liegen hier fast 2½ Tage, da wieder schwere Regenfälle die Ladearbeiten stören. Schon in der ersten Nacht wird das Schiff von unzähligen Moskitos heimgesucht, die uns sehr belästigen; ein jeder trägt zahlreiche Stiche davon, die wohl nur deshalb keine unangenehmen Folgen haben, weil wir alle vorher Plasmochin eingenommen haben.

Am 3. April sind wir in Paita, dem nördlichsten Hafenort von Peru; die Küste ist trocken und vegetationslos, wüstenartig. Die Temperatur ist nun angenehm kühl durch den Einfluß einer kalten Meeresströmung, des Humboldtstromes; die kleinen Flüsse versiegen fern von der Küste. Am nächsten Tag erreichen wir Pimentel und Eten, wo unzählige Pelikane sich in der Luft tummeln und kopfüber in die Fluten stürzen — ein eigenartiges Bild! Zahlreiche Fischerboote segeln, den Vogelschwärmen folgend, zu reichem Fang. Unser Schiff nimmt als Ladung große Mengen Rohrzucker auf. Die Bergketten der Anden überragen eine Nebelschicht, welche den Küstensaum verdeckt, so daß sie wie gebirgige Inseln aus dem Meere aufzusteigen scheinen.

Am Karfreitag liegen wir vor Pacasmayo und Puerto Chicama, dem Hafenort

von Casa Granda, der größten Zucker-Hacienda Südamerikas, die dem deutschen Hause Gildemeister & Co. gehört. Am nächsten Tage absolvieren wir Salaverry, wo 30 000 Zigaretten an Bord als Konterbande beschlagnahmt werden, da sie in der Schiffsliste nicht eingetragen waren.

Der Ostersonntag ist durch sehr ruhige See ausgezeichnet, die hier von unglaublich großen Mengen Seevögeln, von Delphinen und Seelöwen belebt wird. Bei Einbruch der Dämmerung kommen wir an einigen Guanoinseln vorüber, die Millionen von Vögeln — Kormorane — als Brut- und Ruhestätte benützen. In endlosen Zügen suchen diese nun hier ihr Nachtquartier auf.

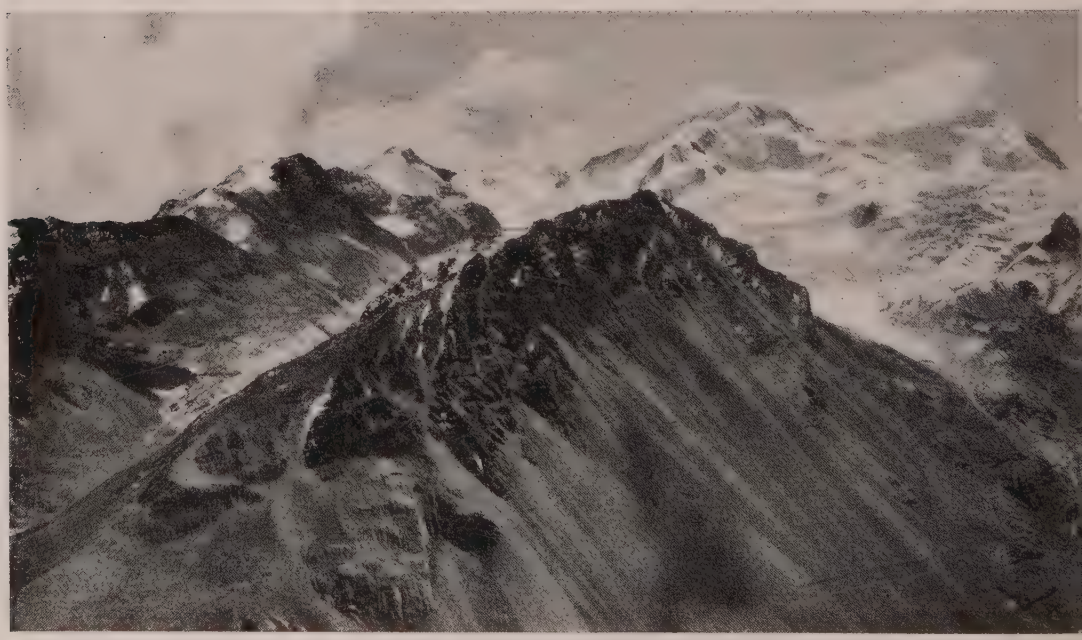
Am folgenden Morgen sind wir in Callao, dem Hafen der peruanischen Landeshauptstadt Lima. Da unser Schiff hier drei Tage liegen muß, haben wir Gelegenheit, Lima zu besuchen, wo mir vom deutschen Gesandten ein Ministerialerlaß für die Zollbehörden in Mollendo ausgehändigt wird. In Begleitung des bekannten Pflanzengeographen Professor Weberbauer und meines Sektionsgenossen Hr. Brigleb besichtigen wir alte Paläste und Baudenkmäler aus der Spanierzeit, das National- und Inkamuseum, die Villenvororte und Seebäder „Mira Flores und Punta". Lima hat den Ruf, die teuerste Stadt der Welt zu sein und besitzt tadellose staubfreie Autostraßen, schöne Denkmäler und Plätze; alle diese großstädtischen Einrichtungen sind erst in den letzten fünf Jahren geschaffen worden.

Am späten Nachmittag des 13. April gelangen wir endlich an das Ziel unserer Seereise, Mollendo. Am Morgen ist wieder sehr starke Dünung zu verspüren, so daß nochmals Seekranke zu sehen sind. Kahle, bis 1000 *m* hohe Felsberge bilden die Küste. Wir liegen neben einem ehemals deutschen Segler, der nun als Regierungsschiff den Vogeldünger von den Inseln holt und an der langgestreckten Küste des Landes an die Plantagen verteilt; die Luft wurde durch diese Ladung entsetzlich verpestet.

Erst am nächsten Vormittag werden wir ausgebootet, da die schwere Brandung und die zahlreichen Felsklippen eine Landung bei Dunkelheit unmöglich machten. Bis unser umfangreiches Gepäck von den Zollbehörden freigegeben wird, vergehen Stunden. Dann beginnt endlich die Beförderung durch Träger zum Bahnhof; es müssen die Pässe in der Stadt vorgelegt, das Gepäck nach La Paz aufgegeben werden. In dem stattlichen Gebäude der Schiffsagentur der Kosmoslinie werden wir sehr liebenswürdig aufgenommen. In einem Restaurant, wo gerade eine deutsche Damenkapelle spielt, essen wir zu Mittag; dann wird es Zeit für die Abreise, die um 2 Uhr nachmittags erfolgte. Die Bahn wendet sich zunächst der Küste entlang nach Süden; die Landschaft ist wüstenartig, nach 1000 *m* Steigung gewinnt man eine Hochfläche. Vereinzelt treten Säulen-Kakteen und einige andere anspruchslose Pflanzen auf. In dem weiten Flußtal des Tambo erblicken wir eine ausgedehnte grüne Oase, wo Baumwolle und Zuckerrohr angebaut wird. Abends 8 Uhr kommen wir in Arequipa an, eine der schönsten und gesündesten Städte Südamerikas, 2635 *m* hoch, in einem von über 5000 *m* hohen Bergen umgebenen Flußtal gelegen. In der deutschen Pension Brunn steigen wir ab; am Abend besuchen wir noch das schöne Heim des deutschen Klubs. Unter Führung von zwei deutschen Herren machen wir am nächsten Tage mit Straßenbahn und Auto Ausflüge in die malerische Umgebung der Stadt; das Wahrzeichen bilden die drei erloschenen Vulkane Chachani, Pichu-Pichu und Misti, die in der oberen Region noch mit Schnee bedeckt sind. Die Plaza ist schöner als der große Platz in Lima; die Kirche, deren Kuppel infolge eines Erdbebens einstürzte, wird von prächtigen Toren flankiert, die meisten Häuser besitzen wegen ständiger Erdbebengefahr nur ein Geschoß. Den Tag beschließen wir mit einer Kegelpartie im deutschen Klub in Gesellschaft von liebenswürdigen Landsleuten, wobei Wein und Bier aus der dortigen deutschen Brauerei gespendet wird. Früh 8 Uhr verläßt unser Zug den Bahnhof, nach herzlichem Abschied von einigen

Im Calzata-Gletscher

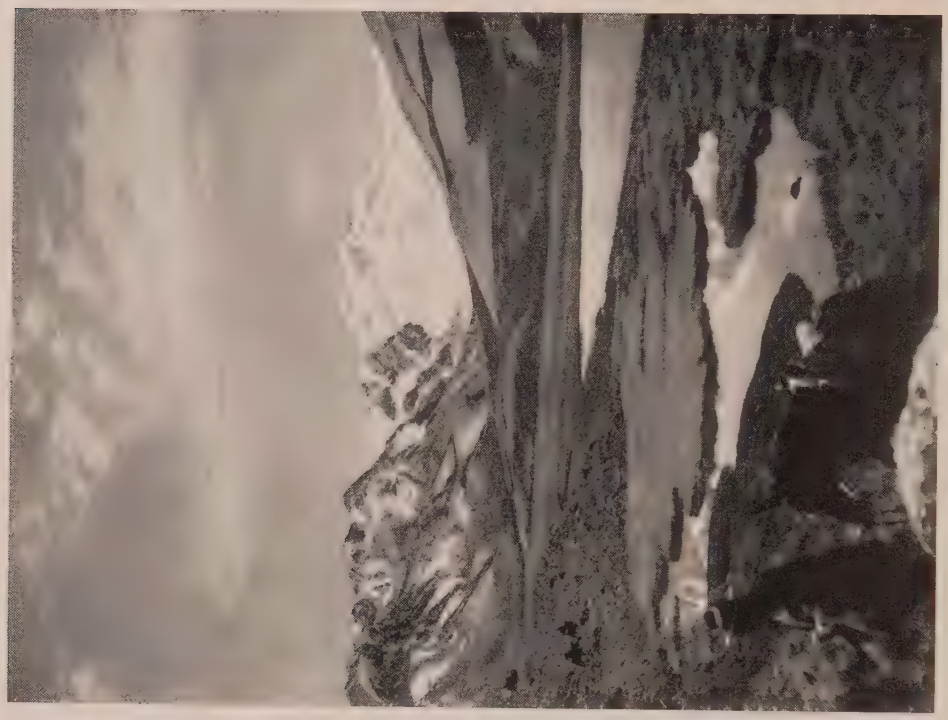
Panorama der Kordillere von Chearoco bis zum Chachacomani. Aufgenommen



Panorama des Ancohuma-Massivs (Altiplanoseite). Aufgenomme

chwarzen Pyramidenberg" (Vermessungspunkt XVIII) in der Parapuranigruppe

Höhen zwischen San Francisco und Casirital (Vermessungspunkt XII A)



Anmarsch zur Calzata

Aufstieg zur Calzata

Klubmitgliedern. Nach Verlassen der Arequipaoase geht es durch Wüstenland steil hinan in Schnellzugstempo. Wir erblicken die ersten Lamaherden, der Pflanzenwuchs ist überaus spärlich, meist nur stacheliges Gras und vereinzelte Stauden. Am höchsten Punkte der Bahnlinie, 4470 *m*, erstreckt sich ein grünes Hochtal mit zahlreichen Bächen und Seen, in welchem Schafe und Rinderherden weiden. Ein Bild, wie wir es in den Hochalpen in 2400 *m* Höhe finden. Die wenigen Ansiedelungen sind überaus ärmlich und schmutzig, die Behausungen ohne Fenster. Bei Dämmerung erreichen wir den Bahnknotenpunkt Juliaca, 3825 *m*, eine größere Gemeinde. Am Bahnhof herrscht reger Verkehr; wir sehen die ersten Hochlandsindianer — Aymaras — in ihrer alten Tracht; abends 7 Uhr 30 Min. bei vollständiger Dunkelheit sind wir in Puno am Titicacasee, dem Endpunkt der Bahn, angelangt, wo wir in den Dampfer umzusteigen haben. Ein deutscher Kaufmann, Herr Rambo aus Arequipa, der mit uns nach La Paz reist, leistet uns hier sehr wertvolle Dienste als Dolmetscher. Verlangt doch die Zollbehörde, daß wir unsere sämtlichen Gepäckstücke zur Kontrolle öffnen sollen; da wir von der bolivianischen Regierung keinen Freischein für unser Reisegepäck erhalten hatten, sind wir in großer Verlegenheit. Wir telegraphieren an die deutsche Gesandtschaft in La Paz ohne Erfolg. Nach stundenlangen Verhandlungen erlaubt man uns endlich auf das überfüllte Schiff zu gehen. Bei Morgengrauen sind wir bereits jenseits der berühmten Sonneninsel und nähern uns dem Ende der Seefahrt, dem bolivianischen Hafen und Eisenbahnendpunkt Guaqui. Über der Ostküste lagern bleigraue Wolkenberge, zwischen welchen ab und zu einzelne Schneefelder der etwa 40 *km* entfernten Kordilliere Real hervorleuchten. 9 Uhr vormittags betreten wir bolivianischen Boden; Herr Rambo setzt es bei dem Vorstand der Grenzbehörde durch, daß unser Gepäck ungeöffnet nach La Paz weiterbefördert wird. Mittags 12 Uhr besteigen wir den Zug, der uns in 5 Stunden in die Landeshauptstadt bringen soll. Bald sind wir in Tiahuanaco, mit den weltberühmten Ruinen des Sonnentempels und Monolithen, die vom Zuge aus keinen großen Eindruck machen. Das Wetter klart nun völlig auf, so daß wir bei der Fahrt durch ein ehemaliges Seebecken, das eigentliche Ziel unserer Reise, die stolzen Eisberge der Ostkordilliere zwischen Ilimani und Illampu erblicken; am mächtigsten wirken Caca-Aca und Ilimani, das stolze Wahrzeichen der bolivianischen Hauptstadt.

Vom See weg steigt die Bahn von 3812 *m* auf 4080 *m* und muß dann in langen Schleifen mit 400 *m* Gefälle in das tiefeingeschnittene La-Paz-Tal einlaufen.

Am Bahnhof werden wir von Dr. Troll und dem Direktor der deutschen Schule, Herrn Dr. Schneider, herzlichst empfangen, die mit einigen Herren der deutschen Kolonie uns erwartet hatten. In zwei deutschen Pensionen war Quartier für uns belegt. Den Abend verbrachten wir im Kreise der Familie Schneider in der deutschen Schule bei einem Glas Bier.

Am nächsten Morgen besuchte ich den deutschen Gesandten und bat um seine Unterstützung. Den ganzen Tag über war ich dann in Begleitung des Gesandtschaftssekretärs Herrn Neugebauer unterwegs, um unser umfangreiches Gepäck, das trotz ministeriellen Empfehlungsschreibens, weil dieses nicht ausdrücklich „zollfreie Einfuhr" betonte, in der Hauptsache zur Kontrolle geöffnet werden muß, ohne Bezahlung von Zollgebühren frei zu bekommen. Am Abend sind wir endlich so weit, daß wir ein Lastauto bestellen und unsere sämtlichen Kisten, Koffer und Ballen nach unserem Lagerraum in der Pension Pingel befördern konnten.

Da wir in La Paz 13 Reit- und Tragtiere kaufen und 4 als Tragtierführer und Träger geeignete Leute anwerben mußten, war ein Aufenthalt von 10—14 Tagen unvermeidlich. Wir gaben in die Tageszeitungen eine entsprechende Anzeige und telegraphierten an Mariscal, den erprobten Begleiter Dr. Trolls auf seinen Forschungsfahrten nach Ayata, daß er mit drei guten Leuten sofort nach La Paz kommen sollte.

Am folgenden Tag machten Troll und ich beim Präsidenten der Geographischen Gesellschaft Besuch, sowie bei Professor Posnanzky, dem Erbauer des Bolivianischen Nationalmuseums, der durch seine Ausgrabungen in Tihuanaco weltbekannt geworden ist. Am Abend waren wir als Gäste bei einem Empfang in der deutschen Gesandtschaft.

Da die Stimmung der Bergsteiger durch die lange Anreise sehr kritisch geworden war, wurde eine Trainingstur auf den als Aussichtsberg bei den La-Paz-Deutschen geschätzten Nevado de Chacaltaya, 5200 *m*, unternommen, der von dem Zinnbergwerk gleichen Namens in 4 Stunden erreicht wird. Mit Lastkraftwagen fuhren wir auf sehr schlecht erhaltener Straße zur Mine Chacaltaya, die zur Zeit dem deutschen Handelshaus Trepp gehört und von dem Hamburger Löffler, dessen Frau eine Münchnerin ist, geleitet wird.

Wir wurden sehr herzlich aufgenommen und übernachteten hier zum erstenmal in unseren Schlafsäcken. Die Mine beschäftigt zur Zeit 250 Leute; der Zinnstein wird mittels Drahtseilbahn zur Aufbereitungsanlage befördert und durch Schlemmen angereichert. Wie alle bolivianischen Bergwerke hatte auch dieses unter dem niedrigen Zinnpreis sehr zu leiden.

Während die vier anderen am zweiten Tage über die Hochebene nach La Paz zurückkehrten, bestieg ich mit Horeschowsky den Berg noch einmal. Die Aussicht ist von ganz eigenartiger Schönheit. Das Glanzstück bildet der formenschöne, im Jahre 1919 von Dienst und Lohse erstiegene Caca-Aca oder Huaina Potosi, der alle anderen umliegenden Gipfel weit überragt und zu den bedeutendsten Bergen der Kordillieren gezählt werden muß. Außerdem ist der Anblick des noch unerstiegenen Ticimani mit seinen jähen Felsflanken hervorzuheben und der Ausblick auf die endlosen Wellen der Hochfläche des Alto Plano, der sich bis an das Ufer des riesigen Titicacasees erstreckt.

Den Abend verbringen wir überaus gemütlich als Gäste des Ehepaares Löffler, die viel Interessantes aus ihrem wechselvollen Leben zu erzählen wissen und sich von mir Münchner Erinnerungen auffrischen lassen. Nach herzlichem Abschied verlassen dann auch wir die sympathischen Landsleute und wandern auf bekanntem Wege talaus an einem Gipssteinbruch vorbei, wo uns ein junger Indianerköter nachläuft, der uns fortan als „Expeditionshund" auf allen Fahrten begleitete und nun in La Paz bei Frau Pingel ein gutes Unterkommen gefunden hat. Mittags sind wir wieder in La Paz. Nachmittags werden Lebensmittel eingekauft und das Leben der Indios in dem Stadtteil San Franzisko beobachtet.

In der Nacht entlädt sich ein schweres Hagelwetter über der Stadt. Für Troll und mich folgen nun schwere Tage durch den Kauf von Maultieren, Trag- und Reitausrüstung u. a., wobei die steilen Bergstraßen mir sehr unangenehm wurden. Erzählte man uns doch, daß die meisten Europäer ein halbes Jahr brauchen, bis sie sich in dem Höhenklima von La Paz eingewöhnt haben.

Sonntag, den 29. April, kommt endlich Mariscal mit drei Kameraden an, so daß wir die Verteilung der Lasten vornehmen und den Abmarsch in die Kordilliere vorbereiten können. Besonders zu danken habe ich für die wertvolle Unterstützung, die uns die Herren Gwinner und Dr. Schneider gewährten. In der deutschen Schule wurde ein Raum zur Lagerung der Mulaausrüstung und der Spielplatz zum Beladen der Tragtiere überlassen.

Am nächsten Tage, nachmittags 2 Uhr, sind endlich alle Traglasten verteilt, so daß wir La Paz hoch zu Roß oder Mula verlassen können. Nach manchem Aufenthalt erreichen wir auf der alten Straße in einigen Stunden die Höhe des Alto, 4083 *m*, und schlagen einige Kilometer weiter bei dem Hochbehälter der städtischen Wasserleitung unser erstes Zeltlager auf. Am nächsten Morgen liegt 5 *cm* Neuschnee, den

ein nächtliches Gewitter abgeladen hat; einen prachtvollen Anblick bieten die Berge der Hochanden vom Illimani bis Huaina Potosi. Unser Weg führte über die Hochfläche der Puna langsam steigend dahin, streckenweise können wir die Autostraße benützen, die von der Mine Union erbaut wurde. Nach Überschreitung eines begrünten Rückens gelangten wir an den Millunisee und zum Zinnbergwerk gleichen Namens, wo uns auf ein Empfehlungsschreiben der Bergwerksdirektion in La Paz zwei kleine Zimmer für die Nacht überlassen werden. Das Abendessen nehmen wir in der Kantine ein.

Anderntags trennen wir uns in drei Gruppen. Die Vermessungsabteilung Hein und Troll bleibt zur Aufnahme des Millunikessels zurück, Hörtnagl und Horesch haben auf einem günstig gelegenen Gipfel einen Steinmann als trigonometrisches Signal zu errichten, während Ahlfeld und ich mit der Tragtierkolonne den direkten Übergang über einige Pässe zur Mine Union 4200 *m* ausführen. Gegen 3 Uhr nachmittags sind wir als erste am Ziel und werden auch hier sehr freundlich von dem leitenden Beamten Mac Donnell, einem Iren, aufgenommen; am Abend sind wieder alle beisammen.

Schwere Wolken lagen auf den Bergen des Hauptkammes, als am nächsten Morgen Troll und ich mit einem Gehilfen zur Mine Carmen abreiten, um von dort die Südwestflanke des Caca-Aca photogrammetrisch aufzunehmen und zu triangulieren. Am Abend kehrten mit uns auch die übrigen Expeditionsmitglieder zur Mine zurück, die an diesem Tage die Ersteigung eines Fünftausenders ausführten. Die geplante Erkundung des Condoriri hatte leider eine starke Wolkendecke verhindert.

Ahlfeld und ich unternahmen nun mit zwei Mozos einen Abstecher zur Mine Fabulosa, die am Osthang der Kordilliere in 4500 *m* Höhe liegt, um den Bezwinger des Caca-Aca, Herrn Lohse, zu besuchen, der seit langen Jahren als Bergmann in Bolivien tätig ist. Wir folgten der Autostraße talaus bis zu einem Indianerdorf und bogen nun nach rechts in ein begrüntes Seitental ein, in welchem zwei prächtige Seen liegen und erreichten dann über steile Wandstufen auf dürftigem Pfad sehr mühsam, zuletzt über Neuschnee, einen 4700 *m* hohen Paß im Hauptkamm, wo wir ein Rudel der zierlichen Vicunas zu sehen bekamen. Dann ging es jenseits leichter hinab nach Norden in ein wildromantisches Tal, in welchem wir abends 7 Uhr am Ufer eines idyllischen Bergsees ein Zeltlager aufschlugen. Anderntags stiegen wir auf gut angelegtem Talwege bis zum Dorfe Cuti Cocho, 3300 *m*, ab, das an einer Talkreuzung malerisch unter üppigen Bäumen gelegen ist. Vorher schon wurde das Auge durch eine überaus wechselvolle fremdartige Flora, Blumen, Bromelien und Kakteen erfreut. Dann hatten wir in glühender Sonnenhitze über glatte Felsstufen, für die Tiere überaus beschwerlich, am oberen Rande einer engen Schlucht nach Nordwesten anzusteigen bis zum Cumbanipaß, 4300 *m*. Jenseits ging's wieder 500 *m* hinab und dann über sumpfiges Gelände ermüdend nach Nordwesten hinan zum Villacochetapaß, 4400 *m*, den wir erst bei Einbruch der Dunkelheit betraten. 1 Stunde unterhalb mußten wir ein Tragtier, das entkräftet zusammenbrach, samt Traglast zurücklassen. Abermals hatten wir nun einen bedeutenden Höhenverlust auf schlechtestem Wege in stockdunkler Nacht. Am tiefsten Punkt hörten wir Rufe, es war unser Landsmann Herr Lohse mit Begleiter, der, um uns zu helfen, bis zur schlimmsten Stelle entgegengegangen war. Gemeinsam stiegen und ritten wir dann noch 400 *m* hinan zum Zinnbergwerk Fabulosa, wo wir 9 Uhr 20 Min. ankamen.

Als Gäste des Minenleiters wurden wir hier glänzend verpflegt. Gemeinsam mit Lohse erstiegen wir den schönen Aussichtsberg Visicacha, besichtigten das Bergwerk und die Aufbereitungsanlage. Eigenartig ist der Blick nach Osten auf das ständig über dem Tiefland lagernde Nebelmeer, das häufig bis zur Höhe des Hauptkammes reicht, niemals aber sich über diesen hinweg nach Westen ausdehnt. Das zurückgelas-

sene Gepäck samt Mula werden von unseren Leuten zur Mine gebracht; rasch verging so ein Tag an diesem weltfernen Fleck, wo unter der tatkräftigen Leitung eines Deutschen 120 Indianer mit ihren Familien als Belegschaft hausen. Zwei Nächte verbrachten wir oben; dann verließen wir nach herzlichem Abschied unseren liebenswürdigen Freund, um über einen weiter nördlich gelegenen Paß das Dorf Hichucota am Westfuß der Kordilliere zu erreichen, wo wir uns mit dem Gros der Expedition wieder vereinigen sollten. Mit großem Höhenverlust stiegen und ritten wir in 3 Stunden auf gutem Saumwege zur Paßhöhe, 4700 *m*, und jenseits nach Westen durch ein tiefeingeschnittenes Seitental an zwei über 5 *km* langen Seen entlang hinab. Die spärliche Vegetation besteht aus Gras und einigen Stauden. Nachmittags 4 Uhr entschlossen wir uns am Talausgang in der Nähe von Indianerhütten die Nacht zu verbringen. Etwas später sahen wir zwei Reiter einen grünen Rücken herabkommen, denen bald eine Tragtierkolonne folgte. Es waren unsere Gefährten Hörtnagl und Horesch, die getrennt von dem Meßtrupp Hein-Troll Signale gesetzt hatten.

Am nächsten Tag erreichten wir nach einem fünfstündigen Ritt über die mit zahlreichen Indianerhütten besäte Pampa das Dorf Pennas, 3900 *m*, das einen schönen mit blühenden Bäumen bepflanzten Kirchenplatz besitzt. Im Hause des Ortsvorstehers erhielten wir Unterkunft; wir trafen hier mit Troll und Hein zusammen, die die Nacht in einer Indianerhütte in der Pampa zugebracht hatten. Nachmittags bestiegen vier Teilnehmer noch den kleinen Felsgipfel Cerro de Pennas, um zu triangulieren.

Am 9. Mai ritten wir gemeinsam auf gutem Wege über die ebene Puna mit prachtvollem Blick auf die Eisberge in 8 Stunden bis zu der am Fuße eines kleinen Bergkegels gelegenen großen Finca Salvedra bei Abichaca. Kurz vorher gerieten einige von uns in schwieriges Sumpfgelände, wobei Lasttiere tief einbrachen. Eben wurde die Ernte, welche aus Gerste, Kartoffeln und Okas besteht, eingebracht. Im Hofe des Gutsgebäudes errichteten wir unser Zeltlager; von der etwas höher gelegenen Kapelle genossen wir noch vor Einbruch der Dämmerung den herrlichen Blick auf die Ancohumagruppe.

In 6 Stunden gelangten wir am nächsten Tag zur Höhe des Millipayapasses, 4200 *m*, der den Übergang nach dem Städtchen Sorata vermittelt, das unser Standquartier für die bergsteigerischen Unternehmungen im Illampustock bilden sollte. Im ersten Teil des Aufstieges von der Puna waren Kakteen, die große weiße Polster bildeten und an Stelle von Dornen mit langen weißen Haaren bedeckt waren, bemerkenswert; wir haben diese Pflanze im Verlauf der Reise nirgends mehr angetroffen. Leider war die Aussicht durch starke Bewölkung sehr beschränkt.

Der Abstiegsweg führte an den steilen Hängen eines schluchtartig eingerissenen Tales dahin. Nachmittags 3 Uhr waren wir bei der Finka Millipaya, die auf uns den Eindruck einer sehr fruchtbaren Oase machte. Prachtvolle Blumen in üppigstem Wuchs beleben das reiche Grün der Wiesen, vor allem die edlen Kallas, die bei den zahlreichen Kirchenfesten der Indianer als Blumenschmuck viel verwendet werden. Etwas tiefer liegen zerfallene Minengebäude, wo im Jahre 1919 Adolf Schulze als Betriebsleiter hauste, als er mit Dienst die Ersteigung des Ancohuma unternahm. Beim Weiterweg wurden wir von der Dunkelheit überrascht; da kein geeigneter Lagerplatz zu finden war, mußten wir in finsterer Nacht dem arg verwahrlosten Steig bis zur Autostraße folgen. 9 Uhr 20 Min. erreichten wir S o r a t a. Die Tragtierkolonne kam erst am nächsten Tag zum Glück wohlbehalten an.

Herr Fehrmann, der Geschäftsleiter des Handelshauses E. Günther, hatte für uns im Hotel Colon ein Zimmer belegt. Ich schlief jedoch lieber auf zwei Bänken im Speiseraum; laufendes Wasser, Bad oder Klosett sind im Hause nicht vorhanden.

Die städtischen Elektrizitätswerke lieferten keinen Strom, da die einzige Dynamomaschine beschädigt war.

Der nächste Tag war strahlend schön; von der Plaza vor dem Hotel hat man einen prachtvollen Blick auf unser vornehmstes Ziel, den majestätischen Illampu. Zwei deutschsprechende Geistliche führten uns auf den Kirchturm, von dem aus wir auch die Ancohumagruppe in seltener Klarheit erblickten.

Die Umgebung des in einem grünen Talkessel gelegenen Städtchens ist entzückend schön, so daß es sich gut als Erholungsort für die Bewohner der Hauptstadt eignen würde, wenn bessere Unterkunftsverhältnisse vorhanden wären.

Nachmittags nahmen wir ein erfrischendes Bad in einem kristallklaren Bache. Während unsere Mozos und die Mulas im Hotel verblieben, bezogen wir in einem Nachbarhause zwei leere Zimmer, wo wir unsere Feldbetten aufschlagen konnten. Auf der Plaza saßen in langen Reihen Frauen und Männer, Indios, und boten landwirtschaftliche Erzeugnisse — Kartoffeln, Maiskolben, Früchte — Salz, Webereien und Chicha, ein alkoholisches Getränk, zum Verkauf; es ist ein überaus malerisches, farbenfrohes Bild. Maultierkarawanen bringen Chinarinde, Coca und Felle aus dem Benigebiet, schwerbeladene Lastkraftwagen kommen von La Paz mit Industrieprodukten und Reisenden an; die zwei größten Handelshäuser sind in deutschem Besitz. Ahlfeld und Troll machten Besuch beim Subpräfekten.

Am folgenden Tag herrschte starke Bewölkung vor; wir hatten zur Ergänzung des Proviants Einkäufe zu machen, schriftliche und photographische Arbeiten zu erledigen, da wir am nächsten Morgen so früh als möglich zum Tipuanipaß aufbrechen wollten. Dieser liegt im Nordwesten des Illampumassivs und wird auf gutem Saumweg häufig von Karawanen überschritten bei dem Übergang in das subtropische Tiefland im Osten der Kordilliere; hierbei hat man eine Steigung von 2000 *m* Höhe zu überwinden. Weil unsere Leute bestrebt waren, solange als möglich bei den Fleischtöpfen Soratas zu bleiben, wurde es fast Mittag, bis wir marschbereit waren. Da gerade Markt war, herrschte ein überaus reges Leben auf der Plaza. In steilen Serpentinen ging's dann sehr steil durch Wiesen, Mais- und Kartoffelfelder bergan. Farbenfrohe Blütensträucher säumten den Weg, die Vegetation veränderte sich mit der zunehmenden Höhe. Eine Strecke weit glaubte man in einen deutschen Wald versetzt zu sein, mit seinen Beerensträuchern, Farnen und Moosen.

Abends 5 Uhr schlugen wir auf einem Wiesenboden bereits oberhalb der Baumgrenze, in 3900 *m* Höhe, die Zelte auf.

Am folgenden Morgen erreichten wir in 1½ Stunden die Paßhöhe, die einen guten Einblick in die Nordwestflanke unseres Berges gewährt. Dr. Ahlfeld, der schon früher in der Gegend gewesen war und mit Schulze viel über den Illampu gesprochen hatte, erklärte uns hier, daß der flache nördliche Gipfel der höchste Punkt sei und nicht die turmartige Felsspitze, die wir als die höhere bezeichneten. Ein Übergang vom Passe mit Tragtieren erschien ausgeschlossen; so entschlossen wir uns jenseits soweit abzusteigen, bis ein Seitental einen Zugang zu den vorgelagerten Gletschern ermöglicht. Die amerikanische Karte, Maßstab 1:1000000, war für unsere Zwecke wertlos. Nachmittags 3 Uhr verließen wir den Karawanenweg bei Indianerhütten oberhalb der Finka Ancoma und bogen in ein nach Süden ziehendes Seitental ein. Abends 6 Uhr bezogen wir auf der orographisch rechten Talseite, nach mühsamem Anstieg über eine mit Buschwerk bewachsene alte Seitenmoräne auf einer Terrasse, bei einem alten Bergsturz das Hauptlager, 3900 *m*. In der Nähe fand sich gutes Brennholz, wir erblickten hier die ersten Viscachas, eine wilde Kaninchenart sowie Kondore, die an ungangbarer Felswand ihren Horst hatten.

Anderntags zogen Horesch und ich mit unseren Reittieren zur Erkundung des weiteren Aufstieges aus und erstiegen einen kleinen Paß. Durch ein Mißverständnis

— das Gros hielt den von uns eingeschlagenen Weg für Tragtiere ungangbar und versuchte vergeblich über den Bergsturz vorzudringen — verbrachten wir die nächste Nacht allein fast schutzlos ohne Kochgelegenheit in einem Gewittersturm, der uns vollständig durchnäßte. Den anderen waren drei Mulas abgestürzt; auch unser Weg war wohl im untersten Stück wegen sumpfigen Bodens für beladene Tiere unmöglich.

Bei schönem Wetter stiegen wir tags darauf mit Ahlfeld und Hein, die ohne Tiere zu uns heraufkamen, in das jenseitige Hochtal ab, zu einem schönen See, der rechts auf einer begrünten Talstufe gelegen ist. Von dort aus entdeckten wir einen guten Saumpfad, der wahrscheinlich über einen bequemen Paß in unser Aufstiegstal zurückführen mußte. Während Ahlfeld diesen Weg erkundete, stiegen wir nach Süden zu einer Scharte bei einem kleinen See an, bei der wir einen guten Einblick auf die Nordflanke unseres Berges hatten. Wir beschlossen deshalb hier ein Lager zu errichten; das Hauptlager konnte nachmittags eine Stunde unterhalb aufgeschlagen werden, als alle Tiere unter Ahlfelds Führung angekommen waren.

Am folgenden Tag stiegen die Bergsteiger mit drei Tragtieren und zwei Leuten zur „Seescharte" an und schlugen hier zwei Zelte auf, in 4500 *m* Höhe; sehr unangenehm überrascht waren wir, als am Morgen der als Träger ausersehene Enzinas erklärte, er gehe wegen schlechter Behandlung nach Hause und tatsächlich davonlief. Zwei von uns liefen ihm nach, um zu verhüten, daß er auch seine drei anderen Landsleute, die im Mulalager waren, zur Fahnenflucht veranlasse. Gegen 10 Uhr kamen Mariscal und Villareal herauf, so daß Hein, Hörtnagl, Horesch und ich, mit zwei Trägern aufbrechen konnten. Ahlfeld und Troll, die ebenfalls heraufgekommen waren, blieben zurück. In 3½ Stunden gelangten wir auf die Höhe der kurzen Seitenmoräne am Ostrand eines wildzerrissenen Gletschers, der den Anstieg zu unserem Gipfel vermitteln sollte. Hier wurde in 4800 *m* ein Hochzelt aufgeschlagen, die Träger kehrten ins Hauptlager zurück. Hörtnagl und Horeschowsky erforschten noch den Durchstieg an einem Granitpfeiler, der allein die Erreichung des oberen Gletscherbeckens ermöglichen konnte.

Am 19. Mai ging's im Laternenschein auf dem erkundeten, an einer sehr steilen Stelle mit Seil gesicherten Felsenweg hinan, bei Tagesgrauen war die Pfeilerhöhe gewonnen und mußte nun längs der Spalte am Rande des Gletschers unter drohenden Seraks und Eiszapfen nach links zu einem kurzen Eishang angestiegen werden, der in zunehmender Steilheit einen nicht unbedenklichen Durchschlupf gestattete. Nun lag der Weg über ein ausgedehntes, von großen Spalten durchzogenes Firnbecken offen. Kurz vor Mittag wurde beschlossen, an einer flachen Stelle am Gletscher unterhalb des Nordsattels ein zweites Hochlager zu beziehen, da bei der glühenden Hitze der Mittagssonne ein Betreten der anschließenden Steilhänge und Firngrate nicht ratsam war und ein Freilager im Abstieg am Grat dann unvermeidlich gewesen wäre. Da wir keine Schlafsäcke hatten, wurde die lange Nacht auf dem Eise in 5400 *m* Höhe ziemlich ungemütlich.

Wieder wurde, um 5 Uhr früh, beim Schein der Laterne aufgebrochen und bei schneidender Kälte der Gang über den schroffen Nordgrat angetreten. Wir begrüßten dankbaren Herzens die wärmespendende Sonne, als sie endlich siegreich aus dem wallenden Nebelmeer im Osten auftauchte. Der auf dem schmalen Felskamm liegende Firn erlaubte kein rasches Vordringen, da zu beiden Seiten jähe Eisflanken in große Tiefen absinken. Immer näher rückte der letzte steile Grataufschwung, der in stets zunehmender Neigung in die wächtenartig sich vorwölbende oberste Firnhaube des Gipfels emporzieht. Der als erster gehende Horeschowsky hatte hier eine gewaltige Leistung zu vollbringen; Pickelarbeit war nicht erforderlich. Nach 5½ Stunden standen wir alle am Rande des Gipfelplateaus und erkannten nun, daß der erstiegene Berg von einem im Süden aufragenden Felsgipfel, dem eigentlichen Illampu, noch

um 3—400 *m* überragt wird. Wir wanderten noch mit geringer Steigung zum höchsten Firnbuckel, 6100 *m*, der ein großartiges Gletscherrund enthüllte, das sich weit nach Osten erstreckte. Das Geheimnis des Illampu war damit zum größten Teil gelüftet. Der Verbindungsgrat kam wegen seiner Länge und zahlreichen Scharten und Türmen als Anstiegslinie nicht in Frage, dagegen erschien uns der jenseitige Südgrat des jungfräulichen Berges, den wir gut überblicken können, als gangbar. Auf ihm sollte der nächste Angriff erfolgen, der Zugang von Osten zur Scharte an seinem Fuß lag offen vor unseren Blicken..

Der Rückweg wurde enttäuscht, aber nicht entmutigt auf gleichem Wege angetreten. Größte Vorsicht erforderte nunmehr der Abstieg über den erweichten Firngrat, so daß wir uns jetzt alle vier zusammenseilten. Bereits um 12 Uhr war glücklich das oberste Zeltlager wieder erreicht; da starkes Gewölk aufzog, beeilten wir uns, das Zelt abzubrechen und stiegen oder fuhren über die Schneehänge ab. Bald verhüllten Nebel unsere ohnehin stark verwehten Aufstiegsspuren ganz, so daß wir zu weit nach rechts gerieten. Nach einigem Suchen gelang es uns jedoch den leitenden Faden durch das Spaltengewirr wieder zu finden; das Wetter verschlechterte sich, es begann stark zu schneien; wir waren herzlich froh, als wir endlich vorsichtig mit Seilsicherung absteigend an der rettenden Steilstufe am Gletscherrand standen. Unsere Aufstiegsstufen waren hier noch gut erhalten; so kamen wir rasch tiefer. Kurz vor Einbruch der Dunkelheit waren wir am Moränenlager. In der Nacht schneite es abermals; sehr angenehm warm lagen wir in unseren Daunenschlafsäcken im engen Zelt.

Unsere Träger kamen am anderen Morgen verabredungsgemäß an, so daß wir noch am Vormittag im Lager an der Seescharte eintreffen konnten. Auch hier lag 8 *cm* Neuschnee, das Wetter war wieder sonnig und warm, die Hochgipfel waren jedoch durch Wolken verhüllt. Als nach 12 Uhr die beiden anderen Mozos mit drei Mulas heraufkamen, war alles in dichten feuchtkalten Nebel gehüllt. Ein winziger kolibriartiger grauer Vogel setzte sich ohne Scheu auf die Zeltverspannung. Nach Abbruch des Lagers stiegen wir alle zusammen um 3 Uhr 30 Min. hinab zum Hauptlager im Tale. Den von uns erstiegenen Berg tauften wir, da er das Nordende der bolivianischen Hauptkordilliere bildet, „Pico del Norte" (rund 6020—6040 *m*).

Den nächsten Tag verbrachte ich allein im Hauptlager. Ahlfeld machte einen Ritt talaus, um den Urwald zu besuchen; Hein und Troll zogen ins Cocotal, um die Wegverhältnisse zu erkunden. Hörtnagl und Horeschowsky ritten nach Sorata, um Lebensmittel u. a. einzukaufen.

Am 24. Mai wurde das Hauptlager abgebrochen und über den Cocopaß, 4300 *m*, der oberste Talboden des Cocotales, 3200 *m*, nach vierstündigem Marsch auf gut angelegtem Saumpfad erreicht. Beim Abstieg vom Paß erfreuten wir uns an blühenden Sträuchern, Blumen und Blaubeeren. Am Abend waren wieder sämtliche Expeditionsmitglieder beisammen; in der Nähe der obersten Finka schlugen wir unsere Zelte auf. Hammelfleisch und Kartoffeln erhielten wir von dem Besitzer, der uns für den Aufstieg zu den Gletschern eine Lamaherde zu besorgen versprach, da mit Mulas ein Höherkommen unmöglich war.

Am Abend machten wir Besuch bei zwei Damen aus Sorata, die ebenfalls hier Grundbesitzer waren. Von ihnen wurde uns gebratenes Hammelfleisch mit Kartoffeln und Kaffee verabreicht, das wir vor der armseligen Hütte stehend verzehrten. Das Meiste jedoch wanderte wegen der unvollkommenen Zubereitung unter den Tisch, wo es von einem dürren Hunde gierig verschlungen wurde.

Am nächsten Morgen war wieder das schönste Wetter; nachdem die 19 Llamas mit dem Notwendigsten bepackt und auch unsere Mulas beladen waren, stiegen wir auf einem Llamasteig am rechten Talhange an Kartoffelfeldern vorbei etwa 200 *m*

an. Bei einem klaren Sturzbach wurde nun das Mulalager errichtet, wo unser ältester Mozo Macuaga mit den Tieren als Hüter zurückblieb. Um 10 Uhr 30 Min. zogen wir zu Fuß weiter, der Llamakarga folgend; eine eigenartige Flora, vor allem Bromelien, erregte hier unser Interesse. Abends 5 Uhr 30 Min. hatten wir nach Überquerung ausgedehnter Gletscherschliffe einen idyllischen Moränensee mit gutem Weideplatz in 4300 *m* Höhe erreicht, wo wir für die Nacht unser Lager aufschlugen. Waren bisher die Kordillierengipfel durch die steilen Talflanken verdeckt, so erhielten wir nun einen umfassenden Blick auf die geschlossene Granitmauer, die sich vom Illampu zum Pico del Norte und fast bis in die Nähe des Cocopasses erstreckt. Es war erstaunlich zu sehen, mit welcher Sicherheit die Llamas das fast wegloseste Gelände begehen.

Am folgenden Tag überschritten wir einen Felskamm, von dem aus der Llamaweg in ein seenreiches Hochtal hinabführte. Als wir uns nun nach rechts wenden wollten, weigerten sich die Llamatreiber, weiterzugehen. Nach dem langen Wortwechsel, bei welchem Mariscal und Ahlfeld ihre ganze Beredsamkeit aufboten, war ich sowie Hein und Troll etwas zurückgeblieben. Hatten wir bisher die Tragtierkolonne ständig gesehen, so war sie plötzlich, als wir längs einem Bache über große Blöcke turnten, wie vom Erdboden verschwunden. Frische Spuren sahen wir nirgends mehr; so mußten wir annehmen, daß die Llamaführer das Seental hinaufgezogen waren, wo hohes stacheliges Gras und Schotter vorherrschten. Auf unsere Rufe erhielten wir keine Antwort, wir stiegen höher und höher, bis wir zu der Erkenntnis kamen, daß die Karawane nach Überschreitung einer hohen Felsstufe doch einen andern Weg eingeschlagen haben mußte.

Nun kehrten wir mißmutig um, mußten wir doch schon mit einem Biwak ohne Abendessen rechnen. Als wir zu der Stelle kamen, wo wir unsere Leute verloren hatten, entdeckten wir, daß aus dem tieferliegenden Haupttal Rauchwolken heraufzogen, ein sicheres Zeichen dafür, daß hier vor kurzem dürres Gras angezündet worden war. So unsympathisch mir persönlich diese Unsitte unserer Leute war, so wertvoll war sie jetzt für uns. Wir stiegen nun eilends den durch Brandspuren markierten Weg ab und nach Überschreitung eines harmlosen Gletscherbaches jenseits über alte Moränen ermüdend an. Kurz vor Einbruch der Dunkelheit erreichten wir auf der Höhe einer alten Seitenmoräne, 4400 *m*, das Zeltlager.

Am 27. Mai, Pfingstsonntag, vormittags 10 Uhr, verließ die Bergsteigergruppe mit drei Trägern den Lagerplatz, um am Fuße der Illampu-Ostwand ein Hochlager zu errichten, gleichzeitig mit der Gruppe Ahlfeld-Troll, welche mit einem indianischen Träger zum Ancohuma aufbrach. Nach äußerst mühsamem Anstieg zuerst über steile Schotterhänge, dann auf der rechten Seitenmoräne des großen Illampuostgletschers kam ich als letzter gegen 4 Uhr 30 Min. nachmittags am Fuße einer in den Gletscher vorspringenden Felswand an, wo die genannte Moräne endigt. Horeschowsky hätte gerne das Lager noch höher verlegt; jedoch die schwerbelasteten Träger weigerten sich, warfen ihre Traglasten ab und liefen davon, da sie wohl fürchteten, daß sie dann wegen Einbruch der Nacht das untere Lager nicht mehr finden würden. Der Platz, 5100 *m* hoch gelegen, hatte den Vorzug einer sehr geschützten Lage, gegen Norden und Westen durch die an 1000 *m* hohe Riesenmauer des Illampukammes, gegen Süden durch einen niedrigen Seitengrat bedingt. Das Wetter war äußerst günstig für die geplante Unternehmung, so daß meine drei Begleiter sehr hoffnungsvoll gestimmt waren.

Nachts 3 Uhr waren wir alle marschbereit und stiegen beim Schein der Laterne über Felsen und Schneefelder nach Süden an. Bald war das obere Gletscherbecken gewonnen, wo der im allgemeinen gut tragende Firnschnee ein rasches Vordringen erlaubte. Wir vermieden die Gletschermulde und hielten uns links, da der hier dem

Das San-Francisco-Tal bei den Hirtengehöften von Macata, ca. 4400 *m*, mit dem Ancohuma im Hintergrund

Kammstück Illampu—Pico de Norte von Osten

Illampu — Ancohuma von Sorata aus

Winde ausgesetzte Schnee festgefroren war. Nach vierstündigem Steigen rasteten wir am Fuße des zur Illampuscharte hochziehenden Steilhanges in 5700 *m* Höhe. Es war bitter kalt geworden, so daß wir froh waren, als endlich der Sonnenball seine wärmenden Strahlen auf uns richtete. Um 9 Uhr standen wir in der schmalen Firnscharte, 5900 *m*, welche beiderseits von schroffen Granitzacken begrenzt wird, und blickten hinab nach Westen auf die noch im Schatten liegenden Eisströme. Da die Überkletterung des nördlichen Turmes unmöglich aussah, wurde dieser an seinem Fuße im Osten umgangen. Mit sorgfältiger Seilsicherung machte sich Horeschowsky als erster an die Arbeit; die jenseitige Eisrinne erforderte größte Vorsicht; nach Erzwingung eines vereisten Überhangs kehrte er um; dann versuchte noch Hein höherzukommen. Der Weiterweg über die 40 *m* hohe Steilstufe, mit welcher der Illampusüdgrat hier ansetzt, wurde von beiden wegen der unheimlichen Glätte und Vereisung als unmöglich bezeichnet. Schweren Herzens traten wir nun den Rückzug an, als auch ein Versuch in der Westflanke ergebnislos verlaufen war. Am Fuße des Schartenhanges hielten wir dann längere Mittagsrast. Weil auch ein Angriff über die Ostwand nicht in Frage kam, war der zeitraubende Vorstoß ins Cocotal für die Bergsteiger ergebnislos verlaufen; unser Geograph jedoch war hochbefriedigt, ein so ausgedehntes Gletschergebiet entdeckt zu haben.

Mißgestimmt kehrten wir bei herrlichstem Hochturenwetter zum Hochzelt zurück, wo nur Hein und ich übernachteten. Hörtnagl und Horesch nahmen ihre Schlafsäcke auf und stiegen noch zum Llamalager ab. Hatten sie doch die Aufgabe übernommen, als Vortrupp die Westflanke des abweisenden Berges zu erkunden, auf die wir nunmehr unsere letzte Hoffnung setzten. Am anderen Morgen stiegen auch Hein und ich zu diesem Lager ab, das der Erkundungstrupp bereits verlassen hatte. Am Abend kamen Ahlfeld und Troll zurück, die ebenfalls mißgestimmt waren, da sie den Ancohuma nicht erreicht hatten. Die Nacht verbrachten wir vier zusammen in zwei Zelten, die Mozos waren ins Mulalager abgestiegen, da es dort bedeutend wärmer war als hier in Gletschernähe.

Ahlfeld unternahm anderntags eine Reise nach Sorata, die er später bis La Paz ausdehnte. Hein und Troll setzten die Vermessungsarbeiten fort; sie bestiegen auch am darauffolgenden Tag noch geeignete Aussichtspunkte, Gipfel zweiten und dritten Ranges, um zu triangulieren, Signale für Peilungen zu setzen und Geländeskizzen aufzunehmen. Zwei Mozos, die heraufgekommen waren, wurden zum Hochlager entsandt, um das von uns dort zurückgelassene Lagergerät zu holen.

Am 1. Juni zog ich mit Hein zum Mulalager hinab; nachmittags überbrachte mir ein Bote die Meldung von Hörtnagl und Horeschowsky, daß sie vom Tipuanipaß aus einen aussichtsvollen Zugang zum Illampu entdeckt hätten. Nachts kommt noch unser wackerer indianischer Träger schwerbeladen herab mit einem Bericht Dr. Trolls, daß der Theodolith unbrauchbar geworden war. Am nächsten Tag kam auch Troll zurück, sowie die letzten Traglasten, die unsere Leute schleppten, da sie sich eine Gehaltszulage verdienen wollten. Am Nachmittag gelang mir mit Unterstützung Mariscals die Instandsetzung des unersetzlichen Meßinstrumentes, so daß Dr. Troll beschloß, in den nächsten Tagen Kontrollmessungen auszuführen, die es als einwandfrei erwiesen haben.

Am 3. Juni verließen wir das Cocotal, das uns Bergsteiger so schwer enttäuscht hatte, endgültig. Vom Cocopaß ging es durch ein wenig ausgeprägtes Hochtal hinab ins Tal von Ancoma; prachtvolle Wolkenballen lagerten auf den nördlichen Bergkämmen, die Hochgipfel der Illampugruppe waren ganz unsichtbar, als wir die Paßhöhe verließen. Am Nachmittag, als schon die Abendschatten sich ins Tal senkten, tränkten wir unsere Reittiere an einem kristallklaren Bache, der von den Gletschern am Nordwesthang des Pico del Norte gespeist wird. Einige Minuten später konnten

wir Hörtnagel und Horeschowsky begrüßen, die etwas oberhalb dieser Stelle uns erwartet hatten. Sie hatten inzwischen noch einen Abstecher nach Sorata gemacht und dort bei Fehrmann großzügig eingekauft.

Dr. Troll mit Mariscal und einem Tragtier verließ uns noch am gleichen Tag, da er in den nächsten Tagen von einem nordöstlich gelegenen Punkte aus unser Arbeitsgebiet aufnehmen wollte. Wir befanden uns nun wieder in dem gleichen Tale, in welchem wir am 14. Mai bei einem alten Bergsturz das Hauptlager aufgeschlagen hatten, das als erster Stützpunkt für die beabsichtigte Ersteigung des Pico del Norte dienen sollte. Nun hielten wir uns jedoch weiter rechts und stiegen auf sehr steilem Pfade am Osthange im allgemeinen auf einer alten Seitenmoräne an, die im untersten steilsten Stück bewaldet ist. Auch Bromelien und ein bisher unbekannter zypressenartiger Strauch waren anzutreffen.

Nachmittags 4 Uhr schlugen wir oberhalb einer sumpfigen Wiese in 4500 *m* das Mulalager auf, da weiter oben kein Weideboden mehr vorhanden war. Wir befanden uns nun in dem westlichsten Seitenast unseres Tales, den ein niedriger Felskamm vom Haupttal trennte, in welches einer der größten Talgletscher des Gebietes eingebettet ist. Seine Zunge reicht bis 4000 *m* herab und weist alle Zeichen eines starken Rückganges auf.

Nachdem die Tragtiere abgeladen worden waren, rückte Villareal einige Steine zusammen, machte mit dürrem Holz ein kleines Feuer an und stellte Teewasser auf. Unvorsichtigerweise in der Nähe von dürren Graspolstern. Zum Glück waren noch keine Zelte aufgeschlagen, das Gepäck lag ungeöffnet daneben. Da schreckte uns plötzlich ein scharfes Knistern und Prasseln auf; ein Windstoß hatte die nächsten Grasbüschel entzündet und schon waren meterlange Flammen entstanden, welche mit unglaublicher Schnelligkeit immer weiter um sich griffen, so daß unsere gesamte Ausrüstung in höchster Brandgefahr war. Jeder bemühte sich die unersetzlichen Sachen zu retten; dies war jedoch nur möglich, weil der größte Teil bereits auf Sumpfboden lag und dadurch ein 2 *m* breiter Schutzgürtel vorhanden war. Die Tiere wurden den Hang hinabgetrieben, wo sie geduldig standen, während dicke Rauchschwaden über sie hinwegzogen. Alle Versuche, mit Wassergüssen und Stockschlägen das Flammenmeer einzudämmen, waren vergebens; der ganze Lagerplatz wurde kahl gebrannt; das Feuer wanderte bis an die Felswände hinauf und auf den Grasbändern weiter, bis das letzte Gras vernichtet war. Wir waren Zeugen eines kleinen Präriebrandes geworden, durch welchen unsere Illampupläne beinahe in nichts zerronnen wären.

Am nächsten Morgen brachen wir um 8 Uhr 10 Min. mit drei Trägern auf, in 3 Stunden war das Zungenende eines kleinen Gletschers erreicht, welcher vom erwähnten Seitenkamm nach Westen herabzieht. Wir stiegen nun zu sieben an zwei Seilen über den harten Firnhang an, der im oberen Teile Stufenarbeit erforderte. Die Trittsicherheit unserer Mozos, die früher nie einen Schneehang betreten hatten und nur die gewöhnlichen deutschen Militärschnürschuhe trugen, war staunenswert. Kurz nach Mittag betraten wir die Höhe des Felskammes und blickten nach Osten auf die gewaltige eisgepanzerte Wandflucht, die sich vom Nordend bis zum Illampuhauptgipfel erstreckt und unseren Standpunkt noch um 1400 *m* überhöht. Wir fanden hier am oberen Rande der zum Haupttale abstürzenden Felswand zum Aufschlagen des Hochzeltes einen windgeschützten trockenen Fleck, der einen umfassenden Einblick in die Topographie der Nordwestseite des Illampustockes gewährt, 5100 *m* hoch.

Nachmittags zogen Hein und Hörtnagl zur Erkundung und Markierung des Zuganges zum Illampugletscher aus. Sie stiegen vom Zeltplatz über die Steilwand ab und begingen dann den Gletscher bis zum oberen Becken. Auf dem Rückwege jedoch stiegen sie über Firnhänge und eine gutgestufte Felsrinne zur Kammhöhe an, und

dann längs dieser zum Lager zurück. An einer kurzen, aber sehr steilen Wandstufe ließen sie zur Erleichterung des nächtlichen Aufstiegs ein Seil hängen. Der Abend war wolkenlos und sternhell, so daß wir hoffen durften, am nächsten Tag unser Ziel zu erreichen.

Fronleichnamstag! Nach kräftigem Frühstück, das aus Kakao, Cornflakes (geröstete Maisflocken) und Dauerwurst bestand, wurde um 3 Uhr 20 Min. bei Vollmondschein aufgebrochen. Die Temperatur im Aneroid betrug — 8°, die Schleuderthermometer waren alle unbrauchbar geworden, so daß die wahre Lufttemperatur leider nicht gemessen werden konnte. Das erwähnte Felshindernis lag im Mondschatten, so daß uns das hier hängende Seil gute Dienste leistete. Im weiteren Verlauf des nächtlichen Anstieges waren die Fußspuren im Schnee von großem Wert; in der von der Kammhöhe ins Gletscherbecken hinabführenden Steilrinne war die Laterne notwendig, da viele lose Felsblöcke mit Vorsicht behandelt werden mußten. Wir gingen in zwei Partien am Seil; das wir jedoch erst am Gletscherrand anlegten. Der Höhenverlust bis dahin betrug 250 *m*.

Der steile, ungemein zerrissene Eisstrom wurde in der Nähe des linken Ufers in einer schmalen Furche bezwungen, wo reichlicher Schneebelag eine Überschreitung der zahlreichen Spalten ermöglichte. In dem oberen flacheren Gletscherbecken hielten wir uns weiter östlich. Noch vor dem Grauen des jungen Tages standen wir am Fuße des steilen Eishanges, der den einzigen Zugang zum Westsattel bildet. Der Bergschrund war nur undeutlich zu erkennen, ein eisiger Wind trieb uns Eiskörner und Schnee ins Gesicht, so daß wir fluchtartig eine überhängende Randspalte aufsuchten, um hier im Windschatten den Sonnenaufgang zu erwarten. Trotz des Zdarskysackes, für vier Mann leider viel zu klein, war diese Rast ziemlich ungemütlich. Dann stiegen wir von links her zum Bergschrund empor, die Steilheit des Firns zwang zum Stufenschlagen, trotzdem wir alle mit guten Steigeisen versehen waren. Die zunehmende Neigung des Eishangs veranlaßte uns später nach rechts zu queren, wo eine steile Fels- und Eisrippe wahrscheinlich ein rascheres Höherkommen gestattete. Mittags 12 Uhr betraten wir nach Überwindung der letzten sehr steilen Felsstufe und des folgenden Firngrates den breiten Westsattel, 6000 *m*. Der eisige Sturm hatte ausgesetzt, so daß wir uns hier eine gemütliche Mittagsrast erlauben konnten. Unseren Blick fesselte der formenschöne Berg, welcher die höchste Erhebung unseres Seitenkammes bildet, und die furchtbaren Abstürze des Illampu selbst; der Gipfelaufbau des Ancohuma vermochte in dieser Umgebung keinen besonderen Eindruck zu machen.

Der Weg zum Illampuhauptgipfel lag nun offen vor uns. Ein überaus steiler Firnrücken, der im untersten Drittel verdächtig glasartig glänzte, führte vom Sattel zum Hauptkamm empor. Um 1 Uhr brachen wir auf; Hörtnagl und Horeschowsky voran. Bald standen wir an der steilsten Stelle und mußten hier zweistündige Stufenarbeit in wasserklarem Eise längs der überhängenden Kante leisten, in die sich die Genannten redlich teilten.

Ein eiskalter Wind hatte wieder eingesetzt, trotz Sonnenscheins froren wir tüchtig. Dann folgten Firnhänge, die mit Pulverschnee bedeckt waren, so daß man fast ständig bis an die Waden einbrach; die Spurarbeit übernahm hier Hörtnagl, der unentwegt den Vortritt bis zu dem aus turmartigen Wächten gebildeten Gipfelaufbau behielt. Wir waren an diesem Tage alle sehr gut disponiert, so daß wir auch hier nicht wesentlich langsamer in die Höhe kamen als an einem alpinen Viertausender. Nach vierstündigem Anstieg vom Sattel standen wir vor dem so zähe verteidigten Gipfel, als schon die Ostabdachung des letzten Firngrates im Schatten lag. Vorsichtig überschritten wir dann eine riesige nach links hängende Wächte an der furchtbaren Ostflanke, erstiegen längs der Gratschneide den ersten Schneeturm, der nach Osten

wächtenartig unterhöhlt war, und nach dessen Überschreitung den zweiten höchsten Firnzahn über seine erweichte Kante. Das Ziel war erreicht!

Nachdem die von Hein heraufgetragenen drei Bambusstöcke zusammengebunden und eingerammt waren, wurden die Fahnen von Bolivien, Deutschland und Österreich gehißt, dann stiegen wir behutsam in unseren Aufstiegsspuren bis zu einem sicheren Gratstück ab. Die Höhe des Illampuhauptgipfels beträgt 6348 *m*. Großartig war von da oben der Blick auf den Pico del Norte und Illampu-Nordgipfel, dessen mächtige Wächte weit über die von unzähligen Rillen gefurchte Firnflanke hinauskragt. Der bisher als höher bezeichnete Ancohuma machte auf uns den Eindruck eines gleichhohen Berges von geringer Schwierigkeit. Das Städtchen Sorata lag in gewaltiger Tiefe als silbergrauer Fleck im Grünen. Von dem riesigen Titicacasee war nicht viel zu sehen.

Der Abstieg über den Firnrücken vollzog sich dank der sicheren Schneedecke sehr rasch. An dem Eishang dagegen war größte Vorsicht geboten, die Kälte nahm stetig zu, so daß wir es für geraten hielten, eine unscheinbare Querspalte am Grat näher zu untersuchen. Wir waren angenehm überrascht, als wir entdeckten, daß sie sich in geringer Tiefe zu einem geräumigen Stollen erweiterte, der mit schwachem Gefälle nach Süden zu einem Loch in der Firnwand führte, durch das man den Ancohumagipfel erblickte. Da wir hier einigermaßen gegen Wind geschützt waren, wurde beschlossen, in dieser Eishöhle die Nacht zu verbringen. Der dünne Zdarskysack schützte leider nur von oben gegen die Kälte, endlos lang kam uns die zwölfstündige Winternacht vor; als wärmespendendes Getränk kochten wir uns wiederholt aus Schnee Cocatee, der als Heilmittel bei Magenleiden von den Bolivianern hochgeschätzt wird. Von Dr. Herzog war mir das Kauen von Cocablättern zur Erhöhung der Leistungsfähigkeit in großer Höhe warm empfohlen worden. Unsere Leute schworen darauf, sie hätten uns, ohne einen entsprechenden Cocavorrat, sofort im Stich gelassen; wir selbst haben dem Cocakauen nicht gehuldigt, da mir Herr Lohse versichert hatte, daß wir auch ohne dieses Hilfsmittel die großen Höhen erreichen würden. Das Cocakauen war schon in Inkazeiten allgemein gebräuchlich. In Lima haben wir 5000 Jahre alte Indianermumien gesehen, welche einen kleinen Cocabeutel trugen, damit sie auch im Jenseits nicht unter der gefürchteten Bergkrankheit zu leiden hätten.

Unser Aneroid-Thermometer reichte leider nur bis — 13°, am Morgen war vom Quecksilberfaden nichts mehr zu sehen; sicher hat die Kälte 18—20° betragen. Zwei von uns haben leichte Frostschäden an Zehen bzw. Fingerspitzen erlitten.

Um 8 Uhr 30 Min. waren wir marschfertig, verließen mit einem kühnen Tiefsprung in weichen Schnee die Höhle und umgingen dadurch das letzte Stück des Eishanges. In tiefem Pulverschnee wühlten wir uns dann hinab zum Westsattel. Leider verhüllten bald neidige Nebel die wärmespendende Sonne. Unseren Aufstiegsspuren folgend gelangten wir zu den Felsen der Rippe, die uns hinab zum Beginne des Querganges im großen Eishang leiteten. Einige Steine lösten sich hierbei trotz aller Vorsicht und brachten die vorausgehenden Zwei in große Gefahr. Willkommene Erfrischung war uns hier ein Schluck Schmelzwasser, das über die Felsen sickerte. Der Gang über den anschließenden Firn bis zum Bergschrund verlief ohne Zwischenfall, da unsere Steigeisen einen vorzüglichen Halt gewährten. Um die Mittagsstunde saßen wir in glücklicher Stimmung am Fuße der Gipfelwände in der Sonne und verzehrten brüderlich die letzten Orangen. Dann sprangen wir über den vereisten Gletscher hinab bis zur tiefen Furche, wo die zahlreichen Spalten und der erweichte Schnee zur Vorsicht mahnten. Am Gletscherrande wurde das Seil eingerollt und dann wanderte ein jeder für sich die ermüdende Gegensteigung hinan zum Hochlager, wo wir 2 Uhr 30 Min. ankamen; von unseren drei Trägern wurden wir hier mit einem begeisterten „Viva Alemania" begrüßt, hatten sie uns doch im Abstieg beobachtet

und die Fahnen am Illampu mit freiem Auge wehen sehen. Nach kurzer Rast stiegen wir alle zusammen über die oben sehr steilen Firnhänge des kleinen Seitengletschers ab. Unser indianischer Träger, der absatzlose Militärstiefel trug und gewaltig aufgeladen hatte, war einige Male nahe daran, eine unfreiwillige Abfahrt zu unternehmen. Wir anderen standen dann unten in Bereitschaft, ihn aufzufangen; schließlich fuhr er sitzend als letzter in dem erweichten Schnee ab; als er steckenblieb, zog ihn der übermütige Horesch wie einen Schlitten hinter sich nach zur Belustigung sämtlicher Zuschauer.

Gegen 5 Uhr trafen wir im Hauptlager ein. Nach dem Abendessen zogen wir vier uns zum Siegesfest in mein Zelt zurück, wo wir uns im Schein der Kerzenlaternen vier Flaschen Bier schmecken ließen; für den Expeditionschef war bayerisches Bier „Würzburger Hofbräu" bei Günther in Sorata gekauft worden, ein unverzeihlicher Luxus, da man ja auf Auslandsbergfahrten sonst im allgemeinen sich mit Tee und gegorener Milch als Getränk begnügen muß. Ich darf wohl verraten, daß wir und unsere Mozos auch sonst nicht ganz auf Alkohol verzichteten; in kleinen Mengen genossen, ist er nach meiner Erfahrung ein gutes Anregungsmittel für die Magennerven, das den Appetit und damit die Leistungsfähigkeit des Bergsteigers steigert.

Samstag, 9. Juni, also genau vier Wochen nach unserem ersten gemeinsamen Abmarsch, kehrten wir nach neunstündigem Ritt nach Sorata zurück. Von der Höhe des Tipuanipasses hatten wir diesmal leider keine Gelegenheit mehr, das Illampumassiv zu studieren, da graues Gewölk die Gipfel verhüllte. An einer plattigen Stelle des Paßweges kam Hörtnagl bei einem Sturz seines Reitmulas dadurch in eine sehr bedenkliche Lage, daß er im linken Steigbügel mit dem Nagelschuh hängen blieb und von dem aufgeregten Tiere nachgeschleift wurde. Glücklicherweise konnte dieses bald zum Stehen gebracht werden. Als wir die letzten Windungen der Straße zurücklegten, lagerten auch auf den sanften östlichen Höhenrücken, welche hier die Wasserscheide zwischen Atlantischem Ozean und Titicacasee bilden, schwere Wolkenbänke, so daß wir in glücklichster Stimmung über den gestern errungenen Erfolg unser Quartier bezogen. Zum Abendessen gingen wir wieder ins Hotel Colon; leider konnten wir uns auch jetzt noch nicht für die bolivianische Küche begeistern. Unsere Tiere bekamen Maisstroh und Gerste; die folgenden Tage brachten sie auf den Maisfeldern zu.

Von Mariscal erfuhren wir, daß Troll und Ahlfeld mit dem Autobus nach La Paz gereist waren.

Am nächsten Morgen fand in Sorata Fronleichnamsprozession statt; auf dem Stadtplatz waren vier Altäre errichtet, die aufs reichste mit Blumen und weißen Tüchern geschmückt waren. Ein überaus bewegtes Leben und Treiben herrschte auf den Straßen, da viele Indianer und Cholos mit Frau und Kind aus der Umgebung zum Feste gekommen waren. Gleichzeitig fand Markt statt. Einheimische, die in Doppelreihen den Platz einsäumten, boten ihre Erzeugnisse zum Kauf an. Und über dies farbenfrohe Getriebe spannte sich ein herrlich blauer Himmel, der durch kein Wölkchen getrübt wurde. Von der den größten Teil der Plaza einnehmenden Parkanlage aus hatten wir wieder einen prächtigen Blick auf unseren Berg; wir Alpinisten wurden natürlich von Alt und Jung prüfenden Blickes mißtrauisch gemustert. Ein deutscher Kaufmann, Herr Kreuzer, der einen neuen Zeißfeldstecher mit zwölffacher Vergrößerung besaß und die Fahne am Illampu gesehen hatte, beglückwünschte uns herzlich. Um ihn hatte sich eine Gruppe von Soratanern gebildet, welche der Reihe nach die Gipfelfahnen in dem Glase mit wechselndem Erfolg suchten. Ich brachte deshalb unseren Reisetheodoliten zur Aufstellung und konnte feststellen, daß unser Fähnchen als winziger schwarzer Punkt am Himmel zu sehen war. Leider zeigt das Meßfernrohr das Bild verkehrt; so war es trotz meiner Skizze nicht möglich, alle

Zweifler zu überzeugen. Ein amerikanischer Bergingenieur, der die Goldmine bei Tipuani wieder in Betrieb setzen sollte, hatte von seiner Wohnung aus mit einem Theodoliten die Fahne einwandfrei gesehen. Am Abend kam Ahlfeld von La Paz zurück, wohin wir die Nachricht von unserem Erfolg auf Wunsch von Troll gedrahtet hatten. Wir aßen dann gemeinsam in einer Pension, wo auch der Subpräfekt zu speisen pflegte. Als Ahlfeld ihn fragte, was er zu unserer Illampuersteigung sage, erklärte dieser kurz und bündig, er glaube es nicht; alles weitere Reden war in diesem Falle zwecklos. Die Indios meinten, wir wären Goldgräber und hätten auf dem Gipfel das sagenhafte goldene Kreuz gesucht, das in der Inkazeit dort oben aufgepflanzt war.

Im Anschluß an das Kirchenfest führten kostümierte Indianer täglich von früh bis abends in den Straßen Volkstänze auf, zur unsagbar eintönigen Musik von Hirtenpfeifen, die uns bald unausstehlich wurde. So wurden die durch die Abwesenheit Trolls bedingten vier Rasttage in der Stadt bald langweilig. Wir badeten, photographierten, entwickelten und kopierten unsere Aufnahmen und erledigten den notwendigsten Schriftverkehr. An einem Abend waren wir von Herrn Fehrmann zu bayerischem Bier in sein Haus eingeladen; als Sehenswürdigkeit muß ich vor allem den herrlichen Garten des Hauses E. Günther erwähnen, der prachtvolle Palmen, seltene Sträucher und blühende Stauden aller Art enthält, damals jedoch leider wegen Wasserrohrbruchs sehr gelitten hatte. Die langen Abende vertrieben wir uns mit Billard- oder Kartenspiel in Gesellschaft von zwei Landsleuten.

Am 14. Juni kam endlich Troll zurück in Gesellschaft von Herrn Dr. Freiesleben, Mitglied der deutschen Astronomengruppe, welche nach La Paz gekommen war, um dort Himmelsphotographien aufzunehmen. Er hatte sich auf unsere Bitte gerne bereiterklärt, eine für die Triangulierungsarbeiten notwendige Ortsbestimmung auszuführen. Als unser Gast wurde er im Hotel untergebracht, wo wir zusammen speisten. Am nächsten Tag wollten wir Sorata endgültig verlassen und, am Westhang der Kordilliere entlang querend, die Ersteigung der an das Ancohumamassiv im Süden anschließenden Gebirgsstöcke versuchen. Zur Bestätigung der Illampubesteigung hatten wir den Subpräfekten ersucht, unsere Mozos, welche die Gipfelfahne vom Hochlager aus gesehen hatten, amtlich einzuvernehmen und uns eine Niederschrift ihrer Aussage auszuhändigen. Dieses Schriftstück erhielten wir noch vor unserer Abreise. Mit einem Schreiben setzten wir dann den Staatspräsidenten Siles in Kenntnis, daß wir den von uns als erste betretenen höchsten Gipfel des Illampu ihm zu Ehren „Punta Siles" benennen werden. Da Troll für die Vermessungsarbeiten eine Hilfskraft beantragte, wurde vereinbart, daß Hein, Hörtnagl und Ahlfeld für je 8 Tage ihm zugeteilt werden sollen. Um einen rechtzeitigen Wechsel zu sichern, wurde es als Notwendigkeit bezeichnet, daß zwischen Bergsteigern und Vermessungsabteilung durch indianische Boten eine Verbindung aufrechterhalten wird. So blieben Hein, Troll und Mariscal mit drei Mulas zurück, um zunächst den Westabfall der Ancohumagruppe aufzunehmen.

Erst 3 Uhr 20 Min. nachmittags konnten wir aufbrechen, nachdem alle Geschäfte erledigt waren. Ahlfeld ritt allein auf dem uns als schlecht bekannten Wege zur Finka Millibaya, da er dort übernachten und die Erzgänge der aufgelassenen Bergwerke untersuchen wollte. Wir beschlossen zur Schonung unserer Tiere den besseren Weg am Westhange des Tales zu wählen. Nach Überschreitung des Baches auf einer alten Bogenbrücke ging es zwischen Maisfeldern steil bergan. Eselkarawanen kamen uns entgegen, die meist Gerste in Garben aufgeladen hatten. Als einziger Baum fällt auch hier wieder der Eukalyptus besonders auf; Säulenkakteen und Bromelien sind häufig. Die landesüblichen Lehmhütten mit Grasdach und weidende Schafherden beleben die Landschaft, über welcher leider eine eintönige graue Wolkendecke lagert; alle Hochgipfel waren unsichtbar.

Um 6 Uhr 30 Min. schlugen wir bei einem Bache in der Nähe eines Dörfchens die Zelte auf. Die Mozos holten Maisstroh als Futter für die Tiere. Dürres Holz zum Kochen war in der Nähe vorhanden, 3300 *m*. Um 9 Uhr fiel starker Regen.

Am anderen Morgen waren wieder alle Höhenzüge in Wolken gehüllt. Auf einer Talstufe erblickten wir in der Tiefe die Ortschaft Illibaya, die an der Autostraße liegt, die in langen Windungen zu uns heraufzog; bald können wir sie benützen, im allgemeinen jedoch zogen wir auf der alten Paßstraße steiler bergan und verließen diese schließlich auf Karawanenspuren nach links. Ein eiskalter Wind empfing uns auf der Höhe, ein Zeichen, daß in der Nacht Neuschnee gefallen war. 3 Stunden waren wir bisher gestiegen, in weiteren 4 Stunden standen wir an dem großen Steinhaufen, der als Wegzeichen für die Paßhöhe von Millipaya, 4200 *m*, dient. Hier sollte Ahlfeld zu uns stoßen, der den Auftrag hatte, von der Finka einen Indianer mitzubringen, der Botendienste leisten konnte. Hörtnagl ritt noch auf eine benachbarte Kuppe, wo der von uns vor 1 Monat aufgestellte Steinmann erneuert werden mußte, da die Indios ihn umgeworfen hatten.

Wir zogen dann fast ohne Trittspuren ansteigend, gegen Südost weiter, um noch vor Einbruch der Dunkelheit einen geeigneten Lagerplatz zu finden. Hierbei mußten wir mehrere moränenartige Seitenkämme überqueren, ohne Weidegrund anzutreffen. Kurz vor Einbruch der Dämmerung gelangten wir an ein tiefer eingeschnittenes Seitental, aus welchem Hundegebell zu uns heraufdrang. Wegspuren führten zu einigen Lehmhütten, wo Llamaherden, Schweine und Schafe weideten.

Bald waren die Zelte aufgeschlagen, Gerste für die Mulas und Brennmist herbeigeschafft. Einige Indianer brachten Kartoffeln, Okas und Orangen, sowie ein frischgeschlachtetes Schaf, so daß nun wieder bei allen frohe Stimmung herrschte. Einige Stunden später traf auch Ahlfeld unter Führung eines jungen Indianers ein, der leider wegen der Kälte nicht zu bewegen war, bei uns zu bleiben. Wir waren nun etwa 4400 *m* hoch.

Die Temperatur im Aneroid war am nächsten Morgen im Zelt — 5,5°; die Indios liefen hier barfuß, der Neuschnee war zum größten Teil schon wieder verdunstet; es herrschte herrliches Winterwetter. Nach vierstündigem Ritt über größtenteils kahle Moränenkämme standen wir in 4700 *m* Höhe auf dem mächtigsten Seitenkamm und blickten nach Osten hinab in ein tiefeingerissenes Tal, dessen Talschluß durch einen schönen Gletscherzirkus gebildet wird, über dem prächtige Eisberge sich auftürmen. Im grünen Talboden erglänzte ein einsamer Bergsee. Von diesem Tale aus hatte Conway 1898 seine Ancohuma-Besteigungsversuche unternommen in Begleitung von zwei italienischen Führern.

Da sich hier Gelegenheit zu einigen schönen Aufnahmen bot, stiegen Ahlfeld, Hörtnagl und ich noch weiter an, während Horeschowsky mit der Tragtierkolonne weiterzog; wir hatten ihm und den Mozos noch nachgerufen, am Seeabfluß im Tale auf uns zu warten. Wir erblickten hier zum ersten Male unser nächstes Ziel, den schönen Gletscherberg „C a l z a t a“ aus größerer Nähe und hatten uns nun zu entscheiden, auf welchem Wege wir den Angriff ansetzen wollten. Es schien das beste zu sein, vom See nach rechts auf eine Terrasse anzusteigen, von welcher ein flaches Seitental zum Calzatagletscher ziehen mußte. Die Reittiere am Zügel führend stiegen wir drei gemeinsam im Zickzack die Schotterhänge ab, die nach unten zu immer steiler wurden. Blaublühende Lupinen und kleine Kugelkakteen waren am oberen Rande der Grassteppe vorherrschend; am Seeufer gab es nur noch stachelige Grasbüschel.

Als wir am Seeabfluß standen, riefen wir laut unseren Gefährten, da nirgends ihre Spuren zu sehen waren. Wir überschritten das Flüßchen und suchten das jenseitige Ufer nach Spuren ab. Ahlfeld versuchte bei den Talbewohnern vergeblich Auskunft zu erhalten; dann stiegen wir zu der erwähnten Terrasse an und riefen

auch hier vergebens. Schließlich ritten wir talaus, da wir annahmen, die Mozos hätten die Flucht ergriffen. Als der Tag zur Neige gehen wollte, entschlossen wir uns, in einer Indianeransiedlung die Nacht zu verbringen. Ahlfeld hatte in der Nähe eine Ente geschossen; diese war, halb gar gekocht, mit Kartoffeln unsere Tagesmahlzeit; zu trinken hatten wir nichts, die große Kälte ließ uns das leicht vergessen; unsere Reittiere erhielten Gerste.

Da auch hier niemand unsere Karawane gesehen hatte, mußte diese somit in der Nähe des oberen Sees ihr Lager aufgeschlagen haben. Wir ritten daher am nächsten Morgen auf gleichem Wege talein und suchten zuerst weiter rechts über der Terrasse die Gegend ab, bis uns nichts anderes mehr übrig blieb als an das nördliche Seeufer abzusteigen; unseren Anstieg zum Gletscher hatten wir bereits erkundet. Mit meinem Feldstecher entdeckte ich schließlich in der Tiefe unser braunes Klepperzelt. Als wir nach 4½stündigem Ritt dort anlangten, waren die Herren eben beim Mittagsmahl; wir ergriffen die willkommene Gelegenheit, unsere knurrenden Mägen zu befriedigen. In einer Stunde war alles marschbereit; auf unserem Wege stiegen wir nun zur Talstufe zurück und zogen dann ein mit vielen fischreichen Seen geschmücktes Steppental hinauf. Sumpfgelände zwang uns mehrmals, links an der steilen Tallehne unseren Weg zu suchen. Llamas und einzelne Rinder waren hier ohne Hüter auf der Weide; Schäferhütten waren nicht vorhanden. Um 5 Uhr 40 Min. abends errichteten wir vor der Stirnmoräne des Calzatagletschers in 4700 *m* Höhe das Hauptlager, da guter Weidegrund und Llamamist in der Nähe war. Überaus großartig ist der Talschluß, der von unserem Gipfel gebildet wird.

Am folgenden Tag stiegen wir mit zwei Trägern in 2½ Stunden über die linke Seitenmoräne des Gletschers an und schlugen auf dieser in 4700 *m* Höhe das Hochzelt auf. Nachmittags ziehen Hörtnagl und Horesch zur Erkundung des Gletscherbruches aus, der den Zugang zum oberen Gletscherbecken verteidigt. Ahlfeld ersteigt über die östlichen Schutthänge den die westliche Begrenzung des Gletscherbeckens bildenden unschwierigen Felsgipfel. Ich blieb allein beim Zelte, da die beiden Mozos zum Hauptlager zurückkehrten, vertrieb mir die Zeit mit Photographieren und genoß die wärmende Sonne in Ruhe an dem herrlichen Fleck. Nur zu schnell verflossen die Mußestunden; als die Sonne hinter den Bergkämmen versank, wurde es rasch kalt und ungemütlich. Ich kochte Tee auf dem Benzinprimus, bis die anderen zurückkehrten, so daß wir uns bald in die Schlafsäcke verkriechen konnten. Ein herrlicher Sternhimmel versprach einen glänzenden Tag.

4 Uhr 45 Min. früh, das Thermometer im Zelte stand auf — 10°, waren wir marschfertig. Den Spuren folgend ging es im Schein der Laterne auf dem Gletscher hinan. Da der Erkundungstrupp bis in das obere Firnbecken vorgedrungen war, konnten wir es wagen, auch den sehr steilen Gletscherbruch in der Dunkelheit zu überwinden. Die Abstiegsspuren waren sehr tief und deshalb nicht zu verfehlen. Als der Sonnenball im Osten auftauchte, lagen die obersten Spalten des Bruches glücklich hinter uns. Um 7 Uhr 30 Min. hielten wir an einem sonnigen Platz in 5500 *m* Höhe Frühstücksrast. Über einen Firnsattel hinweg hatten wir einen interessanten Einblick in die nach Osten abzweigenden Seitenkämme, die zahlreiche Fünftausender enthalten. Ein kalter Wind verbot ein längeres Verweilen; wir schwenkten nun nach Norden auf den höchsten Firnsattel zu, der zwischen dem östlichen Grenzkamm des Gletschers und einem auffallenden Felszahn liegt. Ermüdendes Schneewaten war erforderlich bis an die obersten Hänge, die von links her erstiegen wurden. Hier waren die Steigeisen von großem Wert, da der Schnee von der intensiven Sonnenbestrahlung bis auf die Eisunterlage durchnäßt war. 11 Uhr 15 Min. standen wir auf dem höchsten Gipfel des Berges, zu dem vom erwähnten Sattel aus ein kurzer schneidiger Firngrat hinaufführt, 6100 *m* Höhe. Der Berg wird von drei Spitzen

bekrönt; östlich von unserem Standpunkt entragt dem Hauptkamme ein fast gleichhoher edelgeformter Eisgipfel, der unser Bergsteigerherz höher schlagen läßt. Die höchsten Spitzen der Ancohuma- und Illampugruppe steckten leider schon in Wolken; dagegen lag der große Gletscher, auf welchem der Engländer Conway mit Schlitten vorgedrungen war, offen vor uns.

Beim Abstieg, der auf gleichem Wege sich vollzog, war der Schnee schon sehr erweicht, so daß beim Überschreiten der unterhöhlten Eismauern und Brücken des Bruches größte Vorsicht geboten war. Gemeinsam mit den Trägern stiegen wir am Spätnachmittag noch zum Mulalager ab.

Am 21. Juni wurde auch dieses Lager verlassen und nach Überschreitung mehrerer hoher Schieferkämme, die fast vegetationslos sind, in fünfstündiger Wanderung ein weiter südlich gelegenes Tal betreten, welches zwei tiefblaue große Seen enthält. Durch dieses Tal führt ein häufig benützter Saumweg über einen gletscherfreien Paß nach Osten. Hier schlagen wir für eine Nacht das Lager auf.

Anderntags zogen wir weiter nach Süden; das Gelände war für die Tiere sehr beschwerlich; auf schlechten Wegspuren wurden moränenartige Schieferkämme mühevoll erstiegen, um jenseits wieder mit mehreren 100 *m* Höhenverlust steil in ein Paralleltal hinabzuklettern. Im Abstieg gingen wir alle zu Fuß und führten oder zogen unsere Reittiere am Zügel nach. Dies wiederholte sich von früh bis abends mehrmals. Sumpfgelände in der Nähe von Seen brachte stets unangenehme Überraschungen: Tragtiere versanken bis an den Bauch im Schlamm und mußten mühsam abgeladen und herausgezogen werden. Auch Reitern ging's ähnlich.

Ahlfeld, der noch die Ostseite des Gebirges kennenlernen wollte, verließ uns, um über den erwähnten Paß zur Fabulosamine zu reiten, wo er uns später wieder zu treffen hoffte; wir hatten dort bei Lohse, ebenso wie in der Mine Union Lebensmittel u. a. hinterlegt, die für die noch geplante Belagerung des Condoriri bestimmt waren.

Abends bezogen wir in einem weiten Hochtal, das ins Herz des an die Calzata südlich anschließenden Gebirgsstockes zu führen schien, in 4400 *m* Höhe ein Lager. Dann sandten wir Macuaga aus, um ein Schaf zu kaufen und einen Boten anzuwerben; er hatte Indianer vorgefunden, die versprachen, am nächsten Morgen uns Fleisch, Kartoffeln und Okas zu bringen. Die Tiere fanden in der Nähe nur schlechte Weide, so daß wir beschlossen, weiter oben einen besseren Lagerplatz zu suchen. In der Nacht gab es gewitterige Störungen, die leichten Neuschneefall brachten.

Am 23. Juni ritten wir, nachdem die Lebensmittel eingetroffen waren, 4 Stunden talein und schlugen dann oberhalb eines langgestreckten, die ganze Talbreite einnehmenden Sees in der Nähe von schönen Gletscherschliffen in 4600 *m* Höhe das Hauptlager auf. Hörtnagl und Horeschowsky zogen noch zur Erkundung des weiteren Anstiegs aus; am Abend kehrten sie mit der willkommenen Nachricht zurück, daß sie einen geeigneten Anstieg auf den höchsten Gipfel ausfindig gemacht hätten.

Die kalten und langen Winternächte der letzten Tage hatten in uns den Wunsch hervorgerufen, die Hochturen damit zu beendigen (23. Juni 1928). Für die Heimreise hatten wir auf zwei Lloyddampfern, die am 11. Juli bzw. 1. August in Buenos Aires abfuhren, bei der Agentur in La Paz Plätze belegt. Auch ich hatte keine große Begeisterung mehr dafür, jeden Tag 12 Stunden bei — 12° bis — 15° Kälte im Zelt zu verbringen. Die übrigen Teilnehmer rechneten damit, daß wir erst am 1. August die Heimreise antreten würden. Ich hielt es nach reiflicher Überlegung für ratsam, dem Vorschlag, schon am 11. Juli aufs Schiff zu gehen, zu entsprechen, da vom Standpunkt des Hochalpinisten aus betrachtet, kein wirklich hervorragender Hochgipfel mehr in erreichbarer Nähe war. Der noch auf dem Turenprogramm stehende Condoriri, den wir von der Mine Union aus gesehen hatten, war kein majestätischer Berg, der seine Nachbargipfel in den Schatten stellt, wie wir erwartet hatten.

Da wir keinen indianischen Boten erhalten konnten, wurde unser erfahrenster Mozo Macuaga mit einem Brief an Dr. Troll abgesandt, in welchem wir die Vermessungsabteilung von unserem Beschluß in Kenntnis setzten.

Das Hauptlager blieb am folgenden Tage für einige Stunden ohne Aufsicht, da uns die beiden Mozos als Träger zum Hochlager begleiten mußten. Der Aufstieg erfolgte auf der südlichen Tallehne über steile Schotterhänge, alte spärlich bewachsene Seitenmoränen, wo Llamas weideten, zu einem kleinen Gletscher. Auf dessen nördlicher Seitenmoräne wurde das Schusterzelt in 5200 *m* Höhe aufgeschlagen; kurz unterhalb eines kleinen Sattels, hinter welchem der Hauptgipfel, von Eingeborenen als Cochocomani oder Chacacomani bezeichnet, aufragt. Vom Sattel aus überblickt man die großartige Vergletscherung der ausgedehnten Westflanke des Berges, über welche sich die Ersteigung vollziehen sollte; nach Osten führte eine steile Geröllrinne zum Westgletscher, 250 *m* hinab, dessen linke Seitenmoräne ein rasches Vordringen zum oberen Gletscherbecken gestatten mußte.

Um 5 Uhr 45 Min. früh war Aufbruch, der Abstieg durch die plattige Geröllrinne im dürftigen Laternenschein war sehr unangenehm, da häufig Steine losgetreten wurden. Die Moräne war gut zu begehen; mit Steigeisen betraten wir dann den Gletscher, der nun bis zu einer Firnterrasse südwestlich des Gipfels sehr steil emporführte. Da ich nicht besonders gut disponiert war, verzichtete ich hier auf die Fortsetzung der Tur aus Rücksicht auf meine Gefährten und ließ diese allein weiterziehen. Über eine sehr steile Eisstelle und Felsen erreichten sie schließlich eine Scharte im Südwestgrat, von der aus tief verschneite Firnhänge zum Gipfel emporzogen bis zu einer riesigen Eiskluft, deren Überwindung ein kleiner Gletscherbruch ermöglichte. Um 12 Uhr 30 Min. standen sie auf der Gipfelwächte, 6200 *m*. Im Abstieg wurde der oberste Bruch weiter östlich an freiem Firngrat umgangen.

Abends 6 Uhr waren wir alle wieder im Mulalager vereint, das Hochlagergerät wurde von unseren zwei Leuten hinabbefördert.

Am folgenden Tage kehrte unser Bote Macuaga noch nicht ins Lager zurück. Wir mußten daher annehmen, daß Troll zunächst seine Arbeit im Cocotal zum Abschluß bringen und dann erst die Westflanke in Angriff nehmen würde. Da wir keine Zeit mehr hatten, dahin zurückzukehren, mußte leider beschlossen werden, daß ich mit den beiden besten Tieren noch Herrn Lohse besuchen solle, während das Gros auf nächstem Weg nach La Paz ziehen würde, um dort wegen der Auflösung der Expedition das Erforderliche einzuleiten.

Am 26. Juni ritt ich alsdann mit einem Tragtier und Villareal ab; zunächst auf bekanntem Wege, dann wegen Sumpfgeländes hoch an der linken Tallehne, bis ein Überschreiten des südlichen Seitenkammes mit den Maultieren möglich erschien. Nach achtstündigem Marsche schlugen wir kurz vor Einbruch der Dunkelheit bei einem ärmlichen Bauernhof unser Zelt auf. Das Teewasser mußten wir aus einem kleinen Wassertümpel entnehmen; die Tiere erhielten Gerste, da die trockene Grassteppe hier sehr vegetationsarm war.

Für den nächsten Tag war der Paßübergang nach der Fabulosamine vorgesehen. Unsere Tiere waren jedoch schon im Aufstieg über die folgenden Seitenkämme kaum mehr vorwärtszubringen. Durch die ausgestandenen Strapazen, das kalte Winterwetter und die schlechte Ernährung waren sie am Ende ihrer Kraft und brauchten dringend Erholung. Ich mußte mich deshalb im Hichocotatale entschließen, den geplanten Übergang aufzugeben und auf nächstem Wege zum Bergwerk Union zu ziehen. Auch hierbei hatten wir unsere Not mit den kraftlosen Tieren, waren doch auch auf dieser Route noch zahlreiche Zweigkämme mit bedeutender Gegensteigung zu überwinden. An Reiten war nur noch in ebenem Gelände zu denken; die Traglast wurde häufig gewechselt, um die braven Tiere so viel als möglich zu schonen. Trotz-

dem mußten wir in einem kleinen Hochtal noch ein letztes Zeltlager beziehen, da die Mulas einfach nicht mehr weiterzubringen waren. Am 28. Juni, mittags 1 Uhr, kamen wir endlich zur Unionmine, wo ich von dem Administrator, Hern Mac Donnell, wieder sehr liebenswürdig aufgenommen wurde. Er war eben von einem Besuche der Fabulosamine zurückgekehrt, wo ihm Herr Lohse einen drolligen jungen Bernhardinerhund geschenkt hatte, der ihm große Freude bereitete.

Da um 4 Uhr nachmittags ein Lastkraftwagen nach La Paz abging, löste ich mir eine Fahrkarte, als einziger Fahrgast konnte ich neben dem Wagenführer Platz nehmen. Die beiden Mulas, die hier reichlich Gerste erhielten, sollten mit dem Mozo am nächsten Tage nachfolgen. Auf der Höhe der letzten Seitenkämme hatte ich noch einen instruktiven Einblick in die Berge des Condoriristockes gewonnen und konnte diese eigenartige Gebirgskette auch im Lichtbilde festhalten.

Der Kraftwagen, der Grubenholz zur Mine gebracht hatte, hätte mich in 4 Stunden nach La Paz bringen sollen; hieraus wurde aber leider nichts. Schon nach halbstündiger Fahrt mußte der Luftschlauch im rechten Vorderrad ausgewechselt werden. Um 6 Uhr lagen wir wieder fest, da ein Hinterradreifen luftleer geworden war. Die Instandsetzung kostete jedesmal drei Viertelstunden. Schweres Gewölk war an der Kordillierenkette aufgezogen, die im letzten Sonnengold glühenden Eisgipfel allmählich verhüllend. Ich gedachte der fernen Heimat und nahm hier stillen Abschied von den Hochanden, die uns ihre verborgensten Geheimnisse enthüllt hatten. Wenn uns das fremde Land, das man als „Dach der neuen Welt" bezeichnet, auch große und schöne Erlebnisse geschenkt hatte, so wurde dennoch das Scheiden bei dem Vergleich mit unseren heimatlichen Alpen leicht; denn diese haben den Vorzug größerer landschaftlicher Schönheit. Den Anden fehlen die üppige Vegetation, vor allem Krummholz und Wald, sowie die großen Talgletscher, die zu einer ästhetisch schönen Hochgebirgslandschaft unbedingt gehören. Die bolivianischen Kordillieren leiden heute sehr unter dem, vom Trockenklima hervorgerufenen, gewaltigen Rückgang der Vergletscherung und können deshalb auch nicht als den gleichhohen Gebirgen Mittelasiens ebenbürtig bezeichnet werden.

Nachdem wir nochmals wegen Benzinmangel 2 volle Stunden stillgelegen waren, kam ich um Mitternacht endlich in La Paz an. Hörtnagl und Horesch, die am gleichen Tage angelangt waren, traf ich in der Pension Brunn-Hamburgo, wo sie das letzte freie Zimmer erhalten hatten. Sie erzählten, daß unser Bote Macuaga leider zurückgekehrt war, ohne die Vermessungsabteilung angetroffen zu haben.

Um mit dem Dampfer „Werra" des Norddeutschen Lloyd am 11. Juli in Buenos Aires abreisen zu können, war es nötig, daß wir spätestens 4. Juli in La Paz mit dem Schnellzug abfuhren. Es blieben uns also nur noch 4 Tage zur Vorbereitung unserer Abreise bzw. Erledigung der Abschlußarbeiten. Unsere Reit- und Tragtiere kamen am nächsten Tag an bis auf eines, welches am vorletzten Tage bei Pennas infolge eines Unfalles beim Überschreiten eines Moorflüßchens verendet war. Wir gaben sie in die Pflege eines Angestellten des Hauses Trepp, der sie 14 Tage lang zur Erholung auf die Maisfelder bringen sollte. Die Herren Gwinner und Dr. Schneider versprachen uns den Verkauf der Tiere und der Ausrüstung vorzunehmen und die in Bolivien bleibenden Teilnehmer Hein und Troll sobald als möglich zu verständigen. Die Ausrüstung wurde in der deutschen Schule gelagert, der wir eine größere Anzahl schöner Bücher und Bilder zum Geschenk machten. Den letzten Abend verbrachten wir als Gäste des Deutschen Klubs in dessen schönem Heim.

Vom deutschen Gesandten wurde ich zusammen mit dem Führer der Danziger Militärmission zu Mittag geladen. Ahlfeld und Lohse, dem ich von der Mine Union aus einen Brief gesandt hatte, kamen am 3. Juli zum Abschied nach La Paz. Am 4. Juli nachmittags bestiegen wir den Zug, der uns in 4 Tagen nach Buenos Aires

bringen sollte. Nachts 11 Uhr trafen wir in Oruro noch mit Dr. Schneider zusammen, der dorthin zu einer Taufe als deutscher Pastor gerufen worden war.

Die Fahrt führt am nächsten Morgen durch Sandwüste mit hufeisenförmigen Dünen, später treten Vegetationshügel auf, die durch anspruchslose Sträucher gebildet werden. Ein Flußlauf war spiegelglatt zugefroren, dahinter ragten kahle Konglomeratberge empor wie bei La Paz. Bei einem Tunnel müssen wir wegen eines Bergsturzes den Zug wechseln; nachmittags gelangten wir nach Tupiza, wo eine Eisenbahnwerkstätte mit mächtigen Borsiglokomotiven bemerkenswert war.

Um Mitternacht müssen wir in der argentinischen Grenzstadt Quiaca, einem trostlosen Steppenort, zur Gepäckkontrolle aus dem Zuge; wir blieben dann dort bis zum Morgen liegen.

In der Ferne sind einige höhere Berggipfel zu sehen; Llamaherden und argentinische Hirten in ihrer kleidsamen Tracht (breitrandiger Hut, bauschige Reithosen und Ponchos) fallen auf. Dann geht es durch ein weites Flußtal mit Weidenbäumen, an dessen Hängen zahlreiche Säulenkakteen wachsen. Am zweiten Abend gelangen wir nach der ersten großen Stadt Jujuy in 1000 *m* Höhe; die Obstbäume sind noch ohne Laub, die Mandelbäume blühen schon und die Weiden haben die ersten Blätter getrieben.

In Tucuman müssen wir umsteigen; die Spurweite wechselt hier von 1000 *mm* auf 1600 *mm*; die Stadt verdankt ihre Bedeutung den riesigen Zuckerrohrfeldern und Raffinerien.

Dann geht es durch endlosen Buschwald, in welchem Kaktus- und Opuntienbäume vorherrschen. Im Zug staubt es fürchterlich, trotzdem alle Fenster geschlossen sind. Noch eine Nacht rattert der Zug im Eiltempo über die Schienen; am Morgen des 8. Juli kommen wir in der Landeshauptstadt, dem südamerikanischen Neuyork, an. Wir staunten über das überaus rege Leben und Treiben in dieser großzügig angelegten Millionenstadt. Da gerade Nationalfeiertag war, hatten wir Gelegenheit, am Abend die märchenhaft schöne Illumination der Hauptstraßen zu sehen. Bei der Fahrt mit Aussichtsauto nach Olivas und Palermo mit seinen großartigen Parkanlagen erhielten wir Einblick in den unglaublichen Autoreichtum von Buenos Aires. In einem der neuesten Hochhäuser, dem Joustenhotel, speisten wir in einer deutschen Gaststätte ganz ausgezeichnet bei vorzüglichem einheimischem Bier, nach deutscher Art gebraut. Da unsere Einschiffung erst in 3 Tagen erfolgen konnte, hatten wir genügend Zeit, die Stadt kennenzulernen, wir besuchten auch den Botanischen Garten und den Tierpark.

Mittwoch, 11. Juli, nachmittags, verließ unser Schiff, der Lloyddampfer „Werra", den Hafen bei starker Bewölkung, um uns längs der Ostküste des Kontinents in 9 Tagen über Rio de Janeiro und Santos nach Bahia zu bringen. Die Überquerung des Atlantischen Ozeans erforderte bis Madeira 11 Tage und war von schönstem Wetter begünstigt, das Schiff lief täglich etwa 280 Meilen. Der aus Norden kommende Passatwind erzeugt am 28. Juli sehr starke Dünung, so daß am Bug bis 10 *m* hohe Wellen zu beobachten waren. Nachdem wir noch bei ganz ruhiger See Lissabon und Vigo angelaufen hatten, durchqueren wir die berüchtigte Biscayasee bei schönstem Sommerwetter und gelangen am 7. August fahrplanmäßig nach Bremerhaven.

Die Höhenangaben beruhen auf eigenen Aneroidablesungen. Da wir bei den meisten Beobachtungen nur die Instrumententemperatur feststellen konnten, besitzen die errechneten Höhen keine große Genauigkeit. Die Höhenangaben der Gipfel Pico del Norte und Illampu stammen von Ing. Hein.

Mezzotinto Bruckmann

Illampu, 6500 *m*, von Süden

Anden und Cordillera Real

Von Dr. Carl Troll, München (z. Z. Bogotá)
Wissenschaftlicher Teilnehmer der Anden-Expedition des D. u. Ö. Alpenvereins

Allzuleicht ist in alpinen Kreisen mit dem Begriffe Hochgebirgsnatur die Vorstellung unserer Alpen allein verknüpft. Es ist ja auch nicht verwunderlich, nachdem uns dieses Gebirge Jahrhunderte hindurch als Objekt für Studien aller Art, für Sport und Erholung so ausschließlich gedient hat, daß es nur einer ganz kleinen Zahl vergönnt war, den eigenen Blick darüber hinauszulenken. Und selbst für viele von diesen waren Ziele, wie die Gebirge des nördlichen Asien, der Kaukasus und die Pyrenäen das Nächstliegende, und da man in diesen Gebirgen wohl viel Neuartiges, aber im Grunde doch eine recht ähnliche Gebirgsnatur vorfand, war die Vorstellung von den Alpen als des Urbildes jeden Hochgebirges weit verwurzelt.

Wohl haben all die, die etwa einen Blick nach Skandinavien getan haben, einen tiefen Eindruck mitgenommen und auch verbreitet, wie außerordentlich verschieden die Natur der dortigen Gebirge, die doch schon den Typus der Polargebirge einleiten, von der der Alpen sei, und es ist auch keineswegs schwer, die Unterschiede mehr als gefühlsmäßig, prägnant und ursächlich erklärt zu geben. Viel schwieriger ist es schon, die Eigenart tropischer Gebirge genauer zu fassen und bei näherem Zusehen ist das auch gar nicht so leicht getan. Jedenfalls muß das Buch erst geschrieben werden, das die Hochgebirgsnatur auf einer breiten, die ganze Erde umfassenden Basis vergleichend zu betrachten und zu erklären strebt und die Eigenarten der Gebirgslandschaften, nicht nur ihrer Gletscher, auch ihrer Berge, ihrer Lüfte und ihres Pflanzenkleides, auch der menschlichen Lebensäußerungen aufzuzeigen versucht.

In der Geschichte des D. u. Ö. Alpenvereins bedeutete es jedenfalls einen wichtigen Fortschritt, daß im Jahre 1927 der Entschluß reifte, zum ersten Male eine bergsteigerische Expedition nach den Anden Südamerikas zu entsenden und es war ein ebenso wichtiges Moment, daß man von den verschiedenen Möglichkeiten, die die gewaltigen Hochkordilleren Ecuadors, Perus, Boliviens, Chiles und Argentiniens boten, auch gleich den Griff dahin tat, wo die eigenartigste und unserem europäischen Empfinden fremdeste Gebirgsnatur zu finden ist, nach den zentralen Anden.

Anden-Natur

Andennatur ist wohl ein Schlagwort, das man gelegentlich im Zusammenhang oder besser im Gegensatz zu Alpennatur angewandt findet. Das Wort hat auch absolut seine Berechtigung, denn jeder, der die Anden kennengelernt hat an irgendeiner Stelle vom Feuerland bis zum Karibischen Meer, hat ein Bild in sich aufgenommen, das trotz aller Gegensätzlichkeit wichtigere gemeinsame Züge trägt.

Solche gemeinsame Züge liegen nicht etwa im Klima und der Vegetation begründet, denn was die Erde an Klimaten birgt, muß in einem Gebirge, das vom eisgepanzerten Patagonien bis quer über den Aquator hinweg sich erstreckt, irgendwo zu finden sein. Sie liegen auch nicht im geologischen Aufbau, denn auch hierin herrscht

die größte Mannigfaltigkeit. Ja man kann geradezu sagen, daß zwischen Gebirgen von so verschiedener Lage und so verschiedenem Werdegang wie etwa den Vulkangebirgen unter der Tropensonne Ecuadors und Columbiens und den Gebirgen der chilenisch-argentinischen Grenzkordillere doch eine recht fühlbare, keineswegs gesuchte Ähnlichkeit besteht, die man eben mit dem unbestimmten Begriff Andennatur auszudrücken sucht. Die eine Überzeugung aber wird trotzdem jeder, der die Anden an verschiedenen Stellen und mit aufmerksamem Auge kennenlernt, mit sich nehmen, daß Alpennatur als solche nur eine von mehreren Möglichkeiten und Erscheinungsformen eines Hochgebirges ist, deren die Anden mehrere in sich schließen.

Die Erhabenheit der Alpen in ästhetischer Hinsicht und ihre Unerschöpflichkeit soll damit natürlich in keiner Weise geschmälert werden. Auch vom wissenschaftlichen Standpunkt aus müssen wir es als ein Geschenk der Erde dankbarst hinnehmen, daß wir in Mitteleuropa mit einem an Problemen und Erscheinungen so reichhaltigen Gebirge dauernd in Verbindung sind und wenn mit jedem weiteren Fortschritt der Erkenntnis gerade das Alpengebirge uns immer neue Probleme aufgibt, so ist dies zweifellos nicht allein auf seine besonders gute Erforschung zurückzuführen. Aber anderenteils muß man doch feststellen, daß gewisse Fragen, die uns die Gebirge aufgeben, an den Alpen eine recht einseitige Behandlung gefunden haben. Hierher gehört in erster Linie die große Literatur, die sich mit der Frage von Klima und Leben im Hochgebirge befaßt und was z. B. in vielen, auch anerkannten Lehr- und Handbüchern unter dem Kapitel Hochgebirgsvegetation geschrieben ist, berührt den sehr eigenartig, der in tropischen Gebirgen seine Erfahrungen gesammelt hat.

Wollen wir nun aber auch positiv eine Antwort darauf geben, was dann eigentlich das Wesen der Andennatur ausmacht, so können wir eine gewisse Verlegenheit nicht verleugnen. Es ist vielleicht letzten Endes doch nur die gewaltige Massenentfaltung des Gebirges, die Größe seiner ganzen Anlage, die Weite des Raumes. Das ist ein Eindruck, den man nicht nur auf der Karte hat, wenn man Karten gleichen Maßstabs nebeneinanderhält und dann gewahr wird, daß man den ganzen Alpenbogen von Nizza bis Wien quer in die Anden hineinstellen kann. Man hat auch, in der Landschaft stehend, das Gefühl, daß hier nicht nur ein System von Gebirgsketten und Stöcken, durch Täler getrennt, zusammengruppiert ist, sondern daß ein ganz großer Landkomplex als solcher zum Gebirge erhoben wurde, mit weiten Ebenen, durch die träge die Flüsse schleichen oder, in denen sich riesige Seenkörper sammeln, Hügellandschaften und Mittelgebirge, unabsehbare Tafelländer, geschlossene Becken, in denen sich um große Städte regsamstes Leben tummelt, dann wieder 1000 *m* tiefe Talschlünde mit tropisch heißen, milde kultivierten und in Kälte erstarrten Zonen übereinander — und schließlich über all das genannte zusammengenommen hinausragend auch noch gewaltige eisgepanzerte Hochkordilleren, also nicht nur Hochgebirge schlechthin, sondern Hochgebirge auf einen schon gebirgshohen Landkomplex hinaufgesetzt. Man müßte, wenn es erlaubt ist, diesen gewagten Vergleich zu gebrauchen, ganz Mitteleuropa zum Hochgebirge erheben, 2000—3000 *m* über sein heutiges Niveau, so daß etwa das Wiener Becken so wie das von Bogotá oder Quito oder Cochabamba schon aus 2000 bis 3000 *m* Basishöhe zu den umliegenden Bergen emporführte, oder daß Zürich in 3700 *m* Höhe wie La Paz am Fuße einer in 6000—7000 *m* gipfelnden Hochkordillere erscheine, oder München weit draußen in einer Pampa, wo der Eindruck des Gebirges schon ganz schwindet, aber doch in Venedigerhöhe wie etwa Oruro, oder einen See von der Größe des Kreises Schwaben in Großglocknerhöhe, wie den Titikakasee. Und schließlich denke man sich diesen ganzen Gebirgsblock auf der anderen Seite gegen die Lombardei, die Tiefebene und das Meer abfallen, um ungefähr eine Vorstellung von den Ausmaßen der Andenlandschaft zu erhalten.

Soll man überhaupt ein solches Land, in dem ganze Völkerschaften wohnen mit

eigener Geschichte, wo sich bis über 4000 *m* Höhe Städte, bis fast 4000 *m* Großstädte finden, wo Überlandbahnen ohne besondere Kunstbauten 4800 *m* hohe Pässe überwinden und noch bei 3800 *m* Mais gedeiht, wo sich der ganze Verkehr zwischen den verschieden hohen Teilen des Gebirges selbst abspielt, noch als Gebirge in gewöhnlichem Sinne bezeichnen? Der Einheimische hat dafür ein richtiges Gefühl, er teilt das Gebirge in seine natürlichen Landschaften auf und spricht von Montaña, soweit feuchter Urwald die Berge überkleidet, von Monte, wo der Wald gedrückt, dornig und einen Teil des Jahres kahl ist, von Valles, wenn er in die warmen, trockenkahlen Täler hinabsteigt, von Pampas, wenn sich Ebenen breiten, gleichgültig ob im Tiefland oder in der Höhe, wie im bolivianischen Altiplano, von Salaren, Yungas, Sabanas, Cabezeras de valle u. dgl. m. Nur der Tieflandbewohner von Ecuador und Teilen von Peru spricht von der Sierra als dem Gebirgskomplex als Ganzem und den Serranos, seinen Bewohnern. Für das aber, was auch dem Serrano als Hochgebirge erscheint, hat man andere Begriffe. In den chilenisch-argentinischen, bolivianischen und südperuanischen Anden spricht der Volksmund von Puna und versteht darunter die rauhen öden Hochregionen, in denen im allgemeinen Ackerbau nicht mehr getrieben werden kann, wo Siedlungen fehlen oder höchstens ein Hirte im einsamen Gehöfte haust. Mit einem gewissen Schaudern spricht der Indianer es aus und sorgfältig vermeidet er es, wo irgend es möglich ist, in diesen Höhen die Nacht verbringen zu müssen. Puna, heute längst auch als wissenschaftlicher Ausdruck übernommen, ist ursprünglich nichts anderes als eine allgemeine Landschaftsbezeichnung wie die oben genannten. Sie gilt den Hochsteppen in dem trockeneren Teil der Zentralanden, ebenso wie ein anderer Begriff für die feuchteren andinen Grasfluren der äquatorialen Anden, der Páramo.

Und auch diese beiden Landschaftselemente, Puna und Paramo, bilden eigentlich erst den Unterbau, den breiten Sockel für das, was man im Gebirgsinneren mit Hochgebirge, mit „Kordillere" bezeichnet[1]).

Auf diesen natürlichen Standpunkt eingestellt, kommen wir auch viel eher zu einem Verständnis der eigentümlichen Gebirgsnatur der Anden. Nicht von allem bergigen und hohen Land, sondern vom wirklichen Gebirge soll die Rede sein, nicht von Andennatur, sondern von Kordillerennatur. Und jetzt erkennen wir, daß hier das Gebirge überhaupt erst in Höhen beginnt, bei denen in unseren alpinen Verhältnissen die Welt gewöhnlich schon zu Ende ist, das ist sehr häufig erst weit über 4000 *m*, oft sogar erst bei 5000 *m* der Fall. Und daß in solchen Höhen, bei halbem Luftdruck und bei doppelter Strahlung, die Luft, der Fels, der Boden und die Lebewelt sich anders verhalten und darstellen müssen, bedarf keines Hinweises mehr.

Wie weit ein Gebirge als Ganzes bergsteigerisches Interesse besitzt, ist mehr oder weniger eine Funktion davon, wie weit seine Kämme über die Schneegrenze aufragen. In den Tropen kommen infolgedessen nur die allerhöchsten Gebirgsteile in Betracht. Die Schneegrenze liegt aber bekanntlich nicht in den wärmsten Teilen, in den äquatorialen Breiten am höchsten, sondern in den trockensten, in den subtropischen Trockengürteln und dort kommen sogar Fälle vor, daß Berge über 6000 *m* Erhebung noch keinen Dauerschnee tragen (Nordchile, Nordwestargentinien und Südbolivien), die ein Bergsteiger mit rein technischen Absichten keines Blickes würdigte. Aber schon in Nordbolivien und Südperu hat sich die Schneegrenze auf 5100—5400 *m* herabgesenkt, während umgekehrt bestimmte biologische Grenzen, des Pflanzenwuchses und auch der

[1]) Es ist mir dabei wohl bekannt, daß in Südamerika das Wort Kordillere vielfach „Gebirge" überhaupt vertritt und daß man in tieferen Ländern auch niedrige Gebirge als Kordillere bezeichnet, wie die Küstenkordillere in Chile, Peru und Ecuador, die niedrigen Gebirge Panamas usw. In den Anden selbst jedoch ist Kordillere eine Landschaftsbezeichnung für die hochandinen felsigen Gebirge in und in der Nähe der nivalen Region.

menschlichen Siedlungen unter diesen nicht mehr ganz so extremen Bedingungen, erst hier ihre maximalen Höhen erreichen. Daher liegt in Südperu sowohl die höchste natürliche Dauersiedlung der Welt (in über 5100 *m*), sondern etwas weiter nördlich auch die höchste städtische Siedlung, die Minenstadt Cerro de Pasco, 4360 *m*, während die höchsten Bergwerke der Quimzacruzkordillere Boliviens eigen sind, in etwa 5400 *m*, einer Höhe, in der wir am Illampu noch eine stattliche Flora von Blütenpflanzen und — keineswegs nur verirrt — noch Kolibris in größerer Anzahl trafen.

Die Cordillera Real

Die zuletzt genannte Zone war auch das Ziel der Anden-Expedition, im speziellen ihr gewaltigstes Gebirge, die Cordillera Real, der Himalaya der Neuen Welt. Eine so kühne Bezeichnung erheischt auch ihre Begründung und Rechtfertigung. Denn nicht einmal die höchsten Gipfel des Andensystems sind diesem Gebirge eigen, da sowohl die der chilenisch-argentinischen Grenzkordillere (mit dem Aconcagua und Mercedario), wie auch die Cordillera Blanca Mittelperus mit dem Huascaran sie übertreffen. Zwar dürfte die Cordillera Real schon als Gesamtmassenerhebung mit beiden in Wettbewerb treten, aber zu der obigen Bezeichnung veranlassen uns vielmehr die Lage und Natur des Gebirges als seine Ausmaße.

In der entsprechenden Breite Nordboliviens ist das Andensystem recht einfach gegliedert. Von der Küstenwüste am Gestade des Pazifik steigt die Westkordillere auf, um mit vulkanischen Kegelbergen bis zu über 6500 *m* zu gipfeln. Sie ist in dieser Breite noch zu trocken, auch durch ihre vulkanische Natur zu zahm in ihren Formen (mit Ausnahme des Sajama), um bergsteigerisch lohnende Objekte zu bieten. Nach Osten senkt sie sich zu dem weiten Hochplateau Boliviens, das in seinem nördlichen Teil in 3800 *m* eines der größten Seebecken der Erde, den Titikakasee, in sich schließt. Wie das große abflußlose Hochplateau im Herzen Asiens, das Tibetanische, ist auch dieser bolivianische Altiplano mit seinen Randgebirgen der Ausgangspunkt großer Stromgebiete, der Scheitel des Kontinents. Zwischen ihn und seinen Abfall zum tropisch-feuchten Tiefland des Amazonasbeckens legt sich die Cordillera Real wie der Himalaya zwischen Tibet und den Abfall Hochasiens zum tropischen Tiefland Indiens. Nach der Seite zu begrenzen die Kordillere jäh eingesägte Durchbruchstäler, die im Hochplateau und am Innenabfall der Kordillere ihren Ursprung nehmen und in reißendem Lauf schon zu Seite des Kordillerenkammes tropische Tiefe erreichen: die Täler des Rio de La Paz und des Soratakflusses, Spiegelbilder des Indus und Brahmaputra, wie die ganze Kordillere ein kleines, aber um so getreueres Spiegelbild des Himalaya.

Mit diesem Bild vor Augen haben wir auch gleichzeitig die Hauptcharakterzüge des Gebirges erfaßt. Ein sanfter Abfall seines südwestlichen Vorlandes gegen die Hochsteppen des Altiplano, gewaltige Talschlünde auf der nordöstlichen, regenfeuchten Seite in ein finsteres tropisches Waldland hinab, das mit einer Grenzzone ganz verfilzten triefenden Nebelwaldes bis 3400 oder 3600 *m* an den Flanken der Kordillere selbst hinaufklimmt[1]), nach den Seiten aber Steilabfälle in die Tallandschaften, die den Übergang zwischen Hochland und Tropenland vermitteln, in denen bei mäßiger Feuchtigkeit, mildem Klima und großer Fruchtbarkeit sich Zentren alter Kultur entwickelt haben: die „Valles" des La-Paz-Flusses und von Sorata. Und trotz dieser Symmetrie im großen doch auch wieder eine kleine Asymmetrie zwischen Süd und Nord, in der Weise, daß im Süden, wo jenseits der Durchbruchsschlucht des La-Paz-

[1]) Nur in der südlichen Hälfte ist dieses Waldland in einer mittleren Zone von 1200 bis 2500 *m*, die sich für den Kaffee- und Kokabau eignet, der Kultur erschlossen, den sog. „Yungas" von La Paz.

Pico del Norte — Illampu von Nordwest

Caca-Aca von Mine Milluni

Berge der Casirigruppe neben dem Calzatapaß

Flusses die Quimazacruz-Kordillere mit schneegekröntem Kamme weiterzieht, die östlich-feuchten Einflüsse von dem Valle des La-Paz-Flusses abgehalten werden, im Norden aber, wo sie die Kordillere zu Seiten des Soratales plötzlich von 6500 zu 5000 *m* Gipfelhöhe erniedrigt, östliche Lüfte, östliche Feuchtigkeit und östliche Vegetation in das Valle von Sorata hereinfluten und erst auf der Wasserscheide sich erschöpfen.

So entstehen doch wieder recht gegensätzliche Landschaften, die von La Paz und die von Sorata. Bei La Paz zwar sehr tiefe, aber auch weite Täler, wo über die grellroten, gelben und bläulichen Farben der kahlen Erde und die in wirre Türme, Zinnen, Rillen, Pfeiler und Kamine aufgelösten Formen sich nur in der Regenzeit ein dünner, grüner Schleier und nach derselben ein golden schimmerndes Band von Getreidefeldern sich legt. Darüber den größeren Teil des Jahres ein strahlend blauer Himmel, gegen den sich Illimani und Mururata in blendender Reinheit abzeichnen. Bei Sorata dagegen ein ganz tiefes, enges, übersteiles Talsystem, in einem Zuge von der tropischen Tiefe bis zu den Schneegipfeln des Illimani und Ancohuma emporsteigend, in halber Höhe die Siedlungen, Gärten und Felder zwischen schon recht üppigem Pflanzenwuchs an die Hänge geklebt, darüber an Stelle brennender Erdfarben das in weichen Wellen ausgegossene Olivgrün der Matten, meist aber getrennt durch einen Wolken- und Nebelstreif, der ein lorbeergrünes Band von Gebüschen und Wäldchen verhüllt. Diese Wolkenbank weicht selbst in der trockenen Jahreszeit nur vorübergehend und in der nassen hüllt sie mit Regen und Nebel auch noch die Kordillere und das Valle ein. In der trockenen Zeit sieht man sie gewöhnlich morgens in etwa 3500 *m* Höhe eben wie eine Wasserfläche von ihrem Ufer an der Kordillere über das östliche Tropenland hinausgegossen, so daß nur wenige aus dem Waldland aufragende Berge wie Inseln aus ihr hervortauchen. Am Vormittage mit dem Strahl der Sonne kommt dieses Meer in Wallung, Nebelfetzen entsteigen ihm und hüllen, bis man es gewahr wird, oft die ganze Hochkordillere ein. Auch auf die niedrige Wasserscheide zwischen dem Titikakasee und Sorata wehen sie empor, gegen Abend mit sturmartiger Heftigkeit, aber gegen die Trockenheit des Altiplano verschwenden sie nutzlos ihre Kraft. In einem fort sieht man von der Pampa her die Nebelmassen anstürmen und nicht einmal kommt es vor, daß die Winde mit feuchtem Dunst die Pampa von Achacachi erreichten. Das ist der Föhn der Kordillere. Im Durchbruchtal des La-Paz-Flusses liegt diese Nebelbank ebenfalls und in gleicher Höhe, aber in dem engen Paß zwischen dem Illimani und den Aracabergen bleibt sie an den Hängen des Gebirges kleben und kann auf seine Innenseite nicht vordringen. Überwältigend ist sowohl der Anblick von La Paz, dieser einzigartigsten unter den vielen einzigartigen Hauptstädten des Kontinents, das sich an landschaftlichem Reiz mit Rio de Janeiro und Neapel sicher messen kann, wie auch der von Sorata, einem noch in seiner Einsamkeit und idyllischen Ruhe träumenden Zwergstädtchen, wo man den Zauber der über ihm thronenden Eisriesen und die Nähe der Tropenwelt gleichzeitig genießt.

In diesen Gebirgen täuscht die Größe der Anlage und die Reinheit der Luft, die z. B. den Sajama in 200 *km* Luftlinie noch kristallklar abzeichnet, jeden nicht Eingeweihten zuerst über die wirklichen Höhen- und Längenverhältnisse hinweg. Niemand, der die ganze Kordillere von einem Berge des Altiplano aus vor sich ausgebreitet sieht, wird vermuten, daß sie mit ihren 140 *km* Länge den Zillertaler Alpen und Hohen Tauern vom Brenner bis zum Ankogel entspricht. Niemand, der die majestätische Gestalt des Illimani sich über dem Panorama von La Paz auftürmen sieht, wird glauben, daß ihn 45 *km* Luftlinie von ihm trennen, eine Entfernung, in der die Alpen doch schon als schmales Band über dem Horizont erscheinen. Und daß die eintönig kahlen Hügelwälle, die sich der ganzen nördlichen Kordillerenhälfte vorlagern, in ihrem sachten Anstieg von den Pampas des Altiplano mehrmals an 5000 *m* heran-

kommen, und daß in den seichten Furchen, die das öde Bild ihrer Oberfläche kaum unterbrechen, 300—400 *m* tiefe Täler mit den größten Vorlandseen der Kordillere verborgen liegen, wird den wenigsten zum Bewußtsein kommen, die in einer Autofahrt von La Paz nach Sorata dieses ganze Panorama an sich vorüberziehen lassen können. Ja selbst, wenn man sich längst in diese ganzen Verhältnisse eingelebt und hineingearbeitet hat, erlebt man fortwährend große Überraschungen, wenn man dann an den Gebirgsfuß selbst herankommt. Kulisse hinter Kulisse entfalten sich seitliche Abzweigungen des Hauptkammes, mit ganz selbständigen Vergletscherungskernen, vorgelagerte Gebirgsgruppen, durch Gletscherbecken vom Hauptkamme getrennt und man muß lange Wanderungen in die sich weit zurückwindenden Täler machen, um auch nur einen rohen Überblick über die Anordnung der Kämme, Gipfel und Täler zu gewinnen.

Die Gliederung der Kordillere

Die Südhälfte der Kordillere, vom Illimani bis zu dem zentralen Caca-Aca (Huaina-Potosi) ist im Durchschnitt weniger hoch, aufgelöster und daher wegsamer als die Nordhälfte. Aus allen Tälern des La-Paz-Systems führen Pässe über die Kordillere nach der Yungasseite, einer ist sogar schon von der Eisenbahn überwunden worden. Alles andere überragt in diesem Abschnitt der majestätische Stock des Illimani, von drei Seiten aus tropisch tiefen Tälern emporsteigend, nach seinen Ausmaßen ein Gebirge für sich und doch nur ein einziger breiter Klotz, der noch aus 50 *km* Entfernung zu sich aufschauen läßt — kein Wunder, daß ihm der Indianer noch heute neben seinem christlichen Gott die Ehrfurcht erweist. Nach der Sage der Indianer hat auch nur einer von den übrigen Berggöttern, der dem Illimani benachbarte Mururata, den Versuch gemacht, ihm an Größe gleichzukommen. Von Zorn entbrannt griff Illimani zum Schwert und schlug ihm sein Haupt ab, es mit dem Worte „Sajam" (Geh weg!) nach dem Westen schleudernd. Jenseits des Altiplano, in der Westkordillere, in 200 *km* Entfernung liegt es heute in der Gestalt des Sajama, des gewaltigsten der erloschenen Vulkankegel, dessen Basis sich die Indianer auf das wie abgeschnitten erscheinende Gipfelplateau des Mururata nicht ohne Phantasie hinaufgesetzt denken.

Genauer liegt die Grenze zwischen südlicher und nördlicher Kordillerenhälfte am Chacaltaya, dem gegen La Paz vorgeschobenen, nur 5300 *m* hohen erzreichen Schieferberg, oder dem noch weiter aus dem Kamm nach der Gegenseite gegen die Yungas hinausgeschobenen Tiquimani, einem nach allen Seiten so steil abfallenden kastenförmigen Felsenmassiv, daß trotz seiner beträchtlichen Höhe (etwa 5800 *m*) kein einziger Gletscher an ihm zur Entwicklung kommen kann. Er ist einer der wenigen noch heute unbestiegenen Großen.

Es folgt zunächst der Zongopaß und das Granitmassiv des Caca-Aca (Huaina-Potosi), seit der Besteigung durch Dienst und Lohse gebührend bekannt geworden, mit herrlichem Anblick sowohl von der Mine Milluni wie auch von der Mine Carmen, aber von Osten fast nirgends sichtbar. Dann die niedrigere Kette der Cordillera de la Union (etwa 5400 *m*) und der Condoriripaß. Die folgende Condoririgruppe ist ein Gebirge von besonderer Art. Mit ihren dunkelernsten, flachgebankten Schiefermassen baut sie schroffe Zinnenberge auf, in deren Zentrum die ganz kecken Eistürme des Condoriri, vielleicht des schwierigsten Gipfels der ganzen Kordillere, wenn auch unter 6000 *m* bleibend, in schwer zugänglicher Lage sich erheben. Die Gletscherarmut dieses Abschnittes ist nur eine Täuschung. Wegen der übersteilen Felsenabstürze fehlen häufig die Firnfelder und das Eis sammelt sich erst in den tieferen, versteckten Winkeln (Lawinengletscher). Auf der Ostseite ist die Vergletscherung allerdings auffallend gering. Dies ist aber verständlich, denn die schon allgemein höhere Lage der Schnee-

grenze auf der feuchten Ostseite, die man richtig mit der starken Strahlungswirkung der Vormittagssonne über der allmorgendlich über die Yungas ausgegossenen Wolkenbank erklärt hat, muß sich an den steilen schwarzen Bergen der Condoririgruppe, auf die gerade diese Morgensonne besonders steil auffällt, doppelt auswirken.

Darauf beginnt mit der Mine Fabulosa und der Lincogruppe die große Verbreiterung des Gebirges und überhaupt seine Massenzunahme, die von da ab bis zu ihrem Ende im Illampu anhält. Hinter ihr führt der zuletzt in 2 Äste gegabelte Hichucotapaß bei 5100 *m* an den Gletschern vorbei und über eisberieseltes Granitgeröll ins Challanatal. Von hier nach Norden dehnt sich erst der wichtigste und mächtigste Teil des Gebirges, der große nördliche Abschnitt, der bei unserer Ankunft noch ganz der Entschleierung harrte. Ein gewaltiges, schwer in Eis gepanzertes Massiv reiht sich hinter das andere, kompliziert gegliederte Gruppen stellen sich auf der Altiplanoseite davor, langgezogene, noch schneetragende Ketten schieben sich zwischen die Osttäler hinaus. Von hier ab haben keine Erzadern mehr von Bedeutung zur Entstehung moderner Minen Veranlassung gegeben, den Bringern der Zivilisation auch für diese höchsten Kordilleren. Über die Talwinkel des Ostabfalles, in denen bis heute ungestört der Andenhirsch seine Weide sucht, wissen nicht einmal die Indianer Bescheid, die weiter unten in den Kordillerentälern in der Nähe der Waldgrenze wohnen, und auf den öden Höhen am westlichen Fuß der Gletscherberge tummelt sich noch heute in großen Scharen das Vicuna. Dieses Land ist noch nicht einmal von den Indianern vollständig als Weidegrund in Besitz genommen. Auch auf der Hochlandseite wohnen diese weiter unten (unter 4600 *m*) in der Nähe ihrer obersten Felder, wo sie auch mit der ihnen angestammten Fertigkeit in der künstlichen Bewässerung in der trockenen Jahreszeit mit wenigstens tagsüber aufgetautem Wasser grüne Anger für ihr Wollvieh anlegen können. Die Berge selbst, auch die allergrößten, tragen keine Namen bei den Eingeborenen. Die vorhandenen beziehen sich auf die Täler, auf die Weideplätze, oder wie bei der Calzada, auf die Pässe. So waren wir gezwungen, den Hauptgipfeln und Berggruppen nach den auf sie endigenden Tälern überhaupt erst ihre Namen zu geben.

Vom Hichucotapaß bis zum Ancohuma-Illampu unterscheiden wir 5 große Massive am Zentralkamm: Vinohurara, Chachacomani, Chearoco, Calzada und Casiri. Die Hauptgipfel von Casiri und Chearoco, letzterer der höchste Berg zwischen Ancohuma und Caca-Aca, wurden von der Gruppe Pfann-Horeschowsky-Hörtnagel Ende Juni bewältigt[1]), ein Hauptgipfel aus der Vinohuraragruppe von Hein und Ahlfeld Anfang August bestiegen. Der Chachacomani, ein ganz besonders stark vergletscherter Bergstock, ist neben Condoriri und Tiquimani der letzte noch unbestiegene Gipfel ersten Ranges, denn die Calzada kann sich diesen noch nicht mehr ebenbürtig an die Seite stellen. Neun große Täler nehmen auf der Hochlandseite von den Gletschern dieser Bergstöcke und ihrem Ausläufer ihren Ursprung: Die Täler von Hichucota, Laurani,

[1]) Was die Benennung der bestiegenen Gipfel anlangt, so stimmen nach den mir aus Deutschland zugegangenen vorläufigen Berichten die bisher publizierten Namen nicht mit den wirklich bestiegenen überein. Der von Pfann, Horeschowsky, Hörtnagel und Ahlfeld bestiegene 6000er zwischen dem San-Francisco-Tal und dem Calzadapaß ist der Hauptgipfel des Casirimassivs, nicht die Calzada (vgl. Karten!). Die Bezeichnung „Calzada" für dieses Massiv während unserer Arbeiten im Coocokessel war vorbehaltlich gewählt, solange wir nicht den Zusammenhang auf der Altiplanoseite weiter südwärts studiert hatten. Der noch etwas höhere, von Horeschowsky und Hörtnagel bestiegene Gipfel weiter südlich ist der Chearoco (nicht der Chachacomani). Der Chachacomani ist erst das südwärts folgende Massiv mit der noch stärkeren Vergletscherung und den beiden schneeweißen, dachförmigen Gipfelfirsten (vgl. Panor. V). Der Irrtum ist erklärlich, da der touristischen Gruppe eine eingehende Erkundung bei den Eingeborenen über die folgenden, nicht mehr begangenen Täler nicht möglich war und eine Verständigung mit uns durch die frühzeitige Abreise nicht mehr erfolgte.

Halluaya, Purapurani, Chachacomani, Quelluani, Chearoco (Corpaputu), Calzada und San Francisco. Zwei von ihnen, das San-Francisco- und das Hichucotatal, sind Perlen der Andenlandschaft durch ihre malerischen Seen, von denen das Hichucotatal eine ganz lange Kette schmückt, von den Moränen der Eiszeit bis hinauf an die Zungen der heutigen Gletscher. Auch die Yungasseite der Kordillere vom Huayna Potosi bis zum Illampu wurde der ganzen Länge nach begangen und kartiert, aber während auf der Altiplanoseite für alle Täler, die nicht bis in den Hintergrund begangen werden konnten (Laurani, Halluaya, Chachacomani und Quelluani), wenigstens so weit Einblick möglich war, daß die Struktur der Kämme und Täler einwandfrei feststeht, mußte im Osten *ein* Talhintergrund in Dunkel gehüllt bleiben, das Negrunital, dessen reiche Wasser von den Gletschern von Vinohurara, Chearoco und Chachacomani zusammen herkommen müssen.

Von der Art und Unübersichtlichkeit dieses Ostabfalles kann man sich, wenn man nur den Westen kennt, kaum eine Vorstellung machen und es ist nur zu verständlich, daß uns dort noch größere Überraschungen bevorstanden wie an der Altiplanoflanke der Kordillere. Das verschuldet nicht der Wald, denn über dessen Grenze ragen als Vortakt zur Hochregion in breitem Band Grasberge auf, die selbst wieder in niedrigeren Kordilleren gipfeln. Sie gewähren Einblick in die Talwinkel und die Flanken der Eisberge, aber da sie nicht genügend Abstand von der Kordillere haben, müßte man sie von den tiefen Talschlünden aus einzeln besteigen, was ziemlich auf das gleiche hinauskäme, wie in alle die Hochtäler einzeln einzudringen. Und quert man diese Täler dort, wo der Weg von Sorata nach der Fabulosa über sie hinwegführt, so ahnt man nicht, was im Hintergrund eines so engen Tales alles möglich ist. Die ganze Wucht der skulptierenden Erdkräfte, die sich unten im Tal, in diesen ganz unvorstellbar jähen Erosionseinschnitten, allein in die Tiefe auswirkt, die wirkt oben in der Hochregion in der Nähe der Gletscher, in die Weite, entweder in Form breiter Kessel oder doch reichverzweigter breitsohliger Hochtäler.

Das größte all dieser Hochbecken entdeckt und genau kennengelernt zu haben, danken wir dem „Glück", daß die erste Illampubesteigung irregeleitet war und daß der Plan zu der zweiten, die dann ebenfalls mißlang, uns auf seine Südflanke wies. Es ist die beckenförmige Talendigung des Coocotales, eines der vielen parallelen, in die Urwälder hinabführenden Täler, in dem unten an der Waldgrenze, wo das feuchte Klima die besten Kartoffeln und Okas des Landes gedeihen läßt, die kleine Finca Cooco liegt. Wir hatten wohl schon von den Nordflanken des Illampu in den Coocokessel hineingeblickt, hatten auch die wichtige Entdeckung gemacht, daß sowohl Ancohuma wie Illampu auf denselben Hauptkamm des Gebirges aufgereiht sind (entgegen der bisherigen auf Conway fußenden Annahme), aber nur Stück für Stück enthüllte sich uns die wirkliche Größe dieses Kessels, um den sich nicht nur Pico del Norte, Illampu, Ancohuma und Casiri als die gewaltigsten Stöcke, sondern auch noch mehr als ein Dutzend um 6000 *m* liegender Gipfel zweiter Ordnung stellen, in den auch nicht weniger als 19 selbständige, z. T. riesige Gletscherzungen zusammenmünden. Wie könnte man auch ahnen, daß ein so kleines Flüßchen wie der Rio de Cooco, der an Wasserführung etwa mit der Partnach zu vergleichen ist, von 19 Gletschern seine Wasser speist. Hier liegt einer von den großen Unterschieden der Gebirge verborgen. Die Gletscher verlieren unter dieser Tropensonne, die zwei Drittel des Jahres (in der Trockenzeit) damit beschäftigt ist, den Schnee- und Eisüberschuß der übrigen nassen Jahreszeit zu tilgen, ihre Masse viel weniger durch Schmelzung als durch direkte Verdunstung in die trockene Luft.

Ein zweites Beispiel wie das des Coocokessels gibt es in den ganzen Zentralanden nicht wieder. Aber ein ähnliches verschließt vielleicht der Hintergrund des obengenannten Negrunitales, dem Vinohurara, Chachacomani und Chearoco die

Hälfte ihres Wasserüberschusses zollen. Fünf Tage mehr Zeit, als uns zuletzt im August noch bemessen war, hätten auch dieses letzte Rätsel in den Zügen des Kordillerenantlitzes entschleiern können.

Die wissenschaftliche Arbeit

Über Einzelheiten der wissenschaftlichen Ergebnisse sich zu verbreitern, erübrigt sich, da bereits vor einiger Zeit ein wissenschaftlicher Bericht über die ausgeführten Arbeiten und ihre Ergebnisse veröffentlicht wurde (Die Cordillera Real: Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin 1929). Diese Arbeit enthält auch eine detaillierte Übersichtskarte der Kordillere: 1 : 150000, die auf Grund der Triangulation und der Kompaß-Skizzen konstruiert wurde. Naturgemäß war es noch nicht möglich, für die Karte die astronomischen Ortsbestimmungen, die hypsometrischen und trigonometrischen Höhenmessungen und die photogrammetrischen Geländeaufnahmen zu verwerten, sie enthält infolgedessen weder Gradnetz noch Höhenangaben (die sich erst nach Anschluß an die Eisenbahnnivellements und an meine eigenen, an die pazifische Küste geführten Hypsometrierungen ergeben werden), noch eine genaue Geländezeichnung. Zur Konstruktion der vorläufigen Karte mußten wir uns entschließen, weil sich die Ausarbeitung im einzelnen noch geraume Zeit, bis 1930 oder 1931, verzögern dürfte.

Der wissenschaftlichen Arbeit kam in erster Linie zugute, daß schon vor Jahren durch Theodor Herzog die südlich anschließende und in ihrer Natur sehr ähnliche Quimzacruz-Kordillere untersucht worden war, was überhaupt die erste systematische Bearbeitung einer zentralandinen Hochkordillere in bergsteigerischer, kartographischer und wissenschaftlicher Hinsicht darstellte. Gerade wegen dieser Vielseitigkeit und noch dazu als Werk eines einzelnen wird diese Leistung besonders von all denen besonders hoch gewürdigt werden, die es ausprobiert haben, im ganz fremden Gebirge gleichzeitig in diesen drei Richtungen zu arbeiten, und es ist merkwürdig genug, daß es möglich war, in Berichten über andine Forschungsfahrten diese schon vielfach publizierten Arbeiten zu übergehen.

Als rein alpine Höchstleistungen stehen die unter Führung von Adolf Schulze unternommenen, später von Dienst und Lohse fortgeführten und von Dienst geschilderten Besteigungen im Gebiete der Cordillera Real (Illimani, Ancohuma, Huayna Potosi), von denen die beiden letzten Erstbesteigungen waren, an erster Stelle. Die kaum vorbereiteten und ohne großen Apparat durchgeführten Turen müssen höchste Bewunderung erwecken und sind nur dem erklärlich, der Schulzes kernige, alles mitreißende und von Sensation und äußerlichem Ehrgeiz freie Bergsteigernatur kennt, die auch durch jahrzehntelangen Auslandsaufenthalt nicht gebrochen wurde. Um auch dem ersten der drei großen Vorläufer unserer Expedition gerecht zu werden, sei auch noch der Unternehmung Sir Martin Conways gedacht, dem es 1898 neben der Erstbesteigung des Illimani und einer fast geglückten des Ancohuma vor allem auch gelang, die erste und bisher einzige, in den meisten Grundzügen recht treffende Übersichtskarte der Kordillere zu zeichnen.

Neben diesen Vorarbeiten kam es der wissenschaftlichen Arbeit zugute, daß ich selbst bereits 2 Jahre vorher in Bolivien mit geographischen, kartographischen und botanischen Forschungen beschäftigt war und neben dem allgemeinen Bild und vielen, besonders den südlichen Teilen der Kordillere auch alle umliegenden Landschaften kennengelernt hatte. Auch der zweite wissenschaftliche Teilnehmer, Dr. Ahlfeld (für Mineralogie und Lagerstättenkunde), der leider als privater Teilnehmer nur gelegentlich für die Arbeiten der Expedition in Frage kam, konnte auf zweijährige Reisen im Lande, besonders in den hochgelegenen Minengebieten, fußen.

Die gewonnene kartographische Erschließung wäre ganz unmöglich gewesen, wenn

nicht einer der bergsteigerischen Teilnehmer, Ingenieur Erwin Hein, sich von Anfang an rege an den instrumentellen Arbeiten beteiligt hätte. Nach Ablauf der ersten sechs Wochen und nach der geglückten Besteigung des Illampu, war es wiederum er, der sich von da ab unter anerkennenswertester Zurückstellung seiner Gipfelinteressen der kartographischen Arbeit widmete. Die Besteigungen des Casiri und Chearoco sind ihm dadurch wie mir versagt geblieben. Aber er hat inzwischen dafür seinen Lohn doppelt empfangen. Als die übrigen Teilnehmer der touristischen Gruppe bereits seit zwei Monaten die Kordillere und das Land verlassen hatten, am Tage, als ich selbst — schon wochenlang verspätet — zu weiteren Arbeiten in Ecuador und Columbien von Bolivien und seiner Hauptstadt meinen Abschied nahm, durfte Hein als kühner Alleingänger die Fahne auf den Gipfel des Illimani setzen. Und darauf wurde ihm das zweite Glück, im Lande selbst und noch dazu bei technischen Projekten im Tale von Sorata und im Anblick des Illampu berufliche Tätigkeit zu finden, gerade ihm, dem Gott auch den Sinn dazugegeben hat, ihm dafür dankbar zu sein. Wir in Deutschland können nur hoffen, daß damit auch die restliche bergsteigerische Erschließung der Cordillera Real in nächster Zeit gesichert ist. (Condoriri, Chachacomani und Tiquimani), da ja auch noch Otto Lohse im Lande weilt.

Zur Vermessung der Kordillere sollte als Grundlage für jede Detailarbeit, sowohl für photogrammetrisch vermessene Abschnitte wie auch für Kompaß-Aufnahmen, ein Dreiecksnetz hergestellt werden. Es wurde eine Dreieckskette gebildet, deren eine Punktreihe weit draußen in der Pampa liegt, wo von 25 zu 25 *km* weithin sichtbare Bergstöcke (Cerro de Vilaaque oder Sa. Ana, Cerro de Peñas, Cerro de Abichaca) mit 3900—4300 *m* Höhe ein prachtvolles Kordillerenpanorama entfalten, deren andere Seite direkt am Fuß der Hochkordillere auf Vorgipfeln von 4900—5000 *m* liegt. Eine Verbindung auf der einen Seite mit dem Talkessel von La Paz durch ein von mir schon früher für photogrammetrische Zwecke vermessenes kleines Dreiecksnetz, sowie eine zweite in das Tal von Sorata hinab, mußte dieses ganze Netz in zwei astronomisch bestimmte Endpunkte (La Paz und Sorata[1]) einpassen. Nicht nur die ganze photogrammetrische Vermessung, von Sorata um den Illampu-Ancohumastock herum bis in die Gegend des Chearoco, sondern auch die Messung der 22 *km* langen Basis in der Pampa zwischen Vilaaque und Peñas und dazu fast die ganze Vermessung des Dreiecksnetzes selbst war eine Arbeit, die Hein und mir nur für den zweiten, sechswöchigen Teil der Expedition verblieb. Und sie wäre bei der ständigen Arbeitsteilung in Theodolith- und Photogrammeterarbeit noch ein reines Vergnügen gewesen, wenn uns nicht alles und jedes entgegengearbeitet hätte: die hartnäckige Bewölkung des Soratatales, die noch hartnäckigere Bosheit der mißtrauischen Aymara-Indianer in dem ständigen Zerstören unserer Steinsignale, die von ebendiesen Indianern durch Anzünden der Berghänge verübte Verräucherung der Berghänge des Soratatales in den Tagen der Sonnenwende und zuletzt das Mißgeschick, daß man uns mit 2 Mulas auch Schlafsack und Decken stahl, wovon nur die Mulas wieder eingebracht werden konnten.

Nach den ersten 4 Wochen fortgesetzter Arbeit in dem rauhesten Teil der Kordillere mußten wir dann noch die Enttäuschung erleben, anstatt wie verabredet und erwartet zu der Hauptgruppe und dem Hauptgepäck zu stoßen, uns vollständig isoliert und ohne Mittel zurückgelassen zu sehen, da die touristische Gruppe bereits 14 Tage vorher ihre Unternehmungen abgebrochen und die Heimreise schleunigst vollzogen hatte. Glücklicherweise kam uns der Hauptausschuß des Vereins, an den wir uns sofort telegraphisch wandten, so schnell zu Hilfe, daß wir drei Wochen später, während derer wir

[1]) Eine sehr genaue astronomische Bestimmung in Sorata hat die Expedition Herrn Dr. H. Ch. Freiesleben zu danken, der im Jahre 1927/28 als Mitglied der Deutschen Astronomischen Mission in La Paz weilte.

auf eigene Verantwortung die Vermessungen so schnell wie möglich zu Ende führten, im Besitze der notwendigen Mittel waren, so daß das Ansehen der Expedition nicht geschädigt werden mußte. Weil hiervon allein zuletzt das Gelingen der ganzen kartographischen Arbeit abhing, sei dem Hauptausschuß für dieses spezielle Entgegenkommen hier besonderer Dank gesagt. Von der wissenschaftlichen Gruppe aus haben wir weiterhin dem Direktor der Deutschen Schule La Paz, Herrn Pfarrer Hugo Schneider, sowie Herrn Otto Lohse, der uns auf der Mine Fabulosa rührendste Unterstützung angedeihen ließ, herzlichst zu danken. Der Dank der Deutschen Schule gegenüber ist nicht nur für uns, sondern für die ganze Expedition erste Pflicht, da sie uns als Sammelzentrum in jeder Beziehung, für Gepäck, Post, Diener und Tiere diente, auch noch lange nach Abschluß der Arbeiten und zu jeder Zeit in der uneigennützigsten Weise offen stand.

Daß die Kordillere an sich als nicht nur schlecht, sondern in ihrem größeren Teil überhaupt unerforschtes Gebirge reichlich Stoff für wissenschaftliche Arbeit bot, versteht sich von selbst, daß es daneben auch anziehendste Probleme klimatischer, eiszeitgeschichtlicher und botanischer Art gab, dürfte nach dem über seine Lage zwischen zwei gegensätzlichsten Welten Gesagten ohne weiteres einleuchten. An eine gleichmäßige und systematische Bearbeitung aller interessanten Zweige war von mir allein aus aber nicht zu denken, zumal neben der Hauptarbeit der Kartographie für andere wissenschaftliche Betätigung nur mehr nebenbei Zeit übrigblieb. Auch wissenschaftliche Sammelarbeit etwa unter die touristischen Teilnehmer aufzuteilen, erwies sich nicht als möglich. Daher stand es von Anfang an im Plane der Expedition, die Arbeiten unter Bevorzugung solcher Gebiete zu bewerkstelligen, die für einen geographischen Überblick notwendig waren und die bei der Gegensätzlichkeit der Klimate in den verschiedenen Abschnitten und Höhengürteln des Gebirges besonders interessant erschienen.

Die unter pflanzengeographischen Zielen stehende botanische Erforschung und die botanische Sammlung war zwar durch die Jahreszeit nicht gerade begünstigt. Aber zusammen mit dem in der vorhergehenden Zeit gesammelten Material in der Kordillere und den umliegenden Gebirgen und Tälern ist eine sehr detaillierte und abschließende Bearbeitung möglich gewesen, aus der die floristischen, klimatischen und ökologischen Beziehungen genauestens herausgeschält werden können. Dadurch daß die Kordillere an der Grenze zwischen dem kontinental rauhen Hochbecken der Puna und dem immerfeuchten Außenabfall der Anden steht und daß die Durchbruchstäler zu ihren Seiten bis in die tropisch warmen und extrem trockenen Talböden hinabgreifen, treten die gegensätzlichsten Landschaften und Vegetationen, die in flacheren Ländern nur in Riesenräumen sich ablösen, an scharfen Grenzen aneinander. Grell ist schon der Gegensatz zwischen der West- und Ostseite des Gebirges, aber in den noch greller übereinandergelagerten Klimagürteln in den tiefen Durchbruchstälern zu seiten der Kordillere heben sich Landschaften wie Berg- und Nebelwald, Matten, Hochsteppen, Halbwüsten, Maccien, Kakteenbusch und Catingawälder innerhalb eines einzigen Tales wie scharfe Blitzlichter voneinander ab. Für den geologischen Bau des Gebirges, von dem die rohen Grundlinien, aber auch nicht mehr bekannt waren, ergaben sich durch eine allgemeine, über das Gebirge ausgedehnte Kartierung der Hauptformationen wichtige Tatsachen für die Auffassung der Gebirgsentstehung[1]). Der Bau

[1]) Ohne alle einzelnen geologischen Vorarbeiten über die Kordillere zu erwähnen, muß doch wenigstens der Arbeiten Hauthals und Steinmanns gedacht werden. Es ist speziell bewunderungswürdig, wie außerordentlich treffend Steinmann, der selbst die Kordillere nur im Illimanigebiet kennengelernt hat, durch vergleichende Betrachtungen mit anderen Andenabschnitten die wesentlichen Züge des Kordillerenaufbaues und die Geschichte ihrer Entstehung herausgeschält hat. Wie viele seiner sonstigen grundlegenden Arbeiten über Andengeologie ist auch das über die Cordillera Real Gesagte nur in ganz gedrängten, kurz gefaßten Artikeln (Geologische Rundschau 1910, ausgesprochen.

der Kordillere läßt sich durch drei Haupttatsachen charakterisieren: 1. den Grundstock bildet ein einheitlich gefalteter Klotz der meist sehr dunklen paläozoischen Sedimente (Schiefer-, Sandstein-, Quarzit-Formation), der den ganzen Südwestabfall der Hochkordillere, außerdem auch den Kamm und die Ostabfälle im Condoririgebiet und zwischen Chacaltaya und Illimani aufbaut. Eine ins einzelne gehende Gliederung dieser Formation, etwa für eine kartographische Ausscheidung der Horizonte, war bei dem fast vollständigen Fehlen von Fossilien in diesem Gebiete nicht möglich. 2. Auf der Altiplanoseite sind dieser Formation im Vorland der eigentlichen Kordillere Bänder der viel jüngeren, kreidezeitlichen und zum Teil tertiären Pucaformation eingefaltet, so benannt nach der meist grellroten Farbe ihrer Konglomerate, Gipssandsteine und Mergel (Puca = rot in Quechua). Während diese Formation im zentralen Teil des Gebietes, wo bei der größeren Höhe eigentlich ihre Hauptentfaltung erwartet werden sollte, nur ganz schwach entwickelt ist (Cerro Vilaaque, Cerro de Peñas schmales Gipsmergelband von Tuni bis Huancapampa), macht sie sich nach beiden Seiten in die tiefen Valles hinein sehr breit, sowohl im Valle von La Paz und Luribay wie im Valle von Sorata und Muñecas, damit schon andeutend, daß an den Stellen der Taldurchbrüche durch die Kordillere auch die Faltungsachsen tiefer liegen. Diese Art des Aufbaues, gefalteter paläozoischer Grund mit eingefalteter Pucaformation, ist auch weiten Gebieten der übrigen zentralen Anden eigen. Die Hochkordillere selbst, der schneegekrönte Kamm vom Illampu bis zum Illimani, dagegen verdankt sowohl seine Höhe wie überhaupt seine ganze Entstehung einem dritten Faktor, nämlich einer in noch jüngerer mitteltertiärer Zeit erfolgten granitischen Magmaintrusion, die sich in derselben Geradlinigkeit auch weiter nach Südosten in die Quimzacruzkordillere wie auch nach Nordwesten nach Peru hinein ausgewirkt hat. Durch diese Intrusion oder schon durch die Faltung, in deren Gefolge die Intrusion stattfand, wurde das ganze Dach der Sedimentgesteine derart erhoben, daß es in beschleunigtem Tempo der Erosion anheimfiel und der granitische Kern mit seinem Kontakthof an die Oberfläche kam. In gewissen Teilen wie in der Condoririgruppe oder in der Cordillere de la Union oder am Mururata ist das ganze Schichtdach noch in seiner flachen Gewölbelagerung erhalten, in Form einer kleinen Schuppe sogar noch auf dem höchsten Gipfel der ganzen Kordillere, den Ancohuma, den flachgebankte Schiefer aufbauen. In der Hauptsache aber und gerade in den höheren Teilen sind der Kamm und die Hauptgipfel aus Granit aufgebaut (Illampu, Casiri, Calzada, Chearoco, Chachacomani, Vinohurara, Huayna Potosi, Illimani). Während es nun schon von jeher aufgefallen war, daß, vom Altiplano gesehen, der granitische Kern sich nur auf die unmittelbare Kamm- und Gipfelregion beschränkt, der Kontakt mit den Schiefern außerordentlich hoch in der nivalen Region liegt, fanden wir umgekehrt am Nordostabfall des ganzen nördlichen Teiles vom Ancohuma bis zum Amaguayatal den granitischen Batholithen bis tief hinab aufgeschlossen.

Mit dem Illampumassiv bei Sorata schneidet aber diese ganze breite Granitmasse vollkommen ab an der gleichen Stelle, an der sich nicht nur der Gebirgskamm von 6500 *m* auf 5000 *m* erniedrigt, sondern auch bei Sorata an einer großen Querverwerfung plötzlich die rote Sandsteinzone von Muñecas einsetzt und die heißen Quellen von Illabaya liegen.

Eine besondere Seite in der wissenschaftlichen Arbeit hatte die junggeologische Geschichte des Gebirges, die diluviale Vereisung zu füllen. Die diluviale Vergletscherung der tropischen und südhemisphärischen Gebirge ist eine an sich längst bekannte Tatsache, aber über ihren Ablauf waren gerade in der letzten Zeit weitgreifende Probleme aufgetaucht. Eiszeitgeschichtliche Studien in der Cordillera Real waren mir dabei besonders wichtig, weil sie Untersuchungen abschließen konnten, die ich vorher in allen Teilen der Zentralanden daraufhin angestellt hatte. Im Verlaufe derselben hatte zwar schon die Kordillere und besonders das Vorland in der Gegend von La Paz und

Achacachi eine große Rolle gespielt, eine wichtige Tatsache aber war gerade dort unerklärt geblieben, die nur durch eine systematische Untersuchung der ganzen Kordillere ihre Lösung finden sollte. Im südlichen Teil des Vorlandes, im Talsystem von La Paz, das aus den Hunderte von Metern mächtigen Eiszeitschutt-Ablagerungen mit einer nur dem Gran Cañon des Colorado vergleichbaren Plastik herausmodelliert ist, springt die Größe der hier vor sich gegangenen Ereignisse schon beim ersten Anblick in die Augen. Aber auch im nördlichen Teil, in dem für den nicht Eingeweihten so ermüdend eintönigen, fast langweiligen Moränenhügelland, gestaltet sich die Untersuchung nicht weniger spannend.

Bei der Entstehung des La-Paz-Tales greifen Vergletscherungen, Hebungen des Gebirges, durch die die Erosion belebt und die Täler vertieft und rückwärts verlängert wurden, vulkanische Ausbrüche draußen in der Pampa, die ihre Aschenregen gegen das Gebirge sandten, und gewaltige Erdrutsche, deren größter das weite Talbecken von Achocalla schuf, ineinander. In der Alteiszeit waren an Stelle des heutigen, 700 *m* tiefen Talkessels überhaupt noch ebene Pampaflächen in über 4000 *m* Höhe, die heute nicht nur in dem messerscharfen, steilen Talrand gegen den Altiplano (Alto de La Paz), sondern auch auf der anderen Talseite, zwischen den Quellästen des La-Paz-Flusses, in Form tischartiger, allseits steil abfallender Schotterplatten („Mesas") erhalten sind. Bis über das heutige La Paz war dieses alte flache Land Moränengelände, weiter draußen sind es, wie wir das aus den Alpenvorländern gewohnt sind, Schotterfelder, von den eiszeitlichen Schmelzwassern herrührend, weshalb wir das größte zusammenhängende Schotterfeld in Analogie mit der Gegend von München als die „Schiefe Ebene von Viacha-Pucarani" bezeichnen wollen. In diesen entsprechen die großen versumpften Pampas an ihrem unteren Ende ganz und gar den Mösern und Rieden unserer alpinen Schotterfelder.

Die Eiszeit zerfällt hier nach unserer jetzigen Kenntnis in drei große Abschnitte. Von der ältesten Epoche, deren Ablagerungen bei La Paz unter jüngeren sowie auch unter einer vulkanischen Aschenbank begraben sind, am Titikakasee aber als höhere Terrasse auf einen alten Hochstand des Seespiegels hinausführen, können wir die glaziale Entstehung nur indirekt beweisen. Die zweite Epoche bildete die oberflächliche glaziale Serie auf den Höhen rings um La Paz. Sie wurde von mir lange Zeit als die jüngste Glazialformation aufgefaßt, weil sie scheinbar lückenlos in die großen oberflächlichen Moränen- und Schotterlandschaften des nördlichen Moränenvorlandes überführt. Erst während der Alpenvereinsexpedition drängten sich immer zwingendere Gründe auf, von ihr nochmals eine jüngere und letzte Eiszeitformation abzugliedern, die sich bei La Paz als Talterrasse (Niederterrasse) in den Grund der Täler einlagert und den Hauptteil der Stadt selbst trägt. In dem wenig zertalten Hügelland weiter nördlich aber lagert sich diese jüngste Glazialformation in die zahlreichen parallelen Täler ein, die nach der Pampa zu ausklingen, in ihren oberen, tiefen Teilen aber alle die langgestreckten, großen Seen der Kordilleren (San Francisco-, Calzada-, Hichucota-, Linco-, Tuni- und Milluniseе) und viele ähnliche verlandete als Moränenstauseen bergen, entsprechend etwa Züricher oder Starnberger See. Die älteste der drei genannten Eiszeitepochen entspricht einer in Bolivien und den übrigen Anden weit verbreiteten Formation, die durch ihre Wirbeltierfossilien (besonders Mastodonten und Hippidien) von vielen Stellen beschrieben und bald als jungtertiär, bald als altdiluvial gedeutet worden war. Ihr diluviales Alter ist somit heute sichergestellt.

Verlauf der Expedition

Die erste Hälfte der Expedition, die zusammen mit der turistischen Gruppe durchgeführt wurde, und daher nur ganz kurz überblickt zu werden braucht, stand ganz und

gar im Banne des turistischen Hauptzieles, des Illampu, den vorweg zu erobern ein einstimmiger und begreiflicher Wunsch der Bergsteiger war. Diesem Wunsch zuliebe wurde auch ein anderer erwogener Plan aufgegeben, die ersten drei Wochen einer Rundreise um das Gebirge zu opfern, zum Überblick der bergsteigerisch lohnenden Gruppen und Gipfel und gleichzeitig zum Setzen der Triangulationssignale, was für später eine bedeutende Arbeits- und Zeitersparnis gebracht hätte. Immerhin konnte die Anreise von La Paz nach Sorata (über Milluni, La Union, Hichucota, Peñas, Abichaca) dazu benutzt werden, um wenigstens einige vorbereitende Triangulationsarbeiten auszuführen und auch im Gebiete von Huayna Potosi (Caca-Aca)—La Union einen interessanten Gebirgsteil photogrammetrisch zu vermessen. Der folgende mehrwöchige Aufenthalt im Illampugebiet stellte den Hauptteil der Expedition dar, nicht nur wegen der im dritten Ansturm geglückten Besteigung des Hauptgipfels, sondern auch weil uns diese Wochen fortgesetzt im Banne der Hochkordillere hielten und ihre Größe, ihre Wucht, ihre Eigenart und erhabene Schönheit und schließlich auch ihre Geheimnisse tief erleben ließen. Jedem von uns, wie auch jeder einzelne veranlagt sei, müssen gerade diese Wochen, wo wir alle Gelegenheit hatten, uns im Rahmen des Ganzen und persönlich auszuwirken, Tag für Tag in schönster und dankbarer Erinnerung bleiben. Es kam in dieser Zeit keinen Tag und kaum eine Stunde zur Ruhe: Zuerst der Aufstieg aus dem warmen Soratatal in das Hochtal von Lacatea, am zweiten Morgen die Diskussionen auf dem Tipuani- oder Illampupaß zwischen Ahlfeld und den anderen über Haupt- und Nebengipfel des Illampu, der Abstieg nach Ancoma und der neuerliche Einstieg durch die Queñuawäldchen in den Winkel von Cuevas calientes, die von nun ab zunehmend mit Kartoffeln und Oka gefüllten Kochtöpfe und der immer knappe Zuckersack, unsere gleichzeitigen zwei Versuche zum Einstieg in den „Moserboden", die auf der einen Seite in den Bergsturzhalden zum Absturz mehrerer Mulas, auf der anderen zu einem zeltlosen, verschneiten Nachtlager Pfanns und Horeschowskys führten, die schließliche Umgehung des Hindernisses auf dem einzig möglichen, von Ahlfeld erkundeten, dritten Weg und die abendliche Auseinandersetzung zwischen älteren und jüngeren Bergsteigern, die beide in der Nacht nach Sorata entlaufenen Mulas, die vor dem Zeltlager im Gestein spielenden Viscachas (Andenhasen), die auch Pfann von dem Wert einer von Ahlfeld mitgeführten Flinte überzeugten, das folgende romantische Lager am Laramcotasee, in dessen schwerem Nachtfrost sich der klügste der Diener, Encinas, zum Streik entschloß, sein nur durch Wegnehmen seiner Schuhe verhindertes Weglaufen von der Mannschaft, darauf die dreitägige Gipfeltur zum Pico del Norte, dem vermeintlichen Illampu, und die enttäuscht langen Gesichter der 4 kühnen Besteiger beim letzten Schritt zum Gipfel und dem Anblick des eigentlichen Riesen, der Blick in die ganz neue Welt des Coocokessels und der Entschluß zum Eindringen in denselben vom tiefen Coocotal aus, die zweitägigen, fruchtlosen Versuche von Hein und mir, einen für Mulas gangbaren Einstieg dorthin zu finden, die schließliche Ausführung mit der gemieteten, 19köpfigen Lamaherde, der von Mädchenhand gereichte Heidelbeerwein (aus Pernettya) im Weiler von Cooco und die Bekanntschaft mit Herrn Bocaangel („Engelmund"), die in den „Calzada"-Winkel verirrte und auf die anderen bitter grollende Gruppe Pfann-Hein-Troll, die brennenden Grasberge, Mariscals einzigstes Vergnügen, vor denen man einmal Pack und Sack nur durch Flucht in einen Sumpf retten konnte, dann die groß angelegte Doppeltur Illampu-Ancohuma mit all ihren Einzelheiten, von denen die Illamputur von Pfann-Horeschowsky-Hortnagel-Hein an der berüchtigten vereisten Granitwand, die Ancohumatur von Ahlfeld-Troll an der zu großen Entfernung des Berges, beide aber auf dem Kamm in über 6000 *m* zur Umkehr gezwungen wurden. Darauf Horeschowsky und Hörtnagels Erkundung auf der Nordseite und die gleichzeitigen Turen von Hein und mir auf den „Mitterstein" und den Hauptgipfel der Viluyogruppe, mein

Zurückbleiben im Coocokessel zu Vermessungszwecken und die Enttäuschung beim Herausnehmen eines greulich demolierten Instruments, mein Abstieg nach Cooco mit Mariscal und Encinas mit dem großen, zwei Zentner schweren Restlager auf dem Rücken, das Zusammentreffen unserer Gruppe mit Horeschowsky-Hörtnagl in den uns wohl vertrauten Cuevas calientes, „Chaqui", die jämmerliche Gestalt des Expeditionshundes, seine Leiden beim Überschreiten der Borstengras-(Aciachne-)fluren und die von ihm verursachten Entzweiungen zwischen der Chaquipartie und seiner Gegnerschaft, bei der Pfann nur in den unerträglichsten Situationen seine Neutralität überschritt, weiter die von mir nicht miterlebte Besteigung des Illampu durch die 4 schon zum dritten Male anstürmenden „Gallos", nach all dem Überstandenen schließlich die wohlverdiente Rückkehr zu den Chirimoyas von Sorata, dem liebenswürdigen Herren des Hauses Günther und zu den Kochtöpfen von Doña Carolina.

Um bis Ende Juli, wie geplant, alle Hauptgipfel der Kordillere bis zum Condoriri zu erledigen, war damals am 15. Juni wohl noch genügend Zeit vorhanden, aber zu vergeuden war trotzdem keine einzige Woche, wenn auch ernstliche Verzögerungen wie am Illampu höchstens noch vom Condoriri erwartet werden konnten. So mußte mit dem zweiten Programmpunkt gebrochen werden, nämlich die photogrammetrische Vermessung des Illampu-Ancohumamassivs mit Unterstützung der Turisten beschleunigt durchzuführen. Eine Erledigung des Programms war nur möglich, wenn die turistische Gruppe sich weiterhin ausschließlich ihrer erstlinigen Aufgabe der Besteigungen, ich selbst aber mich mit Unterstützung eines der übrigen Teilnehmer der Vermessung und einem möglichst allseitigen Einblick in das Gebirge widmen konnte. Da die Marschroute für beide Arbeiten ungefähr dieselbe war, war es keine Schwierigkeit, eine Trennung in 2 Gruppen zu vollziehen und für den jeweils mit mir zurückbleibenden Herrn der turistischen Gruppe Ablösungen in zehntägigen Abständen vorzunehmen. So erfolgte also am 15. Juni in Sorata die einstimmig beschlossene Trennung in die beiden Gruppen und zwar derart, daß Pfann, Horeschowsky und Hörtnagel, denen sich Ahlfeld anschloß, mit den Plänen zur Besteigung von Casiri, Calzada Chachacomani (bis dahin noch kaum mit ihren Namen bekannten Stöcken) und Condoriri vorangingen und die wissenschaftliche Nachhut Hein-Troll mit dem erprobten Diener Mariscal derselben Route triangulierend und photogrammetrierend folgte. Hein sollte nach 10 Tagen abgelöst werden. Nach mehrtägiger Vermessungsarbeit im Talkessel von Sorata arbeiteten wir uns Punkt für Punkt auf die Wasserscheide hinauf, das herrliche Bild des Ancohuma-Illampustockes ständig vor Augen. Dort oben widerfuhr uns zu dem vielen anderen Genannten eines Abends, als wir neben einem Triangulationspunkt den Lagerplatz bezogen hatten, das Mißgeschick, daß 2 unserer 4 Maultiere, während Hein und ich trockenes Gras und Mist für den Abendbrand sammelten, wie im Nu im dicken Nebel der einbrechenden Nacht verschwunden waren. Mulas, die entlaufen, gehen nur zurück zum letzten Futterplatz, nie vorwärts. Nach Ablauf der Nacht, während der Mariscal den Weg rückwärts bis fast nach Sorata auf Suche war und nicht einmal Spuren antraf, wußten wir, daß sie von Dieben entführt waren. Aber es wäre unter den vielen derartigen Fällen, die mir mit Mariscal seit zwei Jahren passiert waren, der erste gewesen, wenn die Mulas nicht wieder eingebracht worden wären. Und tatsächlich brachte er die Tiere am späten Abend des zweiten Tages vom Altiplano, von der Finca Pararani, bei Achacachi, an, aber was wir am wenigsten entbehren konnten — zu Fuß wären wir immerhin weiter gekommen — das fehlte, nämlich Schlafsack, Decken und Wolljacke, die als Satteldecken gedient hatten. Einige Nächte mußte es auch so gehen, noch waren es ja nicht die ganz kalten Höhen, aber um auf der kalten Altiplanoseite in der Hochkordillere weiterzuarbeiten, war Ersatz nötig. Nach einer heftigen, von Mariscal verdolmetschten Auseinandersetzung mit dem Diebsgesindel, den Indianern der Finca Pararani und dem

mit ihnen offensichtlich im Bund stehenden Gutsverwalter, einem mehr indianischen als weißen Cholo, ritt ich nach der Provinzhaupt„stadt" Achacachi hinein, wo ich durch ein Telegramm an den mir befreundeten Präfekten von La Paz auch ein energisches Eingreifen der Polizei erzielte. Noch kurz vorher hatte mich der Häuptling der betreffenden Indianer, der „Ilakate", auf Siedehitze gebracht, als er sich erkundigte, was ich ihm für die Herausgabe der gestohlenen Sachen biete und als ich ihm 20 Bolivianos geboten hatte, noch die Bedingung daran knüpfte, daß ich ihm zuerst das Geld geben müsse. Da aber schien mir das Schicksal hold. Der Sonntag war ein Feiertag, an dem alles Indianervolk zum Maskentanz in Achacachi zusammenkommt. Mit einer nie gefühlten Art von Befriedigung sah ich eben diesen Häuptling vor den Augen seines jammernden Weibes, von 2 Soldatenfäusten im Genick gefaßt, hinter den Bretterwänden des Kerkers verschwinden. Aber unsere Sachen zu bekommen, hätte selbst unter diesen günstigen Auspizien nicht nur Tage gedauert. Der Schlafsack mit dem schön geblumten Muster ist ja auch ein zu kostbarer Rohstoff für das Tanzkostüm eines Indianers und darin sprießt uns auch noch eine Hoffnung, daß Hein eines Tages auf einem Tanzfest in Achacachi das schöne Blumenmuster der Andenexpedition am Wams eines Aymara-Indianers wiedererkennen wird. Dem widerlichen Administrator schlugen wir ein Schnippchen auf andere Weise. Er wollte meinen Feldstecher, den er sich von Mariscal bei der Herausgabe der Mulas angeeignet hatte, nur gegen Erlös von 20 Bolivianos herausgeben. 8 Tage später war er nicht wenig erstaunt, bei der Deutschen Bank in La Paz gegen die von mir ausgestellte Anweisung das Geld nicht ausgezahlt zu erhalten, da ich selbstverständlich gleichzeitig telegraphisch um Verweigerung der Auszahlung gebeten hatte.

Wir selbst hatten keine Zeit, um den Ausgang abzuwarten. Mit einigen als Ersatz gekauften Decken jagte ich zu Hein zurück, der inzwischen auf der windgepeitschten eisigen Wasserscheide das Soratatal zu Ende photogrammetriert hatte. Es war aber auch höchste Zeit, nicht nur wegen des Termins, sondern auch der Indianer wegen, deren Antwort auf die Festsetzung ihres Häuptlings am eigenen Leibe zu spüren es uns nicht gerade gelüstete. Wir zogen uns über die Indianergehöfte von Condorhahuira, der höchsten natürlichen Siedlung Boliviens, wo unsere Tiere zum letzten Male Gerste fraßen, in die unbewohnte Hochkordillere von San Francisco zurück und folgten von dort, vom Fuß des Ancohuma der Kordillere auf der Altiplanoseite, alle die tiefen Talcañons querend und an mehreren bis in den letzten Talhintergrund vorstoßend.

Eine durch Pracht, Größe und Eigenart gleich ausgezeichnete Natur ließ uns beiden die Mühsalen der Vermessung, die eisige Kälte beim zehnstündigen Arbeiten am Instrument, ebenso vergessen wie die Romantik des Lagerlebens. Da wir zwar nicht mehr über Geld, aber immer noch über Knäckebrot und über einige Schafbeine verfügten, die wir des Abends in glühender Takia (Lama-Mist) braten konnten, ging es uns immer noch besser als etwa Mariscal, der weder für Erfolg der Arbeit noch für Naturschönheit Sinn hatte, dafür aber aus Angst vor den Indianern fast verging, oder gar im Vergleich zu den Maultieren, wenn sie starr vor Frost oder auch einmal von Neuschnee überrascht der Morgensonne und dem sehr mageren, harten und dürren Frühstück entgegenharrten. Daß aber Heins brauner Gefechtsesel, der zwei Abende hintereinander kurz vor Sonnenuntergang und Einsetzen des Frostes in einen tiefen gurgelnden Moorbach gefallen war, überhaupt am Leben blieb, ist wieder Mariscal zu danken, der ihn einem Baby gleich in Decken und Tücher wickelte und über angezündetem Steppengras notdürftig trocknete. Sonst wäre diesem treuen Tier dasselbe passiert, wie einer Mula der Bergsteigergruppe, die ein solches abendliches Bad im Sumpfe von Peñas drunten in der Pampa mit dem Leben bezahlen mußte.

In jenen Tagen waren Casiri und Chearoco bereits bestiegen und die übrigen Expe-

ditionsteilnehmer hatten, ohne Hein abgelöst zu haben, unter sich einstimmig, d. h. für uns alle mit Mehrheit, den Abschluß der bergsteigerischen Unternehmungen beschlossen. Als wir beide dann am 11. Juli den Hichucotapaß überschritten und am 12. Juli bei Herrn Lohse auf der Mine Fabulosa anlangten, war es Lohse kein leichtes, uns von der Wandlung der Dinge zu überzeugen.

Den Zwang, zur Auffüllung der Kasse für einige Tage nach La Paz zu gehen, benützten wir dahin, daß wir den Ostabfall der Kordillere von der Fabulosa bis zum Zongapaß bereisten und damit den Anschluß an den Ausgangspunkt der Vermessungen in Milluni gewannen. Die knappen drei Wochen, die für unsere nun ganz alleinig abzuschließenden Arbeiten, einschließlich der Basismessung verblieben, mußten stundenweise ausgenützt werden. Nach wenigtägigem Aufenthalt in La Paz, während dessen sich die Mulas nicht einmal notdürftig erholten, ging es zurück ins Arbeitsgebiet. In 2½tägiger Arbeit die Messung der 22 *km* langen Basis in der Pampa, dann am folgenden Tag die Vermessung des fehlenden Hauptdreieck-Punktes auf dem Cerro von Abichaca. Um den nun noch fehlenden Ostabfall zwischen dem Coocotal und der Mine Fabulosa kennenzulernen und mit Kompaßaufnahmen festzuhalten, überschritten wir den letzten und interessantesten aller Kordillerenpässe, den Calzadapaß. Von dem großen Calzadasee, einem Moränensee des Vorlandes, gelangt man dort über einen mehrere Kilometer langen, gefährlichen Gehängesumpf an die beiden idyllischen Felsenseen der Calzada, und zuletzt auf einem für Mulas halsbrecherischen, in hohen Steinstufen an den Gletschern des Casiri und der Calzada vorbeiführenden Steig auf den beträchtlich über 5000 *m* gelegenen Paß. Der Weg weiter bis zur Fabulosa über die tiefen Täler von Chajolpaya, Chojlea-Chacapa, Negruni-Amaguaya und Calapunca, bald über die steilen Grasgebirge hinab in die Nähe der Waldgrenze, bald wieder über hohe Pässe der nivalen Region, gewährte uns die wichtigen fehlenden Aufschlüsse über die Zusammengehörigkeit der Casiri- und Viluyo-Gruppe, den Anschluß der vergletscherten Seitenketten von Rosa-Silasani und Keakeani, über die Ostseite der Vinohuraragruppe und über den noch auf keiner Karte richtig verzeichneten Zusammenhang der Yungastäler mit der Kordillere.

Meine persönliche Zeit war zu Ende. Auf einer unvergeßlichen Tagestur mit Hein von der Mine Fabulosa auf die Gletscher und den wasserscheidenden Kamm der Lincogruppe nahm ich Abschied von der Hochkordillere, auf einer zweiten Tagestur mit Lohse und Hein von derselben Mine hinab in die Baumfarnwälder des Challanatales von der üppigsten Andennatur und der Pflanzenwelt, deren Zauber mich über 2 Jahre in Bann gehalten hatte.

Hein und Ahlfeld, der dort nochmals zu uns stieß, führten noch eine besonders für die Kartographie wichtige Tur auf einen Hauptgipfel der Vinohurara aus, Hein außerdem noch 2 fehlende Hauptdreieckspunkt-Vermessungen im Condoriri- und Caca-Aca-Gebiet, während ich in der Umgebung von La Paz eine früher mißglückte, photogrammetrische Aufnahme des La-Paz-Kessels wiederholte. So nahm in Arbeit und in Genuß die Expedition ihren Abschluß und es fehlen jetzt nur zwei Personen, um das Werk zu vollenden: der Künstler, der den Wesenseindruck der Landschaft festhielte, und der Dichter, der das Erleben der erhabenen Natur mit ernsten, würdigen und daneben das Treiben von uns kleinen Menschen mit aller nur dem Dichter erlaubten Wahrheit schildern könnte.

Allein über den Illimani-Nordgrat

Von Ing. Erwin Hein, Sorata, Bolivien

So manchem mag der Name „Illimani“ wohl erst durch die Andenexpedition bekanntgeworden sein. Aber auch der, der ihn bereits aus der Bolivienliteratur kannte, macht sich keine Vorstellung von der Größe und Wucht dieses Bergmassivs; denn es ist kein einzelner Berg, sondern eine gewaltige Gruppe mit mehreren selbständigen Gipfeln, mit einer ganzen Reihe von steilen Gletschern und Ausläuferkämmen.

Nähert man sich über den Altiplano der Hauptstadt Boliviens, La Paz, so kann man sich trotz der gewaltigen Entfernung des Berges eines tiefen Eindruckes nicht erwehren. Aber ganz unvermittelt steht man dann am Rande eines riesigen Kessels, in dem die Stadt La Paz weit ausgebreitet liegt. Und da wächst mit einem Male der Illimani höher und höher empor aus den tiefen und jähen Kordillerenschluchten.

Am gewaltigsten müssen jedoch die Abstürze sein, die sich allerdings dem in La Paz weilenden Beschauer verbergen; denn tiefer und tiefer schneidet sich das La-Paz-Tal in die Kordillere ein, um sie schließlich am Fuß des Illimani zu durchbrechen. In einem Anstieg kann dann der Bergsteiger aus der Tropenregion zu den Eisgefilden emporsteigen. Um das alles zu sehen, wäre einer der bilderreichsten und zugleich eindruckvollsten Ritte wohl eine „Rundtur um den Illimani“.

So gerne ich diese selbst unternommen hätte, fand sich doch bis heute keine Gelegenheit dazu. Und da möchte ich eine kleine Erzählung einflechten, die die Verhältnisse Boliviens so recht anschaulich zu beleuchten vermag. Vielfach wundert man sich ja drüben, daß in Bolivien so wenig unternommen wird. Der Einheimische freilich hat keinen Trieb und noch viel weniger Lust zu irgendwelcher sportlicher Betätigung. Ich selbst hatte aber mehrmals Gelegenheit, Deutsche kennenzulernen, die gerne an Besteigungen mitgehalten hätten, aber ganz einfach nicht die nötige freie Zeit sich nehmen konnten.

Nachdem ich nun schon länger als ein halbes Jahr am Fuße des Illampu und Ancohuma sitze, kam ich noch nicht dazu, irgendwelche Bergturen auszuführen. So wollten wir (der Zufall brachte einige gleichgesinnte Bergsteiger und Schiläufer zusammen) die vier Osterfeiertage dazu benützen, eine Schitur — die erste in Bolivien — auf den Chacaltaya zu unternehmen. Wenngleich dieser Fünftausender noch die wenigste Zeit von allen beansprucht, von uns auch im Rahmen der Andenexpedition, allerdings ohne Schi, erstiegen worden ist und lediglich eine Tagestur von La Paz darstellt, so wollten es doch die widrigen Verhältnisse nicht. Der erste Tag fiel von vornherein aus, da kein Auto nach La Paz verkehrte. Wir telegraphierten an Dir. Schneider, er möchte die Schier für Freitag, den zweiten Tag, bereithalten. Die Rückantwort blieb jedoch aus, da der Telegraph inzwischen unterbrochen war. So gab es denn schon berechtigten Zweifel, ob Schneider überhaupt anzutreffen und damit die Schifahrt auszuführen wäre. Am nächsten Morgen warteten wir auf das Auto, doch rührte sich nichts. Da erfuhren wir, daß der Lenker betrunken sei und deshalb nicht wegfahren könne. So war nun auch die Freude, nach zwei Jahren endlich wieder einmal auf „Brettln“ stehen zu können, zu nichte. Ganz abgesehen davon, daß die 2 Stunden Schifahren den nach österreichischem Geld recht ansehnlichen Betrag

von 250 Schilling pro Teilnehmer gekostet hätten, so war es beim besten Willen unmöglich.

Nun will ich erzählen, wie ich dazu kam, eine Alleintur auf den Illimani zu unternehmen. Überall, wohin ich kam, frug man, warum wir denn nicht auf den „Illimani", den Berg von La Paz und damit von Bolivien, stiegen. Nicht nur im Deutschen Klub, nein auch die meisten Einheimischen, die ich traf, ermunterten dazu.

Richtig genommen, hatte ich ja vom H.-A. keine Ermächtigung mehr, Hochturen auszuführen. Doch ergab es sich, daß ich noch die vielen, von den schnell abgereisten Expeditionsteilnehmern nicht mehr erledigten Verkäufe und andere Angelegenheiten zu regeln hatte, wozu ich zu einer Finka, namens Huancapampa der Firma Böttiger & Trepp reiten mußte. Dorthin waren die Tiere nach Abreise der übrigen Teilnehmer gebracht worden, um nicht die gewaltigen Futterauslagen wie in La Paz zu haben. Huancapampa liegt nun eine schwache Tagesreise von La Paz entfernt, auf dem Wege zum Illimani. Da gedachte ich denn, nun schnell noch zwei Tage hinzuzufügen und damit eine Besteigung des Illimani zu verbinden. Leider war ich durch die eben geschilderten Umstände, sowie durch den damals noch gesetzten Termin der Abreise nach Europa zeitlich sehr eingeengt, so daß die Vorbereitungen schnell und überstürzt erfolgen mußten und keineswegs auf eine geordnete Expedition Anspruch erheben konnten.

Ich hatte eigentlich vor, einen Anstieg direkt über die La Paz zugekehrte Seite zu bewerkstelligen, einen Anstieg, der augenscheinlich durch seine Kürze und gerade Linienführung verlockte. Daß ich dann jedoch schließlich beim Nordgrat landete, ist mehr Zufall als Absicht. Ich gab dann diesen zuerst von mir in Erwägung gezogenen Anstieg in La Paz bekannt. Um so mehr freute es mich, als ich vor wenigen Tagen im „Diario" lesen konnte, daß ein Trupp von drei Deutschen diesen Anstieg im Prinzip lösen konnte[1]).

Am 24. August 1928 verließ ich in Begleitung eines „mozo" La Paz, um nach mehr als halbtägigem Ritt über Palca Huancapampa zu erreichen. Dort erzählte man mir viel von dem sagenhaften Goldvorkommen, von dem Indio, der alle Jahre in die Gletscherregion hinaufstieg, um das an Gold zu holen, was er für seinen Lebensunterhalt benötigte. Heute hat sich unter den Indianern die Sage dahingehend verändert, daß angeblich eine große goldene Kette den Gipfel umspannen soll. (Der Name „Illimani" hat jedoch mit Gold nichts zu tun, sondern soll nach Holgún bedeuten: „Ort der Wasserrinnen, Ort großer Wassermassen".)

Andern Tags ging es weiter, wobei ich mich jedoch verleiten ließ, dem Rate des Finkaverwalters zu folgen, wodurch ich von meiner ursprünglichen Richtung abkam und am Nachmittag den Paß „Pacuani" zwischen Illimani und Mururata erreichte. Als ich den südlichen Höhenrücken erklommen hatte, lag ein tief eingeschnittenes Tal „Calalusta" zwischen mir und den Höhen von Pinaya. Dieses Tal weglos zu queren, hätte sicherlich einen Tag mehr gekostet. Da blieb angesichts der Kürze der Zeit nichts anderes übrig, als auf den Nordgrat loszusteuern. Wohl hatte ich auch diesen schon früher in den Bereich der Möglichkeiten gezogen, doch fürchtete ich mit Recht seine Länge.

Spät abends erreichte ich bei einem kleinen, aber idyllisch gelegenen See „cota Quicho", der nur einigen Indios bekannt ist, einen geeigneten Lagerplatz; denn weiter hinauf konnte man mit den Tieren nicht mehr ansteigen.

Während des Aufstellens des Lagers dämmerte der Abend heran. Doch nicht lange dauerte es, da stieg der Mond empor, um mit seinem Silberschein Gletscher und Fels zu umfluten.

---

[1]) Siehe Bericht in „Mitteilungen" 1929.

Die Stunde des Aufbruches war gekommen. Wohl machte der Mozo eine etwas enttäuschte Miene und meinte, man könne doch das Lager und die Tiere nicht ganz allein lassen; doch half ihm all sein Reden nichts.

Aufwärts stiegen wir im ewigen Schweigen einer klaren und kalten Winternacht. Im fahlen Glanze blickte der gewaltige Abbruch des Mururata herüber, an seinem Fuße wogten die endlosen Amazonasnebel wie eine Brandung auf und nieder.

Nach flinkem, wohl zweistündigem Anstieg war der Rand des Gletschers erreicht, der in mäßiger Steigung zum Nordgrat hinaufzieht. Im Schutze einer kleinen Felswand richtete ich mir das einfache Lager zurecht (Zelt hatte ich aus Gewichtsersparnis gar nicht mitgenommen). Dann stieg der Träger, sicherlich mit heimlichen Grauen, zum Mulalager ab.

Müde kroch ich in den Schlafsack, um bald darauf im festen Schlafe zu liegen. Plötzlich weckte mich lautes Poltern. Was war das nur? — Wieder ertönt das Krachen, ganz nahe. Dann wieder Totenstille. Langsam wird es unheimlich. Sollte ich nicht doch die Schlafstelle wechseln? Vorsichtig streckte ich den Kopf heraus. Dunkle Nacht war es inzwischen geworden, der Mond hinter dem Grat verschwunden. Doch was war das? Naßkalt fühlte sich alles an. Da erkannte ich überrascht: Schneefall! Langsam, aber stetig senkten sich die Flocken, um alles unter ihrem weißen Mantel zu verbergen. Jetzt gab es für mich kein Hinaus mehr aus dem Schlafsack, mochten die Fels- und Eisbrocken auch noch so laut und nahe durch die Nacht poltern.

Als ich das nächste Mal erwachte, war der Morgen bereits heraufgedämmert. Jäher Schrecken durchzuckte mich. Also richtig verschlafen! Jetzt hieß es nachholen, was versäumt war.

Noch halb übernächtig stolperte ich aufwärts, im wahrsten Sinne des Wortes, da der Gletscher mit vereistem „Büßerschnee" bedeckt war, der das Ansteigen auf die Dauer geradezu zur Qual machte. Erst höher oben gegen den Beginn des Nordgrates zu wurde es etwas besser, so daß ich tüchtig ausholen konnte.

Nach etwa zwei Stunden scharfen Steigens erreichte ich den Beginn des Nordgrates, der anfänglich noch gar nicht den Eindruck eines scharfen Grates macht, sondern im Gegenteil auf der La Paz zugewendeten Seite große Gletscherfelder trägt. Schon bietet sich nach allen Seiten ein prächtiger Rundblick, einerseits in den Riesenkessel von La Paz, andrerseits auf die wallenden Yungasnebel.

Langsam näherte ich mich einem Seitenrücken, von dem ein großartiger Blick auf das ganze Illimanimassiv frei wurde, der erst so richtig die Größe und Majestät des Königs Illimani erkennen ließ.

Steiler wurde der Anstieg und es galt, einen augenscheinlich recht ungemütlichen Eisabbruch zu überwinden. Doch fand sich bald ein geeigneter Durchschlupf und nachdem ich noch eine heikle Schneebrücke passiert hatte, erkämpfte ich mir über einen Eishang den ersten Gratabsatz im Nordgrat. Nicht weit weg erspähte ich eine geräumige Eishöhle, in der ich kurze Rast hielt und alles bis auf das notwendigste Gepäck zurückließ. Wenngleich das Wetter nicht gerade Vertrauen erweckte, ab und zu schneite es oder riß der Wind einige Wolkenfetzen mit aus den Yungastälern herauf, so baute ich doch auf das Wetterglück, das mir, wie ich mir sagte, die Kordillere zum Abschied bescheren mußte.

In längerem Anstieg, während dessen ich von den Gipfeln nicht viel sehen konnte, gewann ich einen doppelgipfeligen Eckpunkt im Nordgrat (etwa 6000 *m*), von dem eine wunderbare Wächtenschneide im steten Auf und Ab zum Fuß des Nördlichsten Illimanigipfels hinüberzieht. In einer Hand den „Jagdspieß", der mir als Fahnenstange diente, in der anderen den Pickel, so balancierte ich über die oft schwindelige Schneide. Von links wallten die Wolkenballen herauf, fluteten über den Grat, um sich dann auf der anderen Seite in Nichts aufzulösen. Unter ihnen verbargen sich die jähen

Abstürze zum Yungas, während nach rechts der Gletscher in gewaltigen Eisbrüchen hinabsank.

Wunderbar war der Gang über die Schneide, voll von Abwechslung und Eindrükken. Und erst, als der Wächtengrat in einen steilen, aber ermüdenden Eishang, den letzten Anstieg, auslief, machte sich das stundenlange, schnelle und beinahe ständige Steigen bemerkbar.

Tiefer und tiefer versank der herrliche Grat, bald tauchten zur Rechten neue, riesige Eiswände auf, die nach oben kein Ende nehmen wollten.

Das Wetter neigte sich endgültig zum Schlechten, zumeist schneite es, während der Wind die Nebel über die Kämme jagte. Selten zeigten sich in unbestimmter Form die anderen Gipfel, fern und düster, aber zu meinem Troste nicht mehr viel höher. Einmal mußte der Grat doch ein Ende nehmen!

Um ein Uhr stand ich oben am Ende des wohl recht langen, aber schönen Nordgrates. In geschwungener Linie zieht der Gipfelgrat bis zum etwa 50 *m* höheren Südgipfel[1]), den Schulze und Gefährten seinerzeit erstiegen hatten. Eine Tur für sich wäre es, von hier aus bis zu ihm vorzustoßen, eine Tur, die für mich auf alle Fälle ein Biwak bei schlechtem Wetter in großer Höhe erfordert hätte. So hieß es Verzicht leisten und sich mit dem Sieg zu begnügen, den man vor sich selbst rechtfertigen konnte. Mir selbst, als Alleingänger in einer vollständig unbekannten Welt, preisgegeben den unbarmherzigen Naturgewalten, angewiesen lediglich auf eigene Kraft und Ausdauer, bedeutet dieser Sieg mehr als eine gewöhnliche Besteigung, es war eine starke Probe von Selbstüberwindung.

Eine Stunde wohl weilte ich auf dem Gipfel, doch der Nebel wollte nicht mehr weg. Ab und zu nur erhaschte ich einen kurzen Blick gegen den Altiplano, an dem angeschmiegt die Hauptstadt Boliviens wahrzunehmen war. So pflanzte ich die Fahne auf, die ich einige Tage später vom Observatorium aus in den blauen Himmel ragen sah.

Allmählich mußte ich an den Abstieg denken. Bot er auch nichts Außergewöhnliches, so hieß es doch genug aufpassen, zumal die Gegensteigungen wie immer, schon gar in dieser Höhe, viel Kraft erforderten.

Teils bei dichtem Nebel und leichtem Schneefall stieg ich ab, doch war ein Abirren vom Wege nicht möglich. Als ich den großen Gletscher erreicht hatte, ging es sogar verhältnismäßig rasch abwärts. Doch bald kam ich in die Zone des Büßerschnees, der im Absteigen noch mehr Qualen machte als beim Anstieg.

Knapp vor dem Dunkelwerden kam ich zum Hochlagerplatz. Mein Mozo erwartete mich freilich erst unten, da er nicht für so lange und unbestimmte Zeit das Mulalager im Stiche lassen konnte. So blieb mir obendrein der Abtransport des ganzen Gepäckes überlassen. Nach einem kleinen Stündlein Rast packte ich alles auf und tastete mich durch Nacht und Nebel zum See hinunter. Schon glaubte ich das Lager verpaßt zu haben, so finster war die Nacht, da hörte ich auf einmal eine Mula scharren. Und richtig, wenige Schritte weiter, und ich stand vor den Zelten.

Erst hatte ich den plötzlichen Einfall, noch die Nacht zur Reise nach La Paz zu verwenden, um Dr. Troll, der zu Mittag nächsten Tages abreisen wollte, noch einmal ein „Auf Wiedersehen" zurufen zu können; hatten wir uns doch auf unseren monatelangen gemeinsamen Reisen recht gut kennen und verstehen gelernt.

Dann aber bedachte ich mit Recht, daß bei Dunkelheit in einem unwegsamen Tal nicht viel auszurichten sei und ich am Schlusse doch nicht mehr rechtzeitig eintreffen könnte.

So zogen wir denn erst am Morgen des nächsten Tages los, das unbewohnte Tal abwärts, um schließlich, als es steiler wurde, auf einem Bewässerungskanal nach

[1]) Nach einer roh ausgeführten Messung.

rechts abzubiegen. Und da kann ich mich noch recht lebhaft an einige steile Felswände erinnern, die wir nur mit Mühe unter mehrmaligem Abladen des Gepäckes passieren konnten. Denn die Gefahr war groß, daß die vordrängenden Felsen die Tiere von der schmalen Trasse abgleiten lassen könnten.

Nicht lange hernach stießen wir auf einen „camino real", der uns im endlosen Bergab ins Palcatal, knapp unterhalb der recht romantischen Palcaschlucht brachte. Aufwärts durch sie führt der Weg nach La Paz; wir aber mußten noch schnell einen kleinen Abstecher nach Huancapampa machen.

Nach Regelung der Futterkosten der Expeditionstiere ritt ich gegen 5 Uhr nachmittag auf frischer Mula los, um noch abends La Paz zu erreichen.

Kurz darauf erfolgte eine Einladung des Rotaryklubs, in dem ich anläßlich meiner Gegenrede unter anderem auch auf den Wert des Bergsteigens, den Zweck der Auslandsunternehmungen und im besonderen das Wirken des D. u. Ö. Alpenvereins zu sprechen kam.

Zwei Tage später, als ich schon vollkommen reisefertig war, ergab es sich plötzlich, daß ich statt nach Europa heimzureisen, im schönen Sorata blieb, um dort beruflich tätig zu sein.

Und so kann ich Tag für Tag aufschauen zu den Eisriesen Boliviens, zur ganzen Kette der Cordillera Real vom Illampu bis zum Illimani, die mir frohe aber auch ernste Erinnerungen zu erwecken weiß.

Die Alai-Pamir-Expedition 1928

Von W. Rickmer Rickmers, Bremen

Sie war die unmittelbare Fortsetzung der Alpenvereinsfahrt des Jahres 1913. Veranstaltet wurde sie von der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft, der Akademie der Wissenschaften der U. S. S. R. und dem D. u. Ö. Alpenverein. Der Anreger und eifrige Befürworter war Professor Dr. Heinz von Ficker. Auf Staatsminister Exzellenz Dr. Schmidt-Ott, Nikolai Petrowitsch Gorbunoff und Exzellenz Dr. R. v. Sydow versammle ich hier den Dank, der zahlreichen Helfern gebührt.

Auf russischer Seite nahmen teil die Herren Belajeff (Astronom), Dorofejeff (Topograph), Gorbunoff (Oberleitung), Isakoff (Geodät), Korschenewsky (Geograph), Labunzoff (Mineraloge), Michalkoff (Geophysiker), Reichardt und Sokoloff (Zoologen), Schtscherbakoff (Geologe und Leiter) und Zimmermann (Meteorologe). Dazu kamen als Ferienbesucher Professor Schmidt, Generalstaatsanwalt Krylenko, Frau Rosmirowitsch und Dr. Rossels.

Die deutsche Gruppe bestand aus Dr. Eugen Allwein (Arzt und Bergsteiger), Hans Biersack (Topograph), Dr. P. Borchers (Bergsteiger), Dr. R. Finsterwalder (Photogrammetrie), Dr. F. Kohlhaupt (Arzt und Bergsteiger), Dr. W. Lentz (Sprachforscher), Dr. L. Nöth (Geologe), Dr. W. Reinig (Tierforscher), W. R. Rickmers (Leiter), E. Schneider (Bergsteiger), K. Wien (Physiker und Bergsteiger).

Die Alai-Pamir-Expedition ist das durch zwangsläufige Entwicklung gewordene Vorbild der heutigen erdkundlichen Reisegemeinschaft, bei der die Beteiligung zweier Völker und die große Zahl der Mitarbeiter auffällt. Wir waren 11 Deutsche und 11 Russen, also 22 Mann.

Kulturvölker, die noch über unerforschte Landstriche verfügen, wollen nicht mehr bloßer Gegenstand ausländischer Gelehrter bleiben, weil man ihnen Unfähigkeit nachsagen könnte. Ferner sehen sie nicht ein, warum ihre Altertümer oder volkskundlichen Seltenheiten nur in fremde Sammlungen wandern sollen. Und schließlich kommt noch die volkstümliche Vorstellung hinzu, als ob ein Reisender stets in von Wilden bewohnte Gegenden ziehe. Daher meldet sich überall die Selbstachtung mit dem Rufe: Keine Fremdlandforschung der anderen ohne unseren tätigen Anteil als Heimatforscher.

Große wissenschaftliche Stäbe waren auf Seereisen ja längst üblich, denn das Schiff regt ohne weiteres die schwimmende Universität an. Aber das Massenaufgebot zu Lande ist bis vor kurzem eine zumeist mit Mißerfolg verbundene Seltenheit gewesen. Warum hat dann aber Dschingis Chan mit seinem Heer nach Europa und Alexander der Große nach Indien vordringen können? Nun, militärische Unternehmungen scheiden aus dem Vergleich aus, weil die Völker für Kriege immer mehr Geld oder Begeisterung übrig hatten. Das wirtschaftliche oder wissenschaftliche Wagnis bleibt dem einzelnen oder Vereinen vorbehalten, während der Feldherr über unbeschränkte Geldmittel und unbeschränkte Machtvollkommenheiten verfügt. Ferner müssen Gelehrte selbständig denken und handeln, was dem Soldaten ja verboten ist.

Dort wo es der Erdboden erlaubt, zumal in der Steppe und Wüste, läßt sich der Seeverkehr am ehesten auf dem Lande abbilden, seitdem wir den Kraftwagen haben. Es bieten sich reizvolle Vergleiche des Geschwaders von Wüstenautos mit der Eismeerflotte.

Von solchen Seitenblicken abgesehen sind Unternehmungen nach dem Muster der Alai-Pamir-Expedition das Ergebnis des allmählichen Überganges von der Entdeckungsreise zur Bearbeitungsreise, von der ersten Begehung des Feldes zu dessen genauer Aufnahme. Wirkliche Entdeckerfahrten macht man am besten allein oder zu zweit, weil der Weiträumigkeit die leichte Beweglichkeit entsprechen muß. Der ältere Entdecker mußte Ortsbestimmer und Kartenzeichner sein, einerlei in welchem Fach er als wissenschaftlicher Sachkenner ausgebildet gewesen sein mag. Ohne Ortweis waren seine Ergebnisse erdkundlich wertlos, denn Erdkunde ist die Bezogenheit alles Wissens auf die Karte. Berge, Wälder, Tiere, Völker waren damals so neu, daß man sie bloß mit offnen Augen zu sehen und mit lebendiger Feder zu schildern brauchte.

Die Welt ist heute entdeckt, das heißt in großen Zügen bekannt. Mit kühnen Entwürfen ist's nicht mehr getan. Jetzt muß das Mosaik zwischen den Umrissen ausgefüllt werden. An die Stelle des Finders tritt der Untersucher, an die Stelle des Schürfers der Abteufer, an die Stelle des Auges das Instrument, an die Stelle des Erzählers der Vermesser und Statistiker. Die Welt schrumpft durch die Verkehrsmittel, und die Völker beginnen, sich gegenseitig zu entdecken. Kaum irgendwo gibt es noch Ureinwohner, bei denen das Erforschtwerden durch bebrillte Abendländer nicht schon zu den regelmäßig erwarteten Kalendereereignissen gehörte.

Der Unterschied zwischen Großflächenbau und Gartenbau ist jedermann geläufig. Das engere Feld muß gründlicher durchgeackert werden. Daraus ergibt sich die Zerlegung des Begriffes der Forschungsreise in das „Reisen" und das „Forschen". Der Reisebetrieb ist zu einer eigenen Wissenschaft geworden, die dem Leiter des Unternehmens zufällt. Er sorgt dafür, daß der Gelehrte möglichst schnell in den Arbeitsraum gelangt, wo er sich von Haushaltsdingen unbelästigt seinen Beobachtungen widmen kann. Er baut eine fliegende Anstalt als Gegenstück zu den Forschungsstätten daheim.

Wie bei jedem Großbetrieb, muß auch hier dem größeren Kraft- und Kostenaufwand der schnellere Erfolg in der Zeiteinheit entsprechen. Früher dauerten Entdeckungsreisen oft jahrelang. Die Pamirfahrt dauerte sechseinhalb Monate, wovon nur fünf auf die reine Arbeitszeit kamen. Trotzdem werden die wissenschaftlichen Ergebnisse die üblichen tausend Seiten füllen.

Nun wird man auch einsehen, warum wir nichts Aufregendes zu berichten haben. Wir durften eben keine Abenteuer erleben, wenn wir unsere Aufgabe rechtzeitig und gründlich erledigen wollten. Der Reisende alten Schlages suchte das Abenteuer, denn er zog aus, zwar das Erwartete zu finden, aber auch dem Unerwarteten zu begegnen. Er suchte neue Wege quer durch ganze Erdteile und Weltmeere. Für den Reiseleiter der Gegenwart bedeutet das Abenteuer einen Einrichtungsfehler oder Betriebsunfall.

Das hochverehrte Publikum wird sich daher umstellen müssen, wenn es in Zukunft dem Erlebnisinhalt von Reiseberichten gerecht werden will, denn das Abenteuer als glücklich oder unglücklich überstandener Reiseunfall verwandelt sich unweigerlich ins Abenteuer der Betriebsführung. An die Stelle des augenfälligen, schausuchtkitzelnden Kampferlebnisses tritt allmählich das Erlebnis der Berechnung und Massenbeherrschung, wo nur der Enderfolg sichtbar wird, während sich die aufregenden Begleitumstände in der Brust des Unternehmers austoben. Das Wagnis ist dabei eher größer als zuvor, denn wer nur sich allein aufs Spiel setzt, kann immer wieder frisch beginnen. Wer aber die Gemeinschaft aufs Spiel setzt, der ist zumeist erledigt, wie der Führer des gescheiterten Schiffes.

Der Alai-Pamir-Expedition waren von wissenschaftlichen Körperschaften wissenschaftliche Aufgaben gestellt worden, an denen natürlich auch die Bergsteiger durch Erkunden des Geländes ausgiebigen Anteil nahmen, ganz abgesehen von ihren glän-

zenden Gipfelsiegen, die man nicht vom Gesichtspunkte öder Sportlerei betrachten darf. Als Beispielen menschlicher Begeisterungsfähigkeit und Leistungsfähigkeit gebührt ihnen stets auch wissenschaftliche Aufmerksamkeit.

Hier ist nicht der Ort ausführlicher erdkundlicher Berichterstattung. Und die Bergsteiger werden auf den folgenden Seiten viel zu sagen haben. In kurzen Worten verweise ich aufs Gewonnene und noch Auszuarbeitende. Finsterwalder verspricht uns eine Reihe von Karten, in erster Reihe die photogrammetrische Karte 1 : 50 000 einer tausend Geviertkilometer großen Gebirgsgegend mit dem 70 *km* langen Fedtschenkogletscher und seinen Nachbarn. Sie wird, was Ausführlichkeit und Genauigkeit anbelangt, einem der neuen Alpenvereinsblätter ähnlich sein. Noch nie ward dergleichen aus bisher unvermessenen Gebieten heimgebracht. Eine größere Kammkarte, fünfzehntausend Geviertkilometer deckend, wird die Gebirgszüge im Sel-tau, Transalai und westlichen Pamir darstellen, jedoch nicht alle Geländeflächen mit derselben Genauigkeit. Immerhin wird sie alles übertreffen, was bisher bei gleichem Umfang und Zeitaufwand mit dem Meßtisch geleistet werden konnte. Dazu kommen noch Sonderkarten von gletscherkundlicher Bedeutung. Hans Biersack, Finsterwalders treuer Knappe, darf stolz sein auf seine selbstlose Mitarbeit am gewichtigen Werk. Näheres über diese und andere wissenschaftliche Erfolge lese man im Vorberichte der Notgemeinschaft nach (Deutsche Forschung, Aus der Arbeit der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft, Heft 10, Die Alai-Pamir-Expedition 1928. Berlin 1929, 196 Seiten, vgl. „Mitteilungen 1928", S. 121/123 und 191/201).

Professor Zimmermann aus Taschkent hat drei Wetterwarten errichtet, die er durch seine Gehilfen verwalten ließ, während er uns ins Gebirge begleitete. Neue Aufschlüsse über das Klima der Pamirgebiete werden besonders in der Gletscherkunde willkommen sein. Dr. Nöth, aus der Schule von Professor von Klebelsberg, hat geologische Tatsachen gesammelt, die dem Laien erst als Karte ein faßliches Gesamtbild liefern. In Worten kann man sie nicht so kurz zusammendrängen. Dr. Reinig, der Zoologe, bereiste den ganzen Pamir, um die örtlichen Rassen, die Lebensgemeinschaften und die Höhenverbreitung von Tieren kennenzulernen. Am eingehendsten beschäftigte er sich mit den leicht veränderlichen Laufkäfern und Hummeln. Ich verlor ihn monatelang aus den Augen. Als er dann am verabredeten Ort und Tag pünktlich wieder zu mir stieß, war er schon der beste deutsche Pamirkenner von heute geworden. Dr. Lentz machte sich im obersten Tale des Bartangs seßhaft, wo er sich in die Eigentümlichkeiten der Galtschas oder Bergtadschiken vertiefte. Dort fand er einen riesigen Schatz mündlich überlieferter Dichtung und förderte die Kenntnis der uralten ostiranischen Sprachreste. Später gesellte sich ihm Dr. Kohlhaupt, der Entdecker des Tanimaspasses.

Gorbunoff sammelte viele Pflanzen mit besonderer Hinsicht auf die angewandte Pflanzenkunde. Außerdem bemühte er sich, dem Fettsteißschaf mit Messer und Spritze zu unverhoffter Mutterschaft von Böcken des wilden Pamirschafes zu verhelfen. Der Astronom Professor Belajeff und der Feldmesser Dorofejeff beteiligten sich an den Ortsbestimmungen und Kartenaufnahmen. Reichardt und Sokoloff sammelten Tiere. Professor Korschenewsky entdeckte einen neuen Gletscher im Transalai, konnte uns aber wegen seines Herzleidens nicht auf die Höhen begleiten. Auch Radiotechnik, Geomagnetismus und viele andere Sonderfächer hatten ihre tüchtigen Vertreter. Der Geologe Professor Schtscherbakoff fand keine Zeit für seine Wissenschaft, weil er sich fürs Gesamtwohl aufopferte und meine landeskundlichen Lücken ausfüllte, die durch die Ereignisse der letzten 15 Jahre entstanden waren.

Wenn wir das Kaspische Meer durchsegeln und sein Ostufer betreten, so dehnt sich vor uns ein Sandmeer in unendliche Fernen. Das ist der Beginn des Wüsten- und Steppenbandes, das sich quer durch ganz Asien zieht. Aber diese Einöde wird von

fruchtbaren Landschaften eingesäumt, wo reiche Dörfer inmitten von Hainen und Weingärten liegen. Durchschreiten wir diesen Oasengürtel, dann stoßen wir regelmäßig auf eines der mächtigen Gebirge Asiens, auf Tienschan, Himalaja, Hindukusch oder Alai. Die Karte im Atlas zeigt das Bild eines Krakens, dessen Fangarme tief nach Persien und China hineinreichen. Und der Kopf dieses Krakens ist der Pamir, der erdgeschichtlich und kulturgeschichtlich merkwürdigste Gebirgsknoten der Welt.

Vor Jahrmillionen reckte und bog sich die Erde in gewaltigen Wehen. Die Gesteinslagen falteten sich zu langen, himmelhohen Wellen, den Rohentwürfen der heutigen Gebirge. Am Werk der inneren Kräfte feilte dann die Natur mit ihrer feineren Künstlerhand, der Wind und Wetter als Geräte dienen. Nach Tausenden von Jahren schärften sich die Kämme, Täler durchfurchten ihre Flanken, und eine Heerschau von Gipfeln reihte sich vom Atlantischen zum Stillen Ozean. Dann kam die Eiszeit, den letzten Abschnitt der Erdgeschichte einleitend. Über den grellbesonnten Wüsten Turkestans funkelten ungeheure Eisdome, der Kappe Grönlands vergleichbar. Wie Fransen hingen Gletscher in die Schluchten hinein. Endlich folgte der Abstieg zur Nacheiszeit, in der wir heute noch leben. Die Eismäntel schrumpften, die Gletscher verkürzten sich. Und abermals ungezählte Jahrtausende sahen das Spiel der Lüfte und Gewässer. Der heiße Hauch der Ebene sog sich an den Gebirgsflanken empor und beleckte die Gletscher, deren Schmelzfluten sich nun sand- und schlammbeladen zutal wälzten. Eisgekühlte hohe Luftschichten stürzten sich brüllend abwärts und bliesen den feinen Mahlstaub aus den Geröllhalden der Gletscher. Allmählich vollzog sich eine Siebung im Wechsel der Winde. Fern vom Gebirge blieb der Flußsand liegen, sich zu Dünenlandschaften häufend. Näher am Gebirge setzte sich der Löß oder Luftlehm ab.

Dieser Lößgürtel am Rande der Gebirge ward zur Unterlage der Kultur. Es kamen geruhsamere Zeiten. Die Flüsse gruben sich feste Rinnen, an ihren Ufern begann das Grün zu sprießen. Zuletzt erschien der Mensch. Er lernte es, die Gewässer zu bändigen und die Felder zu berieseln. Die trotzigen Berge umsäumten sich mit Oasen, denn mit Wasser getränkter Löß ist unerhört fruchtbar. Aus dem Lehm erwuchs eine Kultur. Aber wo der Mensch so leicht mit Wasser düngt, da düngt er ebenso leicht mit Blut. Dschingiskan, Tamerlan und Alexander der Große bedeuten nur die tiefsten Schwertfurchen in einem geschichtlichen Boden, wo Aufbau und Zerstörung, Bildung und Grausamkeit so dicht beieinander wohnten, wie kaum anderswo.

Wer heute Turkestan besucht, der erkennt bald, daß er in einem Lande schroffster Gegensätze weilt. Von der Eisenbahn aus sieht man auf einer Seite die blendende, glühende Sandwüste, und drüben, hoch über sich, die gleißenden Firnkämme der Kältewüste. Aber wer an einem klaren Herbstmorgen auf den Turm der Moschee Ullug Beg zu Samarkand steigt, der spürt auch, daß sich Gegensätze zu lieblicher Milde ergänzen können. Rundum breiten sich Obstgärten und ihm zu Füßen brandet das Leben einer reichen Stadt. Er blickt auf den Niederschlag im Ringen der oberen und unteren, der kalten und der heißen Gewalten. Er blickt auf den windgeborenen Löß und auf die eisgeborenen Gewässer, die zusammen das blühende Land schufen.

Und nun wird der Leser verstehen, warum ich für Turkestan den knappen Satz präge: Ohne Gletscher keine Kultur. Da es im Sommer nie regnet, sind die Äcker ausschließlich auf künstliche Bewässerung angewiesen, und das Wasser der Ströme ist ausschließlich Gletscherwasser. Ohne die Gebirge, wo sich die Schneefälle des Winters aufspeichern und zu Eis verdichten, wäre das flache Land eine Wüste. Aus diesem Satz ergab sich bündig die uns gestellte Aufgabe. Das Kulturland der Ebene war eine längst bekannte Tatsache der Menschengeschichte. Aber die erdgeschichtlichen Ursachen liegen vorzugsweise im Gebirge, das sich dem neugierigen Reisenden bis zuletzt verschloß. Die Alai-Pamir-Expedition sollte die vergletscherten Hochgebirge Turkestans erforschen. Als erstes kam die Landkarte, die Grundlage aller geographi-

schen Wissenschaft. Die Entwirrung eines Irrgartens von Berggipfeln und Gletschern beschäftigte unsere Topographen und Astronomen. Daran schloß sich ungezwungen die Geologie als Beschreibung der Gesteinsunterlage und die Wetterkunde als Beschreibung der auf diese Unterlage wirkenden Kräfte. Pflanzen- und Tierforscher beobachteten das Leben auf den sturmgepeitschten Hochflächen. Und schließlich fahndeten wir nach den Menschen, die der unwirtlichen Natur ein karges Dasein abkämpfen. In den höchsten Tälern leben Reste unserer arischen Vorfahren, armselige Völkerfetzen, die von der Mongolenflut emporgewirbelt, an den Zacken der Gebirge hängen blieben und sich trotzdem eine alte Kultur zu bewahren verstanden.

Zu einem Unternehmen dieser Art taugen natürlich nur Gelehrte, die Bergsteiger sind, und Bergsteiger, deren sportlicher Tatendrang bereit ist, dem Wissenschaftler auf ungebahnten Pfaden voranzuschreiten.

Es war keine aufsehenerregende Reise mit packenden Abenteuern. Aber es war eine sehr große wissenschaftliche Leistung. Von meinen Mitarbeitern darf ich sagen: Ja, sie flochten neue Blätter in die seit zwei Jahrhunderten engverschlungenen Ruhmeskränze der russischen und deutschen Wissenschaft.

Ich danke meinen Gefährten an dieser Stelle für ihr freudiges Mitwirken, das meine Aufgabe erleichterte. Es ist schon fast ein Lehrsatz, daß es bei großen Reisegesellschaften nie ohne Krach abgeht. Hier aber ward das Wunder vollbracht, daß an die dreißig Männer, Russen wie Deutsche, monatelang einträchtig beieinander lebten, wenn auch gelegentlich ein erlösendes Wort gefallen sein mag.

Bergfahrten im Pamir

Von Dr. Philipp Borchers, Bremen, und Karl Wien, München
mit Beiträgen von Dr. Eugen Allwein, München
und Erwin Schneider, Hall in Tirol

Zum Geleit

Von Ph. Borchers

Auslandsbergfahrten! Seien wir offen und ehrlich und bekennen wir, vor allem die wir selbst das große Glück hatten, in außereuropäische Hochgebirge hinausgesandt zu werden, uns zu dem tiefen Gedanken und der goldenen Poesie in Eichendorffs Lied des fröhlichen deutschen Wanderers: „Wem Gott will rechte Gunst erweisen, den schickt er in die weite Welt!“ Wandern, Schauen, Schaffen, Erleben, vielleicht nie zu lösende Rätsel unserer deutschen Seele, wohl der Urgrund für all die vielen Wanderungen Einzelner wie ganzer Volksstämme seit Jahrtausenden. Dieser Trieb in die Ferne, diese Sehnsucht in die weite Welt ist auch in uns Alpenwanderern bewußt oder nur im Unterbewußtsein machtvoll rege. Vor allem soweit unsere Wiege nicht im deutschen Berglande stand, war in uns dieses Streben wohl der erste Anstoß dazu, daß wir das deutsche Hochgebirge suchten und dort eine zweite Heimat fanden, und es ist daher ein bedeutsamer Teil des Bodens, aus dem unsere Ideale emporgesprossen sind und in dem auch unser Alpenverein wurzelt. Doch Wandern und Schauen, Suchen und Forschen sind untrennbar miteinander verbunden. So war es bei den Erschließern der Alpen, so ist es noch heute bei allen, die nicht stumpfsinnig einhertrotten, sondern ihre Augen offen halten, nicht nur in schwierigem Fels und auf zerschründetem Gletscher, sondern überall, auch auf leichteren Pfaden, und ganz gleich, ob damit der Allgemeinheit gedient wird oder lediglich dem eigenen Körper und der eigenen Seele.

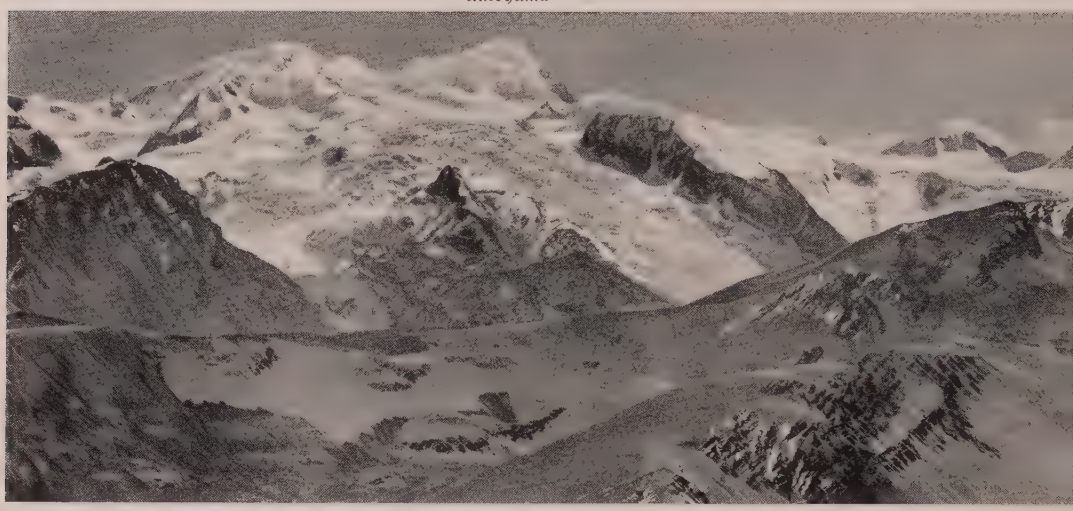
Freilich, im Laufe der Jahrzehnte sind unsere Alpen geographisch und bergsteigerisch derartig durchforscht, fast alle irgendwie möglich scheinende Wege auf Bergesgipfel sind durchstiegen und beschrieben, so daß dort in dieser Hinsicht zum Nutzen der Allgemeinheit nur noch wenig zu erforschen ist. Diese Tatsache lenkt von selbst den Blick auf die weite Welt. Aber auch gerade wegen unserer Alpen sollen wir über ihre Grenzen hinausschauen, und ich mache mir den Ausdruck des Gedankens zu eigen, mit dem v. Klebelsberg seinen geologischen Bericht über die erste Pamir-Expedition in der „Zeitschrift“ 1914 (Seite 52) eingeleitet hat. „Es ist zweierlei: Die Alpen kennenzulernen und die Kenntnis der Alpen als Ganzes. Dem ersteren Zwecke genügt die Betrachtung der Alpen selbst; der Horizont hingegen muß ein viel weiterer sein, wenn es gilt, die Alpen allgemein zu bewerten ... Wie einseitig und unvollkommen wäre unsere Meinung, wenn wir nichts von den Hochgipfeln des Himalaja wüßten, wenn uns die Kenntnis des Hochgebirges gerade dort fehlte, wo es am gewaltigsten ist.“ Mögen zu solchen Forschungsreisen immer nur wenige Glückliche auserwählt werden können, ihre Berichte in Schrift und Wort, ihre Bilder und Kartenaufnahmen bringen die fernen Länder auch denen näher,

---

Einen vorläufigen Bericht über die Erlebnisse und Ergebnisse aller deutschen Expeditionsteilnehmer hat die Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft herausgegeben in Heft 10 der „Deutschen Forschung“ (Alai-Pamir-Expedition), 196 S. 8° mit 9 Abb. im Text und 17 auf Tafeln nebst 2 Karten, Karl Siegismund-Verlag, Berlin 1929, Preis RM. 10.—.

Transalai vom Alai (Karatepe, 4000 m). In Bildmitte Pik Lenin, 7130 m

Ancohuma



Panorama der Kordillere vom Ancohuma bis zum Casiri. Aufgenomm

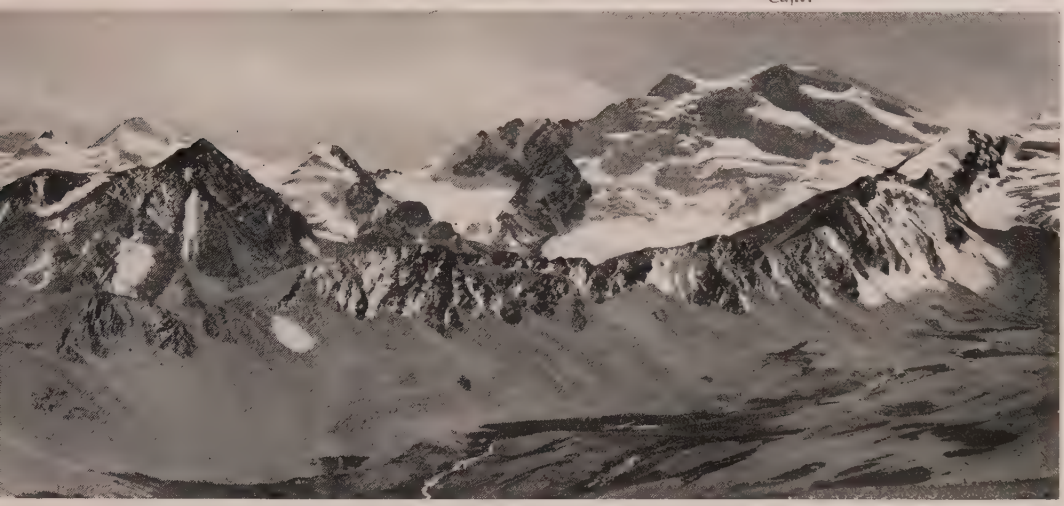
Calzata

Panorama der Kordillere vom Calzatapaß bis

Gaca Aca

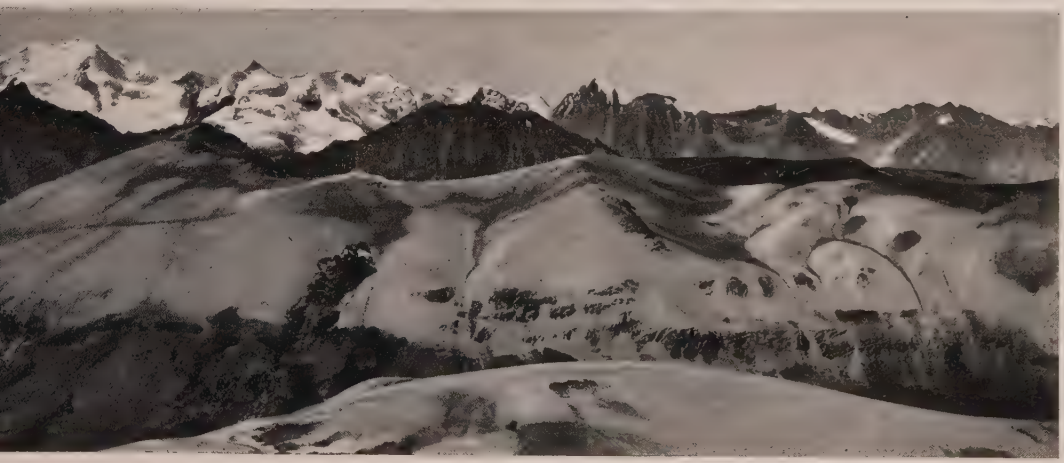
Panorama des Talkessels von La Paz mit

Caſiri



den Höhen zwiſchen Caſiri und Calzata-Tal (Vermeſſungspunkt XVI A)

Chearoco



earocogruppe (von Vermeſſungspunkt XVI A)

ampaturi Mururata Illimani

dhälfte des Cordillera Real im Hintergrund

Auf dem Weg von Karadschilga nach Tanimas. Innerer Pamir

Ostufer des Karakul mit Koksukurbaschi, ca. 5700 *m*. Vorn Kirgisenjurten

die in der Heimat bleiben, und lassen sie im Geiste an den Expeditionen, an dem Tun da draußen und den gewonnenen Ergebnissen, teilnehmen. Bei der gegenwärtigen Lage unseres deutschen Volkes ist solche Hochgebirgsforschung in anderen Erdteilen für uns doppelt wichtig. Politisch und wirtschaftlich in Fesseln wollen wir uns auf den Gebieten, die uns zur freien Betätigung übriggeblieben sind, nicht selbst binden. Sollen wir die Welt in jeder Hinsicht den anderen Nationen überlassen? Das hieße unser Erbe schlecht verwalten. Der D. u. Ö. Alpenverein ist dank seiner Stellung und dank seinem Ansehen in erster Linie mitberufen, die Erforschung der Hochgebirge der Welt zu pflegen. Wo dort noch nie ein Europäer war, sind Bergsteigen und wissenschaftliches Forschen untrennbar miteinander verbunden. Wir haben glücklicherweise in unseren Reihen Männer der Wissenschaft wie Bergsteiger, die diesen Aufgaben gewachsen sind. Mit solchen Unternehmungen fördern wir zu unserem bescheidenen Teil das Ansehen des deutschen Volkes in der Welt und dienen unserem lieben deutschen Vaterlande, indem wir den in der Vereinssatzung an erster Stelle genannten Zweck unseres Alpenvereins erfüllen: „Die Kenntnis der Hochgebirge zu erweitern und zu verbreiten."

Der Gedanke der Forscherarbeit in einer fernen Bergwelt, angeregt durch die Sektion Breslau, hatte bereits vor dem Kriege im Alpenverein Fuß gefaßt und fand seine erste Ausführung in der Pamir-Expedition von 1913. W. R. Rickmers führte auch damals und mit ihm waren hinausgezogen seine Frau, Prof. v. Ficker, Dr. v. Klebelsberg, Dr. Deimler, Dr. Kaltenbach und Frau und E. Kuhlmann. Ihre Erfolge sind uns u. a. aus der „Zeitschrift 1914" bekannt. Das Wichtigste war, daß hiermit gewissermaßen der Bann gebrochen und Wege für die Zukunft gewiesen waren.

Der Krieg und sein bitteres Ende, Geldentwertung und Verarmung, alle diese schweren Nöte des deutschen Volkes spiegelten sich im Alpenverein wieder. Zehn Jahre lang waren ihm die Hände gebunden. Aber sobald mit der Festigung der Währung wieder eine geldliche Grundlage im Verein im Entstehen begriffen war und die Träume der unmittelbaren Nachkriegsjahre nicht mehr hoffnungslose Utopien zu bleiben brauchten, wurde auch im Alpenverein sofort wieder an die außeralpinen Hochgebirge gedacht. Paulcke, Penck, Wessely und v. Zahn waren die ersten, die im kleinen Kreise des Hauptausschusses für den Gedanken warben und ihn in den Hauptversammlungen formten und vertraten. Sie fanden bei Blodig, Giesenhagen, v. Klebelsberg, Rehlen, Sotier und anderen Herren (ich kann ihre Namen nicht sämtlich aufzählen) und vor allem bei dem ersten Lenker unserer Vereinsgeschicke, Exz. v. Sydow, wärmste Unterstützung. Die Sektionen Bayerland und Reichensteiner stellten für die Beschaffung von Geldmitteln Hauptversammlungs-Anträge und auch zahlreiche andere Sektionen förderten aktiv die Sache. Freilich, es fehlte nicht an Stimmen, die warnten, und das war gut so. Denn die Warner wurden überzeugt und waren dann um so bedeutungsvollere Befürworter. Die erste Rücklage im Betrage von RM. 10 000.– wurde bereits von der Hauptversammlung 1924 beschlossen, also im ersten Jahre mit fester Währung, weitere Rücklagen erfolgten dann alljährlich entsprechend der Entschließung der Hauptversammlung von 1925. Das Schrifttum über die Hochgebirge der Welt wurde durchgearbeitet. Landeskundige gaben auf Ansuchen hilfsbereit Auskunft und Rat. Hierbei nenne ich in erster Linie Professor Herzog, den Andenforscher. Eine Denkschrift über die Hochgebirge der Welt wurde ausgearbeitet, es wurde darin vor allem Pamir und die Cordillera Real in Bolivien empfohlen.

Professor v. Ficker hatte den Plan, die Forschungen von 1913 im Pamir weiter nach Osten vorzutragen, seit vielen Jahren gehegt, konnte jedoch zu unsrer aller größtem Bedauern nicht selbst an der Expedition teilnehmen. Auch die Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft hatte auf dieses Gebiet ihr Augen-

merk gerichtet und bereits im Herbst 1925 für ein gemeinsames deutsches und russisches Arbeiten im Pamir die ersten Verbindungen mit der russischen Regierung und der Russischen Akademie der Wissenschaften angeknüpft. W. R. Rickmers wurde hinzugezogen. v. Ficker und er legten ihr Ende 1926 einen Expeditionsplan vor. Dies alles wurde, wie das ja bei der ersten Vorbereitung von Expeditionen die Regel zu sein pflegt, streng geheimgehalten. Es war zwar durchgesickert, daß etwas geplant sei, aber nicht was. Anfang 1927 leiteten nun Exzellenz Schmidt-Ott und Exzellenz v. Sydow die Verbindung zwischen Notgemeinschaft und Alpenverein ein, die sich als so überaus ersprießlich erweisen sollte. Im Alpenverein war dann der im Frühjahr 1927 erstmalig zusammengetretene Unterausschuß für außereuropäische Unternehmungen in der Lage, dank der angesammelten Mittel die Frage, ob Südamerika oder Asien, durch ein „Beides" lösen zu können. So nahm der Alpenverein mit Freude die Einladung der Notgemeinschaft an, der von ihr geplanten großen Expedition eine Gruppe von 4 Bergsteigern auf seine Kosten anzugliedern. „Herbstmanöver" (Ausdruck von Rehlen) in der Mont-Blanc-Kette, wo Pfann mit seiner Gruppe damals auch exerzierte, ließ uns vier bereits 1927 gute Kameraden werden, soweit uns nicht schon vorher Bergfreundschaft miteinander verbunden hatte.

Die umfangreichen wissenschaftlichen und bergsteigerischen Aufgaben ließen sich nicht nur im Expeditions-Arbeitsplan, sondern auch später in der Praxis sehr gut miteinander verbinden. Wir 4 Bergsteiger bildeten im Rahmen der großen Expedition eine eigene Gruppe, waren aber in sie vollkommen eingegliedert. Unser Ziel waren begreiflicherweise in erster Linie die hohen Gipfel, darunter nach Möglichkeit auch der höchste Berg des Russischen Reiches. Wo übrigens dieser lag, war keineswegs bekannt. Das Aufspüren aller dieser Berge und der unsere Auftraggeber besonders interessierenden Pässe, sowie das Auffinden geeigneter Anmarschwege enthielt neben den bergsteigerischen auch eine Fülle von geographischen Aufgaben. In den Dienst der Wissenschaft hatten wir uns ferner in der Weise zu stellen, daß wir mit unseren alpinen Erfahrungen, wo es nötig war, den Gelehrten den Weg bereiteten und ihnen überhaupt helfend zur Seite standen. Zur unmittelbaren Teilnahme an den wissenschaftlichen Arbeiten war Wien, Student der Physik, im Jahre 1927 durch Finsterwalder in der Photogrammetrie soweit ausgebildet, daß er selbständig topographische Aufnahmen machen konnte. Außerdem war er Fachmann für den drahtlosen Kurzwellenempfänger. Schneider, Student des Bergbaues, wurde zu Nöths Unterstützung für geologische Hilfsarbeiten und ferner für das Zeichnen von Aufrissen und Kartenskizzen in Aussicht genommen. Allwein war im Nebenberuf Arzt, ich Photograph.

Die diplomatische Wegbereitung und was sonst damit zusammenhing, lag in der Hand des unermüdlichen Professor v. Ficker, der im übrigen auch nach der Expedition für deren Auswertung erheblich tätig war. Die Ausrüstung war Sorge unseres Expeditionsleiters Rickmers. Es wäre richtiger ein Kampf mit der Ausrüstung zu nennen. Da Rickmers darin seine alten Erfahrungen hatte, begann er sehr zeitig und arbeitete sehr fürsorglich und streng systematisch. Schon im Frühsommer 1927 gab er uns Teilnehmern einen Rüstplan, 54 Schreibmaschinenseiten lang, zwecks Überprüfung und Äußerung unserer Wünsche. Man kann daraus ermessen, wievielerlei Dinge mitgenommen wurden. Da Rickmers auch noch sehr viel für die russischen Expeditionsteilnehmer beschaffen mußte, hatte er eine Riesenarbeit zu leisten. Monatelang vorher war er lediglich für die Vorbereitung der vielköpfigen Expedition tätig. Wir übrigen konnten ihm dabei eigentlich herzlich wenig helfen, da die Generalausrüstung in einer Hand liegen mußte und Rickmers eben dabei seine eigenen Gedanken verwirklichte. Aber auch jeder der Teilnehmer hatte sein Päckchen, vor allem durch die Beschaffung der Fachausrüstung, die teilweise sogar zu ganz neuen Konstruktionen Anlaß gab. Sauerstoff-Apparate nahmen wir nicht mit, wir

haben sie auch nicht entbehrt. Gewaltig war der Schriftverkehr. Nur mit gelindem Gruseln betrachte ich heute allein meine eigenen dicken Aktenbündel, die ich teils als Hauptausschuß-Referent für beide Alpenvereins-Expeditionen, teils als Teilnehmer der unsrigen durchgearbeitet oder selbst vollgeschrieben habe. Auch Reisen zu Ausrüstern waren unumgänglich. Diese haben uns mit großem Eifer für unsere Sache, durch Qualitätslieferung und namhaften Preisnachlaß, vielfach sogar durch unentgeltliche Hergabe unterstützt. Mit der Bestimmung für uns Bergsteiger im besonderen halfen vor allem mein alter Freund Hildebrand-Berlin (8 große Kisten Schokolade usw.), die Firmen Ehrich-Berlin (Windanzüge), Hans Götzfried-Sonthofen und Haderer-Großgmain (Stiefel), Hanfwerke-Füssen (Seile), Othmar Herz-Sonthofen (Käse), Klepper-Rosenheim (Zelte, Regenmäntel, Schlafsäcke), Leitz-Wetzlar (Leica-Photoapparat), Perutz-München (Platten und Filme), Schuster-München (Generalausrüster für Hochturenbedarf, ferner Bekleidung, Zelte, Schlafsäcke u. ä.), Zeiß-Ikon-Dresden (Photoapparate) und manche andere. Ich kann diese und ferner all die vielen Dutzende von Firmen, deren Lieferungen lediglich durch die Hand von Rickmers gingen und die uns Bergsteigern natürlich auch zugute kamen, nicht sämtlich aufzählen, sie dürfen aber ebenfalls unserer Anerkennung und unseres Dankes gewiß sein. Es halfen ferner durch Rat und Tat Freunde, aber auch bisher mir nicht bekannte Herren aus der gesamten deutschen Heimat, aus der Schweiz und aus England. Dankbar gedenke ich endlich auch an dieser Stelle unserer Angehörigen, vor allem der Mütter und Frauen, nicht so sehr weil sie für unsere große Reise wahre Aussteuern herrichteten, sondern wegen ihres tapferen Herzens, das Nansen in seinem Buche „In Nacht und Eis" so treffend kennzeichnet durch die Worte, mit denen er es seiner Frau widmet:

„Ihr, die den Mut hatte zu warten."

Von Deutschland bis zum Kara-Kul

Von Ph. Borchers

Am 11. Mai 1928, nach herzlichen Abschiedsfeiern in München und Berlin, reisten wir deutschen Expeditionsteilnehmer mit dem Dampfer „Preußen" der Stettiner Dampfer-Compagnie von Stettin ab und landeten am 14. Mai in Leningrad. Dieser Weg wurde gewählt einerseits, weil er bei unseren annähernd 8000 *kg* Gepäck der billigste war, und andrerseits, weil wir so mit unserer wertvollen Ausrüstung ohne Berührung eines Zwischenstaates nach Rußland einreisen konnten. Am Hafen empfingen uns die Professoren Fersman und Schtscherbakoff, auf deren Schultern russischerseits die Hauptlast der Organisation lag und die gewissermaßen die Gegenspieler von v. Ficker und Rickmers waren. Die Gastfreundschaft, die wir in Rußland genossen haben, begann mit Zollfreiheit und negativer Nachschau unseres Handgepäcks, eine Vergünstigung, die nach Behebung eines Hindernisses später auch dem großen Gepäck zuteil ward, das dann obendrein kostenlos in einem besonderen Eisenbahnwaggon mit Schnellzug nach Turkestan befördert wurde. Es folgte in Leningrad eine Sitzung in der Akademie der Wissenschaften und ein Empfang durch deren Präsidenten Professor Karpinski und Gattin, dann Besichtigung wissenschaftlicher Institute und der Museen mit ihren fabelhaften, völlig unversehrten Schätzen, sowie eine Einladung des deutschen Generalkonsuls. Ähnlich in Moskau: Empfang mit Kinokurbeln am Bahnhof; Regierungsautos; Beratung mit Gorbunoff, Chef des Vollzugsausschusses des Rates der Volkskommissare und auf der Expedition Protektor und Oberstkommandierender der verbündeten Streitkräfte, dazu Generalstaatsanwalt Krylenko und andere Herren; zwei Festessen mit Ansprachen; Empfang durch den deutschen Botschafter Graf Brockdorff-Rantzau; Führung durch den sonst ver-

schlossenen Kreml und durch andere Sehenswürdigkeiten; kurz, überall herzliche Aufnahme und Hilfsbereitschaft.

Vom 22. Mai abends bis 27. Mai früh dauerte die Eisenbahnfahrt von Moskau über Orenburg nach Taschkent. Perlin und Judin I begannen damals ihre treue und hilfreiche Begleitung. Die übrigen Kameraden aus Rußland folgten später, soweit sie nicht ohnehin, wie Professor Korschenewsky und Zimmermann, in Taschkent ihren Wohnsitz hatten. Wir waren jetzt mitten in Asien, etwa gleich weit entfernt vom Nördlichen Eismeer und der Südspitze Indiens, von Smyrna und von Peking. Andachtsvoll betraten wir die historischen Stätten Samarkand und (am Schluß der Expedition) Buchara. Unauslöschlich, unvergeßlich umbrandete uns das Leben des Orients. Doch es ist hier nicht am Platze, all die vielen und tiefen Eindrücke zu schildern, die wir im europäischen Rußland und in Turkestan gewonnen haben.

Im breiten, fruchtbaren Ferganatal endigt die Eisenbahn etwa 60 *km* östlich hinter dem großen Orte Andischan kurz vor dem es gegen China abschließenden Gebirge. Von Andischan bis Osch sind es etwa 50 *km* Landweg, von der kleinen Station Kara-Su etwa 20 *km*. Lastautos fahren, aber die Arba, der Karren mit Rädern von 2 *m* Höhe und 1,85 *m* Spurweite beherrscht wie seit vielen Jahrhunderten das Feld. Rickmers und Nöth, die vorauseilten, trafen am 30. Mai in Osch ein, wir übrigen am 3. Juni. Osch, 1200 *m* hoch gelegen, ist ein Städtchen von 30 000 Einwohnern und wäre bei der dichten Besiedlung des Ferganatales an sich ohne besondere Bedeutung. Aber es ist der historische Ausgangspunkt für den Karawanenverkehr nach Kaschgar in Chinesisch-Turkestan, und auch das Hochland von Pamir erreicht man am leichtesten unter Benutzung des ersten Drittels dieses Weges. In Osch wurde unsere Karawane zusammengestellt, 60 Kamele und 85 Packpferde gemietet und 30 Mann, Köche oder Pferdepfleger (letztere waren Eigentümer der Packpferde), angeworben. 33 besonders berggewohnte Reitpferde hatten unsere russischen Freunde bereits vorher gekauft. Es klappte alles vorzüglich und es war eine hervorragende Leistung unseres Oberhauptes und Organisators Rickmers, mit dessen stoischer Ruhe selbst die eines Orientalen sich nicht messen konnte. Auf unser Gepäck mußten wir allerdings 10 Tage warten. Bei der erschlaffenden maßlosen Hitze, die damals in der Ferganа-Ebene herrschte, fühlten wir uns im kühlen Wasser des Gebirgsflusses am wohlsten, doch hatten wir immerhin noch so viel Auftrieb, im nahen Suleiman-Tau, einem 100—150 *m* über die Talebene sich erhebenden Kalkstock, einen Klettergarten zu finden und nach den häufig in Wolken gehüllten Bergketten im Süden und Osten Ausschau zu halten. Sonst faulenzten wir 4 Bergsteiger, während die Männer der Wissenschaft, der unermüdliche Reinig vielleicht ausgenommen, so taten, als ob sie etwas täten.

Am 15. Juni rollte Arba auf Arba in unseren Hof, das Gepäck war da. Alle Hitze war vergessen, ein ungefüges Packen setzte ein, alle starken Männer traten an, Schneider und Wien waren „Oberkistenschmeißer". Die Lasttiere wurden auf den Hof geführt und beladen, Photo- und Kinoapparate gingen zum Trommelfeuer über. Am 18. Juni war alles fertig und am 19. Juni ritten wir mit militärischer Eskorte von 1 Leutnant und 7 Mann dem kühlen Gebirge entgegen. Korschenewsky und Nöth waren mit 10 Soldaten bereits am 12. Juni vorausgeritten.

Das Alaigebirge wurde auf dem recht gut unterhaltenen, auch mit Brükken versehenen vorerwähnten Karawanenwege Osch — Tschigirtschik-Paß, 2200 *m*, — Gultscha, 1500 *m*, — Sufi-Kurgan — Taldik-Paß, 3600 *m*, — Sari-Tasch, 3000 *m*, überquert. Für diese Wegstrecke von rund 180 *km* gebrauchten wir 8 Tage. Unsere große Karawane, die ohnehin in mehreren Abteilungen marschierte, mußte sich nach der Marschgeschwindigkeit einer vor uns befindlichen und nach den Weideplätzen richten. Das Alaigebirge ist hier ziemlich breit, aber die vom Wege sichtbaren Berge

sind meist weder hoch noch reizvoll. Weiter abseits soll es erheblich schöner sein, besonders wo die Berge sich über 5000 *m* erheben. Aber dort hatten wir nichts zu suchen; das Gebirgsland ist einigermaßen bekannt, wenn auch bisher nur ganz wenige Hochgipfel bestiegen sind. Unsere Aufgaben lagen weiter südlich. Nichtsdestoweniger nutzten wir einen Ruhetag, ferner frühzeitiges Lageraufschlagen oder Warten auf die Packpferde dadurch aus, daß wir von 4 Bergkuppen Ausschau hielten. Vor allem der nordöstlichste, etwa 2800 *m* hohe Gipfel der Murdaschkette bei Gultscha gab uns einen eindrucksvollen Überblick über die beinahe lehrmittelhaft aussehende Erosion in dem nördlichen Teil des Gebirges. Die Blicke unserer Sehnsucht richteten wir aber nach Süden, dort glaubten wir auch ein Stück vom Trans-Alai zu sehen. Zwei Tagemärsche im eintönigen Gultschatal folgten. Dann weitet sich das Tal. Schöne stolze Felszinnen trägt die Ak-Tasch-Kette, „Weißenstein" ist die Übersetzung, helle Kalkgipfel, etwa 3500 *m* hoch. Im feinen Nebel, der nach Zimmermanns Erklärung Wüstenstaubnebel war, reckten sich ihre schroffen Karwendelwände noch magischer empor. Wir aber marschierten auf rotem Boden. Kisil-Beles heißt ein kleiner Paß, den man zur Umgehung einer Schlucht zum gleichen Tal hin überschreitet. Kisil heißt rot, und leuchtend rot sind hier alles Erdreich und alle Sandsteinfelsen. Als wir vom 25. zum 26 Juni im Talstück Olgin-Lug lagerten, liefen uns nachts einmal wieder wie üblich einige der unangebunden weidenden, äußerst munteren Reitpferde fort. Leider war unter den Ausreißern Schneiders „Georgette" und mein „Wildesel", bei welcher Gelegenheit ich auch Allweins „Xaverl" und Wiens „Peter" vorstellen will. Judin II und drei Einheimische suchten und warteten mit uns, bis ein Kirgise, auf einem Jak reitend, die Pferde uns wieder zutrieb. Um nun möglichst schnell die Hauptmacht wieder zu erreichen, wählten wir nicht den Taldikpaß, sondern den kürzeren, wenn auch steileren Paß Koi-Dschuli, an den Pferdeschwänzen uns festhaltend, ein bequemes und schnelles Hinaufsteigen. Droben konnten Schneider und ich es doch nicht unterlassen, auf einen nahen Felsgipfel zu klettern. Ein gleiches Streben setzten übrigens Allwein und Wien am Taldikpaß in die Tat um. Steil ging es dann nach Süden hinab.

Wir waren jetzt im 20 *km* breiten Alaitale, und zwar am Nordrande in einer Talbucht, in Sari-Tasch, auf deutsch „gelber Stein". Dies ist nicht etwa ein Dorf, sondern der Name einer Landschaft. Hier droben im Lande der Nomaden gibt es ja nur sehr wenige feste Dörfer, eigentlich nur die Wintersitze. Da aber die Lebensnotwendigkeiten eine Ortsbezeichnung erheischen, haben die Kirgisen bestimmten Landstrichen Namen gegeben, vornehmlich guten Weidegründen, die übrigens von den einzelnen Familien in einem streng geregelten Jahres-Wanderplan besucht werden. Auch in unserer Nähe hatte damals eine Kirgisenfamilie ihre Jurten aufgeschlagen, eine Behausung, die man in der gesamten Nordhälfte Asiens findet, und die wohl schon vor Jahrtausenden in gleicher Form den Wandervölkern gedient hat. In Form einer Käseglocke ohne Griff, etwa 2½ *m* hoch und 4½ *m* im Durchmesser, innen ein Holzgerippe in Scherengitterform und dünne Holzdachsparren, darüber Filzdecken und als Bodenabschluß auch ein Schilfgeflecht, oben ein Rauchabzug, über den nach Bedarf auch eine Filzdecke gezogen werden kann, eine Türklappe aus Reisigflechtwerk und einem Teppich, alles zum Zusammenrollen, -klappen oder -legen, leicht und doch haltbar, 1½ Kamellasten, in 2 Stunden auf- und in einer Stunde abzuschlagen, im Sommer kühl und im Winter warm, das ist die Jurte, das Haus der wandernden Kirgisen. Gern besuchten wir sie, wenn wir im Laufe der Expedition auf die leider nur sehr spärlichen Siedlungen stießen. Auch wir waren offensichtlich gern gesehene Gäste. Der Ruf, daß wir mit gutem Silbergeld bezahlten und schöne Geschenke gaben, war uns vorausgeeilt; wie, ja das werden wir Europäer wohl niemals ergründen. Dann saßen wir in einer Jurte auf Teppichen oder Archar-(Wildschaf-)

Fellen. Die Unterhaltung stieß auf die kleine Schwierigkeit, daß die einen nur fließend Kirgisisch, die anderen fließend Deutsch sprachen. Wir halfen uns aber vollkommen damit, daß wir uns gegenseitig freundlich anlächelten, womit ein Besuch von einer halben Stunde sich restlos ausfüllen ließ. Wer verlangt hier denn etwa auch philosophische Gespräche, wo alles von Natur aus philosophisch lebt? Über Essen, Trinken, Wege, Haustiere und ähnliche reale Angelegenheiten war die Verständigung leicht. Liposchken (flaches Brot), gedörrtes Fleisch, Käse und Milch in jeder Form wurde uns angeboten und wir gaben vorzugsweise Tee, Salz, Zucker. Dabei trugen wir übrigens zur Sprachbereicherung bei. Denn die anscheinend bisher unbekannte Schokolade wurde „German-Kand", deutscher Zucker, genannt, während sie als Getränk den Namen „German-Tschai", deutscher Tee, bekam. Scheren und Messer waren auch sehr beliebt, am meisten aber — Schneebrillen. Wir schätzten unsererseits besonders die Milch. Das ist eigentlich ein Kapitel für sich, und zwar ein sehr angenehmes. Die Kirgisen haben 6 Arten von „Milchkühen", nämlich Stuten, Jaks, Kamele, Ziegen, Schafe und wirkliche Kühe. Alle Milch ist sehr fett. Die Jakmilch ist, frisch genossen, die wohlschmeckendste, fabelhaft delikat. „Kaimak" ist dicke süße Sahne, etwas zum Schleckern. Hat man Hunger, bittet man um „Airan", das ist ein dickes, käsiges, ein wenig saures Milchgetränk. Mit gut ¼ Liter ist man satt. Ist man durstig, bittet man um „Kumiß", das ist dünnflüssige, gegorene, säuerliche Stutenmilch, ganz leicht alkoholisch. „Airan" und „Kumiß" werden am besten in Erdgruben aufbewahrt und „möglichst kühl serviert". Wir haben in diesen Herrlichkeiten gründlich geschwelgt, so oft wir nur konnten.

Auf der Karawanenstraße Osch—Kaschgar, von der bei Sari-Tasch der Weg zum Kara-Kul abzweigt, herrschte damals nach Freiwerden vom Winterschnee ein reger Verkehr, uns Neulingen in Asien täglich etwas Neues zeigend. Das Seltsamste waren gewiß zwei große, mit kräftigen Tragbalken versehene Sänften, vorn und hinten von einem Pferde getragen. So reisten zwei Chinesen von Kaschgar nach Osch. Eigenartig waren auch die kleinen, aber kräftigen Esel mit einem großen Ballen Baumwolle an jeder Seite, die ebenfalls aus chinesisch Turkestan kamen, während dorthin vornehmlich Industrieerzeugnisse aus dem Westen gebracht wurden. Die Esel liebten wir übrigens nicht sehr, denn in ihren Mußestunden vergällten sie gar zu gern die unsrigen durch ihr abscheuliches Geschrei; „da wird mal wieder ein Esel aufgeblasen" sagten wir dazu.

Ganz anders unsere Freunde, die Kamele, die nützlichsten und kräftigsten unter den Lasttieren, bis zu 600 Pfund tragend. Tagsüber weiden und ruhen sie gern, und nachts sind dann die Karawanen auf dem Marsche. Je 5—10 Tiere pflegen zu einem „Strang" hintereinander gebunden zu sein; die Leittiere tragen um den Hals eine große Glocke, in der oft noch kleinere hängen. „Mit unbeschreiblichem Wohlbehagen lauscht man im Liegen dem dumpfen Klange der leitenden Glocken in der Ferne; der Klang wird immer heller, er klingt ernst und feierlich und markiert den majestätisch ruhigen Gang der Kamele. Schaut man in die Nacht hinaus, so sieht man mächtige schwarze Schatten gespensterhaft vorbeischweben; ihre weichen Tritte rufen keinen Laut hervor, aber die Glocken läuten mit durchdringenden Tönen, und von den Felswänden antwortet das Echo in demselben Klange. Man kriecht in seine Lagerstatt zurück und hört das Läuten langsam zwischen den Bergen ersterben. Wer sollte es nicht verstehen, wie es möglich ist, daß dieser einfache Glockenklang mit hypnotischer Kraft auf meine Gehörnerven einzuwirken und die Erinnerung daran meine Gedanken in eine helle, fröhliche Richtung zu lenken vermag? 20 Jahre sind es schon her, seit ich diesen Klang zum erstenmal hörte, und seitdem ist er wie ein leiser Ton klingend, durch mein Leben gegangen." So hat Sven Hedin die Gefühle in Worte gefaßt, die in ihm wach waren, als er 1899 fast an der gleichen Stelle lagerte („Abenteuer in

Tibet", Seite 12). Wer wäre wohl berufener, die unendliche Poesie einer nächtlich dahinschreitenden Karawane zu schildern, wer könnte treffendere Worte finden? Uns Alpenfreunden gab der Glockenklang noch ein weiteres, die Erinnerung an das weidende Almvieh, es trug die heimatlichen grünen Matten in Asiens gelbe Steppen. Die nützlichen und geduldigen Tiere dienten uns beim Anmarsch und beim Abmarsch. Wenn sonst vorwiegend Pferde unsere Lasten trugen, so geschah dies aus mehrfachen Ursachen, z. B. wegen noch größerer Eignung für das pfadlose Gebirge, einfacherer Fütterung, leichterer Käuflichkeit. Unsere Pferde haben sich ebenfalls trefflich bewährt.

Vom 26. Juni abends bis 30. Juni früh sah Sari-Tasch ein großes Feldlager, zumal noch andere Kolonnen außer uns dort lagerten. Schnurgerade ausgerichtet standen unsere Zelte da, die berühmten Einmann-Zelte, einer der glücklichsten Ausrüstungsgedanken, die Rickmers hatte, eins der Geheimnisse der reibungslosen, einträchtigen Durchführung unserer Expedition, ein Mittel zur Bannung der Psychose, die noch stets die Menschen befallen hat, welche als Seefahrer oder als Forschungsreisende zu Lande monatelang in kleinem Kreise eng beieinander hocken mußten. Wir hatten nun jeder unser eigenes Heim, konnten darin für uns allein sein, konnten darin frei schalten und walten. Wohl durchdacht war die Konstruktion unserer Zelte. Leicht an Gewicht, zusammengerollt und im Zeltsack bequem auf den Hinterzwiesel des Sattels zu schnallen, in wenigen Minuten auf- und abzuschlagen, ausreichend schnee-, wasser- und winddicht dank des angenähten Bodens und der Türschwelle, 1,90 *m* lang, 1,35 *m* breit und ebenso hoch, bot es selbst starkem Sturm keine allzu gefährdete Angriffsfläche, war aber infolge der Hundehüttenform („Hauszelt" sagt der wohlklingende Katalog) doch ausreichend groß zum Schlafen und Tagesaufenthalt, zum Hereinnehmen alles persönlichen Gepäcks und zum Schreiben, Kochen und Bedienen der wissenschaftlichen Instrumente. Bei gemeinsamen Mahlzeiten und beim „Palaver" haben wir sogar zu Fünfen dringesessen. Das war allerdings „Raumkunst". Klepper-Rosenheim hatte uns neben anderem ein nach dem gleichen Prinzip angefertigtes großes Hauszelt gestiftet, das je nach Bedarf als Wohn- und Speisezimmer, Küche, Vorratsraum, Photolaboratorium, ärztliches Sprechzimmer und Dienerschlafraum angenehmste Verwendung fand. (Bilder Seite 115, 160.) Die russischen Militärzelte waren zwar recht geräumig, aber hoch und schwer und obendrein pfiff der Wind am Boden durch. Unsere Pferdepfleger, die „Karawantschi", bauten sich aus dem Gepäck eine Mauer und errichteten darüber ihr großes Zelt.

In jenen Tagen versammelten sich in Sari-Tasch auch zahlreiche Kirgisen. Eine „Beiga" wurde geritten, ein Reiterspiel, das wir später in Altin-Masar noch eingehend kennenlernten. Unsere beiden Ärzte Allwein und Kohlhaupt, deren Ruf sich schnell verbreitet hatte, erfreuten sich eines regen Zuspruchs. Zu einer solchen Sprechstunde gehörte ein Aufgebot von Beteiligten, außer den Patienten und Ärzten selbst je ein Dolmetscher für Kirgisisch-Russisch und für Russisch-Deutsch, ein Koch zur Entgegennahme etwaiger Honorare (Kumiß, Airan, Kaimak) und die Schaulustigen. Meist hatten die Patienten Magenbeschwerden, Hautausschlag oder Hals- und Lungenleiden. Kinder wurden mit dem Krankenbericht gebracht, sie wollten nicht ordentlich die Muttermilch trinken; dabei waren sie oft 3—5 Jahre alt. Heilmittel wurden in allen Fällen verabfolgt. Nur als eine Frau ein Mittel gegen Kinderlosigkeit verlangte, mußten unsere Ärzte sie unverrichteter Sache wieder heimschicken.

Gleich nach unserem Eintreffen in Sari-Tasch war Nöth mit Schneider zu geologischen Arbeiten zum Trans-Alai aufgebrochen. Wir trafen beide erst am Kara-Kul wieder.

Finsterwalder und Zimmermann brauchten für ihre Siedethermometer salzfreies Wasser, und dazu mußte Schnee besorgt werden. Diese Arbeit für die Wissenschaft

war für uns drei übrigen Bergsteiger ein willkommener Anlaß, am 27. Juni auf einige Alaigipfel hinaufzusteigen, etwa 3800 *m* hoch. Der erste Gipfel war einfach, der zweite hatte eine recht schwierige brüchige Kletterstelle und auf den dritten, ebenfalls recht schwierigen, kletterte der unentwegte Allwein allein. Zwei Tage darauf erstieg Allwein, Finsterwalder beim Photogrammetrieren Hilfe leistend, weitere 5 Alaigipfel, die „Arnspitzen", bis 4000 *m* hoch, in einer dem Paß Katün-Art südlich vorgelagerten Kette. Reinig, Wien und ich ritten damals im Alaital nach Westen.

An allen diesen Tagen richteten sich unsere Blicke sehnsuchtsvoll nach Süden. Wir hatten von der berühmten Aussicht auf den Trans-Alai (Bild Seite 65) gehört, doch sie ward uns nicht zuteil. Wohl zeigten sich uns gelegentlich der an der chinesischen Grenze liegende etwa 6600 *m* hohe Kurumdi und seine Trabanten. Aber den Pik Kaufmann, 7130 *m*, verdeckten stets dichte Regenwolken oder Wüstenstaubnebel. Die mangelnde Sicht war für unser weiteres Arbeiten recht unangenehm; denn so blieben wir über seine Lage und Aussehen von Norden her im unklaren, manche böse Nuß blieb noch zu knacken, bis dieser Berg herausgefunden war. Bis zum Ende der Expedition nahm man allgemein an, daß der Pik Kaufmann der höchste Berg der Sowjet-Union sei. Er war daher von der zuständigen russischen Instanz in Pik Lenin umbenannt worden. Die endgültigen Berechnungen daheim ergaben jedoch für den Garmo im Sel-Tau 7490 *m*. Dies ist vermutlich der höchste Gipfel im Russischen Reich (Bild Seite 148).

Am 30. Juni bewegte sich die Expeditionshauptmacht nach Zurücklassung einer meteorologischen Station quer über die breite Hochsteppe des Alaitales hinüber. Es war kühl und regnerisch, der Trans-Alai blieb verhüllt, und als es schließlich gegen Abend doch noch aufklarte, waren wir bereits im Bereich des Gebirges hinter riesigen Moränen in Bordoba, einem aufgegebenen und verfallenen Zollposten, 3400 *m*. Im Alaital wimmelt es geradezu von Murmeltieren. In ihrer Größe gleichen sie ihren Artgenossen in den Alpen, aber ihr Fell ist gelb, und sie pfeifen nicht wie bei uns, sondern trillern eine ganze Melodie. Unsere bis an die Zähne bewaffneten russischen Kameraden sparten wirklich nicht mit Munition. Aber nur Belajeff, nicht nur ein guter Astronom, sondern auch ein sehr geschickter Jäger, bekam seine Beute. Die anderen schossen meist vorbei, oder das getroffene Tier konnte sich noch in seinen Bau rollen und ging damit dem Jäger verloren.

Als am 1. Juli der Aufbruch der Karawane sich verzögerte, kam Finsterwalder auf den guten Gedanken, auf einigen Gipfeln östlich von Bordoba zu photogrammetrieren. Allwein, Wien und ich waren mit Freuden dabei und halfen Instrumente und Platten tragen. Auch der russische Geodät Isakoff kam mit, machte aber am zweiten, etwa 4000 *m* hohen Gipfel am halben Hange kehrt, da die notgedrungen zu benutzende Schuttrunse und das durch die knappe Zeit diktierte Tempo begreiflicherweise ihm den Mut raubte. Auch Wien und ich eilten, kaum auf dem dritten Gipfel angekommen, nach Bordoba zurück, um die Pferde für Finsterwalder, Allwein und Biersack nach einem von oben eingesehenen und verabredeten Platze zu bringen. Wir hatten aber doch die Freude einer kleinen Gratwanderung mit köstlicher Rundsicht. Von Südwesten her von den Eiskuppen des Kisil-Agin, 6680 *m*, kommen zwei große Gletscherströme ins Tal herab. Im Südosten, eigentlich ganz nahe bei uns, erhebt sich ein köstlicher Berg, dem Großglockner ähnlich. Wenn er auch nur ein Trabant seines Königs Kurumdi ist, dort herrscht er als mächtiger Statthalter und er ist so schön und so edel in seiner Form. Gern hätten wir ihn besucht, hätten hier, wo wir das Eisgebirge zuerst erreichten, einige Tage Halt gemacht.

Nachmittags 4 Uhr waren wir wieder sämtlich beritten. In der kurzen Zeit von 3 Stunden trugen uns unsere munteren, berggewohnten Pferde zum Paß Kisil-Art, 4200 *m*, hinauf, etwa 15 *km* Weg und 800 *m* Steigung. Beim Einbruch der

Karakul, 3950 *m*, von Norden. Im Hintergrund der Muskol, 6000 *m*

Jorasses, 6200 *m*, von Osten

6300 *m*

Talschluß im südlichen Sulumart

Nacht erreichten wir dank scharfer Ausschau und mit etwas Glück das abseits vom Pfade aufgeschlagene Lager.

Wir waren jetzt auf der Südseite des Trans-Alai und somit im eigentlichen Hochland von Pamir. Dessen charakteristische Eigenschaften traten uns hier gleich in aller Deutlichkeit entgegen: Kälte, Steinwüste und überwältigende Weite, das Gebirge in der Nähe runde Steinkuppen und in der Ferne stolze Eisgipfel (vgl. Bild Seite 68). Finsterwalder, der selbst nach Westen hinaufstieg, lockte uns drei Bergsteiger auf einen „Blocksberg" östlich des Weges (etwa 4400 *m*). Nur mit Mühe konnten wir aus den runden Blöcken den gewünschten Steinmann bauen. Unsere Belohnung war aber eine gute Aussicht auf den Kurumdi. Dann ging's wieder eilig hinter der großen Karawane her, stundenlang über den öden Schotter des Markan-Su-Quellgebiets und auf den Ui-Bulak-Paß hinauf. Wie mit einem Zauberschlag tat sich uns hier ein geradezu überwältigender Blick auf. Wir schauten in die Ferne und hinab auf den lachenden, lichtblauen Kara-Kul. Rings um ihn eine weite Ebene, graugelbe Schotterflächen, gelber Löß und heller Sand, dazwischen gelegentlich gelbgrüne Steppe und dunkelgrüne Flecke (niedriges Gestrüpp), am Ufer glitzernd weiße Streifen (Salz); im See selbst eine Reihe felsiger, leuchtend brauner Inseln; vorn bei uns Felsen in ihrer echten Wüstenfarbe, dunkelbraunviolett; in der unendlich weiten Ferne ein schmaler weißer Kranz von Schneebergen; über allem eine goldene Sonne und ein lachend blauer Himmel (Bild Seite 77).

Der Weg war noch lang bis zum Kara-Kul und dem verlassenen, aber noch ganz gut erhaltenen „Rabat" (Militärposten) in seiner Nordostecke. An einem von Nordosten kommenden, von spärlichem Graswuchs umrahmten Bächlein (Bild Seite 68), ließ Rickmers am 2. Juli das erste Hauptstandlager aufschlagen, 3950 *m*. Kisten, Koffer, Säcke mit Mehl, Gerste und Hafer, Öl- und Benzinkanister, ja sogar Brennholz waren auf weitem Marsche hierher gebracht und türmten sich hier auf. Die Kamelkarawane wurde entlassen, der nächste Teil der großen Dispositionsarbeiten Rickmers' begann. Nöth und Schneider trafen wir dort an, wir vier Bergsteiger waren wieder beisammen. Es folgte die übliche Lagerarbeit, ferner Photo-Probeentwickeln und Baden im dort an der Bachmündung nur schwach salzigen Kara-Kul. Allwein stieg, um für Finsterwalders Messungen einen Steinmann zu bauen, auf einen 4695 *m* hohen Schuttberg, Wien stellte den Kurzwellenempfänger auf und hörte das Zeitzeichen aus Westeuropa ab. Dann bekamen wir endlich Eis und Firn unter die Füße.

Kok-su-kur-baschi

Von E. Allwein

In unserem umfangreichen Gepäck führten wir auch einige Schneeschuhe mit, kurze Sommerhölzer, nur 1,35 *m* lang. Versuche mit Schneeschuhen in den außereuropäischen Hochgebirgen der Alten Welt sind meines Wissens bis jetzt nur noch recht wenig gemacht worden, am erfolgreichsten waren wohl die Gipfelbesteigungen von S. König (Kilimandscharo) und der Schweizer Egger und Miescher (Elbrus), während die Engländer am Mount Everest sich auf kleinere Übungs- und Erkundungsfahrten beschränkten.

Unsere erste zentralasiatische Schibergfahrt unternahmen wir am 4. Juli 1928. Am Nordrande der Kara-Kul-Ebene erhebt sich ein etwa 5700 *m* hoher Berg, der uns ein geeignetes Ziel zu sein schien (Bild Seite 68). Kok-su-kur-baschi nennen ihn die Kirgisen und das bedeutet: „Der Kopf, von dem das grüne Wasser der Moränen herunterkommt."

Schon vor Morgengrauen waren wir aus den Schlafsäcken gekrochen, aber bis zum Aufbruch dauerte es noch ziemlich lange. Erst mußte der Koch geweckt werden und

dann Tee kochen, die nachts frei herumlaufenden Pferde mußten eingefangen und gesattelt werden, so wurde es 5½ Uhr, bis wir fortkamen. Wir waren zu fünft, Borchers, Kohlhaupt, Schneider, der Russe Perlin und meine Wenigkeit, außerdem noch ein russischer Soldat, der zur Bewachung der Pferde am Fuß des Berges zurückbleiben sollte. 1½ Stunden trabten wir nach Norden, dabei mehrere alte Moränenzüge überquerend, die vom eiszeitlichen Kara-art-Gletscher herrühren. Am Nordrande der Ebene ging es eine große Moräne hinauf, die halbkreisförmig unserem Berg vorgelagert ist; hinter ihr liegt ein kleines Hochtal, das an einem Bächlein für dortige Verhältnisse üppigen Graswuchs zeigt; hier ließen wir um 7½ Uhr unsere Pferde unter Bewachung des Soldaten zurück, banden die Schneeschuhe an die Rucksäcke und begannen den Aufstieg. Der Anfang war wenig anregend, um nicht zu sagen langweilig; wir stiegen durch das Moränentälchen an, um uns nichts als Schutt- und Steinwüste, nur unmittelbar neben dem Bach war ein schmaler grüner Streifen aus Gras und Moos, durchsetzt von schönen Frühjahrsblumen. Aber auch das hatte bald sein Ende, wir stiegen aus dem Tälchen nach links heraus und mühten uns über unübersehbare Schutthänge aufwärts, der anscheinend nicht mehr fernen Schneegrenze zu. Diese Schutthänge zogen sich jedoch bedenklich in die Länge, immer neue Absätze tauchten vor uns auf und jedesmal, wenn wir meinten, es sei der letzte, kam dahinter sicher wieder ein neuer zum Vorschein. Schließlich um 9¼ Uhr standen wir endlich am Beginn der zusammenhängenden Schneefelder westlich unterhalb des Gipfelgletschers. Wunderschön war schon von hier aus der Tiefblick auf den blauen Kara-kul und seine weite Ebene.

Unser Berg hat eine für Inner-Pamir charakteristische Form: über weiten und nur mäßig steilen Schutthängen steht eine vulkanähnliche Kuppe, von der ein Firnmantel nach allen Seiten abfließt, oben ganz flach und nach unten immer steiler werdend; die einzige Schwierigkeit der Ersteigung bestand in dem Hinaufkommen auf diesen Gipfelgletscher, der mit einem Steilabbruch auf die darunterliegenden Firnfelder aufgesetzt ist. Aber auch seine schwache Seite hatten wir ausgekundschaftet: an einer Stelle führt über diesen Steilabbruch, der in einer Höhe von 30—50 *m* um den ganzen Gipfel herumläuft, ein weniger steiles Firnfeld von links unten nach rechts oben hinauf; hier mußten wir aufsteigen.

Wir schnallten unsere Schier an. Der Schnee war ausgezeichnet, die Unterlage fest gefroren, darüber einige Zentimeter Neuschnee, der den Brettern gerade die richtige Führung gab. Eintönig und langweilig war der folgende Aufstieg, nur verschönt durch den immer großartiger werdenden Tiefblick auf den Kara-Kul. Nach einer guten Stunde hob sich das Gelände immer steiler empor, wir standen am Fuß des Gipfelgletschers, dessen steilen Abbruch wir immer vor uns gehabt hatten. Nahe seinem Rande stiegen wir noch eine Zeitlang hinauf, bis uns das von unten gesichtete Firnfeld den Übertritt auf den Gipfelgletscher selbst erlaubte. Hier war auf etwa 100 *m* der Hang recht steil, man mußte die Schier fest kanten, um nicht seitlich abzurutschen. Drüben ging's dann wieder bequemer weiter. Wir stiegen in weiten Bögen durch eine Mulde an, die sich allmählich immer mehr verflachte und schließlich in einen ganz sanften Hang auslief. Über ihn zogen wir unsere Spuren noch eine Zeitlang aufwärts, dann legte sich der Hang immer mehr und mehr zurück und endlich um 2 Uhr mittags standen wir oben auf der weiten Gipfelfläche. Überlange hatte dieser letzte Aufstieg gedauert, so daß wir schon glaubten, den Gipfel überhaupt nicht mehr erreichen zu können. Herrlich war die Schau von unserem ersten Fünftausender: Tief unter uns die weite Wasserfläche des Kara-Kul, dahinter die flachen Schneeberge der gleichnamigen Kette, nördlich von ihr das tiefeingeschnittene Kara-Dschilga-Tal, in das unser nächster Vorstoß geplant war, mit imposanten Fels- und Eisbergen. Um die Hauptkette des Trans-Alai brodelten leider weiße Wolken, doch uns gerade gegenüber

schaute die vielgipflige Eismauer des Kurumdi heraus, der uns noch um fast 1000 *m* überragte. Im Osten und Süden sahen wir auch wuchtige Berge, die aber gegenüber der Masse der näherstehenden zurücktreten mußten.

Die dann folgende Abfahrt war reiner Genuß; die wunderbar leicht lenkbaren Sommerschier zischten nur so über die weiten Firnhänge hinunter und nur viel zu schnell waren wir wieder unten bei der Schneegrenze. Wir hatten den gut 1000 *m* betragenden Höhenunterschied, für den wir im Aufstieg fast 5 Stunden gebraucht hatten, in etwa 20 Minuten hinter uns gebracht. Bis zum letzten Schneefleckchen nutzten wir die Abfahrt aus, dann stolperten wir die langen Geröllhänge hinunter zu den Pferden, die uns abends wieder wohlbehalten ins Lager zurückbrachten.

Kara Dschilga

Von Ph. Borchers

mit einem Beitrag von E. Allwein

Am Kara-Kul löste sich die Expedition vorläufig in verschiedene Einzelabteilungen auf. Eine meteorologische und flugtechnische Station blieb dort, ebenso zunächst das meiste Großgepäck. Rickmers zog mit der Hauptmacht nach einigen Tagen weiter in das Tanimastal, und mit ihm auch Lentz, der aber bald ins Bartangtal abbog, um dort den Tadschiken ihre Sprache abzuhören. Reinig trat seinen monatelangen Alleinmarsch zu den Seen und Tälern im Südosten und Süden an, bei dem er in Langar bis auf 20 *km* an die indische Grenze herankam. Nöth, Dorofejeff nebst Begleitern und wir 4 Bergsteiger ritten am 5. und 6. Juli in das Kara-Dschilga-Tal hinein. Als Koch und Lageraufseher betreute uns Joldasch, ein Usbeke aus Osch. Die meisten Packpferde gingen dann wieder zum Kara-Kul zurück. Leider waren bisher irgendwelche Träger nicht aufzutreiben gewesen, weswegen auch zu unserem Bedauern Finsterwalder zurückbleiben mußte. Belajeff folgte uns später.

Das Kara-Dschilga-Tal erstreckt sich, im ganzen genommen, vom Kara-Kul etwa in nordwestlicher Richtung in den Trans-Alai hinein. Angeblich sollte es bis zum Pik Lenin führen, und neben der allgemeinen Erforschung des Berglandes hatten wir Bergsteiger jedenfalls die Erkundung der Lage des Pik Lenin uns zum Ziel gesetzt. Am Kara-Kul hatten wir ernstlich erwogen, ob wir in das weiter nördlich gelegene Ui-Su-Tal gehen sollten. Nach der Karte mußte man von beiden Tälern aus den Pik Kaufmann erreichen können. Aber für ein Eindringen in beide Täler fehlte die Zeit. Wir glaubten im Kara-Dschilga-Tal größere Arbeitsmöglichkeiten zu haben, und der Erfolg gab uns recht.

Der etwa 50 *km* lange Anmarsch führte zunächst am Nordufer des Kara-Kul entlang über Steine, Sand und hohl dröhnende Tonablagerungen. Dann ging es in das Kara-Dschilga-Tal hinein. Kara-Dschilga heißt „schwarzes tiefes Tal", und dies mit Recht. Denn es ist mit schwarzem Steinschotter ausgefüllt, in das der reißende, dunkelgrau-trübe Fluß mal hier, mal dort sein Bett wühlt. Nur wo am Fuß der Berghänge eine Quelle hervortritt oder ein klares Bächlein rieselt, findet sich gelegentlich eine spärliche Vegetation. Auf einem solchen Grasfleck in etwa 4000 *m* Höhe schlugen wir unser Lager auf (Bild Seite 157). Es war ein herrlich gelegener Platz. Das Tal verzweigt sich hier in 4 Äste. Der größte führt nach Nordnordwest, gewaltige Gletscherberge, über 6000 *m* hoch, umrahmen ihn. Aber auch der westliche Talast führt zu Bergen von höchster Formenschönheit. Vor dem Eingang in diesen, das Haupttal beherrschend und beim Hinaufreiten viele Stunden lang sichtbar, steht ein steiler Felsberg mit spitzer Firnkuppe. Wegen seiner unnahbaren Schönheit nannten wir ihn nach dem berühmten Kaukasusgipfel „Uschba".

Eine wenn auch nur vorläufige Namengebung war für eine Reihe von Bergen

die ja fast sämtlich noch namenlos waren, unerläßlich, um uns kurz und klar bei unseren Gesprächen ausdrücken zu können. Wir wählten die Namen aus nach der Form des Berges oder nach sonstigen Eigenschaften oder Vorkommnissen, vielfach unter Benutzung von Bergnamen aus den Alpen. Benennung nach dem Datum der Besteigung oder sonstwie mit Ziffern erwies sich als unpraktisch, da zu wenig anschaulich. In der endgültigen Namengebung wollten wir natürlich den dazu berufenen Instanzen nicht vorgreifen. Diese haben übrigens bis jetzt nur einigen wenigen Bergen einen Namen gegeben, und so müssen wir in diesem Bericht die übrigen mit unseren internen Bezeichnungen aufführen.

Wir begannen mit schlechtem Wetter, und daran scheiterte auch am 7. Juli der erste Angriff auf den „Uschba". Als es am 8. Juli gegen 7 Uhr vormittags aufklarte, sattelten wir schleunigst unsere Pferde. Schneider und Wien ritten in den westlichen Talast, worüber ich weiter unten berichte, Allwein und ich in den nordnordwestlichen. Es sollte lediglich ein Erkundungsritt von einigen Stunden sein. Aber als Allwein und ich kurz nach 9 Uhr vor der Zunge des Kara-Dschilga-Gletschers standen und zu Pferde nicht weiter vordringen konnten, da kribbelte es uns doch gar zu sehr in den Füßen. Wir waren uns sofort einig, des besseren Überblicks halber auf den Berg östlich der Gletscherzunge zu steigen. Das war nun nicht nur ein Durchgehen des alpinen Temperaments. Der Grundsatz, das Neuland zunächst von oben anzuschauen, hat uns und unseren wissenschaftlichen Kameraden mancher unnötigen und zeitraubenden Talwanderung enthoben, und wir haben ihn auf der ganzen Expedition immer wieder mit Erfolg in die Tat umgesetzt. Ob es vernünftig war, erst um 9½ Uhr mit dem Aufstieg zu beginnen, lasse ich dahingestellt. Denn unser Berg, wenn er auch leicht aussah, hatte immerhin eine ansehnliche Höhe, die später auf 5800 *m* festgestellt wurde. Es waren also annähernd 1800 *m* Steigung. Aber wir waren ja schließlich nicht in den Pamir gezogen, um dort einen Sanatoriumsbetrieb innezuhalten. Zunächst ging es eine Schuttrinne hinauf, um 11 Uhr verspeisten wir den letzten Rest unserer spärlichen Wegzehrung und „schoben von da ab Kohldampf", weswegen wir unseren Berg scherzend „Kohldampf-Tau" nannten. Gegen 1 Uhr hatten wir über den felsigen Nordgrat einen Vorgipfel erklettert. Dann senkt sich der dort schmale Grat wieder ein wenig und führt schließlich zum Hauptgipfel empor. Oft knietief brachen wir durch die obere Schneekruste durch, es war ein rechtschaffener Schinder. Von 3½—4½ Uhr waren wir auf dem Gipfel, peilten die Runde an und machten uns unsere geographischen Notizen. Der Abstieg ging schnell vonstatten, zumal wir zwischen Haupt- und Vorgipfel nach Westen in einer Firnrinne abfahren konnten. Als wir kurz nach 6 Uhr wieder dort waren, wo wir die Pferde zurückgelassen hatten, begannen die landesüblichen Überraschungen. Das Pferdefesseln hatten wir noch nicht genügend gelernt, die Tiere hatten sich frei gemacht und waren fortgelaufen. So mußten wir notgedrungen durch den zwar nur knietiefen, aber sehr reißenden und eiskalten Gletscherbach waten, während die Pferde aus einiger Entfernung freundlich zuschauten. Hier begann nun die lange Serie der unfreiwilligen kühlen Vollbäder, die uns der Pamir im Laufe der Zeit verabfolgt hat. Diesmal kam Allwein dran, während ich ungeschoren hinübergelangte. Bös genug sah es aus, wie Allwein in der trüben Flut davonschoß. Aber er kam wenigstens glücklich am jenseitigen Ufer wieder heraus, weidlich schimpfend. Binnen weniger Minuten waren seine Kleider steifgefroren. Er machte einen Dauerlauf, einerseits um warm zu werden, andrerseits um die Pferde zu fangen. Aber gerade, wenn er sie am Zügel ergreifen wollte, dann galoppierten die boshaften Tiere wieder einige 100 *m* weiter, und so ging es bis in die Nacht hinein zum Lager.

Allein die Erkundung von uns beiden an diesem einen Tage brachte bereits folgendes umfangreiches Ergebnis: Ziemlich am Schluß des Kara-Dschilga-Gletschers liegt

ein sehr hoher Berg, den wir nach seinem Aussehen vom Standlager aus den „Großen Kegel" genannt hatten. Nach der Karte konnte es der Pik Lenin sein, zumal mit ihm die von Süden kommende Wasserscheide auf den Hauptkamm stößt. Vom heute bestiegenen Berg erschien er als mehrgipfeliges, in Nordsüdrichtung liegendes Massiv. Weiter westlich anschließend erblickten wir noch zwei sehr hohe Gipfel (P. 3 und P. 4 genannt), die dem „Großen Kegel" (P. 2) den Höhenrang streitig machen konnten. Der östlich sich anschließende, ebenfalls sehr hohe, langgestreckte, dreigipfelige Firnberg (P. 1) war offenbar niedriger, wir sprachen ihn als Kisil-Agin an. Der Kara-Dschilga-Gletscher ist über 20 *km* lang und kommt in Windungen vom Trans-Alai-Hauptkamm herab. Ringsum, auch am oberen Ende, stürzen die meist vergletscherten Bergflanken steil zu ihm herab. Von Westen und Osten fließen je zwei nennenswerte Seitengletscher in ihn hinein. Trotz seines nicht übermäßigen Gefälles ist der Hauptgletscher stark zerschrundet. Auch die beiden großen Moränen an jeder Seite sind schwer zu begehen, da sie noch auf dem Eise liegen. Im Gegensatz zu den meisten Alpengletschern, mit ihren in der Regel gut gangbaren toten Seitenmoränen, reicht hier das Eis bis an die seitlichen Hänge heran, vielfach schiebt es sich sogar an ihnen hinauf. Der Graben zwischen Gletscher und Felsrand ist ein wildes Trümmerfeld, eine Beobachtung, die wir noch öfter im Pamir gemacht haben. Der Kara-Dschilga-Gletscher hat am unteren Ende dunkles Eis. Aber darauf stehen schneeweiße Eistürme und Klötze, in der Regel 10—20 *m* hoch und ebenso breit, oft von abenteuerlichster Gestalt. Nöth, Wien und ich betrachteten sie am 12. Juli aus unmittelbarer Nähe. Ihre Erscheinung hat tiefen Eindruck in uns hinterlassen, nirgends haben wir Ähnliches wieder gefunden. So gut die russische 10-Werst-Karte und die auf sie sich gründende Karte von A. v. Schultz vielfach andere Teile vom Pamir wiedergeben, hier an dem Südhange des Trans-Alai erwiesen sie sich, entsprechend einer bereits in Moskau von unseren russischen Freunden ausgesprochenen Warnung, als blühende Phantasie, die Täler mit Quellen und Bächen verzeichnet, wo tatsächlich das ewige Eis das Land meilenweit bedeckt. Es wäre seinerzeit aufrichtiger gewesen, das Papier weiß zu lassen, wo man das Gebiet nicht eingesehen hatte.

Allwein und ich spürten nach der Bergfahrt vom 8. Juli unsere Knochen und ich zog es vor, am folgenden Tag mit Nöth einen neuen Lagerplatz mit besserer Weide zu erkunden. Als aber Allwein von Schneider und Wien, die zeitig heimgekommen waren, den Vorschlag „Aschba" hörte, da gab es für ihn kein Halten. So zogen die 3 Mann am 9. Juli in aller Frühe von dannen. Allwein berichtet darüber nachstehend:

Ein stolzer Recke fürwahr ist dieser Berg, der an Formenschönheit seinem kaukasischen Taufpaten nicht nachsteht. Frei erhebt er sein Haupt bis auf 5600 *m*, jäh schießen seine Flanken in die beiden Quelltäler nieder und nach Nordosten sendet er einen steilen Grat gegen unser Lager zu herunter, der in 5000 *m* Höhe nochmals in einem firnigen Vorgipfel kulminiert. Über diesen Grat wollten wir ansteigen. Das Fragezeichen war die Bezwingung eines etwa 100 *m* hohen Steilabbruches dieses Grates, dessen direkte Erkletterung bei genauer Betrachtung mit einem starken Fernrohr unmöglich aussah. Auch die Flanke links davon versprach nicht viel, wir hofften auf die rechte, die Nordwestflanke, die Wien und Schneider bei ihrem Erkundungsritt ins westliche Quelltal gesehen und als nicht ganz aussichtslos erklärt hatten.

Nachdem wir barfuß und mit hochgekrempelten Hosen den Bach im Südwesttal durchwatet hatten, stiegen wir über eintönige Schutthänge gegen ein Hochtal an, das zwischen dem Nordostgrat und einem vom Vorgipfel östlich herunterstreichenden Seitengrat eingebettet ist. Die Besteigung des Vorgipfels bot keine Schwierigkeiten. Zu seinem Ostgrat ging es meist über Schutt hinauf, der später von Schnee abgelöst wurde. Einige Felszacken wurden über steile Firnhänge nach rechts umgangen. Hinter dem

Vorgipfel, den wir um 8½ Uhr erreicht hatten, stehen in einer Scharte eine Reihe von Felstürmen. Über Schnee, Schutt und Schrofen gelangten wir in die erste Einschartung hinunter. Wir stiegen dann weiter nach links ab, zur Umgehung des ersten Turmes. Etwa 30 *m* Höhe mußten wir noch aufgeben, bis wir wieder über Schnee in der nächsten Rinne unter seiner Wand zum Grat hinaufsteigen konnten. Die folgenden Türme umgingen wir nach rechts, zum Schluß erreichten wir über den Grat selbst in nicht leichter Kletterei die letzte Scharte vor dem Aufbau des Hauptgipfels. Ein Firngrat, der allmählich immer steiler ansteigt, brachte uns nach Überkletterung einiger kleinerer Felszacken zum Fuß des großen Abbruchs hinauf. Hier unterhielten wir uns längere Zeit über die Notwendigkeit des Seilgebrauchs, sahen uns aber schließlich doch veranlaßt, seine Hilfe in Anspruch zu nehmen; denn die Flanke, in die wir nun hinausqueren mußten, ist doch ganz beachtlich steil, so steil, daß wir bald nach allen Regeln der Kunst sicherten. Zuerst ging es eine Seillänge über ein Schneefeld unter den Wänden hinaus auf eine vorspringende Felsrippe, dann querten wir in steiler, plattiger Felswand, die stellenweise verschneit und vereist war, weiter ansteigend nach rechts, bis wir am Fuß einer ebenfalls zum größten Teil vereisten Steilschlucht standen, durch die wir uns wieder zum Grat hinaufarbeiten wollten. Oben kommt eine glatte, senkrechte Verschneidung, vor der wir nach rechts auf die nächste Felsrippe auswichen. Bald waren wir dann wieder oben auf dem luftigen Grat, etwa 30 *m* hinter dem Kopf des großen Abbruchs, der Weg zum Gipfel war frei.

Es folgte eine Reihe von größeren und kleineren Felszacken, die wir alle an der Gratkante überschritten. Die Kletterei war gar nicht leicht, das Gestein aber, das in der Wand recht brüchig gewesen war, war hier wieder gut und fest. Angenehm überraschte uns die Tatsache, daß wir hier in einer Höhe von etwa 5300 *m* nicht nur leicht und ohne Atemnot steigen, sondern sogar auch diese schwere Kletterei ohne besondere Anstrengung leisten konnten. Steil schwingt sich der Grat wieder auf, erst schwere Felsen, dann ein Firngrat, der uns schließlich auf einen firnigen Vorkopf hinaufbrachte. Ein schön geschwungener Wächtengrat leitete zum Hauptgipfel hinüber, und um 2½ Uhr nachmittags standen wir oben auf der stolzen Warte. Der Gipfel besteht aus einem ziemlich langen, etwa ost-westlich streichenden Firnkamm, aus dem einige Felsköpfe hervorschauen, der höchste Punkt liegt an seinem westlichen Ende. Hier lagerten wir uns zu geruhsamer Gipfelrast, denn das Wetter war prächtig, kaum ein leiser Windhauch strich über den Gipfelgrat. Die Aussicht war nicht nur malerisch schön, sondern auch sehr instruktiv. Wir sahen hinein, in das westliche und südwestliche Quelltal von Kara-Dschilga, sahen ein schier unübersehbares Gipfelmeer dort, wo der Karte nach eine einzige nordsüdlich laufende Kette sein sollte. Auch auf die Gegend des Pik Lenin hatten wir trotz Wolken gelegentlich einen ziemlich freien Blick, aber über die Lage des höchsten Gipfels konnten wir uns nicht einig werden, eine Reihe schöner Eisberge stritt um den Vorrang.

Durch unseren Erfolg kühn gemacht, entschlossen wir uns, den Berg zu überschreiten. Eine schöne Schneerinne zog sich unweit vom Gipfel durch die Südflanke hinunter. Wir gelangten zu ihr, indem wir ein kleines Stück über den Westgrat bis vor einen großen Felsturm abstiegen. Ganz oben in der Rinne lag abrutschbereiter Neuschnee auf harter Unterlage. Weiter unten aber hatten wir überall knöcheltiefen, gut verbundenen Firn, so daß wir alles ohne Seil machen konnten und rasch tiefer kamen. Die oben breite Rinne schnürte sich nach abwärts mehr zusammen, wurde auch steiler, der Schnee wurde härter, und mit einem Male brach sie in glatter, senkrechter, wasserüberronnener Plattenwand ab. Zum Glück zeigte sich nach links ein Ausweg, wir kletterten über die Begrenzungsrinne ein wenig in die Höhe und konnten dann in eine Parallelrinne hineinqueren, durch die wir den Abbruch umgingen. Weiter unten lief die Rinne in ein kleines, damals noch schneebedecktes Kar aus. Weiter führte eine

schöne Schneerinne in die Tiefe, ein kleiner Abbruch ließ sich leicht überklettern, dann ging's über Schnee- und Schutthänge rasch dem Talboden zu. Unangenehm war nur der Büßerschnee. Die Firnzacken waren jetzt zwar noch nicht besonders hoch, aber die Oberfläche der Schneefelder war doch schon so zerklüftet, daß man langsam und vorsichtig absteigen mußte. Auf ein schönes Abfahren hatten wir uns vergeblich gefreut. Bereits 1½ Stunden nach Verlassen des Gipfels standen wir gut 1200 *m* tiefer in der Sohle des südwestlichen Quelltales. Wie wir später von gegenüberliegenden Bergen feststellen konnten, hatten wir mit glücklichem Griff die einzige Abstiegsmöglichkeit in der ganzen Flanke herausgefunden, sonst sperrt überall ein senkrechter Wandabbruch die Verbindung mit dem Tal.

(Borchers): Vom 10. bis 13. Juli war das Wetter nicht besonders gut. Die Tage wurden verbracht mit Ausschlafen, Talerkundungen, Verlegen des Lagers zu den Weidegründen hinter dem Moränenriegel, der den südlichen Talast („Kirgisental") vom Haupttal abschließt. Allwein und Schneider stiegen mit Schiern auf 2 Gipfel, 5400 *m*, in der Kette zwischen südwestlichem und südlichem Talast. Wien und ich ritten den letzteren hinauf bis zu den Jurten der Kirgisen (daher die Namengebung) und weiter bis auf den „Kirgisenpaß", über den ein Pfad weiter nach Süden führte. Auch dies alles war bisher vollkommen unbekanntes Gebiet gewesen. In jenen Tagen verließen uns Dorofejeff mit Kolonne, Belajeff und zuletzt Nöth.

Wien und Schneider hatten am 8. Juli erkundet, daß der westliche Talast oben nach Süden umbiegt und somit einen Zugang zum Pik Lenin nicht bilden konnte. Sie hatten aber dabei einen hohen schroffen Gipfel gesehen, mit leuchtenden Augen berichteten sie von seiner Schönheit. Es erschien uns ohnehin notwendig, der sagenhaften Sulum-Art-Kette auf den Leib zu rücken, und ferner möglichst weit von Westen aus einen Blick auf den Pik Lenin und seine Kronprätendenten zu tun. Nach solcher Kundschaft hatten wir an dem zunächst ins Auge genommenen, zwar auch ziemlich hohen, aber leichten „Klaviertransportberg" (es wäre ein solcher geworden) kein Interesse mehr. Jener Magnet zog uns an.

„Grandes Jorasses" nannten wir das Bergmassiv, denn in der uns zugekehrten 1200 *m* hohen Ostflanke vereinigt es die gewaltigen felsigen Nordabstürze der Grandes Jorasses mit deren südlichen Eisabbrüchen (Bild Seite 78). Eine große und viele kleine unwahrscheinlich steile Eisrinnen durchziehen die Ostwand, und die steinschlagbedrohten Felsen sind gleichfalls nicht zu erklimmen. Aber nach Norden hin schien uns die schwache Stelle dieser Festung zu liegen. Ein Firnsattel war offenbar unschwer zu erreichen. Dann zieht sich eine gewaltige Eis- oder Firnwand zwar steil, aber gleichmäßig bis zur Gipfelschneide empor, und diese ist von hier bis zum höchsten Punkt verhältnismäßig kurz, während ihre Fortsetzung nach Süden hin eine endlose, mit schweren Türmen besetzte Gratschneide, fast möchte ich sagen Gebirgskette, bildet. Die Westwand konnten wir weder sehen, noch ohne eine Paßüberschreitung erreichen, sie kam also für uns nicht in Frage. Auch sie erwies sich später als sehr steil und jedenfalls direkt zum Gipfel kaum gangbar.

So war unser Angriffsplan von vornherein klar gegeben. Freilich, die Türme der Gipfelschneide und ihre gewaltigen Wächten machten uns schwere Sorgen. Auch die Firnwand war noch ein recht unsicherer Faktor, denn wenn dort statt Firn hartes Eis war, war die Wand äußerst schwer, oder wenn gar lockerer Schnee auf dem Eis lag, war der Aufstieg überhaupt unmöglich. Diese Fragen ließen sich aber weder durch das Fernglas, noch durch alpine Theorien lösen, sondern nur dadurch, daß wir sie anpackten.

Beim Anmarsch, der am 13. Juli zu Pferde durch das sehr mäßig steigende westliche Tal in etwa 4 Stunden erfolgte, zeigte sich schon eine aus dem Lande geborene Schwierigkeit. Unser einziger Packpferdeknecht war infolge eines Mißverständnisses

zu den 1½ Stunden entfernten Kirgisen-Jurten geritten und kam und kam nicht zurück. Als es 11½ Uhr geworden war, ritten Allwein, Wien und ich los; Schneider kam dann später mit dem Pferdeknecht nach. Dieser sollte die Pferde wieder ins Lager zurückbringen und uns am dritten Tag mit ihnen abholen. Ein Lagerplatz war mit Schneider verabredet worden. Dort, wo der nicht übermäßig große Ostgletscher unseres Berges seinen Gletscherbach in das breite Tal ergießt, saßen wir von unseren Pferden ab, banden ihnen die Vorderfüße zusammen und ließen sie stehen. Dann stiegen wir 1¾ Stunden lang zunächst auf einer Schutthalde, dann neben dem Bach und schließlich über den Gletscher steil empor. In einer ziemlich windgeschützten Mulde auf der Mittelmoräne, in 4900 *m* Höhe, in der Nähe eines Wasserrinnsals, fanden wir ein geeignetes Plätzchen für unsere Hochzelte. Diese Behausung hatte Welzenbach ausgedacht und erprobt, es waren nach unseren Angaben Zelte für 2 Mann und für 3 Mann gefertigt. Sie sind sehr leicht, da weder besondere Zeltstäbe noch Zeltpflöcke gebraucht werden. Letztere ersetzt man durch Steine, auf Firn im Notfall durch die Steigeisen, als Zeltstöcke dienen 2 Eispickel; am Fußende sind 2 Stäbchen eingenäht. Unbequem bei diesem Zelt ist nur, daß man darin wegen des niedrigen und leicht durchhängenden, ziemlich flachen Daches nicht sitzen kann, ohne an die morgens innenseitig meist mit Wasser oder Eis beschlagene Zeltbahn zu stoßen. Das stört doch beim Stiefelanziehen, ebenso beim Kochen, das wegen der Enge im Zelt stets draußen erfolgen muß. Aber trotz allem waren uns diese Zelte eine angenehme und praktische Behausung.

Schneider fand uns um 7 Uhr abends ohne viel Suchen. Dann gingen wir mit dem erhebenden Gefühl zur Ruhe über, höher als der Gipfel des Montblanc zu nächtigen. Früh morgens um 3 Uhr 40 Minuten zogen wir unsere Pickel aus den Zelten, diese klappten zusammen, und wir marschierten los. Wir hatten von Anfang an Glück. Gleich hinter der Moräne ging es auf dem spaltenlosen überschneiten Teil des Gletschers gemächlich aufwärts. Spalten und Eiswellen ließen wir zur Rechten. Dicht unter der gewaltigen Ostwand des Berges vorbei zogen wir unsere Spur. Dann kamen wir an die zum Nordpaß führenden Hänge. Sie sind ziemlich steil, gerade so steil wie man sich einen Firnhang für den Aufstieg und Abstieg wünscht. Frohgelaunt, ja beinahe übermütig begannen wir ein großes Wettrennen; Schneider als Schnellläufer im 800-*m*-Stunden-Aufstiegstempo voran, Allwein und Wien mit 700 *m* Geschwindigkeit hinterdrein, ich bescheiden mit 500 *m* als letzter. Zwischen 5½ und 6 Uhr langten wir am Sattel an, 5600 *m* zeigte das Barometer. Gegen 7 Uhr ging es weiter den gewaltigen Hang hinan, der sich in seinem oberen Teil steil wie die Pallavicini-Rinne aufschwingt. Glücklicherweise bestand der Hang im wesentlichen aus Firn. Freilich, eine ungetrübte Freude, etwa mit den Steigeisen einfach hinaufzusteigen, das war es nun doch nicht. Die oberste Schicht war eine harte Kruste, darunter lag trockener Schnee, darunter harter Firn, gelegentlich auch Eis; also Schneeschildgefahr. Durch die obere Kruste brachen wir natürlich durch. Zweimal mußte wegen allzu tiefen Einsinkens und zu schlechten Untergrundes ein Stück wieder zurückgegangen werden. 1½ Stunden ging es so empor, „über Wiesen ermüdend bergan" zitierten wir aus dem Baedeker. Dann drängte die immer steiler werdende Firnwand uns nach rechts auf den Nordgrat. Zunächst kamen vereiste Felsen, dann wieder ein steiler Firnhang und nun waren wir auf der scharfen Schneide des Berges. Diese gehört sicher zu dem Eindrucksvollsten, was wir alle je an solchen Gratschneiden geschaut oder begangen hatten. Fels und Firn wechseln dauernd miteinander ab. Der Fels ist zwar nicht übermäßig schwer, aber die Wächten, die nach Osten ausladen, sind von solch gewaltiger Größe, Wucht und Schönheit, wie wir sie in den Alpen selten gesehen haben. Der Grat ist so scharf, daß ein Ausweichen in die Westflanke des Berges vollkommen ausgeschlossen ist. Wir mußten über die Wächten hinübergehen, hoffend,

daß sie unter unserem Körpergewicht nicht zusammenbrechen würden, denn das auslaufende 25-*m*-Seil jeder Seilschaft war doch nur ein sehr bedingter Trost. Allwein trat einmal durch den Schnee hindurch in den leeren Weltenraum. In solch kurzweiligem Steigen über Wächten und Felsen ging es mal ein wenig hinab, dann mal ein erhebliches Stück hinauf, über Absätze und Türme. Der Ausblick von dem Vorgipfel auf den Hauptgipfel und vor allem auf dessen nach Osten wallenden Eisbart gehörte wiederum zu den Glanzstücken dieser Besteigung. Nun war noch ein Firnturm zu überschreiten, das steilste Firnstück des ganzen Grates. Mit Händen und Füßen arbeiteten wir uns hinauf, sanfter ging es drüben hinab. Der Firn- und Felskegel, der die höchste Spitze bildet, ist hiernach „einfach". Bald nach 11 Uhr standen zum erstenmal Menschen auf diesem stolzen Gipfel.

Unsere Überraschung war groß. Während des Aufstieges waren wir durch die Einzelheiten des Grates so in Anspruch genommen, daß wir uns kaum nach anderem umgeschaut hatten. Die erste Überraschung war das Barometer, „Baro der Haushund" mit Kosenamen genannt, es zeigte 6200 *m*. Die zweite angenehme Feststellung war, daß uns das Klettern, Stufenschlagen und überhaupt das ganze Steigen nicht schwerer gefallen war als in den Alpen bei der Besteigung eines Viertausenders. Die dritte und schönste Überraschung war der Rundblick. Mit glücklicher Hand hatten wir einen der höchsten Berge der näheren Runde erstiegen. Auf einen köstlichen Garten von weißen Gletschern und zackigen Gipfeln schauten wir hinab. Das war also die angebliche Sulum-Art-Kette, die auf der Karte so markant hervortritt. Ihren Nordsüdverlauf hatten Professor v. Ficker und ich schon daheim mit Mißtrauen betrachtet. Allerdings wenn man lediglich vom Kara-Kul aus nach Westen blickt, scheinen diese Berge eine zusammenhängende Kette zu sein. Dringt man aber in sie ein, dann zeigt sich ein breites Gebirgsland, dessen einzelne Ketten, wie dort überall, im wesentlichen westöstlich streichen. Nur eine Wasserscheide verläuft von Norden nach Süden, aber in der grundsätzlichen Gebirgsfaltung liegende, breite, gut gangbar aussehende Gletscherpässe führen über sie hinüber. Eine Sulum-Art-Kette existiert also nicht, sondern ein ausgedehntes Sulum-Art-Gebirgsland. Im Norden überhöhten uns unsere nunmehr bereits alten Bekannten, die vier gewaltigen Bergmassive, erheblich. Leider hatten wir keinen Theodoliten und Finsterwalder war nicht hier. So setzte wieder das Rätselraten ein, welches von ihnen der Pik Lenin sei. Allwein und Wien neigten zu P. 2, Schneider und ich mehr zu P. 3. Vom Sattel zwischen P. 2 und P. 3 sahen wir einen großen Gletscher nach Süden herabfließen, der unten nach Westen, wie wir schon damals vermuteten Sauk-Sai, umbiegt; ihm kommt von Süden her ein gleichfalls bedeutender Gletscher entgegen, er fließt an der Westflanke der „Grandes Jorasses" entlang. Weit im Westen und Südwesten erheben sich andere hohe Bergmassive, wir vermuteten damals Sandal und Tanimas-Berge. Auch im fernen Süden und Südosten stehen hohe Ketten.

Wir schauten und schauten in all die Schönheit und konnten uns nicht sattsehen. Dann kam die Arbeit, Wien peilte Gipfel an, Schneider machte eine Kartenskizze und Gebirgsaufrisse, ich photographierte die ganze Runde nach dem Kompaß. Es ist viel zu tun und man bleibt auch gerne auf einem solchen Gipfel, namentlich wenn die Sonne schön scheint und nur wenig Wind weht. Erst gegen 2 Uhr verließen Schneider und ich den Gipfel, nachdem Allwein und Wien bereits vorher den Abstieg begonnen hatten. Wir gingen schnell, aber stets am vollen Seil vom Kameraden gesichert. Die Türme brachten wiederum Kurzweil, die lange Firnwand rechte Freude, denn unter der Mittagswärme war die Kruste weicher geworden und der darunter liegende Schnee backte besser auf seiner Unterlage, die Schneeschildgefahr war beseitigt. Es war ein fröhliches Hinabrutschen, nach knapp 1½ Stunden waren wir am Sattel. Nun pendelten die Beine von selbst den Firnhang hinab. Drunten auf dem flachen

Firn und überschneiten Gletscher sanken wir nicht einmal so tief ein, wie es nach der Tageszeit an der Ordnung gewesen wäre. Gierig schlürften wir am Lagerplatz Wasser, die erste Flüssigkeit seit unserem Aufbruch. Dann aßen wir, machten ein Schläfchen und packten schließlich Zelte und Sonstiges in die Rucksäcke. Hinab ging's ins Tal, denn drunten erschien uns das Nächtigen doch angenehmer als auf dem Gletscher.

Diese köstliche Bergfahrt hatte leider ein weniger schönes Nachspiel. Der Kirgise war versehentlich entlassen worden. Als wir am folgenden Morgen aus dem Zelte krochen, waren die Pferde verschwunden. Nach einer Stunde Suchens vermuteten wir, sie seien talauswärts zu besserer Weide oder gar zu den Gersten- und Hafersäcken geeilt. Wir pilgerten hinterdrein. Das Ende vom Liede war, wir pilgerten Stunde um Stunde bis zum Lager und am nächsten Tag ritt ich mit einem Kirgisen wieder zurück. Da fanden wir die Pferde, die gestern anscheinend in einer Schlucht oder Geländefalte verborgen gewesen waren.

Es dürfte nicht verwunderlich sein, daß über den Pik Lenin eigentlich ständig Kriegsrat gehalten wurde. Wir beschlossen jetzt, gegen ihn keinen Vorstoß zu unternehmen. Da wir keine Träger hatten, hätten wir in mehrtägigem Anmarsch über den zerrissenen Kara-Dschilga-Gletscher Hochzelte, Schlafsäcke, Kochgerät sowie Brennstoff und Proviant für eine Woche ganz allein tragen müssen. Die Gefahr schien zu groß, durch Gepäcktragen ausgepumpt, unter dem Gipfel zu scheitern und dann eine Reihe schöner Tage verloren zu haben. Und ferner, wo war der richtige Berg? Auf der engeren Wahl standen zwar nur noch P. 2 („Großer Kegel") und sein westlicher Nachbar P. 3, aber wer es von diesen beiden war, wußten wir nicht. Es ist eben doch sehr schwer, ohne ein Meßinstrument lediglich mit dem Auge die Höhe abzuschätzen. Denn die Korrektur, die infolge des unterschiedlichen Aufsichtswinkels zwischen näher und ferner liegenden Gipfeln erfolgen muß, wird gar zu leicht von Irrtümern beeinflußt. Von den „Grandes Jorasses" aus gesehen erschien der P. 2 von Südwesten her, also Sauk-Sai, nicht schwerer ersteigbar als von Südosten. Obendrein war von dort der P. 3 erreichbar, nicht aber vom Kara-Dschilga-Tal aus. Es wäre schließlich auch nicht zu verantworten gewesen, einen großen Aufwand von Kraft und Zeit an einen möglicherweise „falschen" Berg zu vertun.

So entschlossen wir uns, bald das Kara-Dschilga-Tal zu verlassen. Eine schöne Abschlußbesteigung wollten wir aber doch noch unternehmen. Dazu wählten wir das „Trapez", einen Berg, der uns wegen seiner eigenartigen Gestalt schon am Kara-Kul aufgefallen war. Er liegt östlich von dem Gipfel, den Allwein und ich am 8. Juli bestiegen hatten, und versprach einen Einblick in das Ai-Su-Tal. (Bild Seite 160.)

Wiederum ritten wir zunächst, und zwar 2 Stunden lang, in den nordwestlichen Talast hinein und an dessen orographisch linkem Hang auf einer breiten Rampe empor, bis eine Schlucht diese gerade an einem leidlichen Grasfleck unterbrach. Durch schmerzhafte Erfahrungen gewitzigt, hatten wir einen Kirgisen mitgenommen, der dort unsere Pferde bis zu unserer Rückkehr zu hüten hatte. Die Schlucht führt nach Osten zu einem Talboden. Wir nannten es das „verborgene Tal" (Bild Seite 95), weil man es vom Haupttal aus nicht vermutet. Wildschafe hatten uns den Zugang gewiesen. Unten am Bach, der sich durch Moränenschutt hindurchgefressen hat, war das Vorwärtskommen wenig schön. Auch der dann folgende Aufstieg über wackelige Blöcke eines Südhanges, gewürzt durch sengende Nachmittagssonne und dicke Rucksäcke, war nur erträglich durch die Hoffnung auf eine bessere Zukunft. Droben am Ende des Hangs in 5000 *m* Höhe unmittelbar am Trapez-Südgletscher fanden wir einen Lagerplatz, der vielleicht der köstlichste von allen gewesen ist: hinter einer natürlichen Felsmauer eine Schotterfläche, so eben und so gleichmäßig, daß wir in der Nacht in einem Daunenbett zu schlafen glaubten; ein Tümpel mit klarem Wasser wenige Schritte daneben; ein Fern- und Tiefblick wie von einem Adlerhorst.

Nachts 3 Uhr beim Laternenschein, am 18. Juli, stiegen wir den sanften Gletscher hinan und dann zur Rechten einen steilen Steigeisenhang hinauf bis zu der breiten Scharte hinter dem südlichen Vorkopf. Von nun an blieben wir immer auf dem Südgrat. Er hatte meist verschneite, plattige Felsen, aber auch einige schöne Türme und Absätze, gelegentlich einen Schneefleck. Die Kletterei war nicht gerade sehr schwer, aber doch schwierig. Dies focht uns weniger an als der kalte Westwind. Wir haben jämmerlich gefroren. Wir wunderten uns, daß es trotz strahlender Sonne nicht wärmer werden wollte. Die Antwort fanden wir, als wir uns durch den mehr als knietiefen Schnee der trapezförmigen Gipfelhaube zum höchsten Punkt hindurchgewühlt hatten und im Windschutz einer von uns ausgekratzten Schneegrotte die Uhr hervorzogen: Es war erst 8¼ Uhr. Das Barometer zeigte 6050 *m*. Der Rundblick hielt, was er in geographischer Hinsicht versprochen hatte, er war auch sonst hervorragend schön. Fern im Südosten glänzte der Kara-Kul in der Morgensonne, im Norden und Westen schimmerten die hohen weißen Gipfel. Jetzt glaubten wir, den P. 2 als höchsten Berg vor uns zu haben. Eilig hatten wir es heute nicht, erst um 9¾ Uhr begannen wir den Abstieg, und zwar über den Westgrat, der oben einen steilen verschneiten Felsabbruch aufwies. Ein scharfer Schneegrat folgte, wegen Wächten mußten wir hier oft in die steile Wand ausweichen. Als wir aber die breite Scharte vor dem hübschen westlichen Vorgipfel erreicht hatten, konnten wir nach Süden hin über die hohe Firnwand zum Trapez-Südgletscher abfahren. Hier im Gletscherkessel in der Prallsonne hätten wir gern unseren kühlen Morgenwind wieder gehabt. Um 11¾ Uhr waren wir bei unseren Hochzelten und am Nachmittag im Lager.

Beim Aufbruch am 19. Juli zeigte es sich, daß wir nicht genügend Tragtiere hatten. Es gelang uns allerdings von den oben im Tal wohnenden Kirgisen zwei Jaks zu mieten. Es waren aber zwei junge Tiere, die das Tragen noch nicht recht gewohnt waren und alle Viertelstunde sich von ihrer Last trennten. Wir mußten teilweise unsere Reitpferde beladen, was dann zu weiterer Kurzweil führte. Die Not hatte erst ein Ende, als wir am nächsten Tag von anderen Kirgisen einen besonders großen und kräftigen Jak mieten konnten, der mit seinem Gepäck wie ein Turm dahinwandelte (Bild Seite 160). Wir folgten der etwa 100 *km* langen Strecke, die Nöth am 13. Juli eingeschlagen hatte. Ein leidlich gut gangbarer Pfad führte uns zunächst über den am 11. Juli von Wien und mir gefundenen „Kirgisenpaß", dann ritten wir hinab bis in das Ak-Dschilga-Tal, hinauf zum Tusaktschi-Paß (Bild Seite 68), weiter durch das Kul-Girik-Tal, hinauf zum Paß Kisil-Beles, hinab in die Landschaft Kok-Dschar und schließlich in das Tanimastal, wo Rickmers schon vor 10 Tagen angelangt war. Vier Tage dauerte unser Marsch, einige recht hübsche Eisberge sahen wir, vor allem die Mus-Kol-Kette im Süden. Im übrigen kennzeichnete den Weg die Öde der Steinwüste und die unendliche Weite der Landschaft, die auf den Pässen ganz besonders in Erscheinung trat. Im ganzen waren wir nur an sieben Jurten vorbeigekommen.

Tanimas, unterer Teil

Von Ph. Borchers

Sobald man den 4400 *m* hohen Kisil-Beles überschritten hat, ändert sich das Landschaftsbild wie mit einem Schlage. Im Bereich des abflußlosen, fast 4000 *m* hoch gelegenen Kara-Kul und auch noch am Oberlauf des Kokui-bel-su sind die Täler breit und haben in der Regel nur ein ganz geringes Gefälle. Die Flüsse müssen fein säuberlich auf der Höhe der Talsohle bleiben und sind für ihr Quellgebiet erstaunlich klein. Wo aber das Wasser mit starkem Gefälle zum Pändsch (Amu-Darja, Oxus der alten Griechen) hinabströmt, hat es viele tiefe Furchen gefressen. Wenn auch die hochragende Feste des oberen Tanimas-, Muskulak- und Fedtschenko-Gebietes

mit ihren weitausgedehnten Flächen noch ein echtes Stück vom „Dach der Welt" ist, so findet man hier doch schon viel mehr Anklänge an die alpinen Berg- und Talformen als im innersten Pamir. Auch die Niederschläge sind im westlichen Randgebiet offensichtlich viel stärker als im Osten. Gewaltige Wassermengen durchströmen das Tanimastal, das Hindurchschreiten durch den großen Fluß war schwierig und gefährlich. Der Westwind, der dort während unseres Aufenthaltes ununterbrochen in unangenehmer Stärke wehte, soll im Winter und Frühling viel Schnee und Regen bringen; der Monsun des Indischen Ozeans kommt über Karakorum und Hindukusch nicht hinüber. Seit Mitte Juli hatten wir fast ununterbrochen gutes Wetter. Es blieb uns bis in den Herbst hinein treu. Freilich, gelegentlich gab es mal einen Wettersturz, und der trat dann auch mit aller Heftigkeit ein. Aber so schnell wie er kam, verzog er sich wieder, und der handhohe Neuschnee wurde von den warmen Sonnenstrahlen meist in wenigen Stunden aufgesogen. Das war uns sehr angenehm, denn nie gab es Schlechtwetterperioden, spätestens nach zwei Tagen konnte man wieder alles unternehmen.

Die Expedition war jetzt in ihrem Hauptarbeitsgebiet, in der gewaltigen Gebirgsgruppe Sel-Tau. Der Gedanke der Expeditionsleitung, in großem Bogen nach Osten über den Kara-Kul ausholend „den Stich ins Herz zu tun", wie Rickmers sich ausdrückte, erwies sich vielleicht als etwas kostspielig, aber sachlich als ganz ausgezeichnet. Wir gelangten so verhältnismäßig leicht mitten in das Neuland hinein. Eine ungeahnte Fülle von Eisgipfeln und Gletschern lag unmittelbar vor uns. Was Finsterwalder dort in zwei Monaten geleistet hat, ist der Inbegriff von Fleiß und Pflichtgefühl, gepaart mit vollendeter Fachkenntnis und geschickter Arbeitsstrategie. Die Sachlage ergab von selbst, daß wir Bergsteiger sehr viel für Geographie und Topographie arbeiteten, sei es mit Finsterwalder und seinem Gehilfen Biersack persönlich, sei es ohne ihre Gegenwart, aber ausgestattet mit ihren jeweiligen Ergebnissen und Wünschen. Finsterwalder wußte mit den einschmeichelndsten Worten uns mit einem Photogrammeter oder auch nur zum Steinmannbauen oder zu sonstigen Zwecken auf Punkte zu locken, auf die wir eigentlich gar nicht gehen wollten. Waren wir unterwegs, schwuren wir uns hoch und heilig, es nie wieder zu tun. Aber kaum im Lager zurück, ließen wir uns stets aufs neue von der Notwendigkeit überzeugen und nannten uns schließlich selbst scherzend „Dienstmann Nr. 1—4". Übrigens als Reinig im September gerade in Altin-Masar angelangt war, erlag er sofort den gleichen Sirenenklängen und stieg zum Steinmannbauen einen trostlosen Schutthang hinauf, worauf wir triumphierend brüllten „Dienstmann Nr. 5!" Aber Finsterwalder arbeitete auch für uns. Er richtete seine Instrumente auf die Berge unserer Sehnsucht und berechnete ihre Entfernung und ihre Höhe, mochte er deswegen auch stundenlang die Logarithmentafel wälzen und über Zahlen brüten müssen.

Die Kampfkraft unserer Expedition hatte eine ansehnliche Förderung erfahren. Wir hatten jetzt Träger. Im Bartangtal waren Tadschiken angeworben, Indogermanen nach Rasse und Sprache, in festen Siedlungen ansässig. Die tiefen steilen Schluchten, die die Flüsse in ihren Tälern gegraben haben, lassen meist die Verwendung von Pferden nicht zu. Daher sind diese Tadschiken gewohnt, sehr schwere Lasten zu tragen. Auch auf steilem Geröll und in Schrofenkletterei waren sie sehr erfahren und geschickt. Vor Gletschern dagegen hatten die meisten Angst und sie versagten dort bis auf verhältnismäßig wenige Ausnahmen. Allerdings war das jammervolle eigene und gelieferte Schuhwerk für Firn und Eis wenig angetan, so daß wir schließlich die besten Träger mit unseren eigenen Reservestiefeln versahen.

Als wir am 22. Juli im Tanimastal wieder zur Expeditionshauptmacht stießen, lagerte diese an und in einem Kreuzdorngebüsch („Waldlager", etwa 3360 *m* hoch),

noch 20 *km* von einer das ganze Tal ausfüllenden Gletscherzunge entfernt. Die erste Aufklärung war bereits geschehen. Insbesondere waren Kohlhaupt und Perlin das Tanimastal bis zu seinem Ende hinaufgestiegen und konnten mit der Legende aufräumen, die einen großen Tanimasgletscher oder, wie auf der Karte steht, Aralgletscher, das ganze Tanimastal von Westen nach Osten hinabfließen ließ. Der Forscher, der dies veröffentlicht hatte, war offenbar nur so weit vorgedrungen, als man gut mit Pferden reiten konnte. Tatsächlich hängt hier lediglich ein von Südwesten kommender, 36 *km* langer Gletscher mit seiner Zunge bis in das Haupttal hinein. Dahinter dehnt sich wieder aperer Talboden aus. In den Alpen finden wir bekanntlich ähnliche Abriegelungen in der Mont-Blanc-Kette beim Glacier de Miage Italien und neuerdings auch beim Glacier de Brenva. Die Abriegelung des Tanimas-Haupttales durch von Süden kommende Gletscher wiederholt sich noch zweimal (vgl. Bild Seite 96). Ganz oben waren Kohlhaupt und Perlin von der Seite her auf einen gewaltigen, dort nach Nordwesten fließenden Gletscher gestoßen, dessen Herkunft und Verbleib damals aber noch dunkel blieb. Er erwies sich später als Fedtschenkogletscher.

Wir waren gerade rechtzeitig angekommen, um mit Rickmers weiter talaufwärts zu ziehen. Seiner Unbeirrbarkeit und eisernen Ruhe gelang es, trotz heftigen Sträubens der um ihre Pferde besorgten Karawanbaschi und Troßmänner, alle Reiter und Packpferde mit dem gesamten Gepäck in den frühen Morgenstunden im Fluß entlang zwischen der Gletscherzunge und der nördlichen Bergwand bis hinter den ersten Gletscher zu führen. Auch später gingen auf diesem gefährlichen Wege, und zwar viel weiter unten im Fluß, nur 4 Koffer verloren. Hier hinter dem Gletscher wurde das große Basislager in etwa 3700 *m* Höhe aufgeschlagen. Es lag strategisch sehr günstig. Obendrein war für die Pferde an den Berghängen gute Weide. Aber der Aufenthalt im Lager war alles andere als schön, keine Quelle, nur trübes Gletscherwasser, bei Windstille im Felsenkessel eine brütende Hitze, bei Wind ein unerträglicher Staub, da der angeschwemmte Untergrund durch das Herumlaufen bald zu einem feinen Pulver zermahlen war. Mit orientalischer Ergebenheit hat Rickmers im „Staublager" ausgeharrt, kaum daß er es mal ganz kurz verließ. Es kamen ja nicht nur die Wünsche aus dem „oberen Tanimaslager" um Nachschub dorthin. Viel unberechenbarer war die Inanspruchnahme von unten her durch die Expeditionsteilnehmer selbst (Rickmers zählt zwar nur 11 Deutsche und 11 Russen auf, aber wenn man die wissenschaftlichen Gehilfen mitrechnet, kommt man auf 24 Russen) oder durch ihre Boten, durch Lastpferd- und Trägerabteilungen. Dies alles ließ ihn zu unserem großen Bedauern nicht ein einziges Mal wagen, sich für wenige Tage zu einer gemeinsamen Bergfahrt mit uns, die wir gar zu gern unternommen hätten, von seinem Posten als „Etappengeneral" und „Mädchen für alles" (Ausdrücke von ihm selbst) zu beurlauben.

Die Fülle der vor uns liegenden Aufgaben gebot von Anfang an eine häufige Arbeitsteilung. In diesem Sinne bezogen am 26. Juli Wien und Biersack an der nördlichen Talseite, Finsterwalder, Zimmermann, Allwein, Schneider und ich an der südlichen Talseite ein Hochlager, beide Kolonnen natürlich mit Photogrammetern. Wien und Biersack erstiegen am folgenden Tag zwei Fels- und Firngipfel von etwa 5530 *m* Höhe in der Aralkette. (Von dort ist das Bild Seite 96 aufgenommen.) Im Norden und Nordwesten sahen sie weitere Bergketten, vielfach von sehr erheblicher Höhe, zu ihren Füßen ein von Westen nach Osten sich erstreckendes sehr langes Firnfeld, konnten aber über dessen Woher und Wohin nur Vermutungen aufstellen. Denn es blieb ihnen noch verborgen, daß in dem vollkommen eben aussehenden Firnfeld sich ein flacher Paß befindet und daß dieser Gletscher, später Nalifkingletscher genannt, sowohl nach Westen zum Fedtschenkogletscher hinabfließt, als auch nach Osten durch den bisherigen Graf-Scheremetjeff-Bach zum Tanimastal

entwässert. Im Süden sahen sie ebenfalls eine Gruppe sehr hoher Berge vor sich, aus der fünf, zum Teil sehr große Gletscher hervorquellen, die Tanimasgletscher Nr. 1—5. Wir anderen hatten für den gleichen Tag den Berg Tanimas-Mitte, etwa 5650 *m*, zwischen Gletscher 2 und 3 gelegen, zum Ziel erkoren. Von allen südlichen Bergen springt er am weitesten nach Norden in das Tanimastal vor, schon weit unten im Tal war er uns aufgefallen. Eigenartigerweise läuft auch das mittlere Stück des Fedtschenkogletschers gerade auf ihn zu. Die Überquerung des Gletschers 2 war ein Überklettern von großen Eiswogen und ein Hindurchwinden zwischen abenteuerlichen, oft haushohen Eistürmen (Bild Seite 159); es gelang aber ganz gut, da der Untergrund nicht von breiten Spalten durchfurcht war. Nach Nächtigung im Hochlager stiegen wir auf einen auffälligen Felsabsatz, 4900 *m*, im Nordgrat des Berges, wo Photogrammeter, Siedethermometer und sonstige Instrumente in Tätigkeit gesetzt wurden. Dann ging es zur besseren Ausschau und zum Vergnügen ohne das Schwergepäck durchweg auf Eis und Firn den langen, nur gelegentlich sich steil aufwölbenden Nordgrat bis zum Gipfel empor. Auch wir sichteten im Westen den riesigen unbekannten Gletscher. Außerdem gewannen wir, wenn auch nur ganz stückweise, Einblick in den oberen Teil des Gletschers 3 und seine großartige Umrahmung, die schroffen Felsabstürze der „Hohen Wand" und die Eisflanken des „Weißhorns". Denn urplötzlich war ein Unwetter aufgezogen, im Schneesturm eilten wir hinab. Allerdings ging es ebenso schnell, wie gekommen, wieder vorbei. Am Abend des 27. Juli waren wir alle wieder im Staublager.

Gletscher der Notgemeinschaft (Muskulak)

Von K. Wien

Der weitaus größte und auch großartigste der 5 Seitengletscher des Tanimastals ist der erste. Mit einem fabelhaften Schwung windet er sich aus dem Gebirge heraus (Bilder Seite 95, 96). Wegen dieses unglaublich scharfen Bogens, mit dem er sich ins Tal hinaus ergießt, hatten ihm die Einheimischen den Namen „Muskulak", d. i. „Eisohr" gegeben. Man hat von russischer Seite am Ende der Expedition dem Gletscher den Namen „Gletscher der Notgemeinschaft" beigelegt. Offenbar hatte er seinen Ursprung noch weiter im Süden oder Westen, als wir vorläufig sehen konnten. Es mußte sehr aufschlußreich sein, bis in sein oberstes Firnbecken vorzudringen. Wir vier Bergsteiger rüsteten am 28. Juli zusammen mit Finsterwalder und Nöth zu einem gemeinsamen Vorstoß, da kam ein Bote aus dem oberen Tanimastal, wo Kohlhaupt und Belajeff sich aufhielten, mit der Meldung, daß Kohlhaupt schneeblind geworden sei und Hilfe nötig hätte. Also mußten wir unsern Plan ändern. Allwein mußte ärztliche Hilfe bringen und Borchers begleitete ihn. Beide wollten dann oben ein geeignetes Lager errichten und Erkundungen am Fedtschenkogletscher vornehmen, während Schneider und ich ihnen erst nach etwa einer Woche zu folgen gedachten.

So traten also nur Nöth, Finsterwalder, Schneider und ich mit fünf Bergtadschiken am Morgen des 29. Juli den Vorstoß an. Zunächst hielten wir uns ganz auf unserer (orogr. linken) Seite des Gletschers. Auf einer alten Moränenanhöhe, gegenüber der eigentlichen Kurve beschlossen wir dann, doch einen Versuch zu machen, den ungemein zerrissenen Gletscher hier zu überschreiten und so die der Prallstelle gegenüberliegende Seite zu erreichen, wo eine merkwürdige flache Rinne im Gletscher ihren Anfang nahm, in der wir dann rasch weiter zu kommen hofften. Bald aber gerieten wir in ein wildes Gewirr von Eisbrüchen, wir mußten uns mit vieler List durchschlängeln, viele Stufen schlagen für die schwer beladenen Träger, suchen, umdrehen und es anders versuchen. Unsere Träger hatten vordem noch niemals in ihrem Leben einen Gletscher betreten und es ist daher eigentlich nicht so sehr ver-

wunderlich, daß sie, als wir sie so zwischen Spalten und glatten Eiswänden dahinführten, bald gewaltige Angst bekamen und schließlich, als wir selbst einmal nicht gleich einen Ausweg wußten, erklärten, nun nicht mehr weiter zu gehen. Schneider und Nöth, die weit voraus waren, setzten ihren Weg fort, Finsterwalder und ich mußten umdrehen und die Träger bis an den Rand des Gletschers zurückführen. Wir versuchten dann am orogr. linken Gletscherufer zwischen Fels und Moräne soweit vorzudringen, bis der Gletscher harmloser wurde und ein Übergang zu besserem Eis möglich war. Erst um die Mittagszeit gelang es uns, wieder den eigentlichen Gletscher zu betreten. Dieser war leider auch hier noch sehr zerklüftet. Tief eingeschnittene Täler, in deren Grund der Bach floß, durchschnitten ihn und auch die Längsmoränen waren bei der großen Sonnenstrahlung tief eingeschmolzen und befanden sich tiefer als die Gletscheroberfläche. Auf den Wölbungen fanden wir die bis zu 50 *cm* hohen Zackeneis-(Büßerfirn-)Bretter, steil aufgestellt und dünn (Bild Seite 106 und 158). Wenn sich nicht gerade eine freie Gasse zeigte, mußten wir sie erst bei jedem Schritt durchschlagen. So schlängelten wir uns in einem Tälchen 2 Stunden weiter, ein junger Träger klappte unterwegs zusammen und sein Gepäck wanderte notgedrungen in unsere Rucksäcke. Gegen 2 Uhr begaben wir uns auf einen möglichst erhöhten Punkt in der Hoffnung, daß die beiden anderen, Nöth und Schneider, uns sehen könnten. Wir hatten nicht damit gerechnet, daß man in diesem Meer von Eiswogen so vollkommen verschwinden würde. Offenbar waren die beiden anderen am Rande des Gletschers, wo sie uns erwarten wollten, nicht hoch genug hinaufgestiegen und konnten uns nicht finden. Auch auf unsere Rufe erhielten wir keine Antwort. Schließlich zogen wir weiter, noch ein kurzes Stück in unserem Eistälchen, den Rest unseres Marschtages brauchten wir dazu, das rechte Gletscherufer zu gewinnen, um dort zu lagern. Am Abend standen wir noch lange Zeit auf der Moräne am Rand, doch all unser Rufen verlor sich bald in den phantastischen Dimensionen dieses einsamen Eisstromes.

Am nächsten Tag (30. Juli) zog ich mit Finsterwalder aus. Wenn auch unser Lager sehr schwer zu finden war, so hoffte ich doch zuversichtlich, daß Schneider im Laufe des Tages noch ankommen würde. Wir stiegen inzwischen mit zwei Trägern zum Photogrammetrieren auf einen Berg gleich hinter dem Lager, den wir beim Einmarsch nach der Beschaffenheit seiner Nordflanke „Eiswand" genannt hatten. Der Berg war wesentlich höher als wir vermutet hatten, 5640 *m*, vier Stunden stiegen wir in grobem Geröll an. Am Grat des Gipfels stellten wir das Instrument an vier verschiedenen Punkten auf und photographierten nach allen Richtungen. Wir konnten von hier aus sehen, daß das ungeheure Firnbecken, das den Gletscher speist, noch weit im Südwesten hinter einer weiteren Biegung des Gletschers war. Einen Berg sahen wir hoch über den Graten der näherliegenden emporragen, offenbar aus dem Hintergrund dieses Firnbeckens. Finsterwalder gab seine Höhe mit 6800 *m* an. Es war klar, daß wir die nächsten Tage dazu benützen würden, um dieses Firnbecken zu erkunden und womöglich den Berg zu besteigen. Den Abstieg machten wir gerade durch eine Schlucht. Sie brach jedoch unten jäh mit einem Wasserfall über glatten Wänden ab, in einer steilen Rinne umgingen wir ihn.

Im Lager trafen wir Schneider, der gegen Mittag leicht geschwächt eingetroffen war. Er war auf der Suche nach uns 1½ Tage auf dem Gletscher umhergewandert, hatte die Nacht in einer Eiskuhle verbracht und hatte schließlich, als er schon nahe dran war ins Standlager zurückzukehren, die Rufe der in unserem Lager zurückgebliebenen Tadschiken gehört und so zu unseren Zelten gefunden. Trotzdem war er bereit, am nächsten Tage weiter gletscheraufwärts zu ziehen. Am Morgen nahmen wir zwei Träger, einen für Finsterwalder, einen für Schneider und mich, und begannen wieder auf dem zerrissenen Gletscher umherzuirren. Unserer Schätzung nach mußten wir bis zur großen Biegung nach Westen 3 Stunden brauchen, wir benötigten jedoch 5. Hier

sahen wir das riesige Firnbecken vor uns und im Hintergrund den hohen Berg. Er wurde von uns „Dreispitz" genannt (Bild S. 105). Die Horizontalentfernung mochte bis dahin noch recht beträchtlich sein, aber der Zugangsweg schien uns einfach und klar, so daß wir hofften, mit einem Zwischenlager auszukommen. Wir trennten uns hier von Finsterwalder, der mit den beiden übrigen Trägern in unserer Abwesenheit das Lager bis zu einem ausgemachten Platz vorschieben wollte. Auch den unsrigen sandten wir bald zu Finsterwalder zurück, schulterten selbst das Gepäck und stiegen noch auf den Gletscher hinan, bis wir am Rand in 5100 *m* Höhe in der Nähe eines fabelhaften Eissees einen geeigneten Lagerplatz fanden. Wir wollten um Mitternacht aufbrechen und den langen Weg über den Gletscher bis zum Fuß des Berges im Mondschein zurücklegen. Allerdings war es uns klar, daß uns möglicherweise das Wetter einen Strich durch die Rechnung machen würde, und gerade als es Zeit wurde uns zu erheben, fing der Wind an, prasselnd Schnee auf unser Zelt zu werfen. In Abständen von einer Stunde wiederholte sich das Spiel und erst gegen Morgen wurde es wieder etwas besser, aber den ganzen Tag zogen Schneewolken über die Firnfläche, so daß wir nur sehr selten eine freie Sicht auf unseren Berg hatten. Unser Proviant erlaubte uns gut, noch einen Tag zu warten. Wir legten daher lediglich unser Lager um eine Stunde aufwärts bis an den nächsten Felsvorsprung. Am Abend konnten wir dann wieder des schönen Wetters für den kommenden Tag sicher sein.

Am 2. August nachts 1 Uhr begannen wir mit den Vorbereitungen des Aufbruchs, um 2 Uhr verließen wir das Lager und wanderten bei hellem Mondschein aufwärts. Gerade als das Mondlicht mit dem Tageslicht wechselte, spurten wir durch einen Bruch in tiefem Pulverschnee. Mit merkwürdiger Sicherheit fanden wir den Weg durch die Seraks, und als die Sonne aufging, standen wir im großen ebenen Firnbecken, das den allerletzten Hintergrund des Muskulakgletschers darstellt, 5900 *m*. Noch immer war unser Berg hoch über uns. Er entsendet zwei Grate nach Osten. Der nördlichere, den wir ursprünglich zum Anstieg hatten benützen wollen, stürzte mit einer sehr steilen Eiswand zu uns ab, dagegen war die Nordseite des südlicheren Grates nicht steil und zwischen zwei Eistürmen unschwer zu begehen. Offenbar durch das lange Waten im Pulverschnee bei der großen Kälte, es war einer der kältesten Tage dieser Zeit, begannen unsere Füße gefühllos zu werden und verlangten nach einer Rast.

Bis auf die Höhe unseres Grates, eine Scharte zwischen dem Vorgipfel und dem Hauptmassiv, waren es ungefähr 300 *m*. Wir trafen in diesem windgeschützten Winkel auf dem nordseitigen Hang viel Pulverschnee, der zum großen Teil erst von dem letzten Schneefall stammen konnte. Offensichtlich fallen hier in den höchsten Bergen des Sel-Tau auch im Sommer ganz erhebliche Niederschläge. Unter der Pulverschneeauflage befand sich eine Harschdecke, die gerade dünn genug war, um uns bei jedem Schritt durchbrechen zu lassen. Als wir uns etwa in der Mitte des Hanges befanden, ertönte plötzlich das Krachen des abreißenden Schnees und die ganze Schneeauflage des Hanges setzte sich in riesiger Breite mit uns mit Windeseile in Bewegung. Von den Schollen wurden wir bald überdeckt und hatten wenig Sinn mehr für das, was mit uns vorgenommen wurde. Die ganzen Massen stauten sich aber nach einiger Zeit an einer Terrasse, und obwohl wir am Seil waren, war uns nichts weiter geschehen, und wir konnten uns ohne Mühe aus dem kalten Gefängnis befreien.

Die Sache hatte uns natürlich viel Zeit und Kraft gekostet und erst um 12 Uhr mittags erreichten wir die ersehnte Scharte, 6200 *m*. Wir hatten gehofft, daß der weitere Grat nun freigeblasen oder festgeweht sei und daß wir ohne Schwierigkeiten zum Gipfel kommen würden. Leider hatten wir uns getäuscht. Wir versanken bis zum Bauch im Pulverschnee und ein Schneerutsch hätte uns hier viele hundert Meter nach Süden hinuntergerissen. Wir mußten daher unsere Absicht, bis zum Gipfel zu kom-

„Verborgenes Tal" im äußeren Karadschilga. Innerpamirischer Gletschertyp

Unterster Notgemeinschaftsgletscher

Notgemeinschaftsgletscher, Gletscher Zonimas 2 von der Aralkette, 5530 m, aus. Links Kalkwand, 5930 m

men, hier aufgeben. An einem sicheren Plätzchen auf dem Fels rasteten wir. Es war nicht nur vom alpinen Standpunkt aus bedauerlich, daß wir unser Ziel nicht erreichten, sondern noch mehr vielleicht, weil wir von diesem Gipfel damals schon den Fedtschenkogletscher in seinem südlichen Teil erfaßt hätten und auch die Sicht nach Süden an diesem fabelhaften Tage vollkommen frei gewesen wäre, eine Gelegenheit, die sich uns später nicht wieder geboten hat.

Immerhin mußten wir nun unseren Rückzug bewerkstelligen; nachdem wir uns lange genug mit den neuen, interessanten Bergen im Süden, soweit wir sie sehen konnten und der 150 *km* nördlich von uns in wundervoller Klarheit gelegenen Trans-Alai-Kette befaßt hatten. Über die lawinengefährliche Flanke, über die wir heraufgekommen waren, noch einmal abzusteigen, kam natürlich nicht in Frage und so blieb uns nichts übrig als zu dem im Osten gelegenen Vorgipfel anzusteigen und von dort aus nach einem sicheren Abstieg im Süden oder Osten zu suchen. 200 *m* in leichtem Fels, dann standen wir auf dem Gipfel, 6400 *m*. Sehr nahe und höchstens 400 *m* über uns stand der Gipfel, der uns abgeschlagen hatte. Über einen langen überwächteten Grat kamen wir weiter auf die Südseite, wo unter der Macht der Sonnenstrahlen der Neuschnee verschwunden war, und wir einen schönen Firn zum Abstieg vorfanden. Merkwürdigerweise war der Hang aber ganz anders, als wir das sonst immer angetroffen hatten, von versteckten Querspalten durchrissen, die uns zur Vorsicht mahnten und uns zwangen das Seil wieder anzulegen.

Wir waren ziemlich abgedrängt worden aus unserer Richtung und mußten lange und ermüdend um den Kegel dieses Berges herumstapfen, bis wir wieder unsere Aufstiegsspuren fanden. Viele Stunden zogen wir nun über den Gletscher hinunter, ziemlich erschöpft von den Anstrengungen des Tages. Um 7 Uhr abends kamen wir wieder zu unserem Zelt, wo wir uns rasch durch einen Tee stärkten und die letzten Reste unseres Proviants vertilgten. Aber wir mußten uns jetzt mit schweren Rucksäcken gleich weiter auf die Wanderschaft begeben, um Finsterwalder verabredungsgemäß anzutreffen, und nicht einen Tag zu verlieren. Es hängt bei den Arbeiten in diesen riesigen Gletschergebieten außerordentlich viel davon ab, daß die wenigen Leute, die darin verstreut sind, niemals die Fühlung mit den anderen Gruppen verlieren und nach Möglichkeit sich an die getroffenen Abmachungen halten. Nach 10 Uhr abends stolperten wir die Moräne zum Lagerplatz hinauf, wo Finsterwalder und der inzwischen nachgekommene Biersack uns empfingen. Dann legten wir uns nach 21 anstrengenden Stunden zur Ruhe. Für den nächsten Tag stand uns der Rückmarsch über die zerrissene Oberfläche des Gletschers bevor, mehr als 30 *km* weit. Während Finsterwalder und Biersack noch einige Tage zur Vollendung ihrer Aufnahmen droben bleiben wollten, brachen wir am Vormittag des 3. August mit Markali, einem gutmütigen, doch faulen Tadschiken auf. Da wir nicht sehr rasch gingen, brauchten wir, trotzdem uns ja nun der Weg bekannt war, 10 Stunden und kamen erst ziemlich spät am Abend ins Staublager.

Tanimas, oberer Teil

Von Ph. Borchers

Der Ruf nach Allweins ärztlicher Hilfe ließ auch mich früher als beabsichtigt das Tanimastal hinaufsteigen. Zimmermann schloß sich uns an und am 29. Juli marschierten wir drei mit 7 Trägern vom Staublager, 3700 *m*, ab. Obwohl das Tal jetzt schon mehrfach begangen war, brachte es auch uns das bekannte große Tasten nach dem besten Aufstieg. Im Laufe der Wochen soll später ein richtiger Weg ausgetreten worden sein. Vom Staublager bis zum Gletscher 2 erstreckt sich der übliche Geröllboden (1 Stunde). Der Fluß wurde auf den Eiswogen der Gletscherzunge überschritten, dann ging's im engen Graben zwischen Gletscher und nördlichem Hang empor

(1 Stunde). Dahinter liegt ein, wie wir meinten, paradiesischer Talboden (1 Stunde) mit einem klaren Bach, saftiger Weide und Teresken zur Feuerung. Es war recht bedauerlich, daß das Basislager nicht bis hierher vorgeschoben werden konnte. Am unangenehmsten war der Weg an und auf den Gletscher 3 (2 Stunden) mit seinem bösen Randgraben und seinen nur für das Auge wunderschönen Eishöckern. Er füllt das Haupttal eine erhebliche Strecke lang aus. Beim Verlassen gerieten wir obendrein in einen abscheulichen Erd- und Eisschlamm, wir stellten uns so den Zustand der Erde vor dem dritten biblischen Schöpfungstage vor. Dann aber kamen wir auf den 4200 *m* hohen, vielfach begrünten Talboden, den wir schon vom Berg Tanimas-Mitte als begehrenswerte Oase gesichtet hatten und der in den nächsten Wochen uns beinahe eine Heimat geworden ist. Wir eilten jedoch jetzt darüber hinweg, vorbei an Gletscher 4, der den breiten Talboden nicht auszufüllen vermag, und in den Graben zwischen Gletscher 5 (Bild Seite 106) und dem nördlichen Berghang hinein. Da die Träger ihre Schuhe flicken mußten, ging Allwein als Erkunder voran, kam aber nach 1 Stunde in der körperlichen und seelischen Verfassung von Schillers Taucher zurück. Er war bis zum großen Gletscher vorgedrungen, dort an einem Stausee auf trügerischen Eisschlamm geraten und darin plötzlich bis an den Hals versunken. Kohlhaupt und Belajeff hatte er nicht gefunden. Da droben kein geeigneter Platz für ein großes Lager war, gingen wir zu unserem schönen Talboden zurück.

Erst am folgenden Tag fanden wir droben die beiden Gesuchten, sie kamen uns bereits entgegen. Auf diesem Wege war auch Belajeff in dem tückischen Eissumpf versackt. Kohlhaupt hatte einige Tage zuvor auf der Suche nach einem Übergang und Abstieg nach Westen den gewaltigen Gletscher überquert, war durch eine trügerische Schneebrücke in einen großen Gletscherbach gestürzt und war obendrein schneeblind geworden. Er mußte auch jetzt noch einige Tage im verdunkelten Zelt bleiben und stieg dann zum Staublager ab, um den Gebirgsstock im Süden zu umfassen und von Westen her einen Paß zu finden, über den er wieder zu uns stoßen wollte. Es sollte dem Bedauernswerten nicht gelingen, er wurde auch dort vom Unglück verfolgt.

An einem köstlichen Platze, 4360 *m* hoch, errichteten wir das „obere Tanimaslager", auch „Paßlager" genannt, das im Laufe der Wochen zu einer stattlichen Zeltstadt heranwuchs, in der Mitte der „Saalbau" des Klepperhauszeltes, ringsum die kleinen Wohnzelte, diesmal mehr je nach dem Untergrund in malerischer Unordnung (Bild Seite 115). Der Blick auf die naheliegenden Eisberge war nirgends verdeckt, die Sonne erreichte uns den ganzen Tag. Die Zelte selbst standen auf einer zwar etwas steinigen, aber sonst schönen Bergwiese mit Edelweiß, Vergißmeinnicht und purpurnen Primeln. Zwei klare Bäche murmelten in unmittelbarer Nähe. Sie spendeten nicht nur köstliches Trinkwasser, sondern wir haben auch, da sie gar nicht kalt waren, in ihnen unsere Wäsche und uns selbst gern und oft gewaschen. Nur der ewige starke Westwind störte auch hier. Die „Sehenswürdigkeiten" der näheren Umgebung waren der für die Zuschauer sehr kurzweilige Sprung über den großen Bach, der uns von der südlichen Talseite trennte, ferner ein toter Gletscher, ein vom Gletscher 4 herabstürzender Wasserfall und vor allem die fabelhaften Eisgrotten an der Zunge des schuttfreien Gletschers 5. An diesen führte der Weg nach Westen vorbei zu dem ins Tanimastal entwässernden Stausee, „Märjelensee" ist vielleicht die kürzeste Beschreibung. Dahinter die ungeheuren Weiten des von Süden kommenden und nach Nordwesten abfließenden Riesengletschers. Da dort auch gerade von Südwesten her ein großer Seitengletscher einmündet, sind es bis zum jenseitigen Ufer 6 *km*. Wir nannten diese riesige Eisfläche „Konkordiaplatz".

Richmers und Nöth kamen zu uns für kurze Zeit herauf, Dorofejeff begann hier seine Arbeit. Als Bergsteiger waren aber Allwein und ich vom 30. Juli bis 5. August auf uns allein angewiesen. Zweimal fiel tüchtig Neuschnee, doch er verschwand schnell

und dann war das Wetter gleich wieder schön. Wir hielten es für richtig, zunächst von Gipfeln der näheren Umgebung des Standlagers Ausschau zu halten, zumal Träger für das Vorschieben eines Hochlagers noch nicht zur Verfügung standen. Wir wollten schließlich auch unseren beiden Bergkameraden keinen der ganz hohen Gipfel wegschnappen. So erstiegen wir beide am 31. Juli und 2. August an beiden Tanimastalseiten 6 Gipfel zwischen 5000 und 5500 *m*, sahen viel Schönes und Aufschlußreiches, errichteten auf Felsgipfeln vorsorglich für Finsterwalder große Steinmänner, photographierten nach Herzenslust und waren einigermaßen zeitig wieder „zu Hause", kurz, wir lebten unserer Gesundheit und unserem Vergnügen. Nichtsdestoweniger brachten uns diese Bergfahrten eine wesentliche Aufklärung über das Gebiet. Wir erkannten von Gipfeln der Aralkette den Paß im Nalifkingletscher und die Einmündung seines westlichen Abflusses in den großen Unbekannten. Wir sahen, daß dieser nach seinem Nordwestwege in kräftig geschwungenem, durch die Moränen noch stärker hervorgehobenem Bogen nach Nordnordosten umbiegt. Wenn auch dahinter wieder ein scharf nach Westen oder gar Westsüdwesten gehendes Tal sichtbar wurde, in welchem wir den Grund nicht sehen und somit die Stromrichtung seines Gletschers nicht feststellen konnten, so glaubten wir doch nicht an einen Abfluß des großen Gletschers dort hinaus, vielmehr reifte in uns immer mehr die Überzeugung, den Fedtschenkogletscher vor uns zu haben. Da dessen bereits bekannte Zunge annähernd 40 *km* Luftlinie von uns entfernt war, mußte es ja ein ganz kapitaler Kerl sein. Denn gleichzeitig sahen wir bis zu seinem obersten Ende nach Süden hinauf, eine weite, breite, blütendweiße Firnfläche. Ein breiter Seitengletscher, ebenso blütendweiß, kam gerade vor uns von Südwesten her (Bild Seite 116) und ein Absturz des Gebirges hinter seinen nicht sehr hohen Begrenzungsgipfeln war klar erkennbar. Hätte uns jemand erzählt, bis zu diesen seien es 15 *km*, bis zum Nordwestknick des großen Gletschers ebensoweit und bis zu seinem Südende gar 30 *km*, wir hätten es ihm nicht geglaubt; so unglaublich klar war die Sicht, die europäische Dunstperspektive fehlte vollkommen. Unter den herrlichen, meist stark vergletscherten Bergen fahndeten wir natürlich nach den höchsten Gipfeln. Trotzige Burschen standen ganz im Süden, die „Königsspitze" nördlich von uns sah auch sehr ansehnlich aus, ein riesiges Schneetrapez im Nordwesten, das wir (richtig) als Pik Garmo ansprachen, schien am allerhöchsten zu sein. Das Leuchten seiner Spitze in der Morgensonne, während alle anderen Gipfel im Norden und Westen noch lange im Schatten der Nacht blieben, bestätigte uns dies bei einer anderen Bergfahrt. Bei der Besteigung von Gipfeln an der Südseite des Tanimastales erhielten wir einen genauen Einblick in den oberen Teil der Gletscher 3 und 5 und begingen den Gletscher 4. Die Bergfahrten waren nicht übermäßig schwierig, Fels, Firn und Eis, Klettern und Steigeisengehen, schweißtreibendes Schneestapfen und genußreiche Abfahrten ähnelten den alpinen. Von einer eingehenden Beschreibung glaube ich absehen zu dürfen.

Allwein und ich waren uns darüber einig, daß nach der wohl ganz nützlichen Tätigkeit der letzten Tage nun aber eine zünftige Besteigung fällig war. Die stolzen Formen des eisgepanzerten „Weißhorns" hatten es uns schon lange angetan (Bild Seite 135). Wir bedauerten nur, daß Wien und Schneider immer noch nicht im Anmarsch waren. Der Berg, dessen Höhe jetzt auf 5950 *m* berechnet ist, war nach unserer Schätzung eben gerade noch unmittelbar vom Standlager aus besteigbar. Der beste Aufstieg schien vom Fedtschenkogletscher auszugehen. Am 5. August früh kurz vor 2 Uhr trotteten wir nach Westen zum „Märjelensee". Ein eisiger Westwind schlug uns ins Gesicht. Wir gingen auf der Zunge des Gletschers 5 entlang und schlugen uns im dürftigen Mondlicht schlecht und recht auf Moränen und Eishängen südlich des Märjelensees hindurch, wobei die Steigeisen heute zum ersten Male gebraucht wurden. Nach 2½ Stunden standen wir auf der weiten ebenen Fläche des Fedtschenkogletschers.

Ein polarmäßig kalter Sturmwind kam uns entgegen, jetzt von Süden. Ein Überzug aus ganz dünnem Milchglaseis lag hohl auf dem Gletscher und bedeckte alles, Gutes und Böses. Beim Drauftreten zerbrach es in weitem Umkreis in Schollen, die dann der Sturm hochemporschleuderte, dies auch dort, wo er sonst unter das Eisgebilde hinuntergreifen konnte. Wir wußten unser Gesicht kaum davor zu schützen und haben im übrigen Stein und Bein gefroren. Endlich um 5½ Uhr waren wir am Fuß des am orographisch rechten Ufer des großen Gletschers liegenden „Weißhorns". Schleunigst hinab in eine tiefe, windgeschützte Auskolkung zwischen Gletscher und Vorberg, Verschnaufen, Frühstücken und Steigeisenanlegen. Zwischen Vorberg und „Weißhorn" zieht nach Osten eine breite Schlucht mit steilem Eishang empor. An ihrem oberen Ende setzt die Nordwand des Gipfelkopfes an, Eis, Firn und Schnee führen so 1500 *m* in einem Zuge empor. Das war unser Weg. Als wir den Eishang um 6 Uhr betraten, schlug uns der eisige Wind wiederum ins Gesicht, er hatte sich offenbar oben an den Eisbrüchen gestaut und fegte nun von Osten her nach unten. Das war uns reichlich bunt. Doch erst die höhersteigende Sonne brachte Besserung. Der Hang bestand bis zum obersten Viertel aus Eis und begann mit 40—45°, dann wurden es bis zu 55°. Es war so recht etwas fürs Bergsteigerherz. Die Steigeisen taten ihre Dienste, wir haben keine Stufe gehackt und kamen recht schnell hoch. Als es oben flacher wurde, mußten wir in ziemlich weichem Schnee ordentlich stapfen und sehnten uns wieder nach solidem Eis. Um 9 Uhr hatten wir den Hang hinter uns gebracht. Bis 10 Uhr saßen wir auf dem letzten Felsen des zum Vorberge führenden Grates, schauten nach Osten auf den Tanimasgletscher 3 hinab und nach Süden zu unserem Gipfel hinauf, dies mit der bekannten vielsagenden Bemerkung: „Hm!" Zunächst ging es zwar trotz tiefen Schnees ganz gut über ein nur wenig ansteigendes Wächtengratstück weiter. Dann aber kam der steile Gipfelaufbau. Der Versuch einer Querung nach rechts über den Wandabbruch bis auf den oben flacheren Westgrat schlug fehl. Denn es lag tiefer weicher Schnee, vielfach sogar auf glatter harter Unterlage. Die Lawinengefahr war ohnehin schon groß genug. So mußten wir in gerader Linie hinauf. Zwei gar nicht ganz kurze Stellen waren 65° steil, nicht geschätzt, sondern ehrlich mit dem Klinometer gemessen. Wir wühlten uns im wahrsten Sinne des Wortes empor, mit der rechten Hand den Pickel einrammend, mit der Linken tief in den Schnee greifend. Es ging alles gut. Um 12 Uhr standen wir auf der höchsten Spitze und hatten eine unendliche Gipfelfreude. Kurz unter dem Gipfel fanden wir übrigens in einer Firnmulde etwas sehr Eigenartiges, einen kleinen, bis auf den Grund gefrorenen Tümpel. Der Rundblick war hervorragend schön und auch aufschlußreich. Ein fabelhaftes Gewirr von Eisbrüchen lag südlich unter uns, dahinter ein breiter Seitengletscher und die ganz hohen Beherrscher dieses Gebietes. Jenseits vom Fedtschenkogletscher erblickten wir südlich vom Berg „Hochtanimas" einen breiten, diesseits leichten Firnpaß, der nach Westen führte. Ganz hinten oben schien ein weiterer Paß nach Westen zu leiten.

In der Rinne, die wir beim Hinaufsteigen gewühlt hatten, stiegen wir auch wieder ab, natürlich bäuchlings, bis der Hang flacher wurde. 20 Minuten brauchten wir nur für das Stück, das uns im Aufstiege 2 Stunden gekostet hatte. Vom Sattel aus folgten wir weiter dem Nordgrat und kletterten leicht auf einen felsigen Zwischengipfel hinauf. Der weitere Abstieg nach Norden war ziemlich schwer, verschneite und vereiste Felsen, ein unangenehmer Quergang, Wächten und ähnliches. Das wurde uns doch zu dumm und wir stiegen über die unmittelbar unter dem Grat sich hinziehende Randkluft nach Osten zum Tanimasgletscher 3 hinunter, den wir ohnehin irgendwie hatten erreichen wollen. Trotz der erheblichen Steilheit des Hanges kamen wir auf weichem körnigem Firn recht gut hinab, über den Bergschrund fuhren wir sitzend hinüber. Um 3 Uhr begann der schier endlose Weg den Gletscher 3 hinunter, Firnkessel ohne Wind, heißer Sonnenschein, die Stichworte genügen. Um 4 Uhr stießen wir

endlich auf Wasser und schlürften es gierig, denn seit 14½ Stunden hatten wir nichts getrunken; zwecks Gewichtersparnis nahmen wir nie eine Feldflasche mit. Weiter ging es, mal an der linken Randmoräne, mal über Büßerfirn, mal über ebenes Eis, bis wir zwischen großen Querspalten festsaßen. Zurück und hinaus aus dem Eis, und da mußte ich an diesem Tage doch noch einige Stufen hacken. Im Graben zwischen Gletscher und linkem Berghang stolperten wir hinaus bis zum Lagertalboden. Die Bachüberschreitung auf Altschneeresten war das letzte Jonglieren an diesem Tage. Um 7 Uhr abends, also nach 17 Stunden, langten wir herzhaft müde und hochbefriedigt bei unseren Zelten an.

Am 6. August kamen Schneider und Wien zu uns herauf. In der Nacht vom 7. zum 8. August gab es einen tüchtigen Schneesturm. Abends kamen Finsterwalder und Biersack bei uns an. Am 9. und 10. August wurde topographisch gearbeitet, es wurden dabei 4 Gipfel erstiegen.

Zwei Pässe und ein Fluß

Von Ph. Borchers

Auf den bisherigen Landkarten vom Pamir war der Sel-Tau als eine von Norden nach Süden streichende Felsengebirgskette dargestellt; in den Kamm waren zwei Übergänge eingezeichnet, die mit dem Zusatz „früherer Paß" die Namen Tanimas und Kaschal-Ajak trugen. Jener sollte in das Jasgulemtal, dieser in das Wantschtal führen. Angeblich waren die Pässe in älteren Zeiten von Landeseinwohnern benutzt, wurden jetzt aber von ihnen entweder nicht mehr begangen oder zum mindesten geheimgehalten. Eine Klarstellung war uns als eine der wichtigsten Expeditionsaufgaben von der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft auf den Weg mitgegeben worden. Wir widmeten die nächsten zwei Wochen ausschließlich der Aufgabe, den besten Übergang in diese „westlichen Täler" zu finden.

Der Mangel an Trägern, die auf Gletschern brauchbar waren, hatte mir schon seit Tagen große Sorgen gemacht. Wie sollten wir die schweren Instrumente und Topoplatten, die Zelte, Schlafsäcke und den Proviant für einen vieltägigen Vorstoß über die weite Gletscherfläche bringen? Da war mir der Gedanke gekommen, daß uns auf der ebenen Firnfläche ein Schlitten helfen würde. Rasch hatte ich eine Beschreibung und eine Skizze zu Papier gebracht und ins Staublager gesandt. Nöth und Schneider, unsere großen Bastler, die alles machten, vom Haarschneiden bis zum Schuhflicken, waren gerade wieder im Staublager eingetroffen und hatten den Gedanken mit Begeisterung aufgegriffen. Aus Knüppelholz, Kistenbrettern und einem Paar Schiern als Kufen zimmerten sie einen Schlitten, der dann nach oben getragen wurde und seinen Zweck hervorragend erfüllte.

Zuerst nahmen wir uns den Tanimaspaß vor und gingen am 11. August mit Finsterwalder, Biersack und den beiden sehr tüchtigen Trägern Chodeido und Jochbeg bis zum Nordwestende des „Märjelensees". Hier war zuvor ein Depot errichtet worden. Der Schlitten wurde hoch beladen und sorgsam umschnürt. Nichtsdestoweniger hatte fast jeder noch einen ansehnlichen Rucksack zu tragen. Dann ging die Fahrt über die weite Firnfläche des „Konkordiaplatzes" nach Westen hinüber und jenseits den nur wenig ansteigenden breiten Seitengletscher hinauf, der zu Ehren der Russischen Akademie der Wissenschaften Akademiegletscher (Bild Seite 116) genannt worden ist. Ein Mann suchte weit voraus den besten Weg über den Gletscher, zwei Mann zogen den Schlitten am Seil, ein Mann schob und lenkte von hinten und die übrigen richteten den hochbeladenen Schlitten wieder auf, wenn er umkippte. Dies tat er mindestens jede Viertelstunde, aber die Last war so gut verschnürt, daß sie nicht rutschte. Wir bekamen im Aufrichten bald eine derartige Fertigkeit, daß nicht einmal die „Pferde" aus dem Geschirr herausgingen, sondern nur einen Augenblick stehen-

blieben. So kamen wir mit unserem großen Gepäck recht gut vorwärts (Bild S. 160). Ziemlich am Ende des Gletschers schlugen wir an einem breiten flachen Firnpaß, dem Akademiepaß, 4800 *m* hoch, das „Eislager" auf. In den folgenden Tagen arbeitete Wien mit den Topographen und bestieg dabei vier Berge zwischen 5000 und 5600 *m* Höhe.

Vom Akademiepaß senkt sich die Firnfläche in sanftem Gefälle nach Südwesten, ähnliche Firnflächen kommen von Süden und Südosten her. Wo sie sich treffen, werden sie wie von einem Strudel nach unten und in westlicher Richtung davongezogen. Hier ist ein schmales Tor in der Wand der Berge, durch das sich der Eisstrom ergießt. In ein wildes Gewirr von Eistürmen aufgelöst schiebt er sich an eine Steilstufe heran und stürzt 1000 *m* tief über sie hinab wie ein gewaltiger erstarrter Wasserfall. Hier ist der große Steilabfall, der sich Dutzende von Kilometern lang von Süden nach Norden durch das Bergland zieht. In dieses Tor schlüpften Allwein und ich. Ein begeisternd schöner Tiefblick tat sich uns auf (Bild gegenüber Seite 104). Eine lange schmale Gletscherschlange, grau an beiden Seiten, weiß in der Mitte, schlängelt sich nach Südwesten das Tal hinaus, schroffe braune Felsberge zur Rechten, unter Eis und Fels grüne Grashänge zur Linken, ganz hinten unten wiederum Grün, Grün, das wir so lange nicht mehr in solchem Umfange gesehen hatten, darüber Fels- und Eisgipfel in der Morgensonne leuchtend; links neben uns als Torwächter die „Bastion" mit ihren fast senkrechten glatten Granitwänden. Wir tauchten ein in ein Meer von Eistürmen, zarte Eisbrücken leiteten über tiefe Spalten, wir schauten hinein in wuchtige Kasematten, in grüne Dome mit vielmeterlangen glitzernden Eiszapfen. Wir hielten uns möglichst am rechten Gletscherrande, weiter in der Mitte war das Reich der Lawinen, die zeitweilig jede Minute hinabpolterten, als die Sonne die Eisriesen erst richtig munter gemacht hatte. Immer noch einmal fanden wir einen Ausweg aus diesem Gewirr, schließlich schoß aber vor uns eine glatte, von Eisklötzen bestrichene Eiswand hinab. Da sahen wir zur Rechten im Fels leicht ansteigend ein Band. Hinauf und um die Ecke geschaut. Es ging weiter, und noch um eine Ecke, es ging wieder weiter. Nun senkte sich das Band, Schrofen kamen, schräg hinab konnten wir klettern zu einer hinaufleckenden Firnzunge. Auf ihr ging es nun tüchtig hinab, bis eine breite Firnspalte zwang, zur Rechten auf einen beinharten, steilen Konglomerathang unter einem Balkon aus gleichem Steingemenge auszuweichen. Das war die peinlichste Stelle am ganzen Tage. Über eine nicht einfache Randkluft zurück auf unseren Firn und weiter hinunter, im Sprung über eine Anzahl von Spalten. Unten ward das Spaltengewirr größer. Allwein stürzte in eine Spalte hinein, konnte sich aber an einer Eisbrücke festhalten und kam mit eigener Kraft schnell wieder hinaus. Vier Stunden nach unserem Aufbruch vom Lager standen wir 3525 *m* hoch am Fuß der gewaltigen Gletscherkaskade. Der granitene Torwächter, dessen Fuß hier tief unten wurzelt, wollte uns mit seiner fast 2000 *m* in einem Zuge aufsteigenden Wandflucht schier erdrücken (Titelbild). Weiter ging es hinab. Große Querspalten hielten sehr auf, aber im Graben am rechten Ufer, in welchem wir später entlangstolperten, war es zwischen groben Blöcken und auf Morast noch unwegsamer. Also schließlich doch wieder hinein ins Spaltengewirr und hinüber an die linke Seite, eine kleine Moräne hinauf und — wir waren in einem Wunderlande, wie es uns schien, auf einer Terrasse mit saftigem Gras, hohen Kräutern, Büschen, ja sogar Bäumen. In 3060 *m* Höhe an einem klaren Bächlein schlugen wir unser Hochzelt auf. In der Nacht erhielten wir Besuch, ein Bär rüttelte an unserem Zelt. Als wir schlaftrunken die Köpfe hinausstecken, schlug er glücklicherweise nicht mit der Tatze zu, sondern gab Fersengeld. Wer von uns dreien am meisten erschrocken ist, weiß ich nicht. Am folgenden Tag sahen wir weiter unten an einem Tümpel noch mehr Bärenspuren. Die Namengebung „Bärental", „Bärengletscher" und „Bärentor" ergab sich hiernach von selbst.

Am 13. August stiegen wir noch weiter hinab über den Gletscher, über Moränen und schließlich über Geröll im Flußtal. Wo von Südosten und Süden zwei weitere Täler einmünden, biegt das unsrige in einem rechten Winkel nach Nordwesten um. Etwa 6 *km* lang ist dies Talstück, dann kommt wieder ein rechter Winkel. Von Norden her schiebt sich ein großer schuttbedeckter Gletscher bis an unseren Bach vor, das Haupttal leitet bis in die dunstige Ferne nach Südwesten hinaus. Hier, 2500 *m* hoch, mußten wir leider umkehren, wenn wir noch den Anschluß an Finsterwalder und Wien im Eislager gewinnen wollten. Am 14. August abends waren wir wieder droben.

Ob wir im Jasgulemtal oder im Wantschtal gewesen waren, blieb vorläufig noch eine Streitfrage. Die alte Landkarte und der russische Topograph Dorofejeff, der auch schon zum Akademiepaß vorgedrungen war, meinten das erstere, wir Deutschen das letztere. Beweisen konnte es noch niemand. Der Durchstieg über Eis und Fels ist, selbst nach unserem strengen Maßstab gemessen, als sehr schwer zu bezeichnen. Es ist ausgeschlossen, daß Einheimische jemals hier hinübergegangen sind, sofern sich nicht das Gelände gegen früher völlig verändert hat. Dies konnte der sagenhafte Tanimaspaß nicht sein. Erst später kamen wir darauf: der Tanimaspaß ist der Übergang vom Tanimastal zum Fedtschenkogletscher, er liegt also am „Märjelensee", und wir alle waren zunächst über ihn hinausgeprescht.

Unsere deutschen Topographen hatten inzwischen den „Piz Palü", 5670 *m*, erstiegen und auf seinem Gipfel die ungemein wichtige Feststellung machen können, daß der große Eisstrom nach seinem Umbiegen aus nordwestlicher in nordnordöstliche Richtung diese beibehält und noch weit, weit dahinfließt. Es war also nun wirklich der Fedtschenkogletscher. Als Biersack am 15. August noch einmal auf den „Piz Palü" hinaufsteigen mußte, um vorher nicht möglich gewesene Arbeiten nachzuholen, gingen Allwein und ich mit. Trotz langen Wartens gelang Biersacks Vorhaben nicht, aber meiner Kamera war das Spiel der Sonne und der Wolken gerade recht (Bild Seite 125). Finsterwalder und Wien arbeiteten an diesem Tage auf einem Gipfel zwischen Akademie- und Fedtschenkogletscher. Am Spätnachmittag trafen wir uns alle am Westrande des „Konkordiaplatzes". Dieser war in einen großen Gletschersumpf umgewandelt. Anfangs hofften wir noch, uns mit unserem Schlitten hindurchwinden zu können, aber bei dem durch das Ziehen bedingten festen Auftreten brachen wir immer tiefer ein, oft bis über die Knie. Da retteten wir schließlich unseren Schlitten auf eine feste Eisinsel und turnten selbst, so gut es eben ging, bis ans feste Land. Erst in der Nacht erreichten wir das Standlager. Der Schlitten wurde am nächsten Morgen geholt, solange der Sumpf von der Nacht her noch gefroren war.

Jetzt kamen unsere Kino-Leute Schneideroff und Toltschan und die russische Bergsteigergruppe ins obere Tanimaslager hinauf, Volkskommissar Professor Schmidt, Generalstaatsanwalt Krylenko und Frau und Dr. Rossels, am 25. August auch noch Perlin. Die nächsten Wochen standen im Zeichen herzlicher gemeinsamer Arbeit.

Unsere weiteren Angriffe auf die „westlichen Täler" setzten wir südlich und nördlich vom Akademiegletscher an. Allwein und Schneider marschierten den Fedtschenkogletscher nach Süden hinauf. Es wird darüber im folgenden Kapitel berichtet.

Wien und ich gingen am 19. August mit Schmidt, Krylenko und Dorofejeff auf dem Fedtschenkogletscher nach Norden hinab. Nach einem knappen Tagemarsch bogen unsere russischen Kameraden nebst Trägerkolonne nach Westen in ein Seitental ab, ohne jedoch schon bei diesem Vorstoß die von ihnen erreichte Paßhöhe zu überschreiten. Wien und ich marschierten auf dem großen Gletscher noch eine Stunde weiter nach Norden und schlugen dann auf schönem, „weichem" Schotter neben dem Gletscher unser Zelt auf. Wir waren ohne Träger. Denn wir wollten um ihretwillen bei etwa auftretenden Schwierigkeiten nicht umkehren müssen, und außerdem waren für uns auch keine mehr verfügbar. Wir deutschen Bergsteiger, die wir uns

schließlich noch am besten auf das Rucksackschleppen verstanden, traten gegenüber den Russen und den deutschen Wissenschaftlern immer zurück, wenn Trägermangel vorhanden war, und das war eigentlich die Regel. Man kann sich vorstellen, wie groß trotz aller Einschränkung des Gepäcks, Umfang und Gewicht unserer Rucksäcke war.

Dichter Nebel hüllte uns am anderen Morgen ein. Aber warten konnten wir auch anderswo, unsere „Alpenvereinshütte" trugen wir ja im Rucksack bei uns. Wir gingen den Fedtschenkogletscher noch eine halbe Stunde hinab und bogen dann nach Westen in ein sehr breites Seitental ein, das wir am Vorabend gesehen hatten. Der Verlauf der schmalen Querspalten seines sanft ansteigenden Gletschers genügte uns zunächst für ein Vorwärtstasten. Aber solch ein Wetter war doch nicht geeignet, einen unbekannten Paß zu finden und zu überschreiten. Auch ein unfreundlich kalter Wind kam von Westen her. Wir mußten warten, und da wir dabei recht froren, setzten wir uns nebeneinander auf unsere Rucksäcke und zogen unser Zelt über uns. Schön warm saßen wir drinnen. Nur der Ausblick fehlte, und so mußten wir von Zeit zu Zeit den Kopf in den kalten Nebel hinausstecken, um sehen zu können, wie es um das Wetter stünde. Sobald es scheinbar etwas aufhellte, tappten wir weiter. Doch als wir schließlich auf einer ebenen Firnfläche nicht weiter wußten, warteten wir wieder geduldig in bewährter Weise. Endlich um 11 Uhr wurde unser Ausharren belohnt. Es klarte wirklich auf. Wir standen auf einem wohl 1 *km* breiten Firnsattel. Dies war, wie es sich später erwies, der gesuchte Kaschal-Ajak, etwa 4350 *m* hoch. Aber die Schwierigkeiten begannen erst jetzt. Wie erwartet standen wir am großen Steilabfall. Wir stiegen daher zunächst zur Orientierung auf einen aus dem Gletscher herausragenden Felsturm.

Die Wolken verzogen sich mehr und mehr. Steil flieht das Eis unter uns wohl an die 1000 *m* hinab, wie ein erstarrter Wasserfall mit seinem weißen Gischt. Rechts und links von unserem Sporn die oberen Abbrüche des Gletschers mit ihren regelmäßigen Spaltenbögen, dahinter schimmernde Firnhänge, die Gipfel noch in den grauen Wolken. Aber das Großartigste liegt uns gegenüber. Schwarze Bergesflanken mit unglaublich kühn daranklebenden Hängegletschern recken sich 3000 *m* in gewaltigen Fluchten empor; zackige Grate führen zu nadelscharfen Gipfeln, weißschuppige Eisdrachen kriechen aus den Talschlüssen heraus und winden ihren gewaltigen Leib um den Fuß dieser stolzen Zinnen, um sich schließlich zu einem schwarz und weiß gestreiften, mit blauen Pünktchen besetzten Fabelwesen vereint, in die weite Ferne hinauszuschieben. So wild-erhaben wie dieser köstliche Fleck ist wohl nur weniges auf Gottes schöner Erde (Bilder Seite 136, 137).

Jetzt hieß es die Augen aufmachen. Die Gletscherabstürze luden zum Hinabsteigen wenig ein. Doch der sie rechts begrenzende Hang sah freundlich aus. Dort versuchten wir unser Heil. Freilich, ein Queren zwecks Höhenersparnis scheiterte an einer uns verborgen gewesenen Schlucht. Aber dann ging's doch, über Schnee und Fels, später sogar Grashänge, ganz einfach hinab. Leider sagte uns unsere alpine Erfahrung, daß der Sporn unten abgeschliffen sein müsse, und da wir erst später feststellen konnten, daß er bis an seinen Fuß hinab leicht gangbar ist, querten wir nach links in eine breite Rinne. Dort fuhren wir auf harten Konglomeraten mit Steingepolter und Gestank hinab und bekamen gerade noch im unteren Teil des Gletscherbruches für unsere Steigeisen Arbeit.

Den großen Steilabfall hatten wir überwunden. Wir standen jetzt tief unter den riesigen Bergesflanken, sie wirkten hier noch gewaltiger auf uns ein als zuvor. Es folgte ein mühsamer Weg hinab über den breiten Talgletscher, den Kaschal-Ajak-Gletscher (Wantschgletscher). Gelegentlich gab es ein Stück schöne Eisbahn. Aber dann sperrten wieder böse Spalten den Weg. Die Steine der Moränen boten zwar immer eine Brücke, aber das ewige Auf und Ab über wackelige Blöcke war alles andere

Mezzotinto Bruckmann

Pamirwestrand, Bärental gegen Westen

Hinterster Notgemeinschaftsgletscher mit Dreispitz, 6950 *m*, rechts Pik Ficker, 6726 *m*

Gletscher 5 im obersten Tanimastal

Seitenarm des mittleren Notgemeinschaftsgletschers. Backeneis

als eine Freude. Als der Abend kam, schlugen wir auf einer Grasterrasse am linken Gletscherufer unser Zelt auf.

Am nächsten Morgen ging es auf der lieblichen Moräne weiter. Ich konnte schon jetzt feststellen, daß wir in dem großen Gletschertale steckten, in welches Allwein und ich eine Woche zuvor von unten hineingesehen hatten. Aber damit war unsere geographische Aufgabe noch nicht gelöst. Wir marschierten weiter. Mittags erreichten wir das völlig unter Schutt begrabene, aus totem Eis bestehende Gletscherende, 2500 *m*. Jenseits des Flusses, der von links her aus dem uns schon bekannten Seitental kommt, weideten Kühe auf einem begrünten Schuttkegel. Aber die Hirten waren nirgends zu sehen. Wien machte einen Versuch, den Fluß zu durchwaten. Vergebens. Das mit der vorrückenden Tageszeit immer mehr steigende Wasser schoß gar zu mächtig dahin. Da die Wassermassen unseres Gletschers schon weiter oberhalb an der rechten Seite entströmen, mußten wir wieder ein gutes Stück zurückstolpern. Dann kamen wir auf schönem Sand und Kies unten am rechten Talhang gut voran, auch alle Prallstellen des Flusses ließen sich leicht überwinden.

Am späten Nachmittag sahen wir auf unserer Seite von oben her einen Pfad herabkommen. Auch gleichmäßige dunkelgrüne und gelbe viereckige Vegetationsflecke hatten schon längst unsere Aufmerksamkeit erregt. Zunächst mußten wir noch ein wirres Kreuzdorngestrüpp überwinden. Dann standen wir an einem flachen Berghange, auf dem Menschenhand gearbeitet hatte. Die eigenartigen Vierecke waren Bohnen- und Gerstenfelder. Büsche und hohe Bäume umkränzten sie, sogar einen Apfelbaum mit freilich ganz kleinen, grasgrünen, sauren Äpfeln fanden wir. Aber Menschen fanden wir nicht. Eine Reihe verfallener Steinhütten war da und in einem noch gut erhaltenen, aber seit langem unbenutzten Ziegenstall schlugen wir unser Nachtquartier auf. Das Barometer zeigte 2350 *m*. Drüben talabwärts, jenseits des Flusses, sahen wir ein kleines Dorf. Wir hielten es für Poi-masar, und es war es tatsächlich auch. Aber damals wußten wir dies noch nicht genau. Wir wollten unter allen Umständen dem Streit der Theorien in den beiden Tanimaslagern ein bündiges Ende bereiten, wollten auch auf uns den Vorwurf nicht sitzen lassen, daß wir nur für Gipfel Interesse hätten. Das mag unsere Zähigkeit im Verfolgen dieses Zieles mit erklären. Wir entschlossen uns also über den Fluß vorzudringen, um die Einwohner nach dem Dorfnamen zu fragen und ferner, um neue Vorräte zu fassen. Freilich jetzt am Abend war der Wasserstand gar zu hoch. Ein großes Feuer, das wir anzündeten, wurde leider von den Einwohnern drüben nicht bemerkt, wenigstens sie zeigten sich uns nicht. Ob sie jetzt gerade Pferde hatten, mit denen sie uns helfen konnten, war obendrein ungewiß, trotz entsprechender alter Spuren auf unserer Seite.

Also hieß es: durch den Fluß waten! (Vgl. Bild Seite 147.) Die günstigste Tageszeit war jedenfalls der frühe Morgen, weil dann der Wasserstand am niedrigsten ist. Am 22. August 1928 morgens $6^3/_4$ Uhr standen wir an einer uns günstig erscheinenden Stelle. Der Bergstrom floß, in mehrere Arme zerteilt, in einer breiten Schotterebene. Wir zogen uns aus, legten dann Wollweste, Strümpfe und Bergstiefel wieder an. Die sonstige Kleidung und der Eispickel kamen in den Rucksack, eine lange kräftige Stange trug jeder in der Hand. Zwei kleine Seitenarme wurden leicht durchwatet. Aber dann kam der Hauptarm, dort etwa so breit wie der Inn bei Landeck. Die Wassertemperatur betrug 2°. Die trüben gelbbraunen Fluten schossen mit unheimlicher Geschwindigkeit dahin, etwa 4—5 *m* in der Sekunde. Hoch bäumte sich das Wasser am Körper auf, doch selbst als die Wellen bis an den Leib reichten, konnten wir dem Wasserdruck noch eben gerade standhalten. Wir waren, langsam uns voranarbeitend, fast bis zur Mitte des Flusses gelangt, da erreichte mich mein Unglück. Schwere Geschiebeblöcke rollte der Bergstrom mit sich, ihr dumpfes Poltern hatten wir deutlich schon vom Ufer aus hören können. Ein solcher Steinblock rollte gegen meine Beine und

riß sie vom Boden hoch. Ich trieb im Strom mit rasender Geschwindigkeit abwärts. Wien konnte gerade noch rechtzeitig kehrtmachen. Helfen konnte er nicht.

In wilder Höllenfahrt wurde ich davongetragen, vom Fluß auf Felsblöcke geschleudert, vielleicht auch untergetaucht, doch letzteres weiß ich nicht mehr so genau. Talabwärts drohten die steilen Felsen einer Prallstelle, an der der Bergstrom in engem Bett noch wilder vorbeibrauste. Aber es ist doch eigenartig, daß vielfach in solch bitterernsten Lebenslagen die Komik nicht fehlt. So auch hier. Mein grünes Hütchen trieb links neben mir in der Flut. Mein Hütchen, das ich als Obersekundaner mir gekauft hatte, um bei verbotenen Kneipfahrten nicht durch die Klassenmütze aufzufallen, das dann in meiner Studentenzeit zum Berghut aufgerückt war und mir nun schon 25 Jahre lang treu gedient hatte. Über seine Schönheit läßt sich streiten. Es ist der Greuel meiner Frau und war sogar der Greuel meiner seligen Mutter, und Mütter pflegen ihren Söhnen gegenüber doch sehr nachsichtig zu sein. Als das Hütchen so neben mir schwamm, dachte ich „Nein, du bist noch zu jung und zu schön zum Sterben", ließ die Alpenstange, die mir doch nichts mehr nützen konnte, los und ergriff meinen Hut. Dann warf ich mich auf die rechte Seite herum und schwamm. Ich war erstaunt, wie gut das Schwimmen in diesem reißenden Bergstrom ging, und so schwamm ich voller Zuversicht dem Ausgangsufer zu. Das alles ging viel schneller, als es sich erzählen läßt. Eine halbe Minute dauerte vielleicht die Höllenfahrt und etwa 150—200 *m* weit nahm der Fluß mich mit. Die Landung war mehr eine Strandung. Hart stieß ich auf scharfe Felsen auf und wurde vom Bergstrom noch ein Stück an ihnen entlanggerissen, ehe ich mich festklammern konnte. Und dann lag ich da, zitternd vor Kälte. Die Schockwirkung des Erlebnisses trat in Erscheinung. Erst jetzt merkte ich richtig, in welcher Gefahr ich gewesen war. Nie hatte ich so in Gottes Hand gestanden.

Wien kam eilends herbeigelaufen. Wir gingen zurück bis zu einem großen Reisighaufen. Wien machte ein großes Feuer, an dem wir uns wärmten und unsere Kleidung trockneten. Die Gesundheitsbesichtigung fiel recht betrüblich aus. Zwei große klaffende Wunden am rechten Oberschenkel, um sie herum schwere Blutergüsse, eine Wunde und ein Erguß im rechten Knie, heftige Schmerzen im linken Hüftgelenk, dazu noch ein Dutzend anderer Wunden an Händen und Beinen, von Schrammen und blauen Flecken gar nicht zu reden.

Was tun? Auf Tadschiken warten? Sie konnten in dieser Jahreszeit vielleicht ebenfalls nicht den Fluß überschreiten. Jedes Warten hieß obendrein hungern oder gar verhungern. Wir hatten ohnehin kaum noch etwas zum Essen, und mit meinen Wunden war ich am besten in unserem Lager aufgehoben. Beschluß: Zähne zusammenbeißen und schleunigst zurück!

Zu spät sahen wir nach etwa 2 Stunden Marsch talaufwärts am jenseitigen Ufer einen Ziegenhirten und er uns. Bei dem Donnergetöse des Bergstroms war eine Verständigung nicht zu erzielen. Wir mußten weiter. Die Zeit drängte.

Es war ein harter Weg, vor allem auf dem Wantschgletscher mit seinen abscheulichen hohen Eis- und Schuttwogen. Dazu der Hunger. Grüne Äpfel, etwas Schokolade und ein gelbes, bitteres Wasser aus Tümpeln der Moräne, das war unser Essen; denn auch Wasser galt jetzt als Nahrung. Unsere Mägen bewältigten die Mischung glänzend. Die Nacht, auf einer Seitenterrasse neben dem Gletscher verbracht, verlief schlecht, ich hatte Fieber und große Schmerzen. Doch weiter, nur nicht liegen bleiben! Und ich habe sogar den ganzen Tag noch fleißig photographiert.

Am 23. August mittags hatten wir den großartigen Gletscherkessel am oberen Ende des Wantschgletschers erreicht. Da machte ich zum ersten Male schlapp. Eine halbe Stunde Schlaf und etwas Essen brachte mich wieder auf die Beine. Wie segneten wir meinen alten Freund Gustav Hildebrand; seine Schokolade und vor allem seine Fruchtpaste hat meinen wankenden Körper immer noch einmal wieder aufgerüttelt.

Wien, der selbst an einer Ferse nicht ganz intakt war, nahm alle Sachen von Gewicht aus meinem in seinen Rucksack. Er verstand es ferner trefflich, mir auch seelisch zu helfen. In diesen Tagen habe ich so recht gesehen, was wahre Freundschaft ist.

Für die etwa 800 *m* hohe Steigung über die Steilstufe hinauf brauchte ich 6 Stunden. Als wir schließlich den Kaschal Ajak erreicht hatten, war es Nacht. Doch wir schlichen weiter bis zu unserem Schotterlager am Fedtschenkogletscher, weil wir dort ein „Proviantdepot" hatten. Allerdings bestand es nur aus einer Rolle Erbswurst, etwas Schokolade, Kakao sowie reichlich Metabrennstoff. Erst gegen Mitternacht sanken wir in einen bleiernen Schlaf.

Ein goldener Morgen stieg auf. Wir schlichen weiter. Langsam ging es, aber es ging immer noch. Manchmal schlief ich ein Viertelstündchen, oft frischte ich den erschöpften Körper durch das hier herrlich klar rieselnde Gletscherwasser auf. Bei einem solchen Wasserschöpfen, am frühen Nachmittag, sehe ich zu meiner Rechten Menschen. Wir rufen, winken. Man hört uns. Es sind Allwein, Schneider, Schmidt und der russische Leutnant nebst Trägern, die in Unruhe über unser Fernbleiben ausgezogen waren, uns zu suchen. Die gute Kameradschaft der russischen und deutschen Expeditionsteilnehmer bewährte sich auch hier in trefflicher Weise durch die Tat. Große Freude, herzliches Begrüßen und dann ein ungefüges Essen. Als uns aber zum Schluß als besondere Leckerei Schokolade angeboten wurde, da lehnten wir unter allen Zeichen des Schreckens ab — und vertilgten zur Beruhigung unseres Gemüts noch einen Fleischkloß.

Abends rückten wir ins Standlager ein. Wochenlang lag ich danieder. Knie und Hüftgelenk waren glücklicherweise zwar bald wieder klar, aber die Wunden eiterten bös. Die größte war in ihrem schlimmsten Zustand 11 *cm* lang, 4 *cm* breit, 3 *cm* tief, alle heilten bei der mehr als problematischen Hygiene nur sehr langsam. An den großen Bergfahrten konnte ich nicht mehr teilnehmen. Der geographische Erfolg war mir zwar ein Trost, wenn auch nur ein schwacher.

Gleichzeitig traf eine Hiobspost von Kohlhaupt ein, der schon eine Zeitlang zuvor einen schweren Sturz vom Pferde erlitten hatte. Jetzt hatte er einen Hufschlag ins Gesicht erhalten. Oberkiefer und Nasenbein waren gebrochen. Der Bedauernswerte lag, von Lentz gepflegt, noch viel länger als ich danieder, er mußte alle seine weiteren Pläne aufgeben und reiste, sobald er wieder marschfähig war, zur Klinikbehandlung nach Deutschland.

Zusammen mit dem, was Finsterwalder vom Hintergrund des Akademiegletschers und Allwein und Schneider von ihrem ersten Südvorstoß gesehen hatten, erbrachten unsere Erkundungen Klarheit über die Fortsetzung des Berglandes im Westen. Abgesehen vom südlichsten führen alle Pässe in das Wantschtal, das an seinem oberen Ende einen großen Talarm, Abdulkagor, nach Süden ausstreckt, den wir vom Bärental aus betreten hatten. Als Übergänge für Einheimische kommen nur der Kaschal Ajak und allenfalls der alsbald von Krylenko, Rossels und Dorofejeff überschrittene, etwa 7 *km* weiter südlich liegende 4950-*m*-Paß in Frage, Gabelpässe mit Zugang von Osten entweder über das Tanimastal oder über die Zunge des Fedtschenkogletschers. Der in das Jasgulemtal führende schwierige Eispaß am südlichsten Teil des Fedtschenkogletschers, den Allwein und Schneider am 23. August von Osten her erreicht hatten und in dessen Eisbrüchen Schmidt und Perlin später vergeblich einen Abstieg suchten, wurde schließlich von Gorbunoff, Krylenko, Rossels und Dorofejeff in einem kühnen Vorstoß von Westen her überschritten, wobei sie die schlimmsten Eisabstürze seitlich umgingen.

Für den Weitergang der Expedition waren unsere Erkundungen gleichfalls von erheblicher Bedeutung. Der ursprünglich geplante Übergang in eins der „westlichen Täler" mit dem gesamten Troß, wenn auch unter Zurücklassung der Pferde, war unmöglich. Rickmers stellte sich daher um auf dessen Weiterführung zurück bis Kok-Dschar und dann nach Norden über die Pässe Tachta-Korum und Kaindi nach Altin Masar.

Fedtschenko-Gletscher, südlicher Teil

Von E. Schneider und K. Wien

(Schneider:) Am gleichen Tage (19. August), an dem Borchers und Wien zur Suche nach einem Übergang in die „westlichen Täler" den Fedtschenkogletscher abwärts marschierten, zogen Allwein und ich ihn zum gleichen Zwecke hinauf. Träger waren auch für uns nicht verfügbar, dicke Rucksäcke drückten uns, aber das waren wir schließlich gewohnt. Ausnahmsweise war es uns einmal gelungen, sehr zeitig aus dem Standlager fortzukommen; die am Nachmittag grundlos werdenden Gletscherfümpfe hatten nicht nur uns zur Eile angetrieben, sondern auch diese Eile auf alle, die es anging, weiterstrahlen lassen. Auf dem gleichen Weg, wie er bereits zuvor zum „Weißhorn" eingeschlagen war, erreichten wir den großen Gletscher. Anfangs ging alles ganz gut, hie und da trat einer in ein Wasserloch, was in nicht geringem Maße zur gegenseitigen Erheiterung beitrug. Allerdings in der Entfernung täuschten wir uns gründlich, immer wieder schob sich rechts und links eine neue Kulisse vor und das Ziel rückte immer wieder in die Ferne. Mit gesenktem Blick trabten wir hintereinander Stunde um Stunde und ließen unsere Sinne von Bergbahnen und Autostraßen umgaukeln. Denn das Einbrechen im Gletscherfumpf, das Hindurchwursteln durch Büßerfirn verliert bei längerer Übung den Reiz der Neuheit und nur der Schinder bleibt übrig.

Vom Gipfel des „Weißhorns" war ein breiter Sattel südlich vom Hochtanimas gesichtet worden. Übrigens ist der Name dieses wunderschönen Berges nicht ganz folgerichtig, da er nicht mehr am Tanimastal wurzelt. Es hatte jedoch anfangs so ausgesehen, und der Name blieb. Wir schlugen mittags, 4950 *m* hoch, am Fuße des Berges auf einem schmalen Felsgesims in der Nähe eines Eistümpels unser Hochzelt auf. Am Nachmittag gingen wir hinüber zum 5050 *m* hohen Paß und ein Stück auf der anderen Seite hinunter, bis wir feststellen konnten, daß 3 Gletscher, von Osten, Süden und Westen abfließend, sich in einem Kessel vereinigen und nach Norden hinausziehen, also zu dem Talsystem entwässern, das einige Tage vorher Allwein und Borchers bereits begangen hatten. Wenn das Jasgulemtal weiter südlich lag und es überhaupt einen Übergang dorthin gab, so mußte dieser noch weiter oben liegen.

In der Nacht wurde es ungemütlich. Mehrere Gewitter zogen über uns hinweg, die ersten, die wir im Pamir erlebt haben. Der Sturmwind prallte mit voller Wucht gegen unser Zelt, wir mußten die ganze Nacht darauf achten, daß es nicht von unserer Kanzel heruntergeweht wurde. Am Morgen lag Neuschnee, die Gipfel waren bis zum Gletscher hinab von Nebeln verhängt. So landschaftlich schön nun auch unser Zeltplatz an sich lag, eine zweite Nacht wollten wir doch nicht damit zubringen, anstatt zu schlafen, Freiübungen zu machen. Daher wurde zunächst in liebevoller Arbeit auf dem großblockigen Schutt eines Abhanges ein Lagerplatz mit allen Schikanen, Windschutz, feinem Kies als Unterlage, Absicherung gegen Steinschlag, erbaut. Wozu hat man 1 Jahr lang als Grubenarbeiter Erfahrungen gesammelt? Als das Wetter etwas besser zu werden schien, gingen wir den hier ganz ebenen und gutartigen Fedtschenkofirn aufwärts. Nach mehreren Stunden kamen wir in den letzten Winkel hinein. Das Wetter blieb unsicher. Von Zeit zu Zeit zogen leichte Schneegestöber über uns hinweg. Ganz hinten zur Rechten führt ein breiter Übergang nach Südwesten. Der Gletscher senkt sich fast unmerklich; aber nach einigen 100 Metern geht er in einen wilden Eisbruch über. Unten sahen wir durch Wolken und Nebel ein düsteres Tal, wir vermuteten Jasgulem. Den gewünschten Überblick hatten wir, so gut es ging, gewonnen. Hier heute einen Durchstieg zu versuchen, wäre höchst unvernünftig gewesen. Wir gingen daher zu unserem alten Hochlagerplatz zurück.

Als nun am Abend das Wetter besser wurde, entschlossen wir uns, gleichsam zur Erholung von den Gletschermärschen, den Hochtanimas zu ersteigen. Daß er

wahrscheinlich 6000 *m* hoch war, war eine weitere lockende Eigenschaft. In der Morgendämmerung des 23. August gingen wir vom Hochlager fort. Als Anstieg hatten wir ausgekundschaftet: Von Süden über einen Firnhang zur Grathöhe östlich vom Ostgipfel und über diesen nach Westen zum Hauptgipfel. Schön und schnell ging es in 1½ Stunden bis zur Grathöhe auf steilem Firn mit Steigeisen empor. Der nun immer steiler werdende Grat zum Vorgipfel brachte erheblich mehr Schwierigkeiten (Bild Seite 136). Eine große, den Gratzug unterbrechende Querkluft machte uns schon lange, ehe wir an ihrem Fuße standen, schwere Sorgen. Wohl an 40 *m* hoch wölbte sich der Überhang über uns, lange Eiszapfen hingen von ihm herunter. Nur eine schwache Stelle war in diesem abweisenden Bollwerk, links der Gratkante oben eine Einbuchtung und unten ein Firnkegel, immer noch fast senkrecht. Es gab schwere Arbeit. Manche Stufe, manchen Griff mußte Allwein, der dort voranging, hacken, mühsam schoben wir uns an der steilen Eiswand empor. Wenn es weiter oben auch nirgends leicht war, so stiegen wir doch erheblich einfacher auf den Grat und in seiner linken Flanke, schließlich über eine kurze Seitenrippe zum Ostgipfel hinauf (3 Stunden vom Lager). Nun folgte ein fabelhaft schöner Weg auf schmalem Grat, kaum schienen wir erdgebunden. Auf der Südseite Felswände, nur wenig von Eisrinnen durchfurcht. Nach Norden riesige Wächten über einer verschneiten und von hängenden Eisbrüchen durchsetzten Wand, wie wir sie in dieser Steilheit selten gesehen haben. Zu unseren Füßen der Fedtschenkogletscher, der hier aus vielen Seitenarmen seine Eismassen sammelt, nach Norden hinausfließt und an einer Biegung hinter einer Felskulisse verschwindet. Rund herum ein Kranz wilder Berge, aus denen die drei besonders hervorragen, die wir später Pik Ficker, „Dreispitz" und „Breithorn" nannten. Im Westen niedrigere Berge, dazwischen zwei markante Talzüge; hier erkannten wir klar Jasgulem und Wantsch. Im Norden über einer Unzahl von Spitzen der Garmo, an die 1000 *m* aus seiner Umgebung herausragend, und ganz weit hinten rechts die weiße, wuchtig massige Trans-Alai-Kette. Auf dem langen Grat wechselten Felstürme mit Wächten ab. Dann sperrte eine Steilstufe den Weg. Hier hatten wir die Wahl, ob wir auf dem Kamm bleiben, oder aber nach rechts schräg aufwärts in der Nordwand den Absatz umgehen wollten. Der Schnee gab den Ausschlag. Auf dem Grat war er fortgeweht oder von der Sonne gefestigt, in der Nordflanke locker und pulverig. Wir wählten den schwereren, aber weniger gefährlichen Weg. Einige Kurzweil folgte noch, dann erreichten wir um die Mittagsstunde den Hauptgipfel des Hochtanimas. Es war windstill und warm, gerade recht für eine genußreiche Gipfelrast. Den Abstieg nahmen wir über die Südseite. Erst bis zum Gratabsturz oberhalb der letzten schweren Firnwand, dann auf einer Rippe aus brüchigem, aber leichtem Fels, dann über Schnee abfahrend ging es schnell abwärts. Schließlich über eine Scharte auf eine Kuppe und wieder auf Schnee bis auf die ebene Firnfläche am Paß von vorgestern. Noch ein kurzes, aber wegen der aufgeweichten Oberfläche und der starken Hitze unangenehmes Stück, dann waren wir bei unserem Hochlager. Verschiedene Sachen ließen wir hier für den nächsten Vorstoß. Dann traten wir noch am Nachmittag den mühsamen Marsch zum Standlager an.

(Wien:) Ein erneuter Vorstoß auf den obersten Teil des Fedtschenkogletschers war unsere nächste Aufgabe. Auf die zunächst noch unbestimmte Nachricht von einem Unglück Kohlhaupts im Bartangtal war Allwein sofort ins Staublager abgestiegen, um dort alles in Bereitschaft zu setzen, falls seine ärztliche Hilfe bei Kohlhaupt sich als notwendig erweisen würde. So bestand unsere immer noch stattliche Karawane, die am Morgen des 26. August das Paßlager verließ, aus Schmidt, Perlin, Schneideroff, Toltschan, Finsterwalder, Biersack, Schneider und mir, sowie 9 Trägern. Diese hatten vor allem an den Kinoapparaten schwer zu tragen. Endlos erschien uns der Marsch über den Gletscher. 3—4 *km* mochte er breit sein, 30 *km* gerade voraus konnten wir erst sein Ende ahnen. Viel zu wenig merkten wir, daß wir überhaupt vorwärts kamen,

unverändert während vieler Stunden war das Bild der Berge vor unseren Augen. Bis zum Lagerplatz „Hochtanimas" sollten es laut Schneider etwa 6 Stunden sein, bei gewöhnlichem Gehen hätten wir diese Zeit wahrscheinlich eingehalten. Aber es scheiterte an der unglaublichen Langsamkeit der Träger, sie saßen die meiste Zeit unbeweglich im Schnee, es war unmöglich ihre Marschgeschwindigkeit irgendwie zu beschleunigen, und Schneideroff und Toltschan gaben ihnen hierin nichts nach. So kamen wir erst am Abend zu dem Platz, an dem wir das Lager aufschlagen wollten, fast erstaunt, daß wir überhaupt hingekommen waren.

Vor uns im Süden lag nun das eigentliche Einzugsgebiet des Gletschers. Drei Berge umrahmten im Osten diesen obersten Teil. Der nördlichste ist der Pik Ficker, 6726 *m* (Bild Seite 126), dann der „Dreispitz", 6950 *m*, den wir schon von der anderen Seite her (Bild Seite 105) vergeblich zu ersteigen versucht hatten, und das „Breithorn", 6850 *m* (Bild Seite 135), das nun offenbar schon am südlichsten Rande unserer Firnhochfläche lag. Finsterwalder blieb hier zurück, er wollte am Hochtanimas mit seinen Arbeiten beginnen und sich dann nach Süden vorarbeiten. Schneider brach mit einem Träger schon frühmorgens auf, um einen geeigneten Lagerplatz am Fuß des Breithorns zu suchen. Unsere übrige Kolonne setzte sich wieder sehr langsam in Bewegung. Nach verhältnismäßig kurzer Zeit sahen wir Schneiders Träger zurückkommen. Schneider hatte unterwegs vom Gletscher aus erkannt, daß es bedeutend ratsamer war, zuerst den Pik Ficker anzugehen, und hatte am Rand des zweiten östlichen Seitengletschers, in dessen Hintergrund dieser Berg steht, einen Lagerplatz ausgesucht. Es war sehr gut, daß er nicht weitergegangen war, denn es wurde Abend, bis die Filmleute mit den Trägern nachgekommen waren. Hier lagerten wir, etwa 50 *m* über dem Eisstrom, der hier als vollkommen gleichmäßiges und spaltenfreies Firnfeld zu unseren Füßen lag, ein ganz unwirklicher Anblick, darüber wilde Granitberge.

Am nächsten Tag, 28. August, brachen wir mit den beiden russischen Alpinisten Schmidt und Perlin um 5½ Uhr zur Besteigung des Pik Ficker auf und gingen über den ebenen Seitengletscher bis zum Beginn des Westgrates. Er führt zu einem Gipfel, den eine Scharte von dem Massiv des eigentlichen Berges trennt. Zunächst lief alles glatt. Wir kamen über ein schönes Firnfeld auf die Grathöhe, dann folgte etwas Fels und darüber Blankeis, in dem wir einige Stufen schlagen mußten. Nach einem weiteren Felsgürtel kamen wir oben auf ausgedehnte steile Firnfelder, auf denen wir uns anseilten und die Steigeisen anlegten. Wir waren nun schon nahe an 6000 *m*. Bei dem Steigen unter großen Schwierigkeiten in diesen Höhen ist ein gutes Höhentraining erforderlich. Leider waren unsere russischen Kameraden, die viel später als wir das Gebirge betreten hatten und noch keine Gelegenheit gehabt hatten, sich an solche Sachen zu gewöhnen, hier nicht in der besten Verfassung. Als es nun auch noch zu schneien anfing und Nebel einfielen, mußten wir darauf verzichten, bis zum Gipfel vorzudringen, und drehten um. Um 5 Uhr nachmittags standen wir wieder auf dem Gletscher und eine Stunde später waren wir im Lager.

Unsere beiden russischen Begleiter machten am nächsten Tag, 29. August, einen Erkundungsvorstoß über den Jasgulempaß, die Filmleute mußten schleunigst ins Standlager zurück, weil in ihrer Abwesenheit ein Tadschik, der groteske Alichanow, ihren gesamten Brennspiritus, der zur Hälfte aus denaturiertem bestand, ausgetrunken hatte, ohne daß es ihm übrigens irgend etwas geschadet hätte. So blieb unser Lager gänzlich verlassen zurück, denn Schneider und ich waren schon vor den anderen um 5½ Uhr erneut zum Pik Ficker aufgebrochen. Der Morgen war recht kalt, —15 Grad zeigte das Thermometer im Lager, dazu windig, aber der Tag versprach schön zu werden. Wir wollten diesmal den Grat umgehen und gleich von der südlichen Gletschermulde über steile Eisrinnen in die Scharte zwischen dem Vorgipfel und dem

eigentlichen Gipfelaufbau ansteigen. (Der linke Grat auf dem Bild Seite 126 ist der Aufstiegsgrat.)

Um 7½ Uhr waren wir 5400 *m* hoch am Fuß der Eisrinnen angekommen und legten die Steigeisen an. Steile Eisrinnen schrieben das Tempo vor. Im unteren Teil hatten wir noch etwas Firn. Dann kam Eis, das aber dadurch, daß es tags unter der großen Sonnenhitze erweichte und nachts wieder erstarrte, eine sehr wenig gleichmäßige, wenn auch glatte Oberfläche besaß. So fand man immer eine weniger geneigte Fläche, auf die man den Fuß hinsetzen konnte. Gelegentlich mußten wir eine Stufe schlagen. Der Höhenunterschied bis zur Scharte betrug etwa 500 *m*. Die Hälfte davon legten wir in der ersten halben Stunde zurück, für die nächsten 250 *m*, wo wir den Weg suchen mußten und die Steilheit des Eises stark wechselte, brauchten wir dann eine Stunde, so daß wir um 9 Uhr in fast 6000 *m* Höhe in der Scharte standen. Hinter der Scharte breitete sich zunächst ein ziemlich flaches Gelände aus. Im Windschutz eines besonnten Steines rasteteten wir dann, um unsere Füße und den Photoapparat, dessen Compurverschluß eingefroren war, in der Sonne aufzuwärmen. Nach einer Stunde machten wir uns auf den Weiterweg. Unserer Schätzung nach sollte der Gipfel 6300 *m* hoch sein und da er von hier aus nicht sichtbar war, glaubten wir, nach 300 *m* Kletterei oben zu sein. Das stellte sich jedoch bald als ein schwerer Irrtum heraus. Zunächst ließ sich der Grat selbst überhaupt nicht verfolgen, schauerliche Abbrüche bis weit in die Südseite hinunter. So mußten wir auf der Nordseite in tiefem Schnee über Platten queren, dann oben in lockerem Pulverschnee uns sehr mühsam hinaufwühlen bis etwa 6200 *m*. Von 6200—6400 *m* kamen wir in schöner Kletterei hinauf über glatte Blöcke, die aber doch in dieser Höhe einigermaßen anstrengten. Eine merkwürdige Platte ragte hier in die Luft, sie war das erste, was wir für den Gipfel hielten. Aber obwohl wir doch schon höher als 6400 *m* waren, zog sich der Grat darüber noch hoch und weit hinauf. Auch der nächste Absatz, den wir nach 1½ Stunden teils im Fels, teils wieder spurend erreichten und der nun eindeutig den vom Tal als Gipfelfelsen ausgemachten Sporn trug, war doch noch nicht der Gipfel. Erst über eine längere flache Steigung erreichten wir um 3 Uhr 30 Min. den höchsten Punkt, 6726 *m*.

Obwohl wir beide recht erschöpft waren, war es doch unser erstes, nach Osten und Süden zum Muskulakgletscher und zum „Dreispitz" zu schauen. Wir erkannten klar, daß von der Fedtschenkoseite ein Anstieg nicht in Frage kam und daß wir die einzige Anstiegsmöglichkeit in der Lawine unter seinem Grat begraben hatten. Wir wandten daher unsere Aufmerksamkeit dem dritten Gipfel, dem „Breithorn" zu. Der Abstieg bis in die Scharte 5900 *m* vollzog sich rasch, weil wir nun einfach gerade in dem tiefen Schnee absteigen konnten. Die Eisrinne kam uns jedoch für den Abstieg zu steil vor, zumal die Oberfläche jetzt am Nachmittag ziemlich erweicht war und wenig Sicherheit bot. Wir beschlossen deswegen über den Westgrat abzusteigen, auf dem wir am Vortage ja schon bis kurz unter den Vorgipfel gekommen waren. Etwa 100 *m* Gegensteigung bis auf diesen Gratgipfel mußten wir zunächst überwinden, dann kam ein Stück eines messerscharfen Grates, der stark überwächtet war, und uns viel Mühe und drei Viertelstunden Zeit kostetete, schließlich waren wir auf unseren Spuren vom Vortag. Ohne Mühe stiegen wir in einer weiteren Stunde hinab. Im Hochlager trafen wir Allwein, der heute vom oberen Tanimaslager in einem Zuge heraufgekommen war. Er hatte Toltschan getroffen und hatte dank dessen Erklärungen unseren Lagerplatz gefunden. Seine Reise zu Kohlhaupt war nicht mehr nötig gewesen.

Am 30. August gingen wir nur bis zum nächsten Felssporn am Breithorn. Hier entdeckten wir zwischen Kalkwand und Eis in einem ganz versteckten Winkel eine enge Schlucht mit einer Geröllhalde und einem zugefrorenen Teich, einen herrlichen Lagerplatz, 5280 *m*. Die ganze Angelegenheit dauerte nur wenige Stunden, so daß der Tag

für uns beide als wohlverdienter Rasttag gelten konnte. Es war schlechtes Wetter, alles grau in grau, von Zeit zu Zeit schneite es.

Wir wollten das unterste Stück des Nordwestgrates des „Breithorns" in einer Schleife nach Süden umgehen und auf steilem Eis die Scharte direkt vor dem eigentlichen Massiv erreichen. Der erste Anstieg gestaltete sich im Prinzip ganz ähnlich wie auf dem Pik Ficker. Wir drei brachen um 5½ Uhr auf, gingen eine halbe Stunde auf dem Gletscher nach Süden, dann in 2 Stunden auf steilem, zum großen Teil blankem Eis mit 800 *m* Steigung zum ebenen Gratstück hinter dem Vorgipfel. Überwältigend wirkt hier die Wand des benachbarten „Dreispitz", eine mächtige Plattenflucht aus gelbem Kalk, zum großen Teil mit kleinen Hängegletschern bedeckt. Schlimm war für uns, daß sich unser Anstieg rein nordseitig bewegte, der Schnee war locker und tief und mühsam war es, sich in ihm emporzuwühlen. Bald trachteten wir danach, uns möglichst auf Fels zu halten, aber auch dieser war sehr schwer und stark verschneit. Gegen 2 Uhr nachmittags kamen wir plötzlich in dichten Nebel, ohne daß das Wetter vorher irgendwelche bedrohlichen Anzeichen gezeigt hätte. Das Vorwärtsdringen am steilen Gipfelkopf, wir mochten etwa 6500 *m* hoch sein, war dadurch noch schwerer geworden. Denn den steilen Schneehängen, die sich bald im Nebel verloren, war wegen Schneebrettgefahr nicht zu trauen und am Fels entlang zu spuren, war recht anstrengend.

Daß wir im Nebel gar nicht sehen konnten, wo wir uns befanden und wie weit der Gipfel noch entfernt war, brachte eine erhebliche Unsicherheit, und es erforderte sehr viel Energie, gerade noch die letzten paar hundert Meter zu überwinden. Als wir schließlich auf einer gipfelähnlichen Firnkalotte angekommen waren, riß es gegen Süden plötzlich auf, und wir erkannten den höchsten Punkt wenige Meter östlich vor uns, 6850 *m*. Das Thermometer zeigte —18°, was wieder ein Beweis dafür war, wie rasch die Temperatur dort mit der Höhe abnimmt. Die Sicht im Süden schloß sich bald wieder, gerade noch konnten einige Aufnahmen gemacht werden. Die günstige Lage unseres Punktes für einen geradezu idealen Einblick in alle südlich des Hochfirnrandes liegenden Täler konnten wir leider nicht genügend ausnutzen. Schnurgerade führte unsere Spur durch den Schnee hinunter, nur einmal hielt uns ein nicht ungefährlicher Windharschhang ein wenig auf. Bald kamen wir aus dem Nebel heraus. Wenig angenehm empfanden wir noch ganz zum Schluß den 500 *m* hohen Eishang, der größte Vorsicht erheischte und die Knie sehr anstrengte. (Der Anstiegsweg, zur Linken, ist auf dem Bilde Seite 135 sichtbar.) Um 6½ Uhr kamen wir zu unserem Zelt, rechtschaffen müde, und ich kann mich kaum besinnen, jemals so fest und so durchgehend auf der ganzen Expedition geschlafen zu haben wie in dieser Nacht.

Fast eine Woche waren wir nun schon wieder vom Standlager abwesend, am nächsten Tag, dem 1. September, wollten wir dorthin zurückkehren, 30 *km* über den endlosen Gletscher. Es ging verhältnismäßig gut ab. Allwein eilte mit langen Schritten voraus und schon nach 3 Stunden kamen wir beim Hochtanimas-Lagerplatz an. Wir trafen dort Finsterwalder mit frischem Proviant und einem Haufen Post, die mit irgendeiner Hilfskarawane vom Kara-Kul, wo sie der regelmäßige Postreiter nach Pamirski-Post niedergelegt hatte, ins Staublager, dann ins obere Tanimaslager und schließlich mit dem Träger in unser Hochlager in fast 5000 *m* Höhe gekommen war. Von hier brauchten wir noch etwas mehr als 5 Stunden. Wir holten unterwegs Schmidt und Perlin ein, die jenseits des Jasgulempasses in den Eisbrüchen ziemlich weit hinuntergekommen waren, aber wegen gänzlichen Versagens ihres Trägers, derselbe, der den Spiritus zu sich genommen hatte, nicht bis unten hatten absteigen können. Mit ihnen zusammen trafen wir um 6 Uhr abends im Standlager ein. Ganz bezeichnend sind die Worte, mit denen in meinem Tagebuche dieser Abschnitt schließt: „Nun aber 2 Rasttage!"

„Paßlager." Mitte August 1928. Dahinter Gletscher Tanimas 4, 4350 m

Akademiegletscher, vom Fedtschenkogletscher gegen Westen. Rechts Palü, 5670 m, links hinten Hochtanimas, 6000 m

Über den Fedtschenko-Gletscher hinab nach Altin-Masar

Von K. Wien

Aus den beiden Rasttagen waren vier geworden. Der Grund dafür lag in verschiedenen Schwierigkeiten der Organisation, die durch die Umstellung der Pläne sich in vielem geändert hatte. Als der westliche Rand der Fedtschenko-Hochfläche genauer erforscht war, hatte Rickmers als Sammelpunkt der Expedition für Mitte September Altin Masar bestimmt. Dieser kirgisische Winterssitz liegt unweit der Zunge des Fedtschenkogletschers, der ohnehin bis zu seinem Ende begangen werden mußte. Hierbei blieb noch eine Fülle von Aufgaben übrig. Rickmers selbst hatte wiederum das undankbarste Amt übernommen, nämlich die große Karawane über den Tachta-Korum, einen schwierigen Paßübergang im Osten, nach Altin Masar zu bringen. Die Gruppe Gorbunoff war noch nicht aus dem Jasgulemtal heraufgekommen, wir hofften aber, daß sie uns noch erreichen würde. Denn zunächst wollten wir noch einen Angriff auf den Garmo machen, dessen trapezförmige Gipfelgestalt aus dem Gewirr der Berge und tief eingeschnittenen Täler von Darwas weit hervorragte (Bild Seite 148). Obwohl er über 30 *km* von uns entfernt lag und wir nur die Hälfte dieser Strecke, nämlich den Anmarsch auf dem Fedtschenkogletscher, hatten einsehen können, so glaubten wir doch einen Versuch machen zu müssen. Es hängt bei den Arbeiten im gänzlich unbekannten Gebiet eben doch alles davon ab, daß man irgendwo, wo es einem am besten scheint, einen Versuch unternimmt. Ob er zum Ziel führen kann, läßt sich erst dann erkennen, wenn man weit genug vorgedrungen ist, selten jedoch durch theoretische Betrachtungen.

Der Trägermangel hatte den Abstieg so vieler Expeditionsteilnehmer über den Fedtschenkogletscher nach Altin Masar noch bis zur letzten Stunde in Frage gestellt. Aber schließlich zeigte es sich, daß die Träger gerade ausreichen würden, und so beschlossen Schmidt, Allwein, Schneider und ich, am 5. September aufzubrechen. Borchers, dem es inzwischen etwas besser ging, wollte sich noch einige Tage pflegen und dann mit uns zum gemeinsamen Marsch nach Altin Masar im „Nordlager" zusammentreffen.

Der Aufbruch nahm die gewohnten 3 Stunden, von 6 Uhr bis 9 Uhr, in Anspruch. Wir marschierten denselben Weg wie neulich zum Kaschal-Ajak. Dank der Träger kamen wir nicht schnell von der Stelle, besonders das letzte Stück zog sich endlos auf der Mittelmoräne hin, einer der vielen parallel verlaufenden Moränen, die sich jeder Biegung des Gletschers schwungvoll anschmiegen, weit voraus in vollständiger Gleichmäßigkeit verschwinden und so die endlose Länge dieses Eisstroms deutlich machen. Erst um 6 Uhr abends, nach 9 Stunden, kamen wir zu dem durch einen Steinmann kenntlich gemachten Lagerplatz, wohin bereits früher zwei Zelte und größere Proviantmengen vorgeschoben waren.

Am 6. September schickten wir drei Träger ins obere Tanimaslager zurück, zwei nahmen wir mit uns den Gletscher weiter hinunter. An dem breiten, zum Kaschal-Ajak führenden Seitengletscher und an dem gewaltigen Bergkoloß des „Pik Rickmers" vorbei, kamen wir schon nach 3 Stunden zur Einmündung des Gletschers, zur Linken (Westen), über den wir zum Garmo vordringen wollten. Was wir nun vom Kamm einer Moräne sahen, war nicht dazu angetan, uns Mut einzuflößen. Mit einem ungeheuren 500 *m* hohen Bruch stürzte der Seitengletscher zu uns ab, oben führte seine etwas harmlosere Fortsetzung zu einem Paß, von dem aus man vielleicht die Gegend in Richtung Garmo übersehen konnte. Immerhin zog eine Felsrippe durch den Bruch und wir beschlossen über diese anzusteigen. Als wir jedoch näher herangekommen waren, merkten wir die Gefahr. Wir standen inmitten eines Lawinenkegels von frischen großen Eisbrocken, die kaum älter als 2 Tage waren. Dann sahen wir, daß sich unsere Route 2—3 Stunden auf Felsen bewegen würde, die dauernd von den

weitüberhängenden Eisbrüchen bedroht wurden (siehe Mitte des Bildes Seite 148). Das war überraschend für uns, denn aus der Ferne hatten wir geglaubt, daß alles viel flacher und harmloser wäre. Wir beschlossen umzukehren. Angesichts des Eisbruchs lagerten wir auf der Moräne und hörten die ganze Nacht ein Donnern von fallenden Eistrümmern aus dem Bruch. Damals waren wir betrübt über unsere Niederlage, gerade weil wir nicht erwartet hatten, daß eine Gefahr uns zurücktreiben würde. Heute wissen wir, daß ein gütiges Geschick uns hat umkehren lassen. Es wäre gänzlich ausgeschlossen gewesen, von dieser Seite auch nur an den Garmo heranzukommen. Die Zugangsmöglichkeiten vom Fedtschenko aus liegen viel weiter im Norden. Ein Zelt, Seil und Proviant ließen wir zurück, und zogen dann wieder nach Süden hinauf zum „Nordlager", wo inzwischen Finsterwalder, Biersack, Schneiderow und Toltschan eingetroffen waren.

Am 8. September brachen wir noch einmal zur letzten Unternehmung in diesem Gebiet auf, bevor wir es endgültig verlassen wollten. Auf einem Berge gegenüber dem Lager wollte Finsterwalder mit Allwein und Schneider eine große Standlinie anlegen und gleichzeitig wollte Toltschan vom Fedtschenkogletscher aus den Aufstieg auf einen Gipfel mit Teleobjektiv filmen, wozu Schmidt und ich die entsprechenden Aufwärtsbewegungen auf einer gut sichtbaren Erhebung ausführen sollten. Dann wollten wir uns auf einem weiter zurückliegenden Gipfel, dem „Pik Gorbunoff", 6030 *m*, treffen, wo ich Finsterwalder ablösen sollte. Wir querten also nachmittags den Fedtschenkogletscher, stiegen das Tal eines steilabstürzenden Seitengletschers hinauf und lagerten in einer Mulde in 4600 *m*. Am anderen Morgen, 9. September, stiegen Schmidt und ich nach Abschuß der mit Toltschan verabredeten Rakete im ewigen Zackenfirn bis in eine Scharte und dann über steile Eisflanken zu dem Gipfel 5760 *m*. Weit im Süden standen die drei großen Berge: Pik Ficker, Dreispitz, Breithorn, von einem wallenden Nebelmeer umbrandet, das manchmal sie ganz einhüllte, manchmal gerade ihre Spitzen herausschauen ließ. Wir stiegen nach Norden über eine schwere Eiswand ab. Es war schon sehr spät geworden, das Wetter machte weiteres Arbeiten unmöglich. Wir trafen Finsterwalder, Allwein und Schneider, die auf anderen Gipfeln gewesen waren und gingen mit ihnen wieder zum „Nordlager" hinunter.

Hier kamen uns Gorbunoff und Krylenko entgegen. Sie hatten eine abenteuerliche Reise hinter sich. Nachdem ihre beiden Gruppen sich am 2. September im Jasgulemtal vereinigt hatten, hatten sie unter großen Schwierigkeiten den Weg über den südlichsten Paß ins oberste Firnbecken des Fedtschenkogletschers gefunden und kamen mit ganz erschöpften Trägern ins Nordlager. Gorbunoff eilte am folgenden Tag, 10. September, gleich weiter ins Paß- und Staublager, um Rickmers zu sprechen, der unseretwegen die größte Eile hatte, mit dem Troß nach Altin Masar zu kommen. Gorbunoff hatte nun frische Träger dringend nötig. Infolgedessen konnte Borchers, der an diesem Tage mit dem letzten Nachschub zu uns aufgebrochen war, statt mit 7 nur mit 3 Trägern bei uns eintreffen, und die großen Säcke mit Brot und Hammelfleisch für die Tadschiken blieben zunächst aus. Überhaupt waren alle Nahrungsmittel stark zusammengeschmolzen, es wurde genau rationiert. Dadurch wurde wiederum unser Abmarsch für den nächsten Tag fraglich. Perlin gelang es jedoch durch große Überredungskünste drei Tadschiken auf die Beine zu bringen. Der Nachmittag und der Abend dieses letzten Tages im Nordlager waren sehr ungemütlich. Ein schauerlicher kalter Wind machte einen Aufenthalt im Freien unmöglich und unsere Sehnsucht nach Altin Masar, das man uns schon sehr verlockend geschildert hatte, wuchs von Stunde zu Stunde.

Noch einmal schien die leidige Frage der Trägerstiefel am anderen Morgen unser Wegkommen in Frage zu stellen, aber schließlich verließen wir, Schmidt, Allwein, Schneider und ich, am 11. September um 8 Uhr 30 Min. das Nordlager. Borchers

wollte uns am nächsten Tag mit Finsterwalder folgen. Die Kinoleute waren bereits zum Staublager gegangen. Alle übrigen folgten uns am dritten Tage.

Das Wetter war ziemlich schlecht, von Zeit zu Zeit schneite es, ein kalter Wind kam uns entgegen, die Berge waren tief im Nebel. Mittags waren wir dort, wo wir vor fünf Tagen den Rückzug angetreten hatten. Der Gletscher ist hier ungefähr 3 *km* breit. Aus jedem Seitengletscher kommt eine schöne Moräne, die je nach der Größe dieses Gletschers in der äußersten Moräne des Fedtschenkogletschers verschwindet, oder sich neben diese legt und mit ihrem blanken Eis eine neue weiße Gasse zwischen zwei Moränenwällen bildet (Bild Seite 138). Da schließlich immer mehr solche Gassen auf dieselbe Breite des Gletschers kommen, werden sie immer schmaler. Wir gingen nun in einer solchen, vom Kaschal Ajak kommenden, hinunter. Rechts und links steile Fels- und Eishänge und Seitengletscher in ewiger Abwechslung. Ein von Westen her zum Gletscher vorspringender Felsberg mit senkrecht abfallender Kante war von ganz bizarrer Form. Eigenartige Wellen bekommt der hier spaltenarme Gletscher. Schließlich, schon weit unterhalb, schlugen wir unsere Zelte auf. Wir schätzten unsere Tagesleistung auf mindestens 25 *km* und noch immer zog der Gletscher unabsehbar weit nach Norden hinaus. Am anderen Morgen kamen wir eine Stunde glatt weiter, dann hatte die Freude ein Ende, unser Eisgäßlein hörte schließlich ganz auf im Gewirr der zusammenfließenden Moränen. Zwischen 9½ Uhr und 1 Uhr spielte sich nun ein schreckliches Herumsuchen ab, auf und ab, rechts und links, über die rutschigen Schutthänge, bis wir schließlich in einem Bachtal, das in vielen Windungen durchs Eis floß, stecken blieben. Danach versuchten wir einen energischen Vorstoß nach rechts, wir hatten Glück und kamen wieder auf ein glattes Stück, das uns in kurzer Zeit dem Gletscherende näherbrachte. Und nun löste sich auch die Spannung dieser beiden Tage des Marsches dem Unbekannten entgegen. Wir sahen nach Norden hinaus vor uns das freie flache Tal und darinnen den vielverzweigten Abfluß unseres Gletschers (Bild, von Norden her gegen das Zungenende des Fedtschenkogletschers aufgenommen, Seite 148). Mehrere Stunden dauerte es noch, bis wir über die unheimlichen Blöcke und Schuttmassen den sicheren Boden des Tals betraten, gerade dort, wo der Abfluß des Gletschers in merkwürdiger Weise ohne Gletschertor wie eine riesige Quelle mit seinen ungeheuren gelben Wassermassen urplötzlich hervorbricht.

Als etwa 77 *km* lang hat sich der Gletscher erwiesen, wir hatten das große Glück gehabt, einen der größten Gletscher der Welt, vermutlich sogar den längsten, Polargebiete ausgenommen, in seiner gesamten Ausdehnung festzustellen und zu begehen.

Wir hatten es uns gut überlegt, daß Altin Masar auf der rechten Flußseite lag und wir daher gut daran tun würden, uns so einzurichten, daß wir den Fluß beim Verlassen des Gletschers zur Linken haben würden. Hart unterhalb, gerade bevor der erste Nebenfluß, der Biland Kiik, sich in den Hauptfluß ergießt, schlugen wir die Zelte für die Nacht auf und der Wind warf prasselnd den Sand auf unser Zeltdach. Mit Besorgnis erfüllte uns die Tatsache, daß wenig unterhalb unseres Lagers die ganzen Wassermassen der vereinigten Flüsse sich hart an einer glatten Felswand entlang wälzten, so daß ein Vorbeikommen unmöglich war. Um zu untersuchen, ob man die Stelle nicht vielleicht oben am Berg umgehen könnte, watete ich am anderen Morgen durch den Biland Kiik hindurch und stieg drüben etwa 400 *m* an. Es war jedoch vollkommen unmöglich, viele hundert Meter hoch brachen die glatten Wände ins Tal ab. Ich kehrte um, und es blieb uns nun nichts übrig als ein Stück zurückzugehen und so auf dem Gletscher oberhalb des Ursprungs des Abflusses auf die andere Seite zu gelangen. Dann zogen wir, nun das Wasser zur Rechten, durch den groben Schutt des Tals. Irgendwo mußten wir nun durch das Wasser hindurch, schon besser bald, wo er noch in mehrere Arme geteilt dahinfloß. Später vereinigte er sich noch mit zwei ande-

ren Flüssen, wuchs und floß wieder zusammen in einen Strom. Gegen Mittag versuchten wir den Übergang. Es gelang uns zunächst ganz gut, mehrere Arme zu überschreiten, obwohl das Wasser uns fast bis an die Hüften reichte und uns umzuwerfen drohte. Vor uns war aber immer noch das Hauptwasser, das unmittelbar am östlichen Berghang entlang floß. Wir setzten an verschiedenen Stellen an, durchwateten auch noch einen ganz beträchtlichen Arm. Dann erwiesen sich aber alle weiteren Versuche trotz Seilsicherung und raffinierter Seilzugtechnik als vergeblich. Allwein schwamm als erster davon und wurde am Seil wieder zurückgezogen. Nachdem wir so 2 Stunden lang in dem kalten Wasser, dessen Temperatur 1—2 Grad betrug, umhergewandert waren und uns vergeblich abgemüht hatten, mußten wir den Rückzug antreten, denn die kleine Insel, auf der wir uns befanden, wurde von dem ständig steigenden Wasser schon beinahe überspült. Aber auch das war nicht leicht. Schmidt wurde zweimal fortgerissen, verlor seinen Pickel und konnte nur mit großer Anstrengung von uns dreien am Seil zurückgezogen werden. Schließlich warfen wir unseren Trägern, die auf der größeren Insel zurückgeblieben waren, das Seil zu, die beiden ersten von uns hatten so gewissermaßen ein Geländer, während die beiden letzten einfach von der Strömung erfaßt frei hinüberpendeln und buchstäblich aus dem Wasser gehoben werden mußten. Die gewaltige Strömung zog Schneider, ohne daß er es an dem durch die Kälte gefühllos gewordenen Fuß merkte, einen Stiefel aus, der natürlich unerreichbar davonschwamm. Der weitere Rückzug von der großen Insel war durch das steigende Wasser vollkommen abgeschnitten, wir mußten hier die Nacht bleiben und am anderen Morgen bei niedrigem Wasserstand den Übergang erzwingen. Kamen wir dann nicht hinüber, so begann unsere Lage brenzlich zu werden, denn der Proviant war nun wirklich zu Ende. Der Wind und die letzten Sonnenstrahlen trockneten unsere vollkommen durchnäßte Kleidung.

In der Nacht hatte der Fluß sein Bett gänzlich verändert. Es zeigt sich nun, daß die Art der erfahrenen Eingeborenen in solcher Lage doch stets den raffiniert überlegten Methoden der Europäer überlegen ist. Sie gingen voraus, wir sahen ihnen erstaunt zu, wie sie, sich gegenseitig stützend, durch den breiten tiefen Arm hindurch kamen, allerdings so, daß wir glaubten, sie müßten jeden Augenblick davongerissen werden, da das unglaublich reißende Wasser ihnen bis über die Hüfte reichte. Nach einigem Zögern folgten wir ihnen. Viel fehlte nicht, so hätte uns das Wasser davongerissen, mit unserer ganzen Kraft mußten wir uns dagegen anstemmen. Aber es ging alles gut, und zufrieden, wenn auch sehr durchfroren, krochen wir drüben in unsere Schlafsäcke, um uns etwas aufzuwärmen. Die später aus Seitentälern kommenden zwei Flüsse konnten hiernach auf uns keinen Eindruck mehr machen.

Am frühen Nachmittag kamen wir in Altin Masar an (Bild Seite 147). Nöth empfing uns hier, ein angenehmes Leben spielte sich in einer großen Jurte ab, man schlachtete einen Hammel und es herrschte eitel Freude.

Altin Masar, der goldene Grabhügel, in 2800 *m* Höhe ist ein seltsamer Fleck Erde, eine Oase inmitten der öden Steinwüste des Flußbettes des Muk-su. Kirgisen leben dort in festen Hütten aus Lehm, grüne Matten und Weidensträucher ringsumher, und nach so langem Aufenthalt in Eis und Schnee freuten wir uns wie kleine Kinder an dem Grün. Über dem Tal stehen 3 gewaltige Berge, Sandal, Pik Karpinsky und Mus Dschilga. Die Tage, die wir Mitte September dort verbracht, gehören zu den geruhsamsten der Expedition.

Am anderen Tage ritt ich mit Nöths Pferd, dessen Soldaten, einem Karawanenmann und einigen leeren Pferden in aller Frühe wieder das Tal hinauf. Finsterwalder und Borchers waren inzwischen angekommen und wir konnten sie und ihre Träger auf Pferden herüberholen. Obschon wir eine seichtere Stelle fanden, wurde ich doch beim Suchen des besten Übergangs mit dem Pferd zweimal von der Strömung fort-

Mezzotinto Bruckmann

Mittlerer Fedtschenkogletscher gegen Nordwest (Darwaser Kette)

gerissen. Noch einen Tag später kam die russische Abteilung und Biersack, so daß, als nun auch noch Rickmers und Reinig mit Schtscherbakoff vom Tachta-Korum und Kaindi herabgekommen waren, die ganze Expedition in Altin Masar versammelt war.

Pik Lenin

Von K. Wien

Nach den bisherigen Berechnungen aller fachkundigen russischen und deutschen Expeditionsteilnehmer sollte der höchste Berg des Russischen Reiches nicht im Sel-Tau liegen, sondern der 7130 *m* hohe Berg im Transalai sein, der bisher Pik Kaufmann hieß und jetzt Pik Lenin genannt worden war. Ihn zu ersteigen war eine unserer vornehmsten Aufgaben.

Unser Vorstoß im Juli aus dem Südosten, vom Kara-Kul, war noch ziemlich weitab von ihm zum Stehen gekommen. Ein gütiges Geschick hatte uns vor einem ernsthaften Angriff bewahrt, wir hätten den Berg von dort nicht erreichen können, was wir allerdings erst am Tage vor seiner Besteigung zweifelsfrei erkannten. Ob von Südwesten her, von Altin Masar, die Aussichten besser waren? Auch hier trennen uns 70 *km* Luftlinie von unserem Ziel, 70 *km* eines Gewirrs von Bergen und Tälern; auch hier wußten wir nichts über die Anstiegsmöglichkeiten auf den Berg selbst, die erst dann in den Bereich unserer Erwägungen einbezogen werden konnten, wenn wir uns bis zu seinem Fuße vorgearbeitet hatten. Die Schwierigkeiten der Auffindung eines Anmarschweges paaren sich mit denen der Besteigung, wenn man im unbekannten Land gleichzeitig mit den ersten geographischen Aufklärungsarbeiten hohe Berge dieser Art besteigen will.

Aber trotzdem glaubten wir zuversichtlich, diesmal mehr Erfolg zu haben. Denn wir hatten ja von den „Grandes Jorasses" am Kara-Dschilga-Tal einen großen Gletscher entdeckt, der im Hauptkamm des Transalai zwischen den beiden als höchste in Frage kommenden Gipfeln P. 2 und P. 3 seinen Anfang nimmt, zunächst rein nach Süden fließt, sich dann mit einem anderen, ebenfalls sehr großen, von Süden kommenden Gletscher vereinigt, einen scharfen Bogen nach Westen macht und wahrscheinlich durch das Sauk-Sai-Tal entwässert. Dieses mündet seinerseits unweit von Altin Masar.

Der Gipfel des Pik Lenin ist 7130 *m* hoch. Es ist das eine Höhe, die weit unterhalb von dem liegt, was im Karakorum und im Himalaja, insbesondere am Mount Everest, erreicht worden ist. Nichtsdestoweniger ist der Luftdruck dort schon erheblich geringer als die Hälfte einer Atmosphäre. Wir hatten uns seit mehr als 2 Monaten langsam an Anstrengungen in immer größeren Höhen gewöhnt, ferner an kalte Hochlager endloser Gletschermärsche und an die Kälte überhaupt, so daß wir in diesem Punkte unserer selbst sicher waren, so weit man überhaupt seiner körperlichen Leistungsfähigkeit sicher sein kann, die ja auch noch von manchen anderen, nicht zu erfassenden Faktoren abhängig ist. Wohl sahen wir die ersten Anzeichen des Herbstes, den vielen Neuschnee, der weit herunterreichte in den Nordwänden des Sandal und Musdschilga; wohl waren wir uns bewußt, daß es hohe Zeit war, wollten wir auf den eisigen Höhen noch etwas ausrichten; aber trotzdem waren wir später überrascht über die Schwierigkeiten, die uns droben durch die maßlose Kälte bereitet wurden. Daß wir letzten Endes doch unser Ziel erreicht haben, verdanken wir eben einer gewissen Härte, die sich ganz allgemein auf das Ertragen von Strapazen richtete.

In Altin Masar, dieser seltsamen Oase inmitten der Steinwüste des Muk-su, begannen wir nun Mitte September für den entscheidenden Schlag zu rüsten. Borchers mußte schweren Herzens darauf verzichten, bei diesem Unternehmen, dem natürlich unser aller Begeisterung galt, dabeizusein, noch hatten sich seine Wunden nicht geschlossen. Die russische Alpinistengruppe mußte heimreisen, sie war aus bedeutenden

Mitgliedern der russischen Staatsregierung zusammengesetzt, deren Zeit natürlich kürzer bemessen war. So waren denn nur Allwein, Schneider und ich diejenigen, denen es beschieden war, diesen Versuch zu unternehmen. Dr. Nöth, den seine wissenschaftlichen Aufgaben ins Sauk-Sai führten, und L. A. Perlin, der aus allgemeinem Interesse uns ein Stück begleiten wollte, schlossen sich uns an. Schwierig, wie stets, war die Trägerfrage, jetzt doppelt wichtig, da für uns besonders viel davon abhing. Unsere Bergtadschiken, erklärten alle einstimmig, um jeden Preis heimwärts ziehen zu wollen. Nach langwierigen Verhandlungen und auf das Versprechen von zahlreichen Rubeln, blieben noch einige wenige bei der Expedition, nachdem ihre letzte Ausrede, sie hätten keine Schuhe, dadurch ihre Überzeugungskraft verloren hatte, daß wir ihnen unsere Reservebergschuhe gaben. Unsere beiden Träger, verhältnismäßig brauchbare Leute, hießen Dario und Bodor, sie stammten aus der wilden Schlucht des Bartang. Immerfort waren sie vom Heimweh geplagt und der einzige Augenblick, an dem sie einmal in restlosem Glück gestrahlt haben, war der, als wir ihnen schließlich sagten: Morgen könnt ihr nach Hause gehen.

Am 18. September mittags brachen wir von Altin Masar auf. Der Weg, der in der Nähe des Ortes ganz ausgetreten war, verlor sich bald, wir kamen in eine Schlucht und ritten zwischen wilden Felswänden durch den weglosen groben Bachschotter dahin. Der Bach fließt einmal hart an der rechten, dann wieder hart an der linken glatten Felswand, so daß uns nichts übrig blieb, als immer wieder hindurchzureiten. Bewunderungswürdig war die Wassertechnik unserer Träger. Sie mußten obendrein noch einen widerstrebenden Hammel hindurchziehen. Am Abend schlugen wir unsere Zelte unter wildzerwaschenen alten Moränenwänden in einer Gegend auf, in der man früher einmal nach Gold gesucht hat.

Am Mittag des 19. September kamen wir nach Ran, einem Weideplatz der Kirgisen vor einer engen Schlucht des Haupttals. Der „ortskundige" Kirgise, den wir in Altin Masar angeworben hatten, schwindelte uns vor, hier sei das letzte Gras und das letzte Holz, und es sei ausgeschlossen, mit Pferden weiterzukommen. Als Nöth und Allwein von einer Anhöhe aus erkundet hatten, daß es noch sehr gut weiter ging, war es heute für den Weitermarsch zu spät. So erreichten wir erst am 20. September das Talstück Kusgun-Tokai, „Rabenwald". Dieser Platz hatte alles, was man für einen schönen Lagerplatz braucht, klares Wasser, Holz und Weide. Er hat sich später, als wir vom Pik Lenin zurückgekehrt uns dort erholten, infolge seiner allgemeinen „idyllischen Eigenschaften" ausgezeichnet bewährt. Nur einen Nachteil hatte er, er lag nämlich wenig über 3000 *m* hoch, mehr als 1000 *m* tiefer als das entsprechende Standlager im Kara-Dschilga-Tal. Mehr als 4000 *m* Höhenunterschied trennten uns hier noch vom Gipfel des Pik Lenin (siehe Bilder gegenüber S. 132 und S. 160).

Keine Zeit durfte verloren gehen. Gleich am nächsten Tag, dem 21. Sept. brachen wir auf. Wir nahmen mit für uns und die beiden Träger Proviant für 5—6 Tage, zwei Hochzelte, eins für uns und eines für die Träger, Schlafsäcke und den Zeltsack. In die Last teilten wir uns mit den Trägern. Perlin begleitete uns vorläufig. Auf der endlosen Schuttfläche des fast ebenen Tales wanderten wir ostwärts. Eine Menge Steinbockgehörne lagen umher, zum Teil noch ganz frisch, Bärenspuren in Mengen und Überreste ihrer Mahlzeiten. Schon ziemlich weit im Osten kam von links ein unglaublich zerrissener Gletscher herab, in wilde Eistürme aufgelöst. Sonst bot das Tal mit seinen graugelben Hängen wenig Interessantes. Gegen Mittag wurden wir kurz in unserem raschen Vordringen gehemmt. Die Wassermassen des Gletscherabflusses wälzten sich an unserem Ufer hart an einer glatten steilen Felswand vorbei, wir mußten diese Prallstelle oben in den Felsen überklettern. Am Nachmittag um 3 Uhr standen wir endlich vor der riesigen schuttbedeckten Zunge eines offenbar sehr großen Gletschers. Er füllt mit seinen Eismassen das ganze Tal aus. Wir freuten

uns schon, den Hauptgletscher erreicht zu haben, der sich, wie wir hofften, wenig weiter östlich nach Norden wenden sollte. In froher Erwartung kletterten wir über den gräulichen rutschigen Schutt hinauf, nicht ohne vorher noch einmal den Bach, der hier groß und kalt aus dem Gletschertor hervorkommt, durchwatet zu haben. Droben die Enttäuschung. Ein mächtiger Gletscher zwar kommt hier von Norden herab, aber er sperrt nur das Tal, dahinter ist es wieder vollkommen aper und noch mehrere Kilometer weit nach Osten hin ist es mit Bachgeröll angefüllt. Dazwischen glitzert der Flußlauf, der in der Ferne aus dem folgenden Gletscher hervorquillt und dann unter dem Eis des ersten Gletschers, auf dem wir jetzt standen, wieder verschwindet. Kaum wagten wir noch zu hoffen, daß der nächste Gletscher der ersehnte Hauptgletscher sei. Wir gingen noch bis in die Mitte der aperen Zone zwischen den beiden Gletschern und lagerten unter den in ganz merkwürdiger Weise zerwaschenen, in unglaubliche Rinnen, Kamine und Türme aufgelösten Wänden einer alten Moräne. Ein Bächlein rann hier, das sich durch seine Klarheit in wohltuender Weise von dem graugelben Schmutz des großen Gletscherbaches unterschied, 3800 *m*.

Am anderen Morgen näherten wir uns dem nächsten Gletscher, der ebenso eindrucksvoll das Tal absperrt mit den gewaltigen schuttbedeckten Eismassen seiner Zunge, wie der erste, und der es ebenso ungewiß ließ, was sich uns hinter seiner Zunge zeigen würde. Als wir ein Stück auf ihm vorgedrungen waren, sahen wir, daß zwar noch einmal ein Seitengletscher von Norden herunterkommt, daß wir uns aber schon auf dem zusammenhängenden Eisstrom des Nördlichen Sauk-Sai-Gletschers befanden. Bis zu der Stelle, wo er endgültig nach Norden umbreht, sind es zwar noch immer etwa 5 *km*. Aber wir fanden einen breiten Graben zwischen Fels und Eis, in dem wir verhältnismäßig gut vorwärtskamen. Eigentlich mehr gefühlsmäßig trachteten wir dann, durch ein kleines Tälchen auf die große alte Moräne zur Linken hinaufzukommen. Hier konnten wir, ein glückliches Treffen, die große Kurve des Gletschers, die uns durch ihre Zerrissenheit viel Mühe und Zeit gekostet hätte, auf ganz gut gangbarem Gelände abschneiden. Erst als ein kleiner Gletscher von Nordwesten her mit seinen großen Eismassen uns den Weiterweg versperrte, gingen wir wieder nach rechts mehr zur Mitte des großen Gletschers. Nun hatten wir schon reine Richtung nach Nord zur Hauptkette des Transalai. Hier hielten wir Mittagsrast zwischen zwei Moränen, die auch hier, wie am Fedtschenkogletscher, wie Fahrgeleise der Bewegung des Gletschers in seiner ganzen Länge folgen. Perlin, der nun schon einen ganzen Tag länger mit uns gegangen war, als er eigentlich beabsichtigt hatte, kehrte hier um. Leider hatte er von hier aus den Pik Lenin noch nicht sehen können. Wir wanderten weiter nach Norden ins Unbekannte. Der ganze Nördliche Sauk-Sai-Gletscher mag etwa 25 *km* lang sein, davon wohl 20 *km* in Nord-Süd-Richtung. Den ganzen Nachmittag stolperten wir schon bergauf bergab auf einer Moräne dahin, weil die Oberfläche des Gletschers selbst zu uneben war. Ohne eigentlich viele Spalten aufzuweisen, war er im großen außerordentlich zerklüftet, mit großen zugefrorenen Eisseen durchsetzt und von tiefen und weiten Tälern zerrissen.

Gegen 5 Uhr nachmittags erblickten wir im Hintergrund einen Sattel, der offenbar schon im Hauptkamm des Transalai lag und in dem der Gletscher sein Ende zu finden schien. Es wurde Zeit, uns nach einem Nachtlager umzusehen. Wir gingen über das blanke Eis auf das orographisch linke Ufer, wo wir unter krachenden Eistürmen in 4600 *m* Höhe die Zelte aufstellten. Abends hielten wir lange Diskussionen darüber ab, wo nun wohl der Pik Lenin läge.

Am 23. September gerieten wir gleich anfangs in ein wüstes Labyrinth von Eistürmen und Spalten. Der Bruch eines steil von rechts herunterziehenden Gletschers schob sich hier in den Hauptgletscher hinein, und wir mußten ihn queren, um in die Mitte des Gletschers, wo das Fortkommen sicher war, zu gelangen. Es dauerte eine

gute Stunde bis wir wieder richtig in Fahrt waren, denn den Trägern mußten wir bei der Eiskletterei so ziemlich jedesmal den Fuß in großgeschlagene Stufen setzen. Dann ging es aber rasch und unaufhaltsam, teils wieder auf der Moräne, teils auf dem hier nun endlich gangbaren Gletscher aufwärts. Der Grat im Westen des Sattels rückte unaufhaltsam ansteigend langsam in unser Gesichtsfeld und schien ins Unendliche zu gehen. Er fand seinen Abschluß in einem ungemein eindrucksvollen Firngipfel, der mit einer wilden Eiswand zum Gletscher abbrach. Es durchzuckte uns ein Ahnen: das ist der Pik Lenin. Aber der mußte ja nach unseren Erfahrungen auf der anderen Seite des Sattels liegen.

Von einer Mulde zur anderen stieg nun der Gletscher mehr und mehr, Spalten traten auf und machten uns zu schaffen, glattes, spiegelndes Wassereis bedeckte auf lange Strecken den Gletscher. In der obersten Firnmulde, bei dem letzten Geröll, das an der Seite noch zu finden war, warteten wir auf die Träger, die unter leisem Stöhnen weit hinter uns drein kamen. Wir mußten sie hier in 5200 *m* Höhe zurücklassen. Der immer steiler werdende Anstieg zum Sattel zeigte auch viel Blankeis, das den Trägern, die keinerlei Übung und keine guten Steigeisen hatten, zu schwer werden würde. Und dann erschien es uns auch ratsam, sie nicht der bestimmt oben auf dem Sattel uns erwartenden großen Kälte auszusetzen.

Wir versuchten nun unseren Trägern verständlich zu machen, daß sie hier bis zu unserer Rückkehr in zwei Tagen auf uns warten sollten. Obwohl an sich keiner die Sprache des anderen sprach, hatten wir doch einige Brocken Tadschikisch und die Träger einige Worte Deutsch gelernt, die Gebärdensprache half nach, und die Verständigung hatte bisher ganz gut geklappt. Ein Zelt, Proviant, einen Kocher und Brennstoff ließen wir für die Träger zurück. Dann schulterten wir unsere Rucksäcke mit Schlafsäcken, Zelt, Zeltsack und Proviant für zwei Tage und stiegen gegen den Sattel an. Mit erstaunten und furchtsamen Augen sahen uns die Träger nach. Das Verständnis für unser Treiben ging ihnen ab.

Rechts und links von unserem Weg erhoben sich unglaubliche Eiswände von großer Steilheit und unabsehbarer, trostloser Gleichförmigkeit. Dazu war das Wetter nicht schön, starker Wind und eine gänzlich schattenlose Beleuchtung, nicht sehr lockend, in die hohe Kälte hinaufzusteigen. An die zwei Stunden gingen wir so dahin, zuerst noch auf blankem Eis, dann auf Firn und zuletzt noch einige Zeit in tiefem Schnee spurend, immer den Sattel im Hauptkamm des Transalai vor unseren Augen. Gegen 5 Uhr nachmittags betraten wir den Sattel. Ein unermeßlicher Fernblick tat sich uns auf. Tief zu unseren Füßen das Alaital, eine weite grünlichgelbe Ebene, klein und fern dahinter mit nur wenigen schneebedeckten Häuptern der Alai, alles in einer seltsamen Abendbeleuchtung.

Hier wollten wir die Nacht zubringen und wir sahen uns deshalb nach einem geeigneten Lagerplatz um. Es war nicht leicht einen solchen zu finden, da das ganze Gelände in gleicher Weise dem Südwind, der heftig über die Paßhöhe pfiff, und dem Westwind, der im Pamir immer und überall in wechselnder Stärke zu finden ist, ausgesetzt ist. Gegen den Paßwind von Süden konnten wir uns einigermaßen schützen, indem wir jenseits einige Meter nach Norden abstiegen, und da gerade einmal für einen Augenblick der Westwind aufgehört hatte, glaubten wir zwischen zwei Spalten einen geeigneten Platz gefunden zu haben. Wir befestigten und verstrebten unser Zelt mit Pickeln und Steigeisen, die sofort in dem harten Firn vollkommen festfroren. Mit der Nacht fiel uns der Westwind an. Unser kleines steifgefrorenes Zelt knatterte im Winde, prasselnd wurde der Schnee auf das Dach niedergeworfen und blieb dort in einer dicken Schicht liegen, vor dem Eingang des Zeltes bildete sich eine Schneewehe, die alle unsere Sachen begrub. Der Schnee wurde sogar ins Zelt hereingeblasen und schlug sich in sehr lästiger Weise auf unseren Köpfen nieder.

Pamir-Westrand vom Palü, 5670 *m*, gegen Westen

Pik Ficker, 6726 *m*, vom Aufstieg zum Breithorn

So angenehm gering das Gewicht unseres Zeltes war und so, fast möchte ich sagen, behaglichen Unterschlupf uns es in den vergangenen Wochen gewährt hatte, hier oben in einer Höhe von 5820 *m* und zu einer solchen Jahreszeit vermochte es unseren Anforderungen nicht ganz zu entsprechen. Wir füllten es mit unseren Schlafsäcken vollkommen aus, alles andere, Kocher, Proviant, Photoapparat mußte draußen bleiben und das Kochen, das lediglich in dem Versuch bestand, einen Tee herzustellen und das eine Aufgabe war, der sich Allwein mit mehr Hingabe als Erfolg unterzog, mußte draußen erfolgen und blieb ein sehr unrationelles Unternehmen trotz aller Versuche, die Wärme aus dem Metavergaser daran zu hindern, nach unten und nach den Seiten abzuziehen, so gut Meta an sich auch hier oben sich bewährt hat. Ein Zelt, das den Ausgangspunkt für die Besteigung eines so hohen Berges bieten soll, sollte so groß, ich möchte sagen, so komfortabel sein, daß man darin kochen und auch die Stiefel anziehen kann. Tritt man dann schon in voller Rüstung hinaus in die Kälte, so kann man ihr viel eher Widerstand leisten, als wenn sie schon während des Anziehens der Hüllen die Möglichkeit hat, sich unter ihnen einzunisten. Die Frage der Verpflegung war durch die Umstände bedingt. Das Herstellen von Flüssigkeiten machte große Schwierigkeiten. Der Tee, kaum in die Becher ausgeschenkt, wurde im Nu wieder kalt und beim Kochen wurden die Finger so kalt, daß man es nicht lange Zeit fortsetzen konnte. Infolge des Mangels an Flüssigkeit hatten wir wenig Appetit und daher auch nur ein geringes Interesse für den Speisezettel. Wir aßen Wurst und etwas Bündner Fleisch, das wir uns, Borchers sei dank, für dieses Unternehmen noch gespart hatten. Schon die Art und Weise wie man an dem feingetrockneten Stück Fleisch längere Zeit herumschnibbeln mußte, machte die Sache schmackhaft. Dazu knabberten wir Militärzwieback, genannt Manöverbrötchen, die nie eine Änderung ihrer Konsistenz erfahren, weil sie von Natur schon so trocken sind, daß sie niemals frieren können und daher nie langweilig werden. Danach gab es dann noch etwas Plumpudding, doch auch diese sonst in Hochlagern so freudig begrüßte Delikatesse, die wir in schönen, in der Höhe leicht aufgequollenen Konservenbüchsen mit uns führten, war gefroren und sehr hart und wurde nur in kleinen Mengen verspeist. Außerdem waren wir froh, wenn wir uns jeder Art von Tätigkeit enthalten konnten, auch der des Essenzubereitens und Vertilgens, und uns den Schlafsack bis zu den Ohren heraufziehen konnten, weniger wegen der Höhe als wegen der Kälte. Der Schlafsack hielt uns auch hier recht schön warm, obwohl wir aus Gründen der Gewichtsersparnis seine Segeltuchhülle unten gelassen hatten. So lagen wir und horchten dem Pfeifen des Windes, gewärtig, daß er eine Verstrebung des Zeltes losreißen würde, und nur von Zeit zu Zeit rafften wir uns auf, den auf dem Dach angewehten Schnee hinunterzustoßen, damit das Dach, das ja so wie so nicht sehr hoch über unseren Köpfen war, uns nicht zu weit ins Gesicht herunterhing.

Niemals war die Ungewißheit über die Lage des Pik Lenin größer als an diesem Abend. Zwar hatten wir im Heraufwandern über den Gletscher tatsächlich diesen riesigen Berg zur Linken gesehen. Der Gedanke, daß das der Pik Lenin sei, lag nahe, und Schneider plädierte dafür. Aber hatten wir nicht schließlich vom Kara-Dschilga-Gebiet aus einen Berg östlich von unserem Hochjoch als den höchsten angesprochen? Sagte nicht auch die Landkarte, daß vom Pik Lenin die Wasserscheide nach Süden abzweigt? Konnte nicht im Osten unseres Lagers hinter der alles verdeckenden steilen Firnwand ein noch höherer und schönerer Berggipfel liegen? Nach endlosen Debatten kamen wir überein, am nächsten Tag nach Osten anzusteigen.

Ruhig, zum Teil schlafend, verbrachten wir die Nacht. Unsere Thermometer hatten die verschiedenen Wechselfälle der Expedition nicht überlebt. Wir hatten nurmehr das kleine Instrument, das auf dem Zifferblatt des Barometers befestigt war. Es ging nur bis —23 Grad und das Quecksilber hatte sich längst in sein Gehäuse zurückgezo-

gen, obwohl es im Zelt in unmittelbarer Nähe meines Schlafsackes gelegen hatte. Allwein begann sein leidenvolles Amt als Koch, es gelang ihm nur mit sehr großer Mühe, für jeden von uns ein halbes Täßchen Tee herzustellen, der noch dazu einen merkwürdig schlechten Geschmack hatte. Das Anziehen der Stiefel, die zu Eisenröhren erstarrt waren, war eine Qual. Einer nach dem anderen kam aus dem Zelt herausgekrochen in die schauerliche Kälte, beendete dort seine Toilette und bemühte sich dann durch heftiges Hin- und Herrennen neben dem Zelt von innen her etwas Wärme zu schaffen, was aber bei dem kalten Wind als aussichtslos bald aufgegeben wurde. Um 7 Uhr waren wir alle marschbereit und begannen auf dem östlich vom Sattel ansteigenden Firngrat emporzusteigen. Der Schnee, der im Anfang den Eindruck eines schön und hart verblasenen Firngrates machte, wurde bald weiter oben bei zunehmender Steilheit locker, eine ziemliche Spurarbeit begann wieder. Trotzdem hatten wir nach gut 1 Stunde einen markanten Punkt, den „Eckpfeiler", erreicht, der weit nach Norden vorgeschoben war, 6100 *m*. Wir standen auf der Grathöhe und hatten Einblick in den Aufbau der Transalaikette in einer Weise, wie wir sie uns nicht besser wünschen konnten. Alles was bisher zweifelhaft für uns gewesen war, lag nun klar vor unseren Augen. Wir sahen, wie die Kette sich in großem flachem Bogen hinüberzog zu den weiter östlich gelegenen Bergen, dem Kisil-Agin, mit seinem ganz merkwürdig gleichmäßigen, flachen, nach Osten streichenden etwa 6800 *m* hohen Gipfelgrat. Wir sahen im Süden dicht über uns den „Großen Kegel" und wir sahen den hohen Berg im Westen alles weit überragen, was sonst in der Hauptkette des Transalai lag. Da merkten wir endlich und mit aller Deutlichkeit, daß wir uns auf dem falschen Wege und der falschen Seite befanden. Wir zogen die Konsequenzen und stiegen ab. Keine zwei Worte wurden darüber gewechselt, selbstverständlich erschien es uns allen, daß wir noch eine weitere Nacht im Hochlager am Ostsattel des Pik Lenin zubringen und am anderen Tag den entscheidenden Schlag führen würden.

Ein sonderbares Gefühl war es, am Vormittag gegen 10 Uhr im Zelt zu sitzen, an einem wundervollen Tag, wie wir ihn bei der jetzt im Herbst schon sehr wechselnden Witterung wohl kaum für die Besteigung hätten erhoffen können, und zuzusehen wie die Sonne allmählich am Grat des Pik Lenin in die Höhe stieg und schließlich wieder verschwand. Wir hatten jetzt Muße genug, uns klarzumachen, an welch einem eindrucksvollen Platz unser Zelt stand. Die kleine Firnterrasse geht wenige Meter tiefer in eine steile Eiswand über. Sie reicht hinüber bis zur eigentlichen Nordwand des Pik Lenin, die, man kann es wohl sagen, in einheitlicher Neigung an die 4000 *m* heraufsteigt aus der Ebene des Alaitals. Es kann wohl nur der einen Begriff von den ungeheuren Ausmaßen an der Nordseite dieses Berges bekommen, der wie wir, mitten darin gestanden und über die unsäglich wilden Abstürze hinabgeblickt hat. Wenn man den Pik Lenin aus der Ebene des Alaitals sieht (vgl. Bild S. 65), im besten Fall aus 30 *km* Entfernung, so hat er schon seine Wucht verloren. Ihm, der in der Kette ziemlich weit zurückliegt, wird durch die Gleichmäßigkeit, mit der die Transalaikette als ganze auf den Beschauer wirkt, seine Eigenart genommen, und wohl erst, wenn man auf dem Gletscher, der sich aus den von den Nordflanken abstürzenden Eismassen bildet, soweit vordringt, daß man unmittelbar an dem Fuß dieser Wand steht, wird man den Eindruck haben, der uns hier oben erfüllte. Auf der Südseite ist es ähnlich. Der Pik Lenin liegt unglaublich versteckt im Hintergrund des Gletschers, man wird seiner erst ansichtig, wenn urplötzlich die 2000 *m* hohe Eiswand vor einem in die Höhe ragt. Es war daher auch sehr schwierig, fast unmöglich, ihn von unten von irgendeiner Seite so zu photographieren, daß das Bild der Wirklichkeit einigermaßen gerecht würde.

Schnell kamen Abend und Nacht. Etwas weniger rüttelte der Wind am Zelt und wir schliefen mehr. Am Morgen zeigte das Thermometer nur —18 Grad im Zelt. Wir machten uns die Erfahrungen des gestrigen Tages zunutze. Unsere Stiefel hatten

wir während der ganzen Nacht im Schlafsack gewärmt, indem wir einfach daraufgelegen hatten. So waren sie schön weich und schmiegsam, das Anziehen ging leicht und die Füße waren nicht schon von vornherein ganz eisig. Dann verschoben wir das Aufstehen und den Aufbruch, bis die wärmenden Strahlen der Sonne unser Zelt erreichten. Zwar wurde es 8 Uhr, bis sie hinter dem Bergrücken im Osten hervorkam, aber wir erhofften uns von ihr doch eine wesentlich belebende und wärmende Wirkung. Alles, was unsere Rucksäcke an wärmenden Sachen bargen, legten wir an, außer den normalen dicken Kleidungsstücken und dem Windanzug, die man ja in den Alpen bei Schneesturm genau so nötig hat, noch eine Garnitur Unterzeug aus Papier. Als Kälteschutz für die Füße dicke Lappen, die um die Schuhe gewickelt wurden, darüber die Steigeisen, die sie zugleich festhielten. Natürlich hatten die Steigeisen doch wieder eine schädliche Wirkung, weil die Riemen der Bindung immer irgendwo auf den Fuß drückten und die Blutzirkulation hemmten. Aber wir brauchten sie doch unbedingt, denn der Firn war hartgeblasen und glatt und zum Teil war unser Weg sehr steil. Ein jeder trug einen Rucksack von sehr kleinem Gewicht. Ich hatte den Photoapparat, der wegen der Kälte schließlich leider nicht funktionierte, und das Barometer, das infolge der an es gestellten Ansprüche groß und schwer war. Allwein hatte den Zeltsack für Rasten bei Wind und überhaupt für den Notfall, Schneider etwas Proviant, hauptsächlich Bonbons, die zu essen wir merkwürdigerweise am längsten Lust hatten, Schokolade und Dörrobst.

So verließen wir am 25. September, dem 5. Tag seit unserem Aufbruch aus Kusgun Tokai, morgens 8 Uhr 20 Min. unseren Lagerplatz am Ostsattel, 5825 *m*, und begannen auf schön verblasenem Schnee den Ostgrat des Pik Lenin anzusteigen. Um es vorwegzunehmen, es trennten uns noch 1500 *m* Höhenunterschied von dem höchsten Punkt, als Anstiegsleistung in alpinen Verhältnissen etwas durchaus Normales. Für zentralasiatische Verhältnisse bedeutete es jedoch selbstverständlich mehr, weil natürlich hier mit zunehmender Höhe das Tempo langsamer wird und weil man nicht weiß, wie gerade die letzten paar hundert Meter sich bewältigen lassen, wenn man durch den langen Anstieg bis in diese Höhe schon mitgenommen ist. Wir haben für diese 1500 *m* wenig mehr als 7 Stunden gebraucht, alle Rasten natürlich eingerechnet, was einer Durchschnittsgeschwindigkeit von etwas mehr als 200 *m* in der Stunde gleichkommt. Da aber die Geschwindigkeit im oberen Teil sicher sehr viel langsamer gewesen ist, so müssen wir im unteren Teil ein ganz ordentliches Durchschnittstempo gehabt haben. Es hatte sich eben gezeigt, daß wir durch den bloßen Aufenthalt in großen Höhen unseren Körper an den Sauerstoffmangel gewöhnt hatten.

Im ersten steilen Aufschwung des Grates, den wir erstiegen, fanden wir etwas Bruchharscht, in dem wir einsanken und spuren mußten. Es war die einzige solche Stelle. Von dort ab war der breite Grat, der dauernd vom starken Wind überstrichen wurde, hart verblasen, und unsere steigeisenbewehrten Füße ließen nur selten eine merklich vertiefte Spur zurück. Um ein Beispiel von der Art des Geländes zu geben, möchte ich den Grat mit dem Ostgrat des Montblanc vergleichen, der sich vom Col de la Brenva über den Mur de la Côte ja auch in verschiedenen flacheren und steileren Stücken zum Gipfel aufschwingt und auch nach Süden und, wenigstens im oberen Teil, nach Norden ziemlich steil abfällt. Nur muß man, um einen Begriff von der Größe zu bekommen, diesen Grat, dessen Höhe etwa 500 *m* beträgt, dreimal aufeinander setzen. Wer diesen Rücken des Montblanc einmal hinaufgestiegen ist, weiß, wie sehr man dabei den Gipfel herbeisehnt und wie sehr, vielleicht gerade durch die Einförmigkeit, dieser Anstieg auch auf die geistige Triebkraft einen hemmenden Einfluß auszuüben imstande ist.

Ein starker Wind wehte, aber im Anfang hatten wir noch schöne Sonne und sahen an den Bergen im Osten, wie wir uns langsam in die Höhe schraubten. Immerhin

nach einer Stunde nahmen wir den Zeltsack heraus, krochen alle drei hinein und ruhten uns an der rasch entstehenden Wärme etwas aus. Um 12 Uhr kamen wir auf eine selbständige Erhebung im Grat, 6770 *m*. Als hiermit die Sicht nach vorne offen geworden war, mußten wir leider feststellen, daß der Gipfel noch hoch und steil und weit von uns entfernt war und was für uns das schlimmste war, daß eine Scharte zwischen uns und dem Gipfelaufbau lag. Mehr als 50 teuer erkaufte Meter gingen wieder verloren. Aber nicht mit einer Gegensteigung war es getan, dreimal mußten wir hinunter, hinauf und wieder hinunter. Allmählich begann das Gefühl unsere Zehen zu verlassen. Mir ging es noch am besten, aber auch die anderen beiden dachten nicht daran aufzugeben. Allzunahe lag das Ziel vor uns, und da der Abstieg ja nicht sehr lange dauern würde, würden wir mit den Füßen in absehbarer Zeit aus der ärgsten Kälte wieder herauskommen. Als endlich das anstrengende ebene Gratstück mit seinem Auf und Ab hinter uns lag und wir den Sockel des eigentlichen Gipfelaufbaus erreicht hatten, wuchs auch unser Unternehmungsgeist. Bald kletterte das Aneroid wieder merklich in die Höhe. Immerhin ist es doch so, daß wir in 6900 *m* unsere wirklich nicht schweren Rucksäcke liegen ließen; etwas Erleichterung verschaffte es doch. Dann arbeiteten wir uns weiter empor, Meter um Meter. Die Rasten fielen immer näher zusammen, erst alle 50 *m*, dann alle 30 *m*, und gegen Ende setzten wir uns alle 10 *m* kurz in den Schnee.

Die Sonne war verschwunden, Nebel brandeten von Westen herauf. Von diesen letzten paar hundert Metern kann man wohl sagen: Es ging hart auf hart! Gemessen an anderen, besonders am Mount Everest erreichten Höhen ist natürlich 7000 *m* noch nichts besonders Bemerkenswertes, und so sind unsere Leistungen auch noch von einer anderen Größenordnung, als die der Bergsteiger im Himalaja. Aber einige erschwerende Umstände muß man in Rechnung stellen, um zu verstehen, daß es für uns auch ein Kampf gewesen ist. Wir waren direkt aus dem Standlager in 3000 *m* Höhe heraufgekommen und die Anstrengungen des zum Teil trägerlosen Anstiegs lagen uns noch in den Knochen. Aber wichtiger vielleicht waren die psychischen Momente, die dauernde Spannung, in der wir uns in den letzten Tagen wegen der Ungewißheit der Lage des Pik Lenin befunden hatten, und nicht zuletzt das Gefühl, vollkommen auf uns selbst angewiesen zu sein, das Wissen, daß wir die Sache vollkommen aus eigener Kraft auch noch über den ganzen Rückweg hinweg bis ins Standlager vollenden müßten. Der nächste Mensch, der uns in irgendeiner Sache helfen konnte, war 5 Tage, 70 *km* Luftlinie, von uns entfernt. Die Träger konnte man nicht mitrechnen, weil sie, allerdings nur in diesen Höhen und in dieser für sie ungewohnten und unheimlichen Umgebung, nur mit unserem Ansporn zu Leistungen zu bringen waren. Ich glaube, man unterschätzt oft, wieviel es in der Leistung ausmacht, wenn man weiß, daß man sich vollkommen ausgeben darf und daß es damit getan ist, gerade noch mit den letzten Kräften dorthin zurückzukommen, wo einen eine warme Hütte oder hilfsbereite Menschen in Empfang nehmen.

Ganz zum Schluß versuchte der Berg noch einmal, uns durch Schwierigkeiten abzuschlagen. Die letzten 150 *m* sind sehr steil, ungefähr 55 Grad, an sich zwar ein erstklassiger Steigeisenhang, aber hier oben als Dreingabe nach allem Vorausgegangenen wurde er von uns doch als sehr bitter und anstrengend empfunden. Doch er vermochte uns nicht mehr in unserem Vordringen aufzuhalten.

Um 3 Uhr 30 Min. nachmittags betraten wir die windumtoste Gipfelfläche. Auf dem höchsten Punkt, einem kleinen aus dem Firn hervorragenden Felsköpfel, drückten wir uns die Hände und setzten uns nieder. Der Höhenmesser war auf 7000 *m*, der Grenze seiner Leistungsfähigkeit, stehengeblieben. Nebel waren im Süden und im Westen und nur undeutlich und verschwommen sahen wir im Westen den Grat zu einem niedrigen Firngipfel, dem etwa 6710 *m* hohen Jergau-Tasch, sich senken. Die

Nordwand, steil zum Gletscher gegen das Alaital abfallend, die Südwand 2000 *m* bis zu dem Gletscher, über den wir heraufgekommen waren, hatten wir schon während des ganzen Anstiegs vor Augen gehabt. Im Osten, ganz hinten in China, sahen wir Schneeberge in weiter Ferne. In der Nähe all die vielen Berge des östlichen Transalai, hinter denen der Kara-Kul mit seinem blauen Wasser liegt, alle tief unter uns. Das war der Rundblick, den wir hatten, lange haben wir nicht geschaut. Die große Kälte ließ uns nicht länger verweilen.

Der Abstieg dauerte 2¾ Stunden. Im Augenblick, in dem man aufhört, bergan zu steigen, bei der Rast und beim Abstieg, sind die lähmenden Wirkungen der Höhe nur mehr zum kleinen Teil wirksam und man wird, wie das ja auch die Engländer angeben, selbst für den Mount Everest, im Abstieg im allgemeinen ähnliche Zeiten erzielen wie in den Alpen, wenn man berücksichtigt, daß die Strapazen des Aufstiegs natürlich eine gewisse allgemeine Erschöpfung im Körper zurücklassen. In schlimmer Erinnerung habe ich allerdings die endlos scheinende Gegensteigung, die nun, da man schon ganz auf einen Abstieg ohne wesentliche Willensanstrengung eingestellt war, doppelt unangenehm empfunden wurde. Ganz mechanisch folgten wir im Nebel, der inzwischen den ganzen Grat eingehüllt hatte, unseren Aufstiegsspuren.

Um 5 Uhr 45 Min. trafen wir im Ostsattel bei unserem Zelt ein. Gerade rissen die Nebel auf und in ein seltsames rotes Licht getaucht lag das Alaital zu unseren Füßen. Wir machten uns sofort daran, unsere Sachen zusammenzupacken. Eine dritte Nacht in diesem unwirtlichen Hochlager zu verbringen, erschien uns nicht ratsam. Wir wollten tiefer auf dem warmen Schutt des Lagerplatzes der Träger in 5200 *m* übernachten. Beim Abbrechen des Zeltes konnten wir zu unserer großen Freude noch Teile unseres Proviants aus dem Firn heraushacken, die wir schon für verloren gehalten hatten. Während es dunkel wurde, stapften wir zwischen den unfreundlichen Eiswänden hinunter und gingen mit etwas knickrigen Knien über das blanke Eis. Irgendwann, der Mond schien auf die einsamen Wanderer und ich war zu müde, um auf die Uhr zu sehen, kamen wir zum Ziel. Doch — die Stätte war verlassen, die Träger waren ausgerissen. Den Trägerrucksack mitsamt etwas Proviant hatten sie uns zurückgelassen und oben auf einem Hügel hatten sie einen kleinen Steinmann erbaut. War es ihnen wohl zu kalt und zu unheimlich geworden in dieser Gletscherwüste? Wir wurden dadurch an diesem Abend sehr wenig berührt. Wir schlugen unser Zelt irgendwo schief in die Gegend, keine Nacht ist es jemals mit so wenig Sorgfalt aufgeschlagen worden, hackten nur noch einen Eissee auf, mit dessen Wasser wir unseren maßlosen Durst zu löschen versuchten, dann krochen wir in die Schlafsäcke und schliefen.

Schlaftrunken schälten wir uns aus unseren Säcken, als schon die Sonne heiß auf das Zeltdach herunterbrannte. Nun untersuchten wir genauer den Zustand unserer Füße. Schneiders Füße hatten am meisten gelitten, während Allweins und meine lediglich stark angeschwollen waren. Schmerzhaft war das Auftreten für alle. Wir befanden uns drei Tagemärsche vom Standlager entfernt, ohne Träger, die Lage war nicht erfreulich. Immerhin, das einzige, was wir tun konnten, war möglichst rasch zum Standlager hinabzusteigen. Unser Marsch den Gletscher hinunter, der erst um 10 Uhr begann und schon um 4 Uhr 30 Min. nachmittags endete, war ein richtiger Trauermarsch. Zunächst mußten wir von Mulde zu Mulde über das blanke Eis hinuntergehen, dann fanden wir wieder den Anfang derselben Längsmoräne, über die wir schon heraufgekommen waren. Wenn es auch eine unglaubliche Art der Fortbewegung war, auf diesen ungleichmäßigen, rutschigen Schuttmassen und Blöcken immerfort bergauf bergab dahinzustolpern, so mußten wir doch dankbar für diese Straße sein. Nur ein einziges Mal stellte sie uns ein wirkliches Hindernis in Gestalt von einigen riesigen Querspalten in den Weg, die wir überlisten mußten. Sonst blieb uns nichts übrig, als geduldig des Weges zu ziehen und zu warten, bis der Pik Lenin mit sei-

nem unendlich langen Ostgrat hinter den weiter südlich gelegenen Bergen verschwand und bis allmählich der große südliche Gletscher mit seinen Bergen in unser Gesichtsfeld hereinwuchs. Gegen Mittag wurden, namentlich bei Schneider, die Schmerzen in den Füßen größer und besonders das „Anfahren" nach den Rasten war schauerlich. So mußten wir schließlich den Gedanken aufgeben, bei einem kleinen See oben auf der alten Moräne, auf der wir auf dem Hinweg die Kurve des Gletschers abgeschnitten hatten, das Lager aufzuschlagen. Vielmehr schon ungefähr dort, wo uns Perlin bei der Mittagsrast am 22. September verlassen hatte, stellten wir unser Zelt auf, das fünfte Lager auf dem Eis des Nördlichen Sauk-Sai-Gletschers, etwa 4300 *m*. Schneiders Füße gaben zu Besorgnis Anlaß. Wir hielten es für unmöglich, daß er in diesem Zustande bis ganz ins Standlager würde gelangen können. Einer mußte vorauseilen, um Schneider wenigstens bis zum Gletscherende mit Pferden entgegenzukommen. Bis dorthin mußte er allerdings unter allen Umständen zu Fuß gehen. Die Wahl, dieses Amt zu übernehmen, fiel auf mich, weil ich am wenigsten unter den Erfrierungen gelitten hatte.

Als am Morgen des 27. September die Sonne aufging, verließ ich meine Gefährten und machte mich auf den Weg. Langsam zog ich über den Schutt der Moräne noch ein Stück gletscherabwärts, betrat dann wieder die alte Moräne und kam durch das Tälchen neben dem Gletscher und über das Eis des ersten Seitengletschers hinunter ans Ende. Dort in der aperen Zone zwischen dem Gletscher I und dem Hauptgletscher war unser erster Lagerplatz, wo wir auf dem Hinweg ein Depot mit einem Büchsenschinken und etwas anderem Proviant errichtet hatten. Als ich mich langsam hinkend diesem Platz näherte, sah ich zwei Gestalten sich dort herumbewegen, und ich merkte zu meinem Erstaunen, daß es unsere beiden Träger waren, die aus den kalten Regionen des oberen Gletschers sich in dieses halbwegs angenehme Plätzchen geflüchtet hatten. Die Freude darüber, daß ich jetzt nicht mehr meinen doch recht umfangreichen Rucksack zu tragen brauchte, überwog entschieden den Grimm, der mich eigentlich über diese beiden Flüchtlinge hätte erfüllen sollen. Ich nahm den einen, Dario, mit mir, schickte den anderen, Bodor, meinen Freunden entgegen. Allerdings Bodor legte sich, kaum daß ich mit Dario außer Sichtweite war, hinter einen Stein und wußte es so einzurichten, daß er Schneider und Allwein erst dort begegnete, als sie schon über die Zunge des Gletschers zum ebenen Talboden abstiegen. Ich eilte inzwischen verhältnismäßig leichtbeschwingt weiter über den Gletscher I und kam mittags um 1 Uhr ins breite, schutterfüllte Tal. Meine Füße vertrugen nur ungern eine Rast, und so war es am besten, zu versuchen, in einem Zuge, ohne auch nur einmal auszusetzen, das Standlager zu erreichen. 20 *km* mochten noch in dem weglosen Tal zurückzulegen sein; 6 Stunden wanderte ich so mit möglichster Beschleunigung dahin; Dario, der sich emsig bemühte, mir zu folgen mit meinem Rucksack, stöhnte leise vor sich hin. Den Augenblick werde ich nie vergessen, als am Abend der Lagerplatz hinter der letzten Biegung vor meinen Augen lag, die Sträucher und die dazwischen aufgespannten Zelte und der Kirgise am großen Feuer. Außerdem sah ich ein Kamel und einen zweiten Kirgisen und entdeckte bald Borchers, der gerade vor einer Stunde, des Lebens in der Etappe müde, mit halbwegs geheilten Wunden von Altin Masar heraufgeritten war. Er übernahm es, am anderen Tage meinen beiden Gefährten entgegenzureiten, eine Tat, die für mich an diesem Abend von unschätzbarem Werte war, denn meine Erschöpfung war groß. So konnte ich mich gleich der Ruhe hingeben, undeutlich merkte ich, wie Borchers des Morgens aufbrach, und ich schlief bis in den hellen Mittag.

Allwein und Schneider hatten am Abend wirklich noch das Ende des Gletschers erreicht, obwohl der Tag für Schneider sehr arg gewesen sein muß und er gerade bei dem Marsche über den ungemein unebenen Gletscher sehr viel auszuhalten hatte. Sie lagerten unterhalb des Gletschers I und traten von dort ihren 8. und letzten Marschtag

Mezzotinto Bruckmann

Mittleres Saukdaratal gegen Osten, Mitte Pik Lenin, 7130 m

an. Verabredungsgemäß gingen sie bis zur Prallstelle des Flusses. Dort nahm sie Borchers mit dem Kirgisen, Dario und 2 leeren Pferden in Empfang. Am Nachmittag des 28. September, um 4½ Uhr kamen sie ins Standlager. Gleich am anderen Morgen wurde der Kamelreiter, der mit Borchers gekommen war, mit Nachricht zu Richmers nach Altin Masar gesandt. Allein legen diese Kamelreiter in kurzer Zeit riesige Strecken zurück, und so kam schon am Morgen des 30. September ein Bote, der die Nacht hindurchgeritten war, mit den fehlenden Medikamenten herauf, um die wir gebeten hatten.

Für uns kamen einige Tage der absoluten Ruhe, und wir ließen es uns in Kusgun-Tokai gut gehen. So endete für uns die Besteigung des Pik Lenin, die der Schlußstein auf den bergsteigerischen Erfolgen der Expedition genannt werden mag und für uns das schönste und größte Erlebnis in ihrem Verlauf gewesen ist.

Am 6. Oktober waren Borchers und ich zum Photogrammetrieren auf einem 5700 *m* hohen Berg unweit des Lagers gewesen. Aus mancherlei Gründen hatten wir uns verspätet und standen, als die Sonne unterging noch auf einer Scharte in 5000 *m* Höhe. Der Pik Lenin stand drüben im Osten, kaum daß man ihn herausfand aus der Zahl der gewaltigen Berge, die um ihn lagen. Aber er offenbarte sich uns noch einmal. Als die Sonne schon unter den Horizont gesunken war und alle Berge schon lange in kaltem farblosem Schatten lagen, da ruhte noch der Schein der letzten Sonnenstrahlen auf ihm und ganz langsam, als zögerte er ein wenig, löste sich der Schimmer von seinem Gipfel.

Invalidenberg

Von Ph. Borchers

Die Ersteigung des Pik Lenin war die Krönung alles Bergsteigens auf unserer Expedition gewesen, der Höhepunkt, in Metern gemessen und seelisch empfunden, war erreicht. Eine gewaltige Leistung hatten meine Kameraden vollbracht. Ich weiß es, beim letzten Aufstieg haben sie mit der Möglichkeit oder Wahrscheinlichkeit des Erfrierens der Füße gerechnet, haben auch darüber gesprochen; aber sie waren durchaus bereit, diesen Preis für die Erreichung des Gipfels daranzugeben. Eisern haben sie durchgehalten, ein Triumph des Willens über den Körper und über das, was man, wenn man umkehrt, Vernunft zu nennen pflegt.

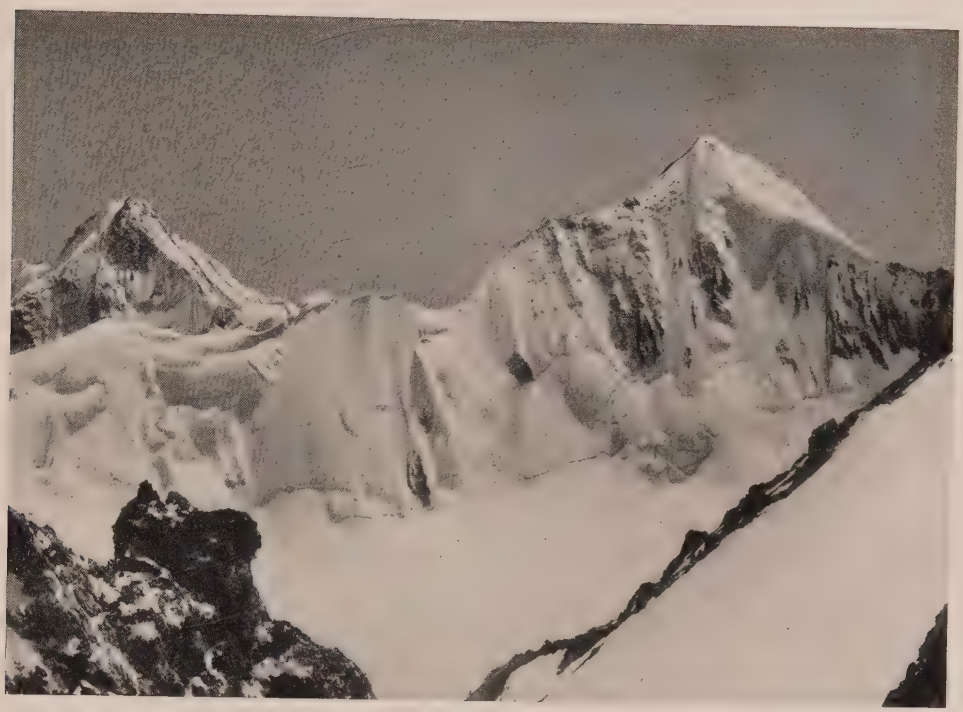
Nach solcher Anspannung verlangten naturgemäß Körper und Geist Ruhe, vier Tage wurde eigentlich weiter nichts getan als geschlafen, gegessen und Schneiders Füße behandelt. Diese sahen furchtbar aus, bis zu den Ballen und außerdem an den Fersen Erfrierung zwischen zweitem und drittem Grade. Allwein und ich besprachen abseits miteinander, ob und wie wir Schneider nach Osch oder Margelan in ein Krankenhaus transportieren könnten. Aber wenn er dort nun auch nach vielleicht 8—10 Eilmarschtagen anlangen würde, der Vorteil der sofortigen Spitalbehandlung war nie zu erreichen, und im übrigen meinte Allwein: „Wenn ein Chirurg ihn unter die Hände bekommt, schneidet er ihm die Füße bestimmt ab". Die Sorge, ob ihm die Zehen oder gar Füße überhaupt erhalten bleiben würden, lastete ohnehin schwer genug auf uns. Nach langer Überlegung entschlossen wir uns, ihn ruhig in Kusgun-Tokai liegen zu lassen und nicht noch den Marschstrapazen auszusetzen, zumal er im Augenblick nicht imstande war zu reiten. Der Erfolg gab Allweins ärztlicher Entscheidung Recht. Schon nach wenigen Tagen konnte Schneider wieder seine ersten Gehversuche machen. Seine Jugend und seine fabelhafte Gesundheit ließen die Füße in einer Weise heilen, daß Allwein als Arzt und wir anderen als diesbezüglich nicht unerfahrene Laien aus dem Staunen nicht herauskamen. Nach 3 Wochen konnte Schneider zum erstenmal wieder Bergstiefel und nach 5 Wochen Stadtschuhe anziehen, im Winter 1928/29 lief er bereits wieder Schi und Ende März 1929 vollführte

er mit Hörlin die erste Winterbesteigung der Aiguille Blanche de Peuterey. Die Erfrierungen bei Allwein und Wien waren zwar erheblich geringer, aber immer noch schlimm genug. Allwein konnte gerade noch mit stark schmerzenden Zehen umherhumpeln, Wien war am glimpflichsten davongekommen. Die beiden größten meiner Wunden eiterten immer noch. So waren wir alle Invaliden, Kusgun-Tokai glich einem Lazarett. Wir machten uns aber außerdem eine recht angenehme Sommerfrische daraus. Da jetzt mit Vorräten in keiner Weise mehr gespart zu werden brauchte, pflegten wir uns gründlich. (Siehe 2 Bilder Seite 159, 160.)

Infolge der Erfrierungen konnten wir leider unsere Finsterwalder gegebenen Versprechungen nur zum ganz geringen Teil einlösen. Der Plan, daß Schneider mit Biersack erneut ins Kara-Dschilga-Tal gehen sollte, um dort zu photogrammetrieren, brach zusammen. Biersack kam zu uns herauf und machte mit Chodeido, dem besten aller Träger, einen schneidigen Vorstoß bis auf die Wasserscheide zwischen Sauk-Sei- und Kara-Dschilga-Tal. Ihm war es übrigens inzwischen im Abflusse des Fedtschenkogletschers, dem Muk-su, recht schlecht ergangen; er war, auf seinem Pferde reitend fortgespült, unters Pferd geraten und wäre beinahe ertrunken.

Wien und ich wollten nun aber doch noch die wichtigsten Standlinien bei Kusgun Tokai aufnehmen. Auf geschwollene Zehen und noch nicht ganz geheilte Wunden konnte keine Rücksicht genommen werden. Ich brauchte auch unbedingt eine Abschlußbesteigung zur Wiederherstellung meines seelischen Gleichgewichts. Blutenden Herzens war ich zurückgeblieben, so oft meine Kameraden auszogen, immer hoffend, beim nächsten Vorstoß dabeisein zu können, immer wieder bitter enttäuscht. Ich gestehe unumwunden, das Verzichtenmüssen ist mir furchtbar schwer geworden. Daher hatte ich auch an dem Marsch über den Fedtschenkogletscher hinunter teilgenommen aus der Erwägung heraus: mögen die Wunden wieder schlimmer werden, die Expedition geht ihrem Ende zu, nachher ist Zeit genug zum Kurieren. Wien dachte jetzt ebenso.

Wir beide zogen daher am 3. Oktober mit Dario in ein Hochlager, um von zwei Gipfeln nördlich vom Sauk-Sai-Tale zu photogrammetrieren. Die Namen „Großer" und „Kleiner Invalidenberg" ergaben sich von selbst. Der Anmarsch war recht interessant, nicht wegen besonderer Klettereien oder Fernsicht, sondern wegen bunter Fels- und Konglomerathänge seltsamster Art. Schon unten im Haupttal liegt ein großes Feld von meist hellroten und hellgrünen, gelegentlich auch violetten und bläulich-dunkeln Kieseln. In der Ausgangsschlucht des großen nördlichen Seitentals sind knallgelbe Wände, dazwischen ein großes hellgrünes Wandstück. Ist man am Grashang zur Linken emporgestiegen und kann man über die wilde tiefe Schlucht hinweg in das Seitental („Buntes Tal") hineinsehen, so erscheint hinter einer großen grünen Wiese ein steiler Berghang, unten rot und darüber mit scharfer Trennungslinie violett, ganz hinten weiße Firnberge. Alle Farben sind unwahrscheinlich leuchtend. Wir erreichten ein kleines steiles Hochtal mit einem an seinen Ufern stark vereisten roten Bach und kletterten am oberen Talende zwischen der Felswand und der wildzerrissenen Zunge eines kleinen Gletschers empor bis zu einer schmalen Schotterterrasse neben zwei roten Wassertümpeln. Dort lagerten wir. Nachts begann es zu schneien, binnen weniger Stunden fielen 5 *cm* Neuschnee. Dario, der trotz unserer dringenden Empfehlung das für ihn bestimmte Zelt nicht hatte heraufzutragen mögen und nur im Zdarsky-Sack nächtigte, wimmerte zähneklappernd vor unserem, nur zwei Mann fassenden Zelt herum. In der Frühe stiegen wir schleunigst wieder ab, indem wir uns gegenseitig das Versprechen gaben, bei besser werdendem Wetter nicht zu schimpfen, sondern sogleich am folgenden Tag wieder hinaufzusteigen. Als wir ganz unten im „Invalidental" waren, zeigten die Wolken tatsächlich schon einige Lücken. Wir folgten nun ohne den Träger dem Wasserlauf durch eine Schlucht bis



Weißhorn, 5980 *m*, und Dent Blanche von Norden

Breithorn, 6850 *m*, vom hintersten Fedtschenkogletscher

Hochtanimas, 6000 *m*, mit Vorgipfel gegen Westen

Wantschgletscher unterhalb vom Paß Kaschalajak gegen Westen

Berge der Darwaser Kette vom Paß Kaschalajak, 4350 *m*, aus

Unterstes 30 *km* langes Ende des Fedtschenkogletschers gegen Norden

zum Ausgang des „Bunten Tales", es gab eine sehr kurzweilige Turnerei über Konglomerate, an glattgewaschenen Wänden vorbei und sogar über große Blöcke im Bach, diesmal ohne Vollbad.

Die Sonne kam und der Neuschnee schmolz, am folgenden Tag, 5. Oktober, waren Wien und ich wieder oben im „Invalidental". Es war uns schon ganz heimatlich geworden. Diesmal lagerten wir bereits vor der Gletscherzunge in 4200 *m* Höhe, da wir uns zu einem anderen Anstieg auf den „Kleinen Invalidenberg" entschlossen hatten. Es war sehr kalt. Wenn man nach Sonnenuntergang aus dem nahen Bach Wasser schöpfte, so schossen, kaum daß das Wasser im Topf war, die Eiskristalle vom Rande nach der Mitte zusammen, und nach den vielleicht zwanzig Schritten bis zum Zelt war bereits eine Eisschicht von 2 *mm* auf dem Wasser. Sobald die Sonne nicht mehr wärmte, war es außerhalb von Zelt und Schlafsack sehr ungemütlich, jede Hantierung drohte sofort zu erlahmen. Deshalb marschierten wir am 6. Oktober erst um 6¾ Uhr ab, leider. Wir stiegen über eine Schuttrunse und Schrofen am Südhang des Ostgrates des „Kleinen Invalidenbergs" empor. Auf der Grathöhe entließen wir den Träger um 9½ Uhr, denn nun folgte bis zum Gipfel ausschließlich Firn und Eis, dies teilweise recht steil und glasig; Dario wäre dort niemals hinaufgekommen. Mit kalten Fingern wurde auf dem Gipfel, 5300 *m*, photogrammetriert. Um 1 Uhr ging's weiter, durch tiefen Pulverschnee den steilen Nordhang 200 *m* hinab zur Scharte und hinüber zum Gipfelaufbau des „Großen Invalidenbergs", 5700 *m*. Die Sonne hatte im Laufe des Sommers auf dem Südhang ein glasiges Wassereis geschaffen, jetzt hatte sie nicht mehr die Kraft, die Oberfläche auch nur ein wenig zu erweichen. Das Eis war überaus hart, dazu durchweg recht steil, bis 50 Grad, und zwar dies auf längere Strecken. Das war selbst für alte Steigeisengeher sehr anstrengend, der Hang gehört sicher zu den längsten reinen Eishängen, die wir erstiegen haben. Von 4 bis 5½ Uhr wurde droben gearbeitet. Die Sonne senkte sich schon bedenklich, aber um so eindrucksvoller war das Gebirge ringsum in den langen Abendschatten. Stolz erhob der Pik Lenin sein Haupt über alle. Auch ins Alaital und zum Alaigebirge konnten wir hinübersehen, obwohl unser Gipfel nicht in der Hauptkette liegt.

Eine Stunde dauerte der Abstieg bis zur Scharte, dann kam die Nacht. Für ein Biwak im kalten Paßwind ohne irgendwelche „warme Sachen" konnten wir uns nicht begeistern. Der Pulverschneehang am „Kleinen Invalidenberg" lockte auch nicht. Wir hatten uns aber den von der Scharte nach Osten und schließlich nach Süden hinausziehenden Gletscher von oben gut angesehen. Zu ihm begannen wir um 7 Uhr abends den Abstieg durch die Wächte der Scharte; der Mond, der um Mitternacht aufgehen würde, würde uns schon genügend Überblick auf dem unbekannten Gletscher geben, so hofften wir. Unsere Taktik bestand also darin, die Zeit bis 12 Uhr möglichst nutzbringend und ohne zu viel zu frieren hinzubringen. Der steile Hang aus harten Konglomeraten war in der Dunkelheit unangenehm genug, aber wir wurden auf ihm schnell warm. Daher setzten wir uns nieder. Es war ein scheußlicher Platz, hart und steil, immer dicht vor dem Abrutschen. Nach gut einer Stunde froren wir derart, daß wir es vorzogen, beim kümmerlichen Schein der Laterne weiter zu rutschen. Unten ging es besser, um 9 Uhr waren wir am Fuß der Wand auf dem Gletscher. Wasser hörten wir gluckseln, doch in der Dunkelheit fanden wir es nicht. Seit unserem Abmarsch vom Zelt hatten wir nichts mehr getrunken. Als wir nun wieder zu frieren begannen, wollten wir es doch mal auf dem Gletscher versuchen. Wir rannten gegen eine mannshohe Wand von Büßerfirn. Also ein Versuch im linken Graben. Anfangs ging es ganz gut, aber dann gerieten wir in ein Gewirr von Spalten. Zurück, warten, Freiübungen. Noch weiter zurück wieder einen Grushang hinauf, warten, frieren. Wiens Füße schmerzten stark, ich wärmte sie abwechselnd zwischen meinen Oberschenkeln.

Endlich pünktlich um Mitternacht kam der Mond. Jetzt konnten wir den Gletscher genügend übersehen und kamen zwischen allen Spalten schnell voran. Allerdings hatte der Gletscher viele blanke Eisflächen. Der unglückliche Wien rutschte mit seinen Nagelschuhen wohl ein Dutzendmal aus und fiel hin, während ich mit meinem Tricouni-Beschlag glimpflicher abkam. Schon um 1 Uhr konnten wir das linke Ufer des Gletschers betreten, gerade dort, wo sein unterer großer Absturz beginnt. Hier fanden wir zufällig ein zugefrorenes Wasserloch und konnten uns endlich satttrinken.

Leider verdeckte uns der Berghang den Mond, die trübe Laterne mußte wieder hervorgeholt werden. Mal am Hang, mal auf den Eiswogen stiegen wir hinab, so gut es eben ging. Wien war beim ersten Vorstoß bis hierher hinaufgegangen und führte deswegen. Aber wir preschten zu sehr voran, wir liefen an unserem ersten Lagerplatz vorbei, ohne es zu merken, die beiden Tümpel waren inzwischen ausgelaufen. Eine unangenehme Stelle kam, Wien verwechselte sie mit einer anderen, bei der man hart unter einer Eiswand entlanggehen mußte. Aber hier war trübes Wasser über eine Platte geronnen, die Eisschicht war nicht zu sehen. Wien rutschte aus, stürzte. Ein Schrei, auf der glatten Rutschbahn gab es kein Halten. Mit Entsetzen sah ich, wie Wien in den dunklen Abgrund sauste. Pickel und Laterne fielen klappernd in die Tiefe, das Licht erlosch, Wien schlug irgendwo auf, einige Steine polterten, dann große Stille. Rufe; o wie gut, Wien gab Antwort.

Das Wasser, das über die Platte geronnen war, hatte sich unter einem haushohen Eisklotz des steilabfallenden, stark zerschrundeten Gletschers einen Weg gegraben, unter dem Eisklotz war eine große Höhle. In dies dunkle Verlies war Wien 10 *m* tief hineingestürzt. Zum Glück war er gerade noch oberhalb einer besonders unangenehmen Steilstufe liegengeblieben, allerdings Kopf voraus; der schwere Rucksack hing ihm über den Kopf hinab und drohte ihn in den Abgrund hinunterzureißen, wo Pickel und Laterne bereits lagen. Doch Wien konnte sich gerade noch auf seine schmale Eisleiste zurückschieben und dort niederkauern. Es war wie ein Wunder, er war kaum verletzt. 2 Uhr nachts. Kriegsrat, was nun tun. Ein Seil hatten wir nicht bei uns. Man mag uns leichtsinnig schelten. Gewiß. Aber außer dem Photogrammeter, dem Stativ, der Meßkette, den Platten und dem Barometer hatten wir wirklich keinen schweren Gegenstand mehr tragen können. Entweder gingen wir ohne Seil oder überhaupt nicht. Die Meßkette hatte leider Wien bei sich. Ich zog Steigeisen an und versuchte Stufen hinabzuhacken. Es ging nicht bei der Dunkelheit. Ganz unten schimmerte etwas Helles, das Loch ging unter dem Eisklotz durch bis in eine breite Querspalte. Ich wollte versuchen von unten einzudringen. Dazu mußte ich erst am Berghang hinauf und dann hinabklettern, aber in der Dunkelheit fand ich schließlich doch keinen Weg in den wilden Eisabbruch hinein. Um 3¼ Uhr gab ich's auf. Wir mußten den Tag abwarten. Wien hatte einen scheußlichen Platz auf seiner schmalen Eisleiste. Es war bitterkalt, ich schätze an —30°. Die Zurufe verstummten allmählich, nur unten und oben ertönte gleichmäßig das Klopfen der aneinandergeschlagenen Stiefel. Um 5 Uhr begann Wien Berg- und Studentenlieder zu singen, bald meldete ich den heraufziehenden Tag. Um 5 Uhr 45 Min. zog ich Steigeisen an, knüpfte den Riemen des Barometers, die Rucksackschnur und einen Bindfaden zusammen, begann mit Stufenhacken und ließ schließlich meinen Eispickel zu Wien hinunter. Wien hatte in der Morgendämmerung sich schon allein durch Stemmen im Eis und mit Steigeisen ein Stück hinaufarbeiten können, nun schlug er sich eine Stufenreihe, ergriff den von mir gehaltenen Riemen und um 6 Uhr 5 Min. war er seiner kalten Eishöhle entstiegen.

Das war einmal wieder gut gegangen.

Nun hatten wir ja Zeit genug. Beim Tageslicht konnte ich von unten herum in die richtige Gletscherspalte hineinklettern, bis zur Eishöhle vordringen und Wiens Pickel holen. Die Laterne hatte den Sturz nicht überstanden.

Der weitere Abstieg war nun einfach. Um 7½ Uhr waren wir bei den Zelten, Darios Freude war groß. Trinken, Essen, dann schlafen bis zum Mittag. Nachmittags waren wir wieder im Standlager. Wien hatte die Bergfahrt nicht geschadet, und mir war sie gut bekommen, die vorletzte Wunde war dabei geheilt und meine Stimmung war wieder vorzüglich.

Es war jetzt an der Zeit, die idyllische Sommerfrische Kusgun-Tokai abzubrechen. Die Träger feierten ein Freudenfest, ein besonders großes Lagerfeuer wurde abends angezündet. Wir alle saßen ringsum, Bodor tanzte, Dario sang, Chodeido dichtete aus dem Stegreif, und wir verstanden doch so viel davon, daß es sich um Ereignisse auf der Expedition handelte. Am 9. Oktober brach die erste Abteilung auf. Schneider hatte Stiefel aus dem Fell unseres letzten Hammels bekommen (Bild Seite 159); es war schon das zweite Paar, das erste, das er nachts vor seinem Zelt hatte stehenlassen, hatte der Hund verspeist. Auf das friedlichste unserer Pferde, Wiens Peter, wurde Schneider gehoben, der Ritt ging recht gut.

Wien und ich ritten erst am 10. Oktober ab und nur ein kurzes Stück talauswärts. Dann stiegen wir mit Dario zum letzten Male in ein Hochlager. Wiederum eine steile enge Schlucht, eisüberzogene Platten und nachts maßlose Kälte. Am 11. Oktober erstiegen wir 4 topographische Punkte, hatten beim letzten, etwa 5000 *m* hohen, durchaus zünftige Eishänge, Spalten und Wächten zu überlisten, aber den Gipfel selbst erreichten wir nicht. Dreiundzwanzig Topoplatten wurden belichtet, auch meine Pik-Lenin-Aufnahme (vor Seite 132) stammt von diesem Berg. Dann eilten wir hinab. Unten in der Schlucht mußte an einer ausgewaschenen Steilstufe Dario und das Gepäck am Packseil hinabgelassen werden, gerade ehe es Nacht wurde. Beim Laternenschein kamen wir um 7½ Uhr bei den Zelten an. Jetzt war auch meine letzte Wunde geschlossen. Am 12. Oktober bekam ich mein Abschiedsvollbad, Schneiders Pferd, das ich ritt, stolperte und wälzte sich im Fluß. Abends waren wir vier wieder beisammen in Altin-Masar.

Rückmarsch und Rückblick

Von Ph. Borchers

Wenn man so lang einträchtig auf einer Expedition beisammen gewesen ist, und diese schön und erfolgreich verlaufen ist, dann darf man mit Recht es bedauern, wenn sie ihrem letzten Ende entgegeneilt und alles wieder auseinandergehen muß. Auch die Träger Bodor, Chodeido und Dario, die wenigen, die mit uns bis zuletzt ausgehalten hatten, waren uns ans Herz gewachsen. Sie selbst schieden von uns ebenso ungern, so sehr sie stets Heimweh gehabt hatten. Ehe sie mit vielen Rubeln Lohn und jedenfalls für sie reichen Geschenken (Stiefel, Kleidung, Messer u. ä.) über den Tachta-Korum wanderten, drückten sie uns immer wieder die Hand, wir mußten ihnen versprechen wiederzukommen, und dann wollten sie wieder für uns tragen. Treu und ehrlich und nach besten Kräften hatten uns alle gedient, die wir angeworben hatten, die russischen Karawanenaufseher und Soldaten, die Tadschiken, die Usbeken und die Kirgisen. Nichts war gestohlen worden, obwohl wir sehr viel hatten herumliegen lassen. Der Ak-Sakal („Weißbart" = Gemeindevorsteher) in Altin-Masar lud uns noch einmal zum Essen ein. Dann zogen wir als Letzte der Expedition am nördlichen Talhang zum Paß Ters-Agar hinauf. Ergreifend großartig war der Blick auf die gewaltigen Nordabstürze von Sandal und Mus-Dschilga, die jetzt erst in ihrer ganzen Größe und Schroffheit herauswuchsen. Mit wehmütigem Herzen ritten wir fort aus diesem schönen Tal. Nach den Errungenschaften der westeuropäischen Zivilisation zog uns eigentlich nichts. Wir hatten ja nicht nur Anstiegsrouten auf die Berge gelegt und Gipfel gesammelt, nein, wir hatten versucht, das Wissenswerte, das Schöne und das Erhabene dieses seltsamen Landes in uns aufzunehmen. Freilich, uns

fehlte noch sehr viel, sein Wesen richtig zu ergründen. Aber wer je auf Asiens Erdboden schlief, wer einmal in Asiens Bergen und Wüsten wanderte, dessen Seele bleibt diesem geheimnisvollsten aller Erdteile ewig verbunden.

Daraut-Kurgan, 2300 *m*, im Alaitale war der Sammelplatz für alle, die noch im Pamir waren (Bild Seite 159), Lentz ausgenommen. Am 17. Oktober brach die stattliche Karawane zu dem Paß Tengis-Bai, 3850 *m*, im Alaigebirge auf. Durch wilde Schluchten führt der Weg, oben hat man noch einmal einen herrlichen Blick auf den Trans-Alai. Der Troß drängte nach Hause, jetzt war keine Last zu schwer, kein Aufbruch zu früh, kein Marsch zu lang. Am 19. Oktober waren wir bereits in der Fergana-Ebene und am 21. Oktober in Osch.

Hier löste sich die Expedition auf. Unsere Dolmetscher, unsere Köche Jegor, Joldasch und Osman, unsere Karawantschi und die Soldaten zogen heim, unsere Pferde wurden verkauft. Rickmers übernahm es, zunächst zusammen mit Professor Schtscherbakoff, dann allein, die letzten Arbeiten abzuwickeln und das Gepäck zu verfrachten. Wir anderen reisten baldigst ab, heim zu den Unsrigen, auch die Expeditionskasse war schmal geworden. Am letzten Oktobertage waren wir in Moskau. Herzlicher Empfang wie vor einem halben Jahr, großes Abschiedsessen beim Volkskommissar Schmidt. Anfang November waren wir wieder in Deutschland, Rickmers Ende November.

Wie der Abschluß, so war auch die gesamte Expedition überaus harmonisch verlaufen. Vertrauensvoll und freundschaftlich hatten russische und deutsche Expeditionsteilnehmer miteinander gelebt und Hand in Hand gearbeitet. Wir schieden voneinander als gute Kameraden mit der Empfindung, daß wir uns gern wieder zu gemeinsamer Arbeit zusammenfinden würden.

Über die bergsteigerischen Ergebnisse darf ich um so unumwundener meiner Freude Ausdruck geben, als ich ja leider an den Besteigungen der 4 höchsten erklommenen Berge nicht teilnehmen konnte. 14 Gipfel unter 4000 *m*, 4 Gipfel zwischen 4 und 5000 *m*, 29 Gipfel zwischen 5 und 6000 *m*, 8 Gipfel zwischen 6 und 7000 *m* und ein Gipfel über 7000 *m* wurden durch die vom Alpenverein entsandten Expeditionsteilnehmer erstiegen, 3 Pässe von Tal zu Tal überschritten. Ferner haben Finsterwalder und Biersack bei ihren Arbeiten viele Gipfel erreicht, letzterer u. a. den 6030 *m* hohen, schwierigen Pik Gorbunoff. Auf die übrigen deutschen und russischen Expeditionsteilnehmer entfallen 3 Gipfel zwischen 5 und 6000 *m*, auf die russischen Bergsteiger ferner 2 wichtige Gletscherpässe, 4800 und 5100 *m*. Der Pik Lenin, 7130 *m*, gehört mit den Himalajabergen Trisul, 7100 oder 7130 *m*, und Kabru, 7300 *m* (Ersteigung zweifelhaft), zu den höchsten bislang erklommenen Gipfeln. Freilich, ohne Erreichung eines Gipfels sind Menschen noch viel höher emporgestiegen, nämlich am Bride-Peak im Karakorum bis 7500 *m*, am Tschomolungma (Mount Everest) bis etwa 8600 *m*, ganz gewaltige Leistungen. Daß wir obendrein den wahrscheinlich längsten Gletscher der Welt fanden, war ein besonderes Glück. Die überaus reichen wissenschaftlichen Expeditionsergebnisse gebührend ausführlich zu würdigen muß ich mir zu meinem Bedauern wegen Raummangels versagen.

Ich bin am Ende meines Berichts und es bleibt mir nur noch übrig, der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft und dem D. u. Ö. Alpenverein für das in uns gesetzte Vertrauen aufrichtig zu danken. Zugleich gebe ich aber auch der Hoffnung und dem Wunsche Raum: Mögen nach uns noch viele deutsche Bergsteiger auf die hohen und schönen Berge dieses geheimnisvollen Erdteils steigen! Möge die Pflege der Auslandsunternehmungen, die uns unser hochverehrter Ehrenvorsitzender Exz. v. Sydow bei seiner Abschiedsrede auf der Hauptversammlung 1928 in Stuttgart als eine der drei großen neueren Alpenvereinsaufgaben ans Herz gelegt hat, freudige Fortführung finden!

Das Expeditionsgebiet im Pamir

Zu den Bild- und Kartenbeilagen der Alai-Pamir-Expedition 1928

Von Dr. Richard Finsterwalder, München

Pamir, jener mächtige Gebirgsknoten im Herzen Asiens, ist selbst ein ödes, wüstenhaftes Hochland, von 3500—4000 *m* Höhe. Es ist im Inneren durchzogen von flachen, vielfach schuttbedeckten Gebirgen, die sich am Rande zu großer Mächtigkeit erheben und sich dann weiter in die Ketten der großen Gebirge Asiens fortsetzen.

Der innere Pamir ist verhältnismäßig gut bekannt, über ihn führen einige, wenn auch schlechte Karawanenwege, auf denen schon mancher Forscher gereist ist. Die schneeschimmernden Berge aber am Rande hatte noch kaum eines Europäers Fuß betreten und weite Gebiete waren völlig unbekannt geblieben; weniger im Osten, wo am eisgepanzerten Mustagata, dem höchsten Berge der Pamirgebiete der Kwenlun wurzelt, als im Westen und Nordwesten, wo bis in die neueste Zeit tiefes Dunkel über den dortigen Gebirgen lag. Dort, im nordwestlichen Pamir in den Gebirgen Transalai und Seltau liegt das Arbeitsgebiet der Alai-Pamir-Expedition. Es grenzt unmittelbar an die westlich liegenden von der Alpenvereinsexpedition 1913 erforschten Ketten Peters des Großen. In der Übersichtskarte sind die Arbeitsgebiete der beiden Expeditionen dargestellt, die Kartenskizze, Seite 155, zeigt schematisch die Hauptreisewege von 1928 und 1913. Während die Expedition von 1913 den langen Weg von Westen durch das hissarische Gebirge und die Täler Bucharas wählte, zog man 1928 den kürzeren Zugang von Norden durch das eigentliche Pamirgebiet vor, der 1913 aus politischen Gründen verschlossen war. Die Arbeitsgebiete der beiden Expeditionen liegen örtlich eng beisammen, an einer Stelle berühren sie sich unmittelbar; aber sie sind doch grundverschieden in vieler Hinsicht, in ihrem Landschaftscharakter, ihren Bergen und Gletschern, so daß die Schilderungen, die von dem Expeditionsgebiet 1913 in dieser Zeitschrift und anderen Veröffentlichungen gegeben wurden, nicht auch für das benachbarte von 1928 gelten. Es soll deshalb hier kurz das Wesentliche über das Forschungsgebiet der Alai-Pamir-Expedition gesagt werden, nicht in Form einer systematischen wissenschaftlichen Beschreibung, sondern es soll ungefähr dem Reiseweg der Expedition folgend geschildert werden, wie sich ihr das unbekannte Land erschlossen hat.

In fünftägiger Bahnfahrt war die Expedition Ende Mai von Moskau durch die fruchtbaren Schwarzerdegebiete Südrußlands, dann durch die weiten Kirgisensteppen am trostlosen Aralsee vorbei durch die Wüsten Westturkestans an den engbesiedelten Oasengürtel gekommen, der sich um den Rand der großen Gebirge legt. In Osch, das am Ende des fruchtbaren Beckens von Fergana gegen die Berge des Alai vorgeschoben liegt, war der große Sammelpunkt der Expedition. Ende Juni konnte der Aufbruch nach Süden, dem Pamir zu, erfolgen.

Der Alai

Den Alai, nach dem die Expedition ihren Namen bekommen hat — etwas mit Unrecht — hat die Expedition nur einmal am Hinweg und einmal am Rückweg kurz gequert. Diese beiden Durchquerungen konnten keinen tieferen Einblick in dieses Gebirgssystem geben, das sich in vielen Ketten in einer Erstreckung von mehreren 100 *km* ostwest vom Tienschan bis Samarkand hinzieht. Der Hinmarsch erfolgte durch das

Der Wasserspiegel des Sees ist starken Schwankungen unterworfen, an seinen Ufern und weiter landeinwärts sind die Spuren höherer Wasserstände erhalten, heute ist der See erneut im Steigen begriffen, er hat die Landenge, die die nördliche Halbinsel mit dem Ufer verband, überflutet und den Pfad, der an seinem Südostufer entlangführt, versumpft. — Ein typisches Bild von der Umgebung des Karakul gibt auch die Aufnahme, Seite 68, mit dem Koksukurbaschi im Hintergrund.

Karadschilgatal und südöstlicher Transalai

Vom Karakul aus begann der Vorstoß in das noch unerforschte Gebiet im Westen. Zunächst führte die Bergsteiger ein Versuch den Pik Lenin von Südosten her zu besteigen in das Karadschilgatal in die Nordwestecke von Pamir. Borchers hat in dem alpinen Bericht diese Gegend geschildert; die Übersichtskarte ist hier nach Skizzen von Schneider gezeichnet. Die flachen, weiten Täler führen in annähernd ausgeglichenem Gefälle zum Teil mit breiter Kiessohle von weiten Talschlüssen ausgehend ins Haupttal vor und dieses selbst in gleicher Weise hinaus zum Karakul. Infolge der hohen Lage der Talsohle, die zwischen 4200 und etwa 4600 *m* liegt, ist die relative Höhe der Berge nicht besonders groß, etwa 1500 *m* (Bilder S. 78). Die Vergletscherung ist in Anbetracht der großen absoluten Höhenlage — die Gipfel erreichen bis zu 6800 *m* (Gr. Kegel), gering. Nur der Karadschilgagletscher, dessen Einzugsgebiet am Transalai-Hauptkamm liegt, besitzt große Mächtigkeit und eine Länge von rund 20 *km*. Er wurzelt in den stark vergletscherten Südhängen des Kisilagin. Die Schuttführung der Gletscher ist gering, nur die Zunge des Karadschilgagletschers ist in ihrem untersten Ende verschüttet; zum großen Teil erfolgt die Abschmelzung durch Verdunsten, eine Folge des sehr trockenen Pamirklimas, das für die Formengestaltung auch in diesem Gebiet von großer Bedeutung zu sein scheint (Bild S. 95).

Die Wasserscheide gegen Westen liegt in dieser Gegend auf einem Gebirgszug, der zwischen Pik Lenin und Kisilagin an der Transalaikette ansetzt, dem Sulumart. Es ist keine ausgesprochen Nordsüd orientierte Kette, wie früher vermutet wurde, sondern ein System von im allgemeinen Ostwest streichenden Kämmen. Deren höchste Erhebungen liegen auf einer Linie, die vom Kisilagin nach Süden verläuft. Die von den Bergsteigern erstiegene, sogenannte „Jorasses", liegt in dieser Linie, auf der Wasserscheide zwischen Karadschilga und Saukdara. Ihre Ersteigung hat einen wertvollen Einblick in die Orographie des Sulumart gegeben.

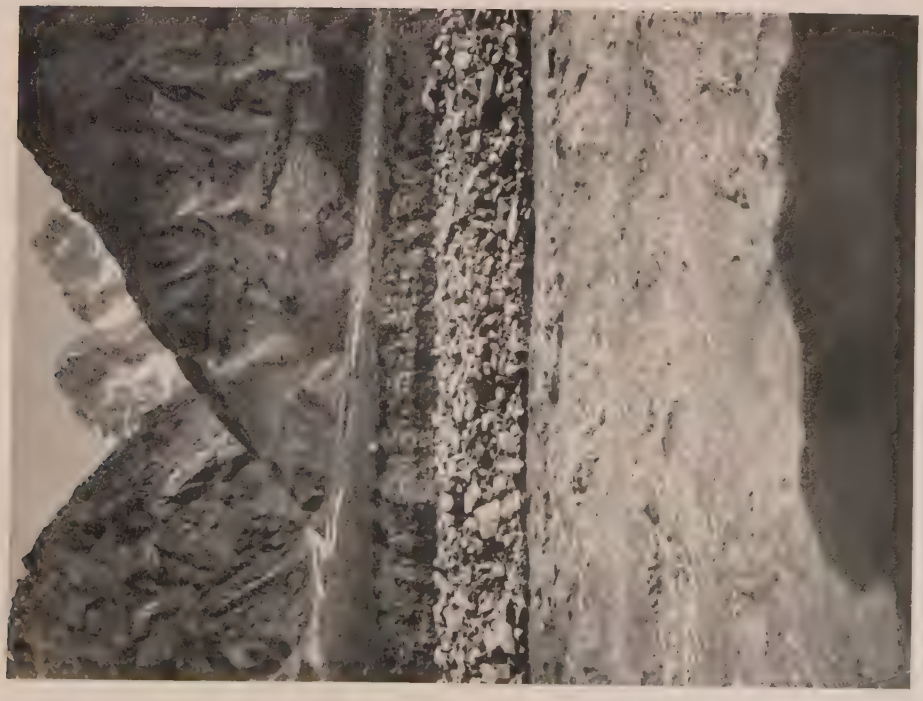
Tanimas

Während die Bergsteigergruppe im Karadschilgatal wertvolle Erschließungsarbeit leistete, war die übrige Expedition unter Rickmers ins eigentliche Hauptarbeitsgebiet vorgedrungen, vom Karakul nach Südwesten und dann direkt nach Westen durch das Tanimastal dem Pamirwestrand zu. Dort galt es den Seltau zu erforschen, der mächtige Gletscher und Gipfel bergen sollte und über den sagenhafte Pässe hinüber in die westlichen Täler nach Darwas und in das Arbeitsgebiet der Alpenvereinsexpedition 1913 führen sollten.

Das Tanimastal entwässert nicht zum zentralen Pamir, es führt zuerst westlich, dann aber bei Kokdschar wendet es sich scharf nach Süden dem tiefgelegenen Bartang zu. Der Tanimasfluß gewinnt so ein stärkeres Gefälle und im Verein mit seiner starken Wasserführung, die von den großen Gletschern gespeist wird, gelingt es ihm, den Schutt bis auf eine verhältnismäßig flache Kiessohle, auf der er in vielen Armen dahineilt, abzutransportieren. Die Talsohle liegt in seinem Oberlauf bei Kokdschar nur noch bei etwa 3000 *m*, die relative Höhe der Berge ist dadurch größer, die Hänge sind steiler geworden; die Berge gewinnen mehr alpinen Charakter.

20 *km* oberhalb Kokdschar bei einer Sohlenhöhe des Tals von 3600 *m* sperrt unvermittelt eine mächtige Gletscherzunge das Tal. Bis an diese Stelle waren bisher

Musdschilga, 6300 *m*, Sandal, 6000 *m*, von Ulfin Masar



Wantschfluß oberhalb Poi Masar

Pik Garmo, 7490 *m*, davor die Berge westlich des unteren Fedtschenko vom Pik Gorbunoff, 6030 *m*

Zungenende des Fedtschenkogletschers mit Schottervorfeld

Expeditionen vorgedrungen, der Gletscher und sein mächtiger Abfluß hatte ihnen Halt geboten. Hier erlebten wir die erste große Überraschung. Die mächtige Gletscherzunge gehört nicht einem großen Tanimashaupttalgletscher an, wie bisher mit Bestimmtheit angegeben worden war, sondern einem Gletscher, dem von den Russen so genannten Notgemeinschaftsgletscher, der von Süden her in gewaltigem Bogen in das Tanimastal vorstößt und es völlig absperrt. Dahinter ist das Haupttal wieder eisfrei, südliche Seitengletscher stoßen wohl noch an 4 Stellen dorthin vor, im großen und ganzen aber führt es unvergletschert, nach oben immer weiter werdend in eine flache Paßlandschaft hinauf, auf der die Expedition ihr Hauptlager, das „Paßlager" aufschlug (Bild S. 115).

Mächtig ist die Gebirgsentfaltung auf der Südseite des Tanimastales. Die Täler sind dort erfüllt vom Notgemeinschaftsgletscher und seinen großen Nebengletschern, sowie den 4 Seitengletschern des Tanimastals, die teils in steilem, schmalem Lauf, teils, besonders im obersten Tanimastal, flach und breit ins Haupttal vordringen. Schroffe Gipfel, aufgebaut aus dunklen paläozoischen Kalken (Kalkwand, 5900 *m*, Schwarzes Horn, 5800 *m*) wechseln ab mit den gewaltigen Bergen der Hohen Wandgruppe, 6300 *m*, die — wie fast der ganze Seltau — aus stark metamorphen, ebenfalls paläozoischen Schiefern bestehen, und im Hintergrund des Notgemeinschaftsgletschers mit mächtigen eisgepanzerten Firndomen und -spitzen; sie werden überragt von dem 6950 *m* hohen Dreispitz, an dem Wien und Schneider in kühnem Vorstoß bis nahe unter den Gipfel gekommen waren.

Sehr verschiedenartig sind die Formen der Gletscher im Tanimas. Zum Teil gleichen sie in ihren großen Formen den Alpengletschern, so besonders Gletscher 2, Bild S. 96, und 3 im eigentlichen Tanimastal, mit ihren großen mäßig steilen Firnbecken, aus denen ein einfacher Gletscherstrom zutal zieht. Der Notgemeinschaftsgletscher dagegen besteht ähnlich wie die Gletscherriesen des Karakorum aus einem großen weitverzweigten System von Gletschern. Sein Firngebiet (Bild S. 105) ist ungemein flach und übertrifft an Größe die von den Alpen her gewohnten Verhältnisse. Sein 40 *km* langer Lauf ist mehrfach gebrochen, mit ungestümer Gewalt bricht er noch weit unten in einer Kurve, die die Richtung seines Laufs um annähernd 120 Grad ändert (Bild S. 95), in ein Chaos von Spalten und Schluchten und Graten aufgelöst, ins Tanimastal vor. Die Gletscher im obersten Tanimastal dagegen sind von sanften ruhigen Formen, spaltenlos und völlig schuttfrei (Bild S. 106). — Etwas aber ist allen Gletschern gemeinsam, nämlich die von der heißen Pamirsonne zerfressene Eisoberfläche, die vielfach in ein Gewirr von kleinen Eiszacken aufgelöst ist (Bild S. 106 u. 158). Im Widerstreit der beiden verschiedenartigen Elemente Sonne und Eis entstehen diese bizarren Formen. Am Fuß jedes Eiszackens ist ein Schmelzwasserloch von 10—30 *cm* Breite und ebensogroßer Tiefe. Das Zackeneis mit seinen Wasserlöchern ist besonders am Notgemeinschaftsgletscher ausgeprägt und bildet ein großes Hindernis beim Begehen des Gletschers. Die tiefgelegenen Gletscherenden sind natürlich der Wärmewirkung der Sonnenstrahlen besonders stark ausgesetzt, die Oberfläche zeigt hier nicht mehr die Kleinformen des Zackeneises auf, sie ist in größere Buckel, Grate, Eistürme, Täler und Schluchten zerfressen, auf weite Strecken vom ausschmelzenden Innenmoränenschutt bedeckt (Bild S. 159 oben).

Von Tanimas zum Pamirwestrand

Beim Vordringen im obersten Tanimastal warteten unser weitere Überraschungen. Es hätte allen Erwartungen entsprochen, wenn das oberste Tanimastal über einen Paß direkt in die westlichen Täler geführt hätte. Oberhalb des Paßlagers aber weitet sich das Tal immer mehr, breite Eiskuchen schieben sich vor, man glaubt in Grönland oder Spitzbergen zu sein. Jenseits eines vom obersten Tanimasgletscher gestauten

1 *km* langen Eissees stoßen wir auf eine ungeheure flache Eismasse — wie sich später herausstellt, ist es der obere Fedtschenkogletscher, der quer zum obersten Tanimastal von Süd nach Nord fließt und weit im Norden bei Altin Masar im Bilandkiktal endigt. Das Tanimastal endet nicht auf den Pamirwestrand aus, es leitet vielmehr auf eine von der Rückwärtserosion der Flüsse noch nicht erreichte Restfläche über, die das mächtige Firnfeld des Fedtschenkogletschers trägt. Ein langer Tagemarsch über einen Eislappen, den der Fedtschenkogletscher ins oberste Tanimastal entsendet, dann über den Fedtschenkogletscher, der hier etwas unter der Firnlinie gequert wird, und über den flachen Firn des Akademiegletschers (Bild S. 116) führt uns immer weiter nach Westen bis wir endlich an einem torähnlichen Einschnitt in der hintersten Umrahmung des Akademiegletschers stehen. Jetzt erst ist der Pamirwestrand erreicht. Mit einem Schlag ändert sich hier das Bild: Hinter uns die weiten flachen Firnfelder des Akademiegletschers, vor uns fallen pralle Felswände in die mit flacher Sohle ansetzenden westlichen Täler ab. In wildem Gletscherbruch stürzen die Eismassen des von Westen her angezapften Akademiegletschers dort hinab, dumpf dröhnend reißen die Spalten auf, von den übersteilen seitlichen Hängen poltern Steinlawinen zutal, tief unten zieht ein mächtiger Eisstrom talaus, dem Haupttal zu, das sich später als das Wantschtal herausstellt. Besonders instruktiv für die Verhältnisse an dieser Stelle des Pamirwestrands sind die Aufnahmen von Borchers, Titelbild und gegenüber Seite 104, der mit Allwein den wilden Abbruch hinunter bis auf die Sohle des Haupttals gestiegen ist. Die eine (Seite 104) ist von halber Höhe des Abbruchs talaus aufgenommen, die andere gibt einen Rückblick auf den gewaltigen Gletscherbruch neben den 2000 *m* hohen Felsabstürzen der Bastion.

Die westlichen Täler weisen hier in typischer Form den westturkestanischen Landschaftscharakter auf, den die Alpenvereinsexpedition von 1913 vorgefunden hat und den besonders Klebelsberg ausführlich geschildert hat. Der Übergang von der Pamirhochfläche, denn dieser gehört der obere Fedtschenkogletscher an, zu den westlichen Tälern vollzieht sich hier längs einer vielleicht tektonischen Bruchlinie völlig unvermittelt. Der Abbruch in die westlichen Täler ist von örtlichem klimatischem Einfluß und besonders für die Existenz des Fedtschenkogletschers wichtig. Die warme Luft, die von den Westwinden durch das Jasgulem- und Wantschtal herangeführt wird, steigt an den schroffen Talschlüssen rasch in die Höhe, kühlt sich ab und verliert ihre Feuchtigkeit in Form von Schnee, der durch den Wind in das Firnbecken des Fedtschenkogletschers getragen wird. Gewaltige Schneemassen lagern sich hier ab in Höhen von 4500—5000 *m*, wo im übrigen Pamir, z. B. im Karadschilgatal, das dem trocknen Pamirklima ausgesetzt ist, noch keinerlei dauernde Schneebedeckung oder Firnbildung zu finden ist.

Der Fedtschenkogletscher

Die nördlichen Seitentäler des Bartang bei Kudara und Oroschor steigen verhältnismäßig schwach gegliedert, kurz und steil zu den höchsten, bis an 7000 *m* reichenden Bergen des Seltau (Dreispitz, Breithorn) auf, die in der östlichen Verlängerung der Jasgulemkette liegen. Jenseits, im Norden unter diesen Bergen, setzen in 5000 *m* Höhe die flachen Firnmulden des Fedtschenkogletschers an. Teile des Firns fließen ins Jasgulemtal, andere ins Wantschtal über, besonders zu letzterem stürzen sie in wilden Gletschern ab. Die Hauptmasse des Firns aber sammelt sich und fließt in kaum merklichem Gefälle nordwärts. Etwa 25 *km* dehnt sich das Firngebiet des Fedtschenkogletschers in südnördlicher Richtung aus, bei einer durchschnittlichen Gesamtbreite von 15 *km*. Schmale, scharfe Grate ragen, über und über eisbedeckt, aus den weiten Firnflächen auf. Wohl erreichen die Berge große Höhen bis zu 7000 *m*, aber die Überhöhung der schon auf 4500—5000 *m* gelegenen Basis ist mit 1500—2000 *m* doch verhältnismäßig gering. Mit dieser Feststellung soll keineswegs das Verdienst der Bergsteiger ge-

schmälert werden, die von den drei stolzen Gipfeln im Hintergrund des Fedtschenkogletschers zwei, nämlich das Breithorn und den Pik Ficker bezwungen haben, während der Dreispitz noch seiner ersten Besteigung harrt. Die Aufnahme gegenüber Seite 152 gibt einen lehrreichen Einblick in die einzigartige Gletscherlandschaft des oberen Fedtschenko.

Die gleiche Aufnahme zeigt uns auch bereits den Mittellauf des Gletschers, der von beiden Seiten durch große Ströme verstärkt, links (or.) vom Akademiegletscher, rechts vom Nalifkingletscher, majestätisch zutal zieht. Breite Innenmoränen begleiten nun den hier rund 2,5 *km* breiten Gletscher, in regelmäßigen Abständen den Strömungslinien des Eises folgend, sie bilden sich beim Zusammenfluß zweier Ströme und trennen sie auch auf dem vereinigten Gletscherkörper (Bild S. 120 und 138).

In großzügiger Kurve umfließt der 2 *km* breite Strom den Pik Gorbunoff, nimmt von links den großen Kaschalajakgletscher auf und in 30 *km* langem nordnordöstlich gerichtetem Lauf, Bild S. 138, stößt er bis ins Bilandkiktal vor. Ein großer, vom Garmo herkommender Gletscher erreicht ihn wohl noch, ohne sich aber mit ihm zu vereinigen. Erst verhältnismäßig spät beginnt das schuttbedeckte Ende des Gletschers, Aufnahme geg. S. 156, die Mittelmoränen werden breiter und mächtiger, die zwischen ihnen gelegenen Eisstreifen keilen aus und es entstehen Oberflächenformen, welche an die von Klebelsberg beschriebenen an den Gletschern Westturkestans erinnern; unregelmäßige Grate, Schründe, Kegel, Löcher und Tümpel, aber doch in zahmen Formen. Das Gefüge der Gletschermasse erhält sich unter dem Schutt bis an das Gletscherende, das keineswegs abgestorben ist, auch heute, trotzdem der Gletscher zurückgeht. Ein mächtiger Gletscherabfluß bricht aus dem Zungenende hervor und breitet in der Seldaraschlucht einen großen Sander, Bild S. 148, aus, mit einer Breite von annähernd 2 *km*. Das Zungenende liegt in etwa 2900 *m* Meereshöhe, in gleicher Höhenlage finden wir im benachbarten Alaital längst schon Sommersiedlungen und Viehweiden. Hier ist alles unter Eis und Schutt begraben, nur an einzelnen Stellen zwischen Randmoränen und der Berglehne findet sich Vegetation: üppige Wachholderbäume, ein Zeichen in welch warme Zonen der Fedtschenkogletscher herabreicht.

Das Gefälle des Gletschers ist von oben bis unten ziemlich ausgeglichen, Spalten sind sehr selten und treten nur in den Kurven auf. Abgesehen von Eissümpfen in der Nähe der Firnlinie ist der Gletscher ziemlich gut gangbar, nur die von der Sonnenwirkung in büßerschneeartiges Zackeneis aufgelöste Oberfläche macht im Mittellauf einige Schwierigkeiten, doch ist es fast immer möglich auf die Mittelmoränen, die meist leichteres Vorwärtskommen gestatten, auszuweichen. Die Expedition hat deshalb auch, nachdem die wissenschaftlichen und bergsteigerischen Aufgaben im Tanimas- und Fedtschenkogebiet gelöst waren, den Weg, den der Fedtschenkogletscher nach Norden wies, benützt, um ihr Standquartier nach Altin Masar zu verlegen.

War die Landschaft im oberen Fedtschenkogebiet weit und offen, ändert sie sich, je weiter wir den Gletscher abwärts nach Norden verfolgen, mehr und mehr. Die Gipfelhöhe der Berge zur Rechten und Linken bleibt im wesentlichen gleich, aber ihre Höhe über der Gletscheroberfläche nimmt dauernd zu, desgleichen die Steilheit der Hänge. Immer drohender und wilder werden die Bergflanken zu beiden Seiten, sie sind nur noch in den obersten Teilen vergletschert und wenn wir das Ende des Gletschers erreichen, stehen wir in einem Schluchttal, inmitten hoher steiler Berge, in der typischen westturkestanischen Gebirgslandschaft.

Während, wie wir gesehen (S. 150), im Firngebiet der Pamirwestrand unvermittelt und klar gegen die westlichen Täler mit ihrem völlig anderen Charakter absetzt, vollzieht sich der Übergang in die westlichen Täler vom Mittellauf bis zum Ende des Fedtschenkogletschers ganz unmerklich ohne irgendwelchen Gefällsbruch. Eine Mittelstellung nimmt der Paß Kaschalajak ein, der den wichtigsten von der Expedition entdeckten Übergang nach Westen darstellt, er führt von dem bereits auf 3800 *m* abge-

sunkenen unteren Fedtschenkogletscher nach kurzem Anstieg auf die Paßhöhe, 4350 *m*, und über einen mäßig steilen Gletscher ins Wantschhaupttal.

Der Fedtschenkogletscher ist von seinen obersten Firnbecken am Dreispitz bis zu seinem Zungenende im Bilandkiktal über 70 *km* lang, er ist einer der größten Gletscher der Welt, wenn wir von den Polargebieten absehen. Der Inyltschekgletscher im Tienschan, dürfte ihn an Länge erreichen, der Siachengletscher im Karakorum an Länge und an Mächtigkeit übertreffen, doch fehlen an diesen Gletschern genauere Messungen, die einen einwandfreien Vergleich zulassen würden[1]). Dem Typ nach steht der Fedtschenkogletscher denen unserer Alpen nahe, wenn er sie auch an Mächtigkeit und Großartigkeit noch weit übertrifft. Seine flachen, riesigen Firnbecken stehen in schroffstem Gegensatz zu den unmittelbar benachbarten firnfeldlosen Gletschern Westturkestans. Hervorgerufen wird dieser Unterschied durch den morphologisch sehr verschiedenen Bau der Gebirge Pamirs und Westturkestans, zum Teil auch durch klimatische Verhältnisse; denn im Firngebiet des Fedtschenkogletschers fallen, wie wir (S. 150) gesehen haben, örtlich bedingt ungewöhnlich starke Niederschläge.

Altin Masar

Acht lange, arbeitsreiche Wochen hatten uns die Forschungen und Bergfahrten in den Schnee- und Eiswüsten des Seltau festgehalten, die große Höhe — wir waren selten unter 4200 *m* gekommen — die Kälte und mancherlei Anstrengungen hatten unseren Kräften zugesetzt. Wir stiegen hinab nach Altin Masar, der ersten Siedlung im obersten Muksutal. Der Herbst war inzwischen gekommen und vergoldete das Laub der Bäume. Die Kirgisen hatten ihre hochgelegenen Almen im Kaindi- und Saukdaratal verlassen und sich in die Winterquartiere von Altin Masar zurückgezogen. In Altin Masar hielten wir kurze Rast.

Hatten wir oben im Seltau die heutige Gletscherentwicklung in ihrer mächtigsten Entfaltung erlebt, so stehen wir in Altin Masar an einem Punkt, wo die eiszeitliche Vergletscherung außerordentliche Ausmaße erreicht hat. Sie hat in dieser Gegend deutliche Spuren hinterlassen, ihr verdankt wohl auch der weite Talkessel seine Entstehung. Drei mächtige Gletschereinzugsgebiete treffen hier zusammen, das des Saukdara- und Bilandkiktals sowie das des Fedtschenkogletschers. Sie alle waren zur Eiszeit von mächtigen über 1500 *m* dicken Eisströmen erfüllt, die sich bei Altin Masar zu dem Muksugletscher vereinigten. Hoch oben an den Hängen des Musdschilga, am Ausgang des Saukdaratales sehen wir heute 1500 *m* über der Talsohle die Schliffspuren des Eises, tiefere Eisstände der Rückzugsstadien sind in der Neigung der Hänge ausgeprägt. Einem solchen Rückzugsstadium verdankt auch die Endmoränenlandschaft bei Damburatschi ihre Entstehung, die an der Mündung des Muksu in den Kisilsu, etwa 60 *km* unterhalb Altin Masar, sich aufbaut. Die Alpenvereinsexpedition von 1913 hat, von Westen her kommend, diese Endmoränen aufgefunden und beschrieben, ohne freilich damals die Verhältnisse im Einzugsgebiet klären zu können.

Man darf, wenn man überhaupt von Altin Masar spricht oder schreibt, etwas nicht unerwähnt lassen, was keiner, der dieses Fleckchen Erde betreten hat, vergessen wird, das ist seine große Schönheit. Gewaltig erheben sich in jähem fast 4000 *m* hohem Aufschwung die Wände des Sandal und Musdschilga, von deren schneegekrönten Häuptern Staublawinen niederdonnern, düster und drohend stehen im Westen die steilen Schluchtwände des Seldara (Muksu) am Ausgang des Fedtschenkogletschers. Ge-

[1]) Der größte Alpengletscher, der Aletschgletscher, ist 26 *km* lang, der größte Ostalpengletscher, die Pasterze, 10 *km*. Ein 70 *km* langer Gletscher würde zum Beispiel vom Hochfeiler durch das ganze Zillertal bis ins Inntal reichen und dieses noch auf weitere 15 *km* ausfüllen. — Nach den neuesten Berechnungen ist der Fedtschenkogletscher sogar 77 km lang und damit wohl der längste Gletscher der Welt.

Mezzotinto Bruckmann

Oberer Fedtschenkogletscher gegen Süden, links vorn Nalifkin-, rechts Mitte Akademiegletscher. Hinten Pik Ficker, 6720 *m*, Dreispitz, 6950 *m*, Breithorn, 6850 *m*

fahrdrohend wälzt der ungestüme Muksu seine trüben Fluten auf breitem Kiesbett vorbei. Hier inmitten dieser unnahbar wilden Hochgebirgswelt blüht und wächst, geschützt und versteckt hinter einem Felsvorsprung und einer Felsinsel in der Schuttsohle des Tals auf breitem Schuttkegel die Oase Altin Masar. Zwischen Hainen lagern auf frischgrünen Wiesen die Kirgisen mit ihren Jurten und Herden.

Saukdaratal und westlicher Transalai

Kurze, aber kraftspendende Rast hielten wir in dem einzigschönen Altin Masar, dann ging es nochmals in mehrere Gruppen verteilt zum letzten Vorstoß in die Berge. Wir folgen noch kurz den Bergsteigern, die durch das Saukdaratal zu ihrem heißersehnten Ziel, dem Pik Lenin, ausziehen.

Von Altin Masar geht es durch eine enge Mündungsschlucht auf schmaler Kiessohle, aber in gleichmäßiger schwacher Steigung ins Saukdaratal, das rein ostwestlich parallel zum Transalaihauptkamm 30 *km* weit hinzieht. Ganz hinten gabelt es sich, ein Ast wendet sich nördlich zum Pik Lenin, einer südlich, er zieht bis unter der Jorasses vorbei. Auffallend ist die geringe Neigung der Talsohle, sie beträgt bis Kusguntokai auf 30 *km* kaum 400 *m*, also wenig über 1 Prozent und ist geringer als die Neigung aller entsprechenden benachbarten Täler. Das bedingt bei der tiefen Lage des Talausgangs eine sehr große relative Gipfelhöhe und trotz der ziemlichen Breite des Tals eine erhebliche Steilheit der Hänge, wenigstens in den unteren Partien. Eine typische Aufnahme des Saukdaratals ist die von Borchers, Seite 132. Sie zeigt auch deutlich die glaziale Ausgestaltung des Talprofils. Die Transalaikette ist keineswegs, wie sie von ferne erscheint, ein massiver ungegliederter Gebirgszug, sondern von zahlreichen Seitentälern zerschnitten und eingeschartet. Ihre Nordseite besteht aus vielfach roten Gesteinen, die dem Mesozoikum (hauptsächlich Kreide) angehören, ihre Südseite aus paläozoischen Schiefern, wie der Großteil des Expeditionsgebietes. Die Gipfelhöhe der vielfach massigen, plumpen Gipfel steigt von West nach Ost an, vom 4500 *m* hohen Chaisas bei Darautkurgan bis sie im Pik Lenin, 7130 *m*, kulminiert, weiter östlich sinkt sie wieder ab. Bedeutend ist die Gletscherentwicklung des hinteren Saukdaratales, der vom Pik Lenin nach Süden und dann in großem Bogen nach West abfließende Saukdaragletscher erreicht eine Länge von etwa 20 *km*, im großen und ganzen herrscht der alpine Gletschertyp vor, nur die Oberflächenform der Gletscher ist, wie im ganzen Gebiet, stark von der Trockenheit und der starken Sonnenstrahlung beeinflußt.

Der Garmoknoten

Die Alpenvereinsexpedition von 1913 hatte ähnlich wie die Alai-Pamir-Expedition die Erforschung des Pamirwestrands zum Ziel. Sie war aber von Westen her durch die Gebirgstäler Ostbucharas dorthin vorgedrungen, und hatte vor allem die westliche Kette Peters des Großen, das Hochland von Tuptschek und einen Teil der ungemein wilden östlichen Kette Peters des Großen zum Gegenstand eingehender Forschung gemacht, weiter im Süden die Masarischen Alpen in großen Zügen erschlossen. Dem eigentlichen Pamirwestrand ist sie bei der Unternehmung in das Garmotal am nächsten gekommen (vgl. Bild S. 157). Im Hintergrund des Garmotales entfaltet sich die östliche Kette Peters des Großen zu unerhörter Mächtigkeit, die Darwaskette stößt von Süden zu ihr, an dem Knotenpunkt der beiden Ketten liegt der höchste Gipfel der beiden Ketten, nach der Alpenvereinsexpedition 1913 der Sandal mit 7050 *m* Höhe[1]).

Die Alai-Pamir-Expedition, die von Osten her zum Pamirwestrand vorstieß, hat

[1]) In Wirklichkeit heißt der höchste Gipfel Pik Garmo, während der Sandal, der vorgeschoben gegen Altin Masar liegt, nur 6100 *m* hoch ist. — Die Deimlersche Messung mit 7050 *m*, die an sich richtig ist, bezieht sich auf einen dem höchsten Gipfel, der damals im Nebel war, südlich vorgelagerten Berg.

das Arbeitsgebiet von 1913 nicht erreicht, ausgenommen im Wantschtal und im Norden auf den alten Moränen des Muksugletschers bei Damburatschi, wohin Rickmers einen kurzen Abstecher machte. Zwischen den Arbeitsgebieten der beiden Expeditionen befindet sich ein Streifen, der weder 1913 noch 1928 betreten, zum Teil jedoch eingesehen werden konnte. Der wichtigste Teil dieses unbetretenen Gebietes ist die erwähnte Kulmination der östlichen Kette Peters des Großen, der Garmoknoten.

Einblick in den Garmoknoten und die wilde Kette von Darwas hatten wir zuerst vom oberen Fedtschenko, von dort fesselte vor allem das mächtige, alles an Höhe weitüberragende Firntrapez des Garmogipfels. Dann führte uns der Marsch über den unteren Fedtschenkogletscher unmittelbar am Garmoknoten vorbei, aber die jähen Felswände der gegen den Fedtschenkogletscher vorgelagerten Ketten verwehrten einen tieferen Aufschluß über das Innere des mächtigen Gebirgsstocks. Ein Versuch der Bergsteiger, den Garmo zu besteigen, setzte an einer vom Garmo noch 15 *km* entfernten Vorkette an und scheiterte noch weit unter deren Kammhöhe, so daß auch dieses Unternehmen keine weitere Klärung brachte.

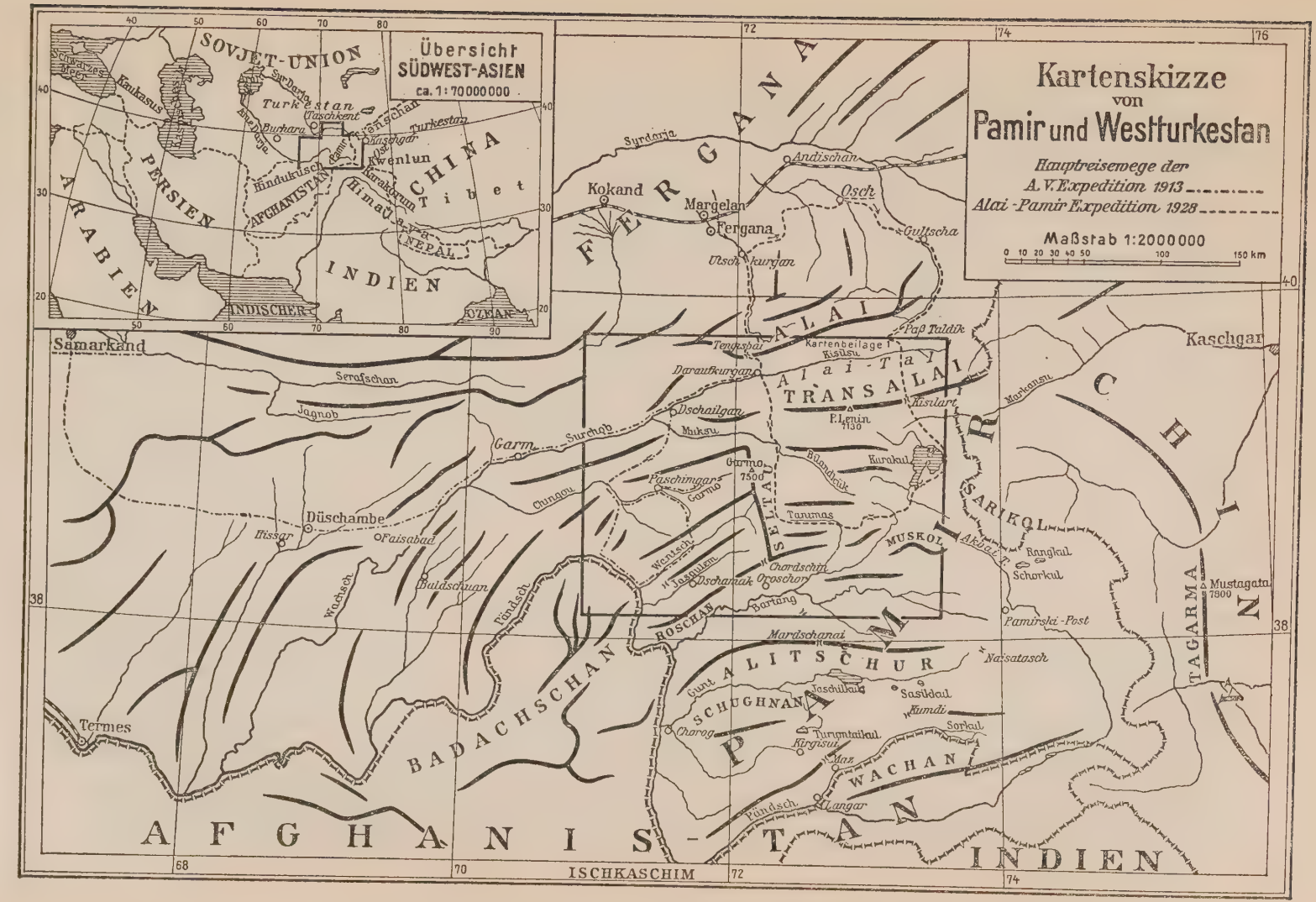
Erst die photogrammetrischen Aufnahmen von der Kaindikette und vom Pik Gorbunoff (S. 156 und 148) haben das Geheimnis des Garmoknotens einigermaßen geklärt. Die Auswertung dieser Aufnahmen, die erst nach der Expedition erfolgen konnte, hat ergeben, daß nicht allein die Alpenvereinsexpedition 1913, sondern auch wir bei der Alai-Pamir-Expedition die Ausmaße und Wildheit dieser Gebirgsgruppe weit unterschätzt hatten. Überraschend war besonders die Bestimmung der Höhe des Garmo, die knapp 7500 *m* erreicht. Der Garmo ist damit der höchste Berg Rußlands, nicht, wie bisher angenommen wurde, der Pik Lenin, der mit 7130 *m* weit hinter der Höhe des Garmo zurückbleibt. — Vom Garmo zieht nordwärts und südwärts eine hohe Kette mit massigen Gipfeln, die nach Osten vielfach in furchtbaren Schieferwänden abstürzen. Sehr groß ist auch die relative Höhe dieser Kette, denn sie überhöht den Fedtschenkogletscher um 4000 *m*. In ihrem nördlichsten Ausläufer stehen der Musdschilga und Sandal bei Altin Masar. Außerordentlich schwierig dürfte eine Ersteigung des Garmo und seiner Nachbargipfel von der Ostseite, vom Fedtschenkogletscher her sein, nach den Beobachtungen der Expedition von 1913 bietet die Westseite vom Garmotal her eher eine Anstiegsmöglichkeit, da im hinteren Teil die Gletscher weniger steil mit Firnfeldern mehr alpiner Art bis weit hinauf reichen. Auf der Ostseite dagegen setzen, soviel wir feststellen konnten, sowohl der östliche Garmogletscher wie der Kleine Tanimasgletscher unvermittelt unter steilen Felswänden an.

Wie bereits eingangs erwähnt, macht die vorstehende kurze Beschreibung des Expeditionsgebiets keinerlei Anspruch auf Vollständigkeit und systematische Durcharbeitung, sie soll das, was in den Berichten der Bergsteiger über das Expeditionsgebiet gesagt wurde, zusammenfassen und ergänzen; sie soll, wie ich betonen möchte, kein Auszug aus der umfangreichen und vielseitigen wissenschaftlichen Tätigkeit bei der Expedition oder deren Ergebnissen sein. Wer sich über die wissenschaftliche Tätigkeit, die sich auf Topographie, Geologie, Zoologie und Sprachforschung erstreckte, unterrichten will, der sei auf den vorläufigen Expeditionsbericht in der „Deutschen Forschung" verwiesen[1]). Die endgültigen wissenschaftlichen Ergebnisse werden erst später vorliegen und veröffentlicht werden.

Die wissenschaftliche und bergsteigerische Tätigkeit der Alai-Pamir-Expedition haben das gemeinsam, daß sie beide völliges Neuland vor sich hatten, das sowohl der Wissenschaft wie dem Alpinismus eine Fülle der dankbarsten Aufgaben bot. In enger,

---

[1]) „Deutsche Forschung" Heft 10. Die Alai-Pamir-Expedition 1928. Verlag Karl Siegismund, Berlin.


Kartenskizze
von
Pamir und Westturkestan
Hauptreisewege der
A. V. Expedition 1913
Alai-Pamir Expedition 1928
Maßstab 1:2000000
0 10 20 30 40 50 100 150 km
Übersicht
SÜDWEST-ASIEN
ca. 1:70000000
SOVJET-UNION
Turkestan
Taschkent
Buchara
Kaschgar
Turkestan
Kwenlun
CHINA
Tibet
Himalaya
NEPAL
INDIEN
INDISCHER
OZEAN
PERSIEN
ARABIEN
AFGHANISTAN
Kaukasus
Schwarzes Meer
Kaspisches Meer
Hindukusch
Karakorum
Syrdarja
Kokand
Margelan
Fergana
Andischan
Osch
Gultscha
Utschkurgan
FERGANA
ALAI
Paß Taldik
Kartenbeilage 1
Kisilsu
Tengisbai
Daraufkurgan
Alai-Tal
TRANSALAI
Kisilart
P. Lenin
7130
Markansu
Kaschgar
CHINA
Samarkand
Serafschan
Jagnob
Dschailgan
Muksu
Garm
Surchob
Garmo
7500
Paschimgar
Garmo
Bilandkük
Karakul
SELTAU
Tanimas
SARIKOL
Akbai T.
Rangkul
Schorkul
MUSKOL
Chungou
Düschambe
Hissar
Faisabad
Wachsch
Baldschuan
Pändsch
Wentsch
Jasgulem
Dschamak
Chordschin
Oroschor
Bartang
ROSCHAN
Pamirski-Post
Mustagata
7800
TAGARMA
Mardschanai
ALITSCHUR
Naisatasch
Gunt
SCHUGHNAN
Jaschilkul
Sasikkul
Kumdi
Sorkul
Chorog
Turumtaikul
Kirgisai
Maz
WACHAN
Langar
Pändsch
PAMIR
BADACHSCHAN
Termes
AFGHANISTAN
INDIEN
ISCHKASCHIM
38
68
70
72
74
76
40
30
20
50
60
70
80
90

erfolgreicher Zusammenarbeit ist es gelungen einen Teil dieser Aufgaben zu lösen, ein großer Teil aber ist nur teilweise oder gar nicht gelöst worden. Die Weiterführung dieser unvollendeten Arbeiten ist späteren Expeditionen vorbehalten.

Bemerkungen zur Kartenbeilage

Wenn in dieser Zeitschrift im wesentlichen von der alpinistischen Tätigkeit der Alai-Pamir-Expedition die Rede sein sollte, so durfte doch ein Ergebnis auch der wissenschaftlichen Expeditionsarbeit nicht fehlen, nämlich eine Übersichtskarte.

Die Übersichtskarte umfaßt nicht nur das Arbeitsgebiet der Alai-Pamir-Expedition, sondern auch zum größten Teil das der Alpenvereinsexpedition 1913. Eine Ausdehnung der Karte auf das Expeditionsgebiet von 1913 schien deshalb wünschenswert, weil es durch die Arbeiten von 1928, die eine Fortsetzung und Ergänzung derer von 1913 sind, neue Bedeutung und Interesse gewonnen hat. Zudem sind die kartographischen Ergebnisse von 1913 nur zum Teil und zwar in einem vorläufigen Kammverlaufsschema in dieser Zeitschrift 1914 veröffentlicht worden, während die spätere Auswertung der photogrammetrischen Aufnahmen der Mehrzahl der Mitglieder unbekannt geblieben sein dürfte. Sie wurde bei der Herstellung der Übersichtskarte verwertet.

Die auf der Übersichtskarte dargestellten Gebiete sind keineswegs mit einheitlicher Genauigkeit und Vollständigkeit wiedergegeben. Der Stand der Forschung in den einzelnen Teilen ist außerordentlich verschieden, dementsprechend ist die Karte in sich inhomogen und bis zu einem gewissen Grad Stückwerk.

Im einzelnen wurden folgende Unterlagen benützt.

1. Im Expeditionsgebiet der Alai-Pamir-Expedition die dem Heft 10 der „Deutschen Forschung" beigegebene Kartenbeilage[1]). Dieser Teil ist nach der vorläufigen Triangulation auf Grund photographischer Aufnahmen gezeichnet. Zuverlässig und vollständig ist er vor allem im Fedtschenko- und Tanimasgebiet, weniger im Saukdara- und Karadschilgatal, nur schematisch ist der Transalai und Teile des inneren Pamir, sowie das Einzugsgebiet des Bilandkiktals wiedergegeben.

2. Im Expeditionsgebiet der Alpenvereinsexpedition 1913: a) Die Kammverlaufskarte von Karategin, die von Dr. v. Gruber aus dem photogrammetrischen Material der Expedition von 1913 konstruiert wurde[2]); sie umfaßt den Kammverlauf der westlichen Kette Peters des Großen und das Hochland von Tuptschek; b) die dem Buch von Klebelsberg „Beiträge zur Geologie Westturkestans"[3]) beigelegte schematische Kartenskizze 5, nach ihr wurden die Masarischen Alpen gezeichnet; die Darstellung der Gletscher im ganzen Gebiet stützt sich auf die eingehende Gletscherbeschreibung in dem genannten Buch von Klebelsberg; c) Garmo-, Gando- und Sagrantäler sind nach orientierten Meßaufnahmen von Deimler entworfen.

3. Die südlichen Muksuseitentäler zwischen Sagrantal und Altin Masar sind auf Grund einer schematischen Skizze von Korschenjevsky[4]) gezeichnet.

4. Die Randgebiete; das Bartangtal im Süden, Alaital und Teile des Alai im Norden sowie der innere Pamir sind auf Grund der russischen 10-Werst-Karte 1:420000 wiedergegeben. In diesen Teilen sind nur die Haupttalzüge einigermaßen zuverlässig, während die Darstellung der Gebirge höchst unsicher ist. Dieser Unsicherheit entsprechend wurden dort außer den Tallinien nur die Züge der Hauptkämme eingezeichnet.

[1]) Siehe Anm. S. 154.

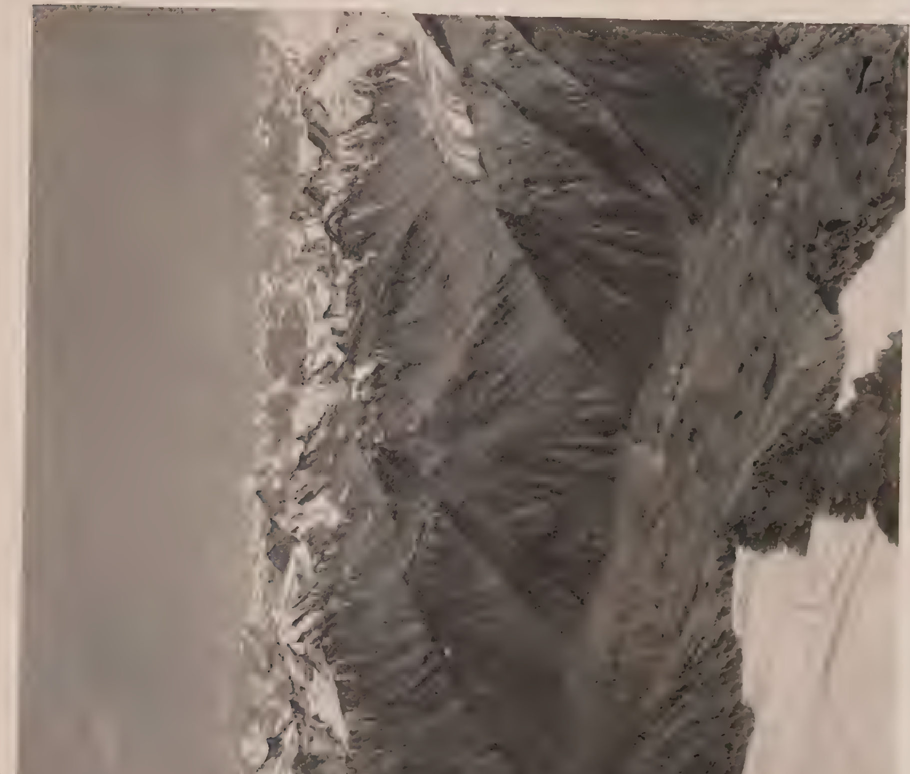
[2]) Veröffentlicht in der Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde, Berlin 1925; siehe darüber auch Dr. O. von Gruber: „Die topographischen Ergebnisse der Pamirexpedition 1913 des D. u. Ö. Alpenvereins". Int. Archiv für Photogrammetrie, Wien 1923.

[3]) Universitäts-Verlag Wagner, Innsbruck 1922.

[4]) „Muksu u. seine Gletscher" (russisch). Arbeit der Hydrometrischen Abteilung Bd. 1, Heft 1. Taschkent 1927.

Mezzotinto Bruckmann

Unterster Fedtschenkogletscher, Talseit gegen Garmoknoten (Mitte Garmo, 7500 *m*)



Blick vom Gebiet der Expedition 1913 (Mirsataisch) gegen den Pamirwestrand. Hinten die Berge des Fedtschenkogletschers, vorne das verschüttete Ende des Garmogletschers

Schwieriges Vorwartskommen am Notgemeinschaftsgletscher

Kamelkarawane in Osch

Auf der Zunge des Gletschers Tanimas 2

Schneider nach Rückkehr vom Pik Lenin

Die Teilnehmer der Alai-Expedition Oktober 1928
Von links nach rechts, hintere Reihe: W. Reinig, L. Nöth, H. Biersack, K. Wien, E. Schneider, R. Finsterwalder; vordere Reihe: E. Allwein, W. K. Rickmers, Ph. Borchers

Im Karadschilgatal, ganz rechts Trapez, 6100 *m*

Kirgise mit Yak, Karadschilgatal

Mit Schlitten auf dem Akademiegletscher

Im Lager Kusguntokai

Das vergletscherte Areal der Glocknergruppe

Von Dr. V. Paschinger, Klagenfurt

Mit der neuen, als Beilage zur Zeitschrift 1928 erschienenen Karte der Glocknergruppe hat der D. u. Ö. Alpenverein ein Werk geschaffen, das nicht nur den Bergsteigern große Dienste erweist, sondern auch wissenschaftlich einen großen Fortschritt bedeutet. Es ist die erste auf photogrammetrischer Grundlage ausgearbeitete genaue Darstellung eines großen vergletscherten Ostalpengebietes östlich der Schweizer Grenze. Sie gibt die Möglichkeit, endlich auch in diesem Alpenabschnitte einmal eine genaue Ausmessung des Gletscherareals einer Gruppe vorzunehmen und damit künftig die Gletscherschwankungen hier ungleich besser, umfassender zu verfolgen, als es mit der Messung der Längen-, Breiten- und Dickenveränderungen einiger weniger, wenn auch wichtigster Einzelgletscher möglich ist.

Wenn die Angaben, welche sich in den vielen Führern, Monographien, Handbüchern und sonst über die Areale der Ostalpengletscher finden, großenteils ungenau und unrichtig sind, so hat dies seinen Grund eben darin, daß sie auf Kartenaufnahmen aus den 1870er Jahren beruhen und seither noch für keine Gletschergruppe östlich der Schweizer Grenze eine exakte Neuvermessung veröffentlicht worden ist. Für ein paar Einzelgletscher (Sulden-, Gepatsch-, Vernagt-, Hintereis-, Gliederferner) haben die führenden Gletscherforscher S. Finsterwalder, A. Blümcke und H. Heß schon früher ausführliche solche Neuvermessungen geliefert, nun ist, in der Glocknerkarte, auch die Vergletscherung einer großen Gruppe exakt dargestellt.

Seit einigen Jahren mit den Nachmessungen an der Pasterze beschäftigt, hielt ich es für meine Aufgabe, auf der neuen Karte die Gletscherareale auszumessen. Die auf ein völlig selbständiges Triangulierungsnetz bezogene und mit allen bisherigen Erfahrungen der Photogrammetrie von Dr. R. Finsterwalder durchgeführte Aufnahme, sowie die von H. Rohn mit aller Sorgfalt entworfene Zeichnung bieten für diese Aufgabe eine Grundlage, die an Verläßlichkeit und Bearbeitungsmöglichkeit nichts mehr zu wünschen übrigläßt. Verringert schon der Maßstab von 1:25 000 eine Fehlerquelle der Ausmessung, so noch mehr die deutliche und, da die Aufnahmen nur bei günstigen Schneeverhältnissen im Hochsommer erfolgten, wahre Begrenzung der Gletscherflächen unter Ausschluß der häufigen selbständigen Firnflecken ihrer Umgebung. Die Durchziehung aller der engständigen Isohypsen über die Gletscher und ihre moränenbedeckten Partien ermöglicht überhaupt erst eine verläßliche Auswertung der Oberflächenentwicklung und, überdies unterstützt durch reichliche Kotierung der Gletscherränder und -enden, der orometrischen Werte (mittlere Höhe und Böschung). Erst diese Karte gestattet, eine sichere Abgrenzung von nur durch Firnscheiden getrennten Nährgebieten vorzunehmen (Fruschnitz—Teischnitzkees, Oberster Pasterzenboden—Wasserfallwinkelkees). Die im einzelnen oft außerordentlich von den früheren Ausmessungen abweichenden Ergebnisse müssen daher zum Teil auf die Unzulänglichkeit des älteren Kartenmaterials und dürfen nicht ohne weiters auf periodische Arealveränderungen zurückgeführt werden. Für die Glocknergruppe beginnt erst mit der neuen Karte die Vergleichsmöglichkeit und damit auch die allgemeine Geschichte ihrer Gletscherschwankungen.

Die Ausmessung erstreckte sich auf alle in der Karte benannten, überdies auf einige unbenannte Gletscher, wie jene im Bauernkarl und an der Nordostflanke des Hohen Tenn. Die kleineren Firne wurden als Gesamtfläche in das Gletscherareal der Gruppe einbezogen. Vom Eis umflossene, selbst unbedeutende Felspartien sind nicht mitvermessen und ebenso wurde an den Eishängen die Felsdurchsetzung berücksichtigt. Mit Ausnahme des Boggeneikeeses, das als völlig selbständiger Gletscher erscheint und auch bei älteren Ausmessungen als solcher behandelt wurde, sind die regenerierten Gletscher mit den bezüglichen Nährgebieten zusammengefaßt. Die Ermittlung der wahren Oberfläche ergab sich nach dem in A. Pencks Morphologie[1]) angegebenen Verfahren, indem Flächen möglichst gleicher Isohypsendistanz mit dem der durchschnittlichen Neigung entsprechenden, graphisch ermittelten Koeffizienten multipliziert wurden. Nach Poncks Anweisungen[2]) erfolgte auch die planimetrische Auswertung der mittleren Höhe und die rechnerische der mittleren Böschung, wobei die den regenerierten Gletscher von seinem Nährgebiet trennenden Felsflächen ausgeschaltet wurden.

Da weder die Absicht, noch die Notwendigkeit vorlag, die einzelnen Gletscher für sich zu behandeln, wurden die wichtigsten Ergebnisse der Ausmessungen tabellarisch zusammengestellt, was auch dem Überblick über die Vergletscherung der ganzen Gruppe und der Erfaßbarkeit der Mittelwerte zugute kommt. Den Zwecken vergleichender Untersuchungen hinsichtlich der Schwankungen und ihrer Faktoren dienen neben den orometrischen Werten auch die Areale der Ausmessungen Ed. Richters und die Angaben über die Exposition der Firnflächen und die Höhe der Gletscherenden.

Gletscher	Auslage	Areal in ha Ed. Richter	Areal in ha Paschinger	Veränderung %	Mittlere Böschung	Mittlere Höhe m	Gletscherende m
Pasterzenzunge	SO	864	626		6½°	2460	2020
Hofmannkees	O		167		32°	3040	
Inn-Glocknerkar	O		135		35°	3070	
Teufelskamp	O		127		31°	3260	
Schneewinkelzufluß	O		612		19°	3030	
Rifflzufluß	S		782		13°	3130	
Pasterze (mit Firnflecken)	SO	3196	2453	— 23,3		2890	
Hint. Kasten	W		13				
Vord. Kasten	S	96	83	— 13,5	21°	2795	2520
Laperwitz	S	343	296	— 13,7	25°	2960	2380
Fruschnitz	SW	306	320	+ 4,6	21°	3110	2340
Teischnitz	S	360	310	— 13,9	23°	3120	2300
Ködnitz	S	231	202	— 12,5	20°	3050	2660
Gamskopf	S		11				
Leiter	S	163	81	— 8,6	17°	2990	2780
Hohenwart	S		68		19°	2970	2780
Schwerteck	NO	151	162	+ 7,3	26°	2930	2550
Kellersberg	NO		25			3035	2824
Glocknerkamm			1571		21½°	2995	
Ödenwinkel	NW	324	311	— 4,0	22°	2560	2100
Rifflkees	W	150	134	— 10,7	29°	2850	2550
Totenlöcher m. Unt. Riffl	NW	244	204	— 16,4	25°	2650	2280
Karlinger m. Winterg.	N	556	501	— 9,9	24°	2720	2030
Bockkar	SO	456	441	— 3,3	18°	2920	2140
Fuscherkar	N	266	265	— 0,3	28°	2755	2080
Kapuziner	N		32				2160
Gamskar	O		48			2635	
Nördl. Pfandlscharten	N	146	33	+ 8,3	18°	2510	2420
Spielmann	NW		77		22°	2725	

[1]) I. Bd. S. 54. [2]) ebd. S. 43 u. 48.

Gletscher	Auslage	Areal in ha Ed. Richter	Areal in ha Paschinger	Veränderung %	Mittlere Böschung	Mittlere Höhe m	Gletscherende m
Brennkogl	NO	121	151	+ 24,8			2380
Sonnenwelleck	SO		9				2560
Guttal	S	108	52	— 51,8		2840	
Südl. Pfandlscharten	SW	113	94	— 17,1	17°	2710	2530
Freiwand	SO	84	62	— 25,7	19°	2865	2640
Wasserfallwinkel	S		263		14°	2860	2560
Tauernhauptkamm			2677		21½°	2738	
Gr. Eiser	O	144	116	— 19,4	18°	2680	2480
Kl. Eiser	NW	51	53	+ 4,0	16°	2710	2570
Grießkogl	O	70	55	+ 10,0	23°	2780	2560
Kl. Grießkogl	O		22			2760	
Hochweißenfeld	N	121	103	— 14,9	25°	2780	2250
Wurfer	NW	136	76	— 28,7	22°	2690	2440
Geral	NW		21				2600
Maurer	W	100	65	— 35,0	16°	2745	2570
Wasserfall	O	19	16	— 15,8			2910
Winterkar			6				
Unt. Eiser	NW	42	60	+ 42,9	22°	2750	2440
Schmiedinger	NO	313	264	— 15,3	20°	2710	2360
Kammer	NO	32	17	— 46,9			
Kapruner Kamm			874		20°	2734	
Bärenkopf	N	378	413	+ 9,3	26°[1])	2860	2100
Hochgruber	O	333	222	— 26,7	22°	2875	2300
Ob. Klockerin			22				
Klockerin	N	72	88	+ 22,2	23°	2410	2020
Teufelsmühl	SO	78	107	+ 37,2	30°	3215	2750
Boggenei	O	15	55	(+ 267)		(2075)	1760
Sandboden	O	71	102	+ 43,6	34°	2840	2120
Wielinger	N	183	141	— 22,9	32°	2900	2080
Walcher	O	108	132	+ 22,2	23°	2650	2140
Fochez	N		21				
Bauernkarl	NW		21				
Hoch Tenn			13				
Hirzbach	N	138	89	— 4,3	26°	2725	2340
Tenngruben	N		43				
Kaindl	O		33				2940
Schmalzgruben	NO		39			2790	2520
Brachkees	NO	30	48	+ 60,0		2620	2400
Fuscherkamm			1609		26½°	2741	
Glockner Gruppe		9846	9281	— 5,74			

Verteilung und Beziehungen der vergletscherten Areale

Unter den 59 Gletschern befinden sich nur 3 primäre, nämlich Pasterze, Ödenwinkel- und Karlinger Kees, die an dem kurzen meridionalen Stück des Tauernbogens zwischen Eiskögele und Hoher Riffl wurzeln, das hiermit der wichtigste Vergletscherungsknoten der ganzen Gruppe ist. Aber diese 3 Gletscher machen schon 35% der Gesamtvergletscherung aus, was freilich auf die überragende Größe der Pasterze zurückgeht, auf die allein über 26% entfallen. Die Pasterze ist daher bei Zusammenstellung von orometrischen Werten innerhalb der Gruppe als Individuum für sich zu betrachten, damit nicht allfällig vorhandene Beziehungen zwischen den Arealen und ihren Faktoren überdeckt werden. Auf den Glocknerkamm entfallen dann 11 Gletscher mit 17% Anteil an der Gesamtvergletscherung, auf den Tauernhauptkamm 16 Gletscher mit 29%, auf den

[1]) Ohne Schwarzköpflkees.

Kapruner Kamm 13 Gletscher mit 10% und auf den Fuscher Kamm 18 Gletscher mit 17%. In diesen Anteilen spiegeln sich natürlich weniger die mittleren Kammhöhen, die in den bezüglichen Abschnitten 3136, 3024, 2557 und 2691 *m* betragen[1]), als vielmehr die Areale der Firnfeldregion. Nimmt man 2700 *m* als deren durchschnittliche untere Grenze an, so liegen darüber in Prozenten des Gesamtareals der Glocknergruppe (mit der östlichen Begrenzung nach Böhm): im Glocknerkamm 4,7, im Tauernhauptkamm 5,3, im Kapruner Kamm 1,7, im Fuscher Kamm 3,6, im Bereich der Pasterze 4,0. In der Proportion dieser auf die einzelnen Abschnitte entfallenden Areale der Firnfeldregion zu den bezüglichen Vergletscherungsflächen bleibt jene des Glocknerkammes am meisten zurück, wahrscheinlich wegen der südlichen Auslage, in der die Gletscher schon sehr hoch enden.

Vielmehr fallen diese Verhältniszahlen mit der durchschnittlichen Größe der Gletscher zusammen, die für den Tauernhauptkamm 167 ha, für den Glocknerkamm 143 ha, für den Fuscher Kamm 89 ha, für den Kapruner Kamm 67 ha beträgt. Letzterer Wert ist aber nur auf Rechnung des für den Kapruner Kamm außergewöhnlich großen Schmiedingerkeeses zurückzuführen, der übrigens, wie schon E. d. Richter[2]) bemerkte, aus der Vereinigung von 2 Firnfeldern entstanden ist. Schließt man ihn aus der Mittelbildung aus, so ergibt sich eine mittlere Fläche von 51 ha, womit dann die Proportion 7:6:4:2 der Areale der Firnfeldregion mit den Durchschnittsgrößen völlig übereinstimmt. Mit dem Steigen des Prozentsatzes hochgelegener Flächen müssen eben im allgemeinen auch die Räume für die Aufnahme größerer Gletscher wachsen. Wir haben es hier mit einem Normalfalle zu tun, der nicht ganz zufällig sein kann, vielmehr auf einer gewissen Regelmäßigkeit des Aufbaues beruht. Auffallend hebt sich diesbezüglich die Schobergruppe ab, wo die mittlere Gletschergröße nur 44 ha, der Anteil der Isohypsenflächen über 2700 *m* aber 11% beträgt. Ihr tritt die Ankogelgruppe mit auffallend großen Gletschern (125 ha) gegenüber, wenn man die geringe Gesamterhebung berücksichtigt (3,9%). Ziehen wir auch für die Venedigergruppe E. d. Richters Ausmessungen zum Vergleich heran, so sind die bezüglichen Werte (mit Ausschluß des Obersulzbachgletschers) 148 ha und 20,1%, für die Glocknergruppe (mit Ausschluß der Pasterze) 118 ha und 15,3%; letztere hat also bei Berücksichtigung der Höhenentwicklung ebenso große Gletscher wie die Venedigergruppe.

Der Grund hierfür liegt nicht nur in der Knickung des Tauernhauptkammes, die mit den abzweigenden Seitenkämmen große Mulden zur Verfügung stellt, sondern auch in der Ausdehnung flacher Lagerung, in der sowohl der den Granit der Landeckgruppe umschließende Gneis, wie auch die Kalkglimmerschieferdecke an dessen Peripherie auftreten. Der Oberste Pasterzenboden, Laperwitz- und Fruschnitzkees und die Gletscher des Kapruner Kammes liegen über Schichten außerordentlich geringen Fallens. Zu letzteren treten die schroffen, schmalen Gletscher des benachbarten Fuscher Kammes in morphologisch starken Gegensatz, wo die Kalkglimmerschiefer bereits steil nach außen fallen und mit ihren Bratschenwänden die Ausdehnung der Firnflächen trotz beträchtlicher Höhe stark einschränken. Die mittlere Böschung der Fuscher Gletscher beträgt durchschnittlich 26½°, jene der Kapruner nur 20°; Sandboden-, Teufelsmühl- und Wielingerkees haben sogar Böschungen von 30—34°. In der flachen Lagerung des Kalkglimmerschiefers im Tauernhauptkamm und des Chloritschiefers im Glocknerkamm spiegelt sich auch die schwache Böschung ihrer Gletscher von 21½°. Sehr steil sind die Tributärfirne der Pasterze, vor allem das Innere Glocknerkarkees (35°) und das Hofmannskees (32°), welchen gegenüber der Rifflzufluß (13°) und der Gletscher im Wasserfallwinkel (14°),

[1]) Ed. Brückner, Die hohen Tauern und ihre Eisbedeckung. Zeitschr. d. D. u. Ö. A.-V. 1886, S. 174.

[2]) Ed. Richter, Die Gletscher der Ostalpen, 1888, S. 248.

ganz abgesehen von der Pasterzenzunge (6½°) so gegensätzlich sind, daß ein Wert für die mittlere Böschung der Pasterze nicht mehr ein realer Ausdruck sein kann.

Unter solchen Umständen müssen auch die mittleren Höhen der Gletscherflächen starke Abweichungen zeigen. Sie liegen (wenn wir vom regenerierten Boggeneikees und seinem Nährfirn, dem Teufelsmühlkees, absehen) zwischen 2410 *m* beim Klockerinkees und 3260 *m* beim Teufelskampkees, das allerdings nur Nährfirn ist. Unter den selbständigen Gletschern hat das Teischnitzkees mit 3120 *m* die größte Mittelhöhe, nur um 10 *m* weniger das Fruschnitzkees, eine Differenz, die förmlich dem Eishang entspricht, der die Grenze ihrer Firngebiete bildet. Die Gletscher des Fuscher Kammes, Wielinger-, Hochgruber-, Bärenkopf- und Sandbodenkees erreichen noch große Mittelhöhen zwischen 2840 und 2900 *m*, während sämtliche des Kapruner Kammes unter 2800 *m* bleiben. Bei der Durchschnittsbildung für die Mittelhöhen der Gletscher in den einzelnen Abschnitten überdecken bereits klimatische Einflüsse die orographischen; sonst könnte der Tauernhauptkamm nicht eine ebenso niedrige Mittelhöhe seiner Gletscher aufweisen, 2738 *m*, wie der wenig gehobene Kapruner-, 2734 *m* und Fuscher Kamm, 2741 *m*. Die vorwiegend südseitig gelegenen Gletscher des Glocknerkammes gehen mit 2995 *m* Mittelhöhe noch 100 *m* über jene der Pasterze hinaus, 2890 *m*. Sehr deutlich werden die klimatischen Beziehungen, wenn man die Gletscher nach ihrer Exposition zusammenstellt; die mit nördlicher Exposition (Norden, Nordwest, Nordost) erreichen dann nur 2727 *m*, die mit West- und Ostexposition, 2757 *m*, die südlich exponierten (Süden, Südwest, Südost) aber 2940 *m* Mittelhöhe.

Diese Zahlen geben gleichzeitig Näherungswerte für die Höhe der Firngrenze an. Weder die Methode ihrer Bestimmung durch Grenzwerte (Partsch-Brückner), noch die Verwertung des Verhältnisses von Firn und Zunge oder die hypsometrische Methode (Brückner), noch der verschiedenartige Verlauf der Isohypsen im Nähr- und Zehrgebiet (Heß) lassen sich in der Glocknergruppe mit Erfolg anwenden, weil nur einige Talgletscher und zu wenig Gipfel vorhanden sind, die für die Grenzwertbildung in Betracht kämen. Andrerseits sind genug Gletscher vorhanden, um durch Ausgleichung der orographischen Einflüsse die mittlere Höhe für die Firngrenze einsetzen zu dürfen, und meine alljährlichen Beobachtungen über die Höhe der realen Schneegrenze bestätigen dies. Man kann daher die gegenwärtige Schneegrenze in der Glocknergruppe für Südlagen in mindestens 2900 *m*, für die anderen Auslagen in 2750 *m* annehmen. In den 50 Jahren, die seit der Aufnahme des von Ed. Richter benützten Kartenmaterials vergangen sind, ist also die Schneegrenze (Norden 2600, Süden 2750 *m*) um 150 *m* emporgerückt. Eine zahlenmäßig ähnliche Hebung erfolgte in den französischen Alpen zwischen 1865 und 1905 und im Ortlergebiet zwischen 1868 und 1892, während zur selben Zeit im Sonnblickgebiet erst eine ganz geringe Hebung festgestellt wurde[1]). Die Gletscher der östlichen Alpenteile haben offenbar auf eine Klimaänderung erst später reagiert.

Das Vergleichsmaterial für die Veränderungen in der Ausdehnung der Gletscherflächen geht in der Glocknergruppe auf 100 Jahre zurück, da K. v. Sonklars Ausmessungen sich auf die Aufnahmen in den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts stützen. Freilich schränkt die Ungenauigkeit der alten Originalaufnahme die Vergleichbarkeit noch mehr ein, als dies bei den Aufnahmen der siebziger Jahre der Fall ist, die Ed. Richter zur Verfügung standen. Auch des letzteren Ausmessungsergebnisse sind in manchen Fällen, da der Mangel an verläßlichen Isohypsen die Flächenentwicklung kaum einschätzen ließ, unvergleichbar. Ein Wachstum des Brachkeeses um 60%, des Sandboden- und Teufelsmühlgletschers um 44, bzw. 37%, ein Schwinden des Kammer- und Maurerkeeses um 47, bzw. 35%, ist wohl auf Fehler

[1]) V. Paschinger, Die Schneegrenze in versch. Klimaten, Erg.-H. 173 zu Peterm. geogr. Mitt. Gotha 1912.

der Ausmessung zurückzuführen. Nicht für die einzelnen Gletscher, sondern nur bei Gruppenbildung, und auch dann nur annähernd, kann der Flächenverlust seit 50 Jahren berechnet werden. Er beträgt im Tauernhauptkamm 5,7%, im Glocknerkamm 7,8%, im Kapruner Kamm 15,5%, im Fuscher Kamm aber 0%. Man sieht aus der Gegenüberstellung des benachbarten Kapruner Kammes und Fuscher Kammes, daß auf diese Werte kein besonderes Gewicht gelegt werden darf. Haben doch gerade diese Gletscher die kleinste durchschnittliche Fläche, was die relative Größe der Messungsfehler jedenfalls vermehrt. Sicher ist, daß die Gletscher des Kapruner Kammes stärker als die der anderen Abschnitte zusammengeschmolzen sind, offenbar wegen ihrer freien Lage und damit zusammenhängenden geringen Eismächtigkeit. Die Gletscher des Fuscher Kammes stehen viel mehr unter orographischem Schutz und die des Glocknerkammes haben eine so große Mittelhöhe, daß ihre freie und südlich exponierte Lage weniger zur Geltung kommt. Den bedeutendsten Verlust hat die Pasterze erlitten, 23%, ein Wert, der wegen ihrer überragenden Größe und scharfen Abgrenzung verläßlicher ist als die anderen. Der auffallende Prozentsatz geht aber wesentlich darauf zurück, daß sich seit Richters Ausmessung der Gletscher im Wasserfallwinkel von der Pasterze gelöst hat und kein tributärer Nährfirn mehr ist. Mit Einrechnung desselben beträgt der Verlust immerhin noch 15%, wovon freilich die Hälfte auf die Zunge entfällt, die wegen ihrer verhältnismäßig geringen Dicke, ihrer Breite und niedrigen Lage einer starken Abtragung ausgesetzt ist[1]). Im ganzen ist das gletscherbedeckte Areal der Glocknergruppe um 565 ha oder 5,7% kleiner geworden. Wenn man (wie bei allen folgenden Mittelbildungen) die Pasterze ausschließt und nur diejenigen Gletscher heranzieht, die auch von Richter ausgemessen wurden, so erreicht die vergleichbare Einbuße 6,3%. Die Abnahme der Gletscher über 100 ha Fläche ist etwas größer, nämlich 7,8%. Da die für diese Mittelbildung verwendeten Summanden sehr zahlreich sind, müssen sich die kleineren Gletscher ganz anders verhalten haben. Ihre Ausrechnung ergibt in der Tat, daß sie um 8,5% zugenommen haben. Darin liegt zunächst kein Widerspruch zur Folgerung Ed. Brückners, daß in Gebieten geringer Vergletscherung der horizontale Rückgang ein viel größerer ist als in Gebieten starker Vergletscherung; die kleinen Gletscher treten in der Mittelbildung eben stark zurück. Wenn man jenem Prozentsatze auch keine besondere Verläßlichkeit wird zubilligen können, so zwingt doch die bedeutende Differenz den Schluß auf, daß die größeren Gletscher absolut und relativ mehr eingebüßt haben. Im Kapruner und Fuscher Kamme sind die Verluste der großen Gletscher 20,7, bzw. 6,8%, die Zunahme der kleinen 3,2, bzw. 34,4%; leider fehlen für den Hauptkamm und den Glocknerkamm Vergleichswerte.

Die Exposition übt zweifellos einen bedeutenden Einfluß auf die Größe des Rückganges aus; wie zu erwarten ist, ist er bei Nordauslage geringer als bei Südauslage, 4,8 bezw. 7,4%. Am größten ist er aber bei reiner West- oder Ostlage, nämlich 9,5%. Diese fallen eben mehr als die anderen in den Schatten der ganz vorwiegend aus dem nördlichen oder südlichen Quadranten kommenden Niederschläge und jede Abnahme dieser muß sich hier in verstärktem Maße äußern. Auch bei dieser Zusammenstellung weisen die großen Gletscher eine stärkere Einbuße auf, 5,7, 8,1 und 16,8%, während von den kleinen nur die südlich exponierten zurückgegangen sind (2,3%).

Man möchte annehmen, daß die mittlere Böschung der Gletscherflächen, besonders an Nord- und Südseite, sich auf das Maß der Größenänderung namhaft auswirkt. Bei Böschungen bis 20° ist für Südlagen ein Verlust von 9,5, für Nordlagen von 6,9% zu errechnen, bei größeren Böschungen von 5,7 bzw. 5,1%; die flachen Gletscher haben demnach mehr verloren. Da die Pasterze dabei nicht einbezogen ist, handelt es sich über-

[1]) V. Paschinger, Die Pasterze. Festschrift z. Feier d. 50jähr. Bestandes d. Glocknerhauses, 1926, Verlag d. Sekt. Klagenfurt d. D. u. Ö. A.-V.

wiegend um Gletscher mit großem, flachem Firnfeld und verhältnismäßig kleiner, steiler Zunge. Ed. Richters Beobachtung, daß „ebenes Firnfeld bei stark geneigter oder durch Abbrüche unterbrochener Zunge starke Rückgänge gibt", wird dadurch bestätigt[1]).

Um den Einfluß der mittleren Höhe der Gletscher auf die Veränderungen ihrer Flächen festzustellen, kann man nur große Abstufungen verwerten, da sich in kleineren andere Faktoren störend bemerkbar machen würden. Nimmt man 2800 *m* Mittelhöhe als Grenze zwischen hoch und niedrig gelegenen Gletschern, so ergibt sich bei ersteren eine Abnahme von 7 8, bei letzteren von 6,2%. Bei niedriger Lage der Firngrenze sind, wie zu erwarten, die Schwankungen größer als bei höheren.

Wenn man aus dem vorangehenden die einigermaßen gesicherten Ergebnisse herausschält, so darf man zusammenfassend sagen, daß die Größe der Gletscher, oder (mit Bezug auf die Glocknergruppe) besser gesagt, die Größe der Firnfelder einer der wesentlichsten Faktoren für das Maß der Schwankungen ist. Auf großflächigen Gletschern spiegeln sich die klimatischen Änderungen reiner ab als auf kleinen, die auch auf andere Weise relativ reichlich ernährt werden können (Lawinen, Abwehung), andrerseits, weil weniger unter die Firngrenze herabgehend, auch der Abschmelzung in geringerem Maße ausgesetzt sind. An zweiter Stelle steht wohl die Exposition, die sich ja in allen klimatischen Beziehungen neben anderen Faktoren durchsetzt. Mittlere Höhe und Böschung treten dagegen zurück.

Man wird also, wenn es sich darum handelt, innerhalb einer Gruppe die für Änderungsbeobachtungen geeigneten Gletscher zu finden, mit Erfolg große Gletscher mit flachem, südlich exponiertem Firnfeld und geringer Mittelhöhe wählen.

[1]) A. a. O. S. 296.

Bildnis Kederbacher (Joh. Grill). Nach einer Zeichnung von Ernst Platz

Die Kederbacher aus der Ramsau

Eine deutsche Führerfamilie

Von W. F. v. Freriks, Berchtesgaden

In steigendem Maße wird der Alpinismus zu geschichtlichem Rückschauen genötigt; mit allen anderen Erscheinungen dieses Zeitalters der Wende teilt er die historische Einstellung. Überall ertönt die Frage, wie es doch kam, daß wir in dieser so janusköpfigen Gegenwart stehen. Kein Zweifel, daß wir uns einem Abschluß nähern, der zwingt, für einen Augenblick haltzumachen und rückwärts gewendet im Geist den Weg nochmals zu durchmessen, der hinter uns liegt. Dieser Trieb zur Rechenschaft hat nichts gemein mit jenem Historizismus, der wie eine schleichende Krankheit auf dem letzten Jahrhundert gelastet hat. Nicht um ein Zurückrufen endgültig abgelebter Zeiten handelt es sich, nicht um Romantikerwunsch des Wiedererweckens der Vergangenheit, sondern um ein klares Überblicken der Richtlinien, die unbewußter Trieb früherer Geschlechter einst zog. Auch der Alpinismus unterliegt solchem Zwange. Die Rückschau leitet aber nicht nur zu den großen, seelengeschichtlichen Geisteskurven, zu deren Auswirkungen die so verschieden gearteten Epochen der Beziehungen zwischen Mensch und Berg ebenfalls gehören, sondern auch zu der Kleinwelt der handelnden Personen, den vielköpfigen Trägern der Bewegung. Die Pioniere der Alpen, ihr Leben und Erleben, stehen heute von neuem im Vordergrund der Betrachtung für jene Alpenfreunde, deren Empfinden nicht auf dem dünnen Querschnitt des Ewig-Gegenwärtigen allein fußen mag, die vielmehr ihr Weltbild um die Dimension der Vergangenheits-Tiefe abzurunden sich mühen, um ahnend die Zukunfts-Weite fühlen zu können.

Die Schar der Vorläufer, der Pioniere der Alpen, formt sich aus Liebhabern, Führern und Berufs-Bergsteigern; zu diesen zählen auch die Grills aus der bayerischen Ramsau, die einzigen großen Führer, die den deutschen Berglanden entsprossen sind. Ihnen gelten diese einfachen Worte des Gedenkens, obwohl — oder vielleicht gerade weil — ihr Wirken dem heutigen Geschlecht schon sehr fernsteht.

Heimat und Vater

Schmal nur ist der Alpensaum, der vom Hagengebirge im Osten bis zum Bregenzer Wald im Westen Deutschlands Südwall bildet. Nicht in eisige Höhen ragen seine bescheidenen Voralpengipfel. Waldige Täler, zierliche Hörner, dunkle Seen, wuchtig lastende Kalkklötze, rauschende Flüsse und Wiesenmatten fügen ein Erdbild, das immer klein, eng, anspruchslos bleibt, nirgends die Größe klassischer Gebirgslandschaften auch nur streift; ein behagliches Bürgerhäuschen im Vergleich mit den schimmernden Palästen der westlichen Alpentäler. Bajuvaren, Bergschwaben, Alemannen besiedelten einst dies Land, rangen armem Boden, rauhem Klima kärgliches Leben ab.

Ehe das Tal der Ache stromaufwärts zur bayerischen Ramsau sich weitet, schnüren die Uferwände sich zu enger Klause, über deren Felswall eine sonnige Berghalde sich dehnt. Dort hausen seit Jahrhunderten die Grills auf dem Kederbach-Lehen, als vom fürstlichen Stift Berchtesgaden angesiedelte Lehensbauern. Klein nur war von jeher

der ihnen zugewiesene Besitz, klein ist er noch heute. Zehn Hektar nur umfaßt er, zu gering, um auf karger Erde unter rauhem Himmel auch bei Anspannung aller Kräfte eine Familie zu nähren. Neben der Viehzucht mußte deshalb seit alters her noch ein anderer Erwerb die Führung des Lebens erzwingen.

In diesem Lande, auf diesem Fleck Erde ward 1835 Johann Grill geboren, der größte der deutschen Führer, ebenbürtig den Pionieren der Westalpen, ja überlegen gar manchem unter den berühmten Vorkämpfern der Schweiz und Frankreichs. Noch seltener als anderwärts erblühen Genies im Schoße der Bergbayern. Kleine Talente sprießen wohl häufig auf in diesem leicht bewegten Volke, aber hohe Gaben sucht man dort vergebens in den verschiedenen Bezirken menschlichen Wirkens. In Grill aber wurde der göttliche Funken künstlerisch bildender Bergmeisterschaft geboren. Auf seine Wiege blickten über den Kranz der Wälder hinweg der flache Rücken des Watzmanns, die grauen Kalkmauern des Hochkalters: die ersten Berge, die das junge Auge erspähte. In den Forsten zu ihren Füßen, auf den bröckelnden Graten ihrer Höhen wurde der Jüngling heimisch, als Holzknecht, als Treiber bei den Gemsjagden der Oberhäupter des Staates. Denn noch waren die Berchtesgadener Voralpen das bevorzugte Jagdgefilde der neuen Landesherren, der bayerischen Könige, wie zuvor das der Fürstpröpste des Stiftes. Hier betrat Kederbacher zum ersten Male das unwegsame Berggelände, übte Auge und Fuß, lernte die Schönheitswerte heben, die im dürren, krummholzbehangenen Kalk schwerer zugänglich sind als im lichteren Reiche der Hochwelt. Schweiften seine Wünsche vielleicht damals schon hinüber zu den blinkenden Eishörnern der Tauern?

Die Liebe zur Schönheit der Berge war früh in ihm aufgegangen; ein echteres, einfacheres, geraderes Gewächs als das Naturgefühl des stadtgebundenen Menschen, das, aus dem tiefen Zwiespalt zwischen Erde und Mensch gezeugt, um so heißer betont ist, je größer und unschließbarer die Kluft geworden. Des noch naturverbundenen Bergbauern Liebe zur Alpenschönheit, umweglos unromantisch, nicht aus Abkehr geboren: ein seltenes Ding.

Abenteuerlust brannte heiß in seinen Adern, die Dynamik der wilden Europäerseele, jenes wunderlichen Gemisches aus Mittelmeergeist und Nordlandssturm. Das, was man heute den Sportgedanken nennt, lebte schon damals in ihm: der Drang, das Neue, unmöglich Scheinende zu erzwingen, die Grenzen weiter vorzurücken und immer weiter. Dies war die Triebfeder, die den Körper hinaufriß auf noch unbetretene Höhen der Heimatberge, allein, oder mit gleichgesinnten Genossen; innerem Rufe folgend, nicht von den Wünschen der Alpenfreunde angefeuert. Denn damals, in den fünfziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts war im Osten das Bergsteigertum erst schwach entwickelt, lebte es noch vom Geist der wissenschaftlichen Gebirgsforscher, von der romantischen Naturliebe der nachsentimentalen Zeit, während im Westen die ersten Schritte empor zur klassischen Höhe des Alpinismus getan werden. In Kunst, in Weltanschauung, in sozialem Geschehen bedeutet diese Epoche einen Einschnitt, einen Wendepunkt des europäischen Geistes, von dem aus ein neues Lebensgefühl seinen Anfang nahm — früher im Westen, später im Osten.

Kederbacher war von Jugend an aus sich selbst heraus Alpinist im vollen Sinne des Wortes ohne die Einwirkungen äußeren Zeitgeschehens, ohne den Antrieb durch die im Entstehen begriffene Gilde der Bergsteiger. Stets hat er diesen Wesenszug zur Schau getragen, auch noch als er Bergführer von Beruf geworden war. Unbeugsamer Wille, höchster Tatendrang wohnten in dem schmächtigen Körper, der von seltener Verstandesschärfe gelenkt wurde. Denn nicht physische Kraft allein, Geist und Seele machen den Meister der Berge. Wahre Herzensbildung, freundliche Sitten, echte Menschlichkeit rundeten sein Wesen zu einem vollen Akkord. Kederbacher war nicht nur ein idealer Bergsteiger, sondern auch eine harmonisch ausgeglichene Natur. Diese

reichen Gaben waren ihm vom Schicksal in die Wiege gelegt; er aber hat sie genützt und mit seinem Pfunde gewuchert. Ein verbreiteter Wahn ist der Glaube, daß der Alpinismus den Menschen charakterlich, moralisch, geistig, veredle und auf ein höheres Niveau trage. Wer seltenere Gaben des Willens, Verstandes, Gemütes in sich birgt, der kann sie auch im Gebirge vervollkommnen, wer ohne solche Mitgift geboren, der bleibt in den Bergen das, was er zuvor im Tal gewesen.

Ans Licht der Firne, in die Tauern, zog den schon reifen Kederbacher zuerst Albert Kaindl aus Linz, einer jener schlichten Bergsteiger der Ostalpen, die liebevoll-bedächtig die Höhen ihrer Heimat erstiegen und erschlossen. Es war um das Jahr 1870; Grill stand damals im fünfunddreißigsten Lebensjahr. Im Westen war die Zeit der klassischen Höhe, der Probleme voll Größe und Einfalt, schon fast vorüber; die Pioniere hatten sich teilweise von den, wie es schien, erschöpften Alpen gewendet. Langsam erst, mit spürbarem Zwischenraum, begann sich die Barockperiode neuerer Problematik im westlichen Alpinismus zu entfalten. Im Osten hatte sich der hohe Stil nicht so folgerecht und geradlinig emporbilden können, fehlte hier doch der rechte Stoff für Werke dieser Art. So brach in den deutsch-österreichischen Bergen schon früh die zweite Zeitstufe der Kleinkunst an, in der bald das rasch wachsende Gewimmel des führerlosen Demos sich zu üben beginnen sollte. Neben dem neuen Wesen lebte freilich in den siebziger und achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts noch eine kleine ostalpine Pioniertätigkeit kräftig weiter. Zu den Vertretern dieser Richtung gehörten mehr oder weniger F. Arning, K. Babenstuber, G. Hofmann, A. Kaindl, G. Merzbacher, V. Minnigerode, O. v. Pfister, J. Pöschl, R. v. Lendenfeld, E. Richter, O. Schück, J. Stüdl, V. Wagner: Eisrinnen, Grate und Hütten bewahren noch heute die Namen eines Teiles dieser Männer, welche mit Kederbacher die Alpen vom Ennstal bis zum Montblanc durchzogen und manchen unerstiegenen Gipfel mit seiner Hilfe betraten. Der oft belagerte Tribulaun (1874), der Ödstein (1877) fielen unter seinem Ansturm, zahlreiche neue Wege fand er von der Ortlergruppe im Süden bis zu den bayerisch-österreichischen Kalkalpen im Norden, darunter den Pfad durch die riesenhafte Ostwand seines heimatlichen Watzmanns (1881). Der verwegene Geist Otto Schücks, auf große Dinge gerichtet, stand Pate zu jenem Unternehmen, das später Ludwig Purtscheller, ein großer Freund Kederbachers, mit diesem zu wiederholen versuchte.

Im Jahre 1874 hatte Heinrich Loschge aus Nürnberg den nun schon lange wohlbekannten Führer in das Oberland und Wallis mitgenommen. Seitdem betrat Grill fast alljährlich die Westalpen, oftmals mit nur schwach befähigten Bergsteigern, denen er als einziger Führer diente. Nicht leichtsinnig unterfing sich Kederbacher solcher Dinge, die damals in der Schweiz unerhört waren. Seine Meisterschaft war so groß, daß er es wagen durfte, nicht nur allein den Weg auf die höchsten Berge sicher zu finden, sondern auch noch hilflos-ungeschickte Begleiter glücklich hinauf und hinunter zu lotsen. Die ungeheure geistige Anspannung, die zu solchem Tun gehört, trug er spielend. Und der Lohn für solche Mühen? Es muß festgestellt werden, daß wohl fast alle Ostalpen-Bergsteiger, die mit Kederbacher in die Schweiz zogen, sich in erster Linie aus Ersparnisgründen seiner bedienten, weil sie die hohen Schweizer Führertarife, noch verschärft durch das Zwei-Führer-System, nicht zahlen wollten oder konnten. Ganz zu schweigen davon, daß Grill früher in den Ostalpen, wie er einst selbst unmutig bemerkt hat, schwere Arbeit für fünf Mark täglich geleistet hat. Auch vom geldlichen Standpunkt aus sind ihm manche deutsch-österreichischen Alpinisten zu hohem Dank verpflichtet.

Für seine Laufbahn wurde 1882 ein wichtiges Jahr. „Dessen Sommer sah", so schreibt Mr. Farrar, „Kederbacher und Peter Dangl von Sulden, einen ebenfalls ausgezeichneten Mann, bekannt durch verschiedene großartige Unternehmungen in seinen heimatlichen Bergen, in Zermatt, im Dienste zweier brillanter junger Alpinisten, Louis Friedmann und Carl Blodig. Sie bestiegen die üblichen hohen Berge und schickten

schließlich ihre beiden Leute auf den Riffel zum Warten und zum Beobachten, wie ihre Herren die Besteigung des Weißhorns führerlos wiederholten. Dies war zuviel für die Selbstachtung Dangls, der sich eines ihm von mir angebotenen Engagements entsann und zu mir nach Paznaun in Tirol entfloh. Dort fand er die Berge zu niedrig für mich. Verschmitzt meinte er: ‚Das ist nichts für Sie, Herr!‘ und so eilten wir Hals über Kopf nach Zermatt, wo wir, das Weißhorn in der Tasche, sehr zufrieden mit uns selbst eintrafen.

Ich merkte, daß ein Grund für Dangls Vorliebe für Zermatt darin bestand, daß der diplomatische Herr Seiler die Tiroler, die gerade damals mit ihren Herren nach Zermatt zu kommen begannen, an seinem Hoteltisch essen ließ. Dangl erklärte mir mit großer Höflichkeit und ebenso großer Entschiedenheit, ich möge in jedes mir passende Hotel gehen, was ihn aber anbeträfe, so stiege er stets im Mont-Cervin ab.

Dort fanden wir Kederbacher, dessen Ruf mir damals wohlbekannt war; ich war eher enttäuscht, als ich seine nicht sehr imponierende Erscheinung sah, mit ziegelrotem Gesicht, langem braunen Bart, zusammengekniffenen und vom Wetter angegriffenen Augen, und soweit man sehen konnte, nur zwei großen Eckzähnen, was seine Aussprache einigermaßen undeutlich machte. In gewisser Weise erinnerte er mich an die kaum imponierendere Gestalt Christian Almers. Wenig ahnte ich von den Herzen, die in den Körpern der beiden wohnten, noch von der Bergkunst, die in ihren klugen Köpfen steckte. Wer es will, der mag in manchem Aufsatz von Kederbacher lesen, namentlich in der Ö. A.-Z. in den Artikeln Friedmanns, des seinerzeit vorzüglichsten österreichischen Bergsteigers, von einer fabelhaften Geschwindigkeit, und dazu ein sehr belehrender Schriftsteller, wie seine brillante Monographie der Ortlergruppe beweist.

In diesem Winter verstand es Dangl, den ich für drei Wochen engagiert hatte, und der ein großer Verehrer Kederbachers war, es irgendwie so einzurichten, daß Blezinger (ein württembergischer Amtsrichter, ein ganz reizender Mann, der nun schon lange tot ist) — er hatte Kederbacher engagiert — mich auffordern sollte, unsere Kräfte zu vereinen und mir die Aufstellung des Programms zu überlassen[1]).“

Dieses ist die Vorgeschichte des großen Tages, den ihm das Jahr 1883 bringen sollte, als er im achtundvierzigsten Jahr, zum achten Male innerhalb eines Jahrzehnts die Schweiz wiederum betrat. Die Partie Blezinger-Farrar unternahm zunächst die Besteigung des Wetterhorns, sodann die des Schreckhorns und überschritt die Jungfrau vom Guggi nach Concordia. Darauf vollführten sie die dritte Ersteigung des Finsteraarhorns über den Südostgrat, eine Tur, die später das Sonderstudium des englischen Bergsteigers werden sollte. Ihm vertraute Kederbacher seinen Herzenswunsch an, endlich einmal „etwas wirklich Schwieriges“ unternehmen zu dürfen. Die Ziele des Ramsauers lagen also viel höher als die nicht gerade leichten Wege auf verschiedene Viertausender, die er bereits kennengelernt, ganz zu schweigen von den Normalanstiegen. Sein Augenmerk hatte sich auf die wahrhaft furchtbare Nordwand des Eigers gerichtet, an deren Fuß er bei Alpiglen vorbeigezogen war. Zwar sieht man von dort die Wand stark verkürzt, so daß sie ihren wahren Charakter hinter scheinbar harmlosem Aussehen verbirgt. Trotzdem ist kaum anzunehmen, daß Kederbacher die Wand völlig verkannt haben sollte; denn er hatte zuvor sowohl den Eiger selbst einmal, wie auch das Wetterhorn viermal bestiegen, so daß er von verschiedenen Standpunkten aus mit der wahren Neigung und Länge des Objektes seiner Wünsche vertraut sein mußte. Sein Herr hatte Mühe, ihn von der Wand loszureißen.

Bis heute ist diese Mauer undurchstiegen geblieben[2]).

[1]) A. J. XXXI S. 262 ff.

[2]) Die Eiger-Nordwand ist bereits 1874 von den Brüdern Hartley mit Peter Rubi und Peter Kaufmann versucht worden. Sie schlugen einige Stunden lang Stufen gerade empor, zweigten dann aber nach links zum Mittellegigrat ab. Mr. Farrar hatte die Güte, dem Ver-

Der sie begrenzende Mittellegi-Grat trotzte durch vier Jahrzehnte allen Aufstiegsversuchen und wurde erst 1921 bezwungen. Niemand weiß, ob Kederbachers Wand möglich ist, ob nicht Steinschläge ein Begehen verbieten. Bewundernswert bleibt, daß er als einer der ersten den Entschluß gefaßt, seine Kunst dort zu erproben. Aus sich selbst heraus, ohne Anreiz von außen; als reifer Mann den Fünfzigern nahe, dem die großen Berge der Schweiz auf schon begangenen Wegen nicht genügten.

An die Stelle dieses allzu abenteuerlichen Unternehmens setzte Mr. Farrar für seinen Bayern ein anderes Problem: die Westwand des Walliser Weißhorns. Einmal erst war diese eisige Plattenflucht durchstiegen worden. Ferdinand Imseng, der Sieger an der Macugnaga-Flanke des Monte Rosa — sein späteres Grab —, hatte mehrfacher Anläufe bedurft, ehe er dies gewaltige Unternehmen zu einem glücklichen Ende hatte führen können. Kederbacher besah die Wand nur flüchtig und durchstieg sie im ersten Ansturm. Eine zweiköpfige Seilschaft: Grill und Farrar. Welcher Schweizer Führer der damaligen Zeit hätte es gewagt, diese Fahrt ohne einen oder gar zwei Berufsgenossen zu unternehmen, mit einem Herrn, den er erst seit etwa zwei Wochen kannte und auf nur vier vorherigen Turen beobachtet hatte? Freilich ging Alexander Burgener mit Güßfeldt und Mummery allein auf verwegene Taten aus, und andere Westalpengrößen mögen manchmal ähnlich gehandelt haben, aber stets nur als seltene Ausnahme und mit Bergsteigern, deren Fähigkeiten sie genau und lange geprüft hatten. Nicht Übermut und Vermessenheit bewogen den Ramsauer zu solchem Handeln. Seine scharfe Beobachtung, sein heller Verstand hatten ihm in wenig Tagen gezeigt, wessen der junge englische Bergsteiger fähig war, und sein eigenes Vermögen hat Grill nie überschätzt. So kämpften sich denn die beiden in gemeinsamer Arbeit durch diese noch heute zu den schlimmsten Plattenschüssen der Alpen zählende Wand, verbrachten schutzlos eine leidensvolle Frostnacht in mehr als 4300 *m* Höhe[1]), erreichten anderen Tages den Gipfel und stiegen über den langen Ostgrat wohlbehalten nach Randa hinunter.

„Ich gab ihm", schreibt Farrar, „fünf Pfund und einen Napoléon, alles was ich hatte, außer ein paar überzähligen Franken für meine Heimreise. Ich erinnere mich, daß er mir genau ebenso dankte, wie wenn ich ihm fünfhundert Franken oder auch nur deren zwanzig gegeben hätte. Aus wundervoll stolzer Unternehmungslust heraus hatte er seine Arbeit geleistet, nicht des Gewinnes halber[2])."

Das Jahr 1883 blieb das einzige, in dem Grill die Schweiz mit Mr. Farrar betrat, der gleich darauf Europa für längere Zeit verließ. Man muß sagen: leider, denn welche Leistungen blieben dadurch unvollbracht, daß Kederbacher zuvor und später die Westalpen nur mit deutschen Bergsteigern aufsuchen konnte, deren Höhendrang meist schon mit den üblichen Gipfeln gestillt war. Hier liegt eine Tragik in Kederbachers Geschick; sein Genius ruhte ungenutzt in einem stillen Bergwinkel, aus dem er nur selten hervorgezogen wurde an das volle Licht. Die Heimat bot ihm kein Feld für große Taten, das

---

fasser diesen beachtenswert frühen Versuch englischer Besteiger mitzuteilen. Ferner stieg Mr. Claude Macdonald in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts vom Mittellegigrat durch den unteren Teil der Nordwand nach Alpiglen ab, nachdem ein Versuch auf den Grat gescheitert war. (Alpine Journal November 1928.)

[1]) Kein Wort verlor Kederbacher, als die Nacht hereinbrach und das Biwak unvermeidlich wurde. Er zuckte die Achseln und sagte nur: „Wir müssen hier bleiben." (Alpine Journal XXXI.) — Captain Farrar bezeichnet sich selbst als „bescheidenen Zweiten" auf dieser Tur. Hat er auch den Führer vielleicht aktiv nicht zu unterstützen brauchen, so war er doch sicherlich ein starker moralischer Rückhalt für den Ersten, man müßte denn annehmen, daß Grill die Fahrt auch als Alleingänger hätte ausführen können.

[2]) Die Weißhorn-Westwand hat auch in der Neuzeit ihren Rang voll bewahrt. Die junge Generation hat sich, soweit bekannt, an ihr bisher nicht erprobt. Es gibt kaum einen Berg von 4500 m Höhe, der eine ähnliche Plattenflucht aufweist, wenn man von der anders gearteten, noch undurchstiegenen Nordwand des Matterhorns absieht. Seit Georg Winklers Tod in der Westwand (1888) ist sie nicht mehr ernstlich angegriffen worden.

Ausland stand ihm nur bedingt offen: ein echt deutsches Schicksal. Kein Zweifel, daß er es nicht so empfand. Zufriedenen und heiteren Gemütes führte er, heimgekehrt aus den Hochalpen, wiederum auf den Watzmann und die anderen Kalkhöhen, wandelte auf Pfaden, die nicht mehr als Trägerarbeit heischten. Hätte sich je einer unterfangen dürfen, Alexander Burgener zu einer Besteigung des Breithorns oder gar des Gorner Grates aufzufordern? Mit verächtlichem Stolze hätte der Walliser solche Einladung abgewiesen.

Viermal noch durfte Grill die Schweiz wiedersehen; dort war es ihm im Jahre 1885 beschieden, den von Christian Almer und anderen stets unberührt gelassenen und auf gefährlichem Wege umgangenen Roten Turm des Bietschhorn-Westgrates zu erklimmen, und so einen neuen sicheren Weg zu eröffnen. Zwei Jahre darauf nahm er auf dem Gipfel der Dent Blanche, begleitet von seinem ältesten Sohne, Abschied von den Westalpen.

Sein Gefährte vom Weißhorn aber hatte ihn nicht vergessen. Wenn es auch zu keiner gemeinsamen Fahrt ins Hochgebirge mehr kam, so suchte ihn Captain Farrar doch, einem alten Versprechen getreu, nach neun Jahren in der Ramsau auf und ließ sich das damals größte Schaustück der Nördlichen Kalkalpen, die Ostwand des Watzmanns, von Vater und Sohn Grill im Aufstiege zeigen. Nach einem Ausflug in die Dachsteingruppe und das Glocknergebiet nahm Kederbacher in Huben den letzten Abschied von seinem Engländer.

Dann kam der Lebensabend als Pächter des Watzmannhauses, das er schon 1887 übernommen hatte. Mit sechzig Jahren noch erklomm er im Oktober 1895 bei tiefem Neuschnee die ihm unbekannten Dolomitgipfel der Kleinen Zinne und der Croda da Lago, wohl die letzte größere Leistung, die ihm beschieden. Fortan nahm ihn seine Wirtschaft ganz in Anspruch, der er bis 1905 vorstand, um sie dann an seinen ältesten Sohn abzugeben. Als fast Achtzigjähriger erstieg er noch einmal seinen besten Freund, den Watzmann.

Als ihm zu seinem achtzigsten Geburtstage eine besondere Ehrung erwiesen wurde, schrieb er in seinem Dankesbriefe: „Ich hätte niemals gedacht, daß meine wenigen Bergführerdienste, welche ich seinerzeit mit Freude, Lust und Begeisterung pflichtgemäß mit vielen Alpenfreunden ausgeführt hatte, mir an meinem Lebensabend solch eine Ernte von Freuden, Lob und Ehrenbezeigungen eintragen könnte. War ich doch damals schon bei meinen Land- und Bergfahrten der glücklichste Mann in der Welt, weil ich alle Schönheiten mit meinen Bergfreunden unentgeltlich mitansehen durfte, und überdies noch reichlichen Lohn nach Hause brachte[1])." Er zeichnet seinen Brief als „altersgrauer ehemaliger Bergführer und Alpenfreund". Ruhig ging er hinüber im zweiundachtzigsten Jahre am 14. Februar 1917.

Ins Grab ruft Farrar dem Vater Kederbacher nach: „Du läßt mir Erinnerungen zurück an herrliche Tage. Immer wirst Du für mich das Sinnbild unbeugsamer Unerschrockenheit bleiben. Du flößtest Deinen Leuten eine Willenskraft ein, die schon die Hälfte des Sieges bedeutete. Oft noch werde ich Dich in der Erinnerung sehen, immer auf dem verantwortlichen Posten, vorsichtig, ruhig und gefaßt in den Stunden der Gefahr — ein großer Pilot — ein Mann, der sich stets ganz einsetzt[2])."

---

[1]) Der Brief befindet sich in der Alpenvereins-Bücherei in München.

[2]) Der einzige würdige Nachruf für Kederbacher ist von Mr. Farrar im A. J. XXXI veröffentlicht worden. Captain Farrar schätzte Grills Können außerordentlich hoch ein. Kein Westalpen-Führer sei dem Bayern in seiner Vollkraft überlegen gewesen, höchstens ein halbes Dutzend ihm gleich gekommen. Dies ist das sehr wohlerwogene Urteil, das einer der besten Bergsteiger im Jahre 1917 fällte, nach reichlicher Überlegung und gestützt auf langjährige, unvergleichliche Kenntnis der Alpen und vieler großer Alpinisten. „Er war in jeder Beziehung ein großer Mann." (Nach einem an den Verfasser gerichteten Brief Farrars.)

Uns aber bleibt sein Bild, wie er im Zenit seines Lebens in die Hochalpen stieg: Der kurze, stämmige Mann mit großem, wehendem Bart, nicht in der Berchtesgadener Tracht, sondern mit langen, zugebundenen Hosen, den Hut mit einem roten Taschentuch unterm Kinn festgeknüpft. So steigt er auf eisigem Grat für uns hinüber in die Zeitlosigkeit, ein großer Mensch und ein großer Führer.

Die wichtigsten von Johann Grill Vater bestiegenen Westalpen-Gipfel
Die zahlreichen Hochpässe sind weggelassen:

Berninagruppe:		**Tödigruppe:**	
Piz Bernina	2	Tödi	1
Piz Corvatsch	2	**Dammagruppe:**	
Piz Kesch (Neutur)	2	Galenstock	1
Berner Oberland:		**Wallis:**	
Finsteraarhorn	6	Monterosa	5
Aletschhorn	2	Dom	1
Jungfrau	5	Täschhorn	1
Mönch	1	Lyskamm	1
Schreckhorn	4	Weißhorn	8
Eiger	3	Matterhorn	6
Bietschhorn (Neutur)	2	Dent Blanche	3
Balmhorn	3	Zinalrothorn	3
Wetterhorn	5	Breithorn	2
Blümlisalphorn	1	Ober-Gabelhorn	2
Gspaltenhorn	1	Allalinhorn	1
Petersgrat	1	Mittaghorn	1
Titlisgruppe:		**Montblancgruppe:**	
Titlis	1	Montblanc	2
		Aiguille Verte[1])	1

Der Sohn

Die Kederbachers gehören zu den Aristokraten unter den Bauern des Berchtesgadener Landes. Freilich nicht im Sinne des Besitzes, sondern in dem schöneren des geistigen und sittlichen Vorranges. Ihre engere Heimat — die entlegene Ramsau — bildet überhaupt hinsichtlich ihrer Bewohner einen Gegensatz zu dem Rest des Landes, das schon seit Jahrhunderten eine an Industriegegenden gemahnende Bevölkerungsdichte mit all ihren charakterlichen Folgeerscheinungen aufweist, so daß der böse Einfluß des Fremdenzustroms dort üppigen Nährboden findet. Von jeher lagen in der Ramsau die Verhältnisse anders und besser. Dort herrschen noch Geradheit, Ehrenhaftigkeit, einfache Sitten. So ist es nicht zu verwundern, wenn der große Name des Vaters dem Sohn nicht zum Hemmnis ward, wie solches sonst wohl die Regel bildet.

Am 12. Juli 1862 kam er zur Welt, stand also in der Glanzzeit seines Vaters schon in einem Alter, um den Erzählungen des Heimkehrenden von seinen Abenteuern mit Verständnis folgen zu können. Noch heute entsinnt er sich lebhaft der Sorge, die oft

[1]) Im Führerbuch Johann Grills des Älteren findet sich eine Eintragung des Herrn H. Loschge-Nürnberg, laut der er mit Kederbacher im Jahre 1875 die Aiguille Verte von Argentière aus auf neuem Wege bestiegen habe. Es ist schwer zu glauben, daß Herr Loschge die furchtbare östliche Eiswand der Verte vor O. Maund, Th. Middlemore und H. Cordier (1876) eröffnet habe. Vielleicht hätte auch Kederbacher *allein* die nötige Eisarbeit nicht leisten können. Zwar war ein Venediger-Führer bei dem Unternehmen beteiligt, doch muß man zweifeln, ob er Grill bei einer derartigen Arbeit hätte unterstützen und ablösen können. Zudem hat Kederbacher oft und gern von der Weißhorn-Wand fabuliert, nie aber von der Aiguille Verte, deren Ostwand ihm ebenfalls den stärksten Eindruck hätte hinterlassen müssen. Andrerseits sind die Eintragungen Loschges stets knapp, genau und durchaus glaubwürdig. Man sollte fast annehmen, daß die Partie Loschge den üblichen Verte-Anstieg von Lognan aus erreicht habe. Dem scheint aber der hierfür erforderliche Zeitaufwand entgegen zu stehen. Der Verfasser überläßt die Lösung dieses Problems den alpinen Historikern. Übrigens ist die Route O. Maunds und Genossen bisher nur einmal wiederholt worden, und zwar 1924 durch französische Führerlose.

viele Tage auf der Familie lastete, wenn vom Alten keine Nachrichten eintrafen und die Möglichkeit eines Unfalles schwarze Schatten vorauswarf. Um so größer war dann die Freude über die glückliche Heimkehr und die Schilderungen der kühnen Taten. So ward ihm schon die Kinderzeit erfüllt von Bergabenteuern und Belehrung über die Hochwelt. Als Knabe übte der junge Grill sich an den Wänden der Preißenklamm, mit denen sein heimatlicher Hof zur Ache abstürzt, ein Klettergarten, wie er ihn sich näher und schöner nicht wünschen konnte. Mit zwölf Jahren ging er als Hüterbube auf die Kematenalm, hoch über dem grünen Pinzgau und dem Zeller See, in dem die weißen Tauern sich spiegeln. Dort war er schon mitten im Gebirge, das nahe Kammerling-Horn lockte ihn oft hinauf und ward sein erster Gipfel, während fern die geheimnisvolle Gletscherwelt winkte. Dann nahm ihn der Vater in ernste Schule, lehrte ihn mit Wort und Tat und ließ ihn an einem sonst nie betretenen scharfen Felsgrat des Watzmannstockes sein Probestück als Geselle ablegen. Schon mit siebzehn Jahren ward er im Herbst 1879 zum Bergführer autorisiert.

Als Dr. Arning und Herr R. Mitscher im Jahre 1881 den Vater Grill in die Schweiz riefen, durfte auch der neunzehnjährige Sohn mitziehen, den Fuß auf seinen ersten Viertausender, die Jungfrau, setzen und die strahlende Bernina erblicken. Hier lernte er Peter Dangl kennen, den Bewunderer des Vaters, den Stifter der Freundschaft mit Mr. Farrar.

Die alten Ostalpen-Bergsteiger Carl Arnold, Demeter Diamantidi, Gustav Euringer, Eduard Lanner, Bruno Wagner verknüpfen sich auch mit des Sohnes Berg-Erleben und verweben seine Jugend mit der ausgehenden Zeit der Erschließung der deutsch-österreichischen Gebirge. Anekdotenhafte Erinnerungen tauchen auf und bringen Leben in die trockenen Besteigungslisten: So eine Neujahrsfahrt mit dem Vater und Dr. B. Wagner auf den Hochkönig, Gegenstand einer Fünfhundert-Gulden-Wette, wenn die Tur Wien—Hochkönig—Wien in bestimmter knapper Frist beendet sei. Die Grills sorgten dafür, daß Wagner seine Wette gewann. Dann kam die Militärzeit bei den Landshuter Jägern, die ihm, obwohl vorzüglicher Soldat, durch die Sehnsucht nach den Bergen getrübt wurde.

Erst sechs Jahre nach seiner ersten Schweizer Reise kam er wieder in den Westen, auch diesmal als Gehilfe seines Vaters, mit dem er Herrn G. Euringer auf manchen der Riesen des Oberlandes und des Wallis geleitete. Die Zeiten hatten sich gewandelt. Den früh schon unternommenen, aber vereinzelt gebliebenen Fahrten Führerloser und Alleingänger war nun das erste Anschwellen der neuen Bewegung gefolgt. Auf die kühnen Taten der Messrs. Gardiner und Pilkington antworteten die österreichischen Vorkämpfer Purtscheller, Zsigmondy, Lammer, während langsam der Stern Mummerys zum Zenit emporstieg. Aber noch immer herrschte der Fachmann, der Führer, wie er ja bis heute im friedlichen Wettbewerb mit den Liebhabern, dem neuen Salz der Berge, seinen großen Anteil am alpinen Geschehen bewahrt hat.

In zwölf von den Jahren, die zwischen 1881 und 1902 liegen, hat Grill fünfzehn Reisen in die Westalpen unternommen, die bedeutendsten Gipfel fast sämtlicher Schweizer Gruppen betreten und in den Gebieten des Montblanc und des Grand Paradis sein Können gezeigt. An fünfzigmal hat er auf Viertausendern gestanden. Auch er hat, wie sein Vater, oft ohne zweiten Führer im Vertrauen auf sein Können zu dritt oder auch nur zu zweit am Seil auf hohe Berge den Weg gebahnt. Den Ruhm führerloser Kalkalpen-Größen sah er als ihr Begleiter einmal an den Rottal-Wänden der Jungfrau im Schneesturm zerflattern[1]). Auf der anderen Seite gewann er von den Fähigkeiten eines

[1]) Grill erzählte dem Verfasser, daß Mr. Farrar, der sich damals in Südafrika befand, von dieser Tur gehört und ihm einen Brief geschrieben habe, in dem er den Führer vor derartigen Unternehmungen mit Nur-Kletterern ohne Zuhilfenahme eines zweiten Führers gewarnt habe.

gewissen Führerturisten eine ganz andere Ansicht als Norman-Neruda, der vor einem Menschenalter die ätzende Lauge seines Spottes über die Unglücklichen ergoß, der es wagte, die damaligen Modeturen der Dolomiten allzu niedrig einzuschätzen. In der alpinen Geschichte steckt viel Wahrheit und Dichtung, gar oft nur dünn verhüllt. Wie vor seinem Kammerdiener ist auch vor seinem Führer niemand ein Held, und umgekehrt zeigt sich mancher, der vor die Augen der Welt als Tropf hingestellt wurde, als Mann vor dem Berggefährten.

Mr. Farrar, der den jungen Führer 1892 an der Watzmann-Ostwand kennengelernt hatte, durchstreifte fünf Jahre später mit ihm die nördlichen Kalkalpen vom Allgäu bis zum Karwendel und nahm ihn darauf zu ernster Arbeit in das Berner Oberland mit, wo die Partie, verstärkt durch den großen Meister Daniel Maquignaz[1]) manch schwere Tat vollbrachte. Das Ergebnis weniger Wochen war: das Kleine Viescherhorn von Norden, Versuch auf das Lauteraarhorn vom Schreckfattel[2]), das Wetterhorn auf neuem Wege über die Westflanke und den Nordgrat, die Überschreitung des Schreckhorns von Lauteraar zur Schwarzegg, der Mönch über den Nollen im Auf- und Abstieg, und schließlich nochmals das Wetterhorn. Abgesehen von der letztgenannten Tur sind sämtliche übrigen Fahrten außergewöhnliche Unternehmungen. Erst fünf Jahre später gelang es, das Lauteraarhorn auf dem von Mr. Farrar versuchten Wege zu erreichen. Das Schreckhorn war, soweit bekannt, zuvor erst zweimal von Ost nach West und einmal von West nach Ost überschritten worden. Der Nordgrat des Wetterhorns bedeutet eine Erstlingstur, und der Mönch über die Eiswand des Nollen wird von manchen Sachkennern als eine der härtesten und schwersten Arbeiten im Eis gewertet.

Das folgende Jahr 1898 sah ihn wiederum als Gefährten von J. P. Farrar und D. Maquignaz. Die Grivola wurde über den Nordgrat bezwungen, eine zweite Besteigung, dann der gesamte Grat mit allen Erhebungen vom Grand Paradis bis zum Mont d' Herbetet überschritten. Im Montblanc-Gebiet wurde der Gipfel des Monarchen zum ersten Male von der Aiguille de Bionnassay über den Dôme du Goûter erreicht, und vom Col de Miage bis zum Col du Midi der gewaltige Halbkreis gezogen. Bisher war es nur einmal gelückt, über den Ostgrat der Aiguille de Bionnassay bis zum Dôme zu gelangen.

Den Abschluß bildete ein zweitägiger Versuch, den Nordostgrat der Aiguille Verte vom Col des Grands Montets aus zu bezwingen. Sechs Jahre darauf glückte die Ersteigung des abweisenden Berges von dieser Seite, wenn auch nicht über den Grat selbst, vier italienischen Führerlosen nach mehrtägiger Arbeit und zwei Biwaks unter ungeheuerlichem Zeitaufwand. Der Grat fiel erst 1925 unter dem Angriff französischer Führerloser[3]), freilich nur teilweise, da verschiedene Türme umgangen wurden. Streng genommen ist der Grat bis heute noch nicht überschritten worden. Daher ist die Kühnheit des so frühen Versuches von 1898 besonders bemerkenswert. Es ist klar, daß Aufgaben solchen Umfanges erst nach längeren Versuchen gelingen können. Ebenso verständlich ist es, daß der geistige Leiter einer Führer-Partie seine Leute nicht einem solchen Risiko auszusetzen vermag, wie er es für seine Person vielleicht übernähme. Es ist daher sinngemäß, daß die endliche Lösung Führerlosen glückte. Als Denkmal des Versuches bleibt ein zum ersten Male erreichter Turm, der heute den Namen Pointe Farrar trägt[4]).

[1]) Der Neffe und Schüler des berühmten Jean Joseph Maquignaz, des Erstersteigers der Dent du Géant. Mr. Farrar und D. Maquignaz haben 1893 den Ostaufstieg auf die Aiguille Blanche de Pétéret und den Übergang zum Montblanc als Erste erkundet und geplant. Güßfeldt kam ihnen in der Ausführung zuvor, doch konnten sie kurz darauf die zweite Begehung der Route durchführen.

[2]) Schlechte Verhältnisse zwangen zum Abbruch des Versuches.

[3]) Der Partie P. Dalloz, J. Lagarde, H. de Ségogne.

[4]) Der Mangel eines genügend langen Reserveseiles ließ den Versuch scheitern, überdies hatte die Partie eine schwere Campagne hinter sich und wollte daher nicht die Gefahr eines

Das Jahr 1900 sah Grill wiederum in der Schweiz, als Gefährten der Herren Dr. G. Meyer und Dr. F. Pflaum, der später sein Leben der Unfähigkeit eines Schweizer Führers zum Opfer bringen sollte. Mit ihnen betrat er die Hauptgipfel des Oberlandes und des Wallis. Auf dieser Reise hatte er gleich zu Beginn Gelegenheit, durch sofort handelsbereite Geistesgegenwart und mutige Tatkraft ein Menschenleben zu retten. Es war auf dem Wege zur Dossenhütte. Dr. Meyer und sein Führer stiegen über steile, schmelzwasserüberronnene Platten empor, die teilweise mit riesigen Geröllmassen bedeckt waren. „Da rutschte plötzlich ein großer Block" — so schildert Dr. Meyer den Unfall — „andere kamen aus dem Gleichgewicht, und dann setzte sich die ganze Masse auf glatter Platte mit mir in Bewegung. Vergeblich suchte ich frei zu kommen, ein Schlammstrom unter dem Geröll hob jede Reibung auf und die Mure rollte unaufhaltsam mit mir dem nahen Absturz entgegen. Schon war ich bis fast zur Brust in dem Steinstrom versunken und ungefüge Klötze trafen meinen Kopf. Blitzschnell war Kederbacher zu meiner Rettung auf einen riesigen Felswürfel gesprungen, an dem die Mure brandete. Niederkniend reichte er mir seinen Pickel, den ich zuerst nicht annehmen wollte, da ich jede Hilfe für aussichtslos hielt. Aber unter Grills Belastung wankte der nur scheinbar feste Riesenblock und gleich darauf stand auch der Führer bis zu den Knien im Steinstrome. Doch glückte es ihm, sich auf eine geröllfreie Platte zu retten, an die er sich mit aller Kraft klammerte, um mich schließlich herauszureißen." Während banger Augenblicke hatte Grill gezweifelt, ob er dem übermenschlichen Zuge würde standhalten können oder mit seinem Gefährten den Weg in die Tiefe werde nehmen müssen. Für ihn hieß es: Beide oder keiner, und das Schicksal war ihm gnädig. Es war ein Unfall, wie er dem Besten ohne Verschulden zustoßen kann. Nur die nie, auch auf den Wegen zu Hütten — die freilich in der Schweiz anderer Natur sind als im Osten — erlahmende Aufmerksamkeit des Führers und sein opfermutiges rasches Zugreifen verhinderten einen verhängnisvollen Ausgang.

Seine letzte Fahrt in die Schweiz fällt in das Jahr 1902, in welchem er vier Monate lang als Begleiter Dr. Silems, eines holländischen Bergsteigers[1]), die Ost- und Westalpen durchstreifte und — außer den alten bekannten Viertausendern — den sehr schwierigen Monte Scerscen über die Eisnase bezwang.

Die vergletscherten Gebiete der Ostalpen hat er ebenfalls oft betreten. Wiederholt waren die Hohen Tauern, das Zillertal, das Stubai und das Ötztal, sowie der Ortler der Schauplatz seiner Tätigkeit. Bezeichnenderweise beträgt die Zahl der von ihm im Osten erstiegenen Gletschergipfel und überschrittenen Hochpässe nur wenig mehr als die Hälfte seiner Westalpenturen. Im Zillertal glückte ihm mit Mr. W. F. Kendrick die erste Begehung des Grates vom Hochfeiler zum Weißzint[2]).

Der heimische Kalk ist ihm natürlich vom Dachstein bis zum Allgäu auf das engste vertraut. In seinem Führerbuche, das die Jahre 1881—1900 und 1917—1927 umfaßt[3]), sind fast anderthalb hundert Besteigungen des Watzmanns verzeichnet. Welch eine Vergeudung solcher Begabung, und zugleich welch rührendes Beispiel von Bescheidenheit! In fast unendlicher Wiederholung hat er wohl sämtliche Gipfel der Heimat erwandert, als Begleiter von bergunkundigen Sommerfrischlern, von oftmals gewiß auch

---

oder mehrer unvorbereiteter Biwaks laufen. In jüngster Zeit hat übrigens auch der vorzügliche junge Chamonix-Führer Armand Charlet mit M. de Gigord die Aiguille Verte von dieser Seite bestiegen. Die Umgehungsroute soll nichts Ungewöhnliches bieten, hingegen wäre die Verfolgung der Gratlinie selbst etwas sehr Schwieriges. — Es scheint, daß die Partie Farrar-Maquignaz-Grill am zweiten Tage auch die große Nordost-Rippe der Aiguille Verte ernstlich, aber erfolglos angegriffen hat. Diese Rippe gehört der furchtbaren Argentière-Flanke des Berges an und ist bis heut unbezwungen. (Alpine Journal XXXVI S. 398.)

[1]) Abgestürzt am Col du Géant i. J. 1907.

[2]) 29. 8. 1892.

[3]) Das Buch von 1901—1916 wurde ihm von einem Bergsteiger entwendet.

jener wenig gewählten Art, wie sie für das Berchtesgadener Land kennzeichnend ist. Gegen die selbstischen Quäler, die im Führer nur den Packesel erblicken, wird er sich schon zur Wehr gesetzt haben, denn die Grills sind stärkeren Charakters, als ihr armer Berufsgenosse Preiß, der unter der erbarmungslos ihm aufgepackten Belastung schließlich körperlich zusammenbrach.

Immerhin, es klingt verwunderlich, daß der Mann der Walliser Riesen, dem der Ehrenposten des Letzten im Abstieg auf dem Bionnassay-Ostgrat anvertraut war, in der Heimat sich zu Waldausflügen wie dem Blaueisgletscher hergeben mußte. Man atmet wieder auf, wenn man liest, daß er im letzten Jahrzehnt zweimal den schwierigen Blaueis-Nordgrat erklettert hat, ein würdigerer Gegenstand seiner reiferen Jahre, als die anderen mühsamen Wanderungen.

Spät erst im Leben, und nur ein einziges Mal ist Grill nach Südtirol gekommen. Es war im Jahre 1901, als der alte Freund der Familie, Mr. Farrar, ihn mit den Dolomiten vertraut machte. Damals waren der Schmitt-Kamin, der Winkler-Turm, die Rosengarten-Ostwand noch nicht so alltägliche Unternehmungen geworden, wie dies heute vielleicht der Fall ist. Auf diesen Fahrten, wie auch auf die Grohmannspitze und die Häupter der Pala-Gruppe ließ der mitgenommene Ortsführer dem Berchtesgadener ohne weiteres den ersten Platz.

Mit 1902 schließen Grills Wanderungen in größere Fernen. Seine Taten beschränkten sich fortan auf die nördlichen Kalkalpen und die nahen Tauern. Ein Armbruch, den er 1903 erlitt, hielt ihn längere Zeit von den Bergen fern und festere Bande ketteten ihn bald darauf an die Heimat, als er das Watzmannhaus übernahm und von 1905—1910 dies Gasthaus leitete.

Doch blieben ihm die alten Bergfreunde stets getreu und suchten ihn immer wieder auf, um auf neuen Fahrten alte Erinnerungen wieder aufleben zu lassen. Manche Namen tauchen in seinem Führerbuche regelmäßig von neuem auf, wenn auch zwischen dem ersten und dem letzten Eintrag manchmal fast vier Jahrzehnte liegen[1]). Solche Anhänglichkeit zeugt beredter als alle Worte von den menschlichen Werten, die Grills Charakter in hellstem Lichte erscheinen lassen.

Die letzten Julitage des Jahres 1922 sollten ihm eine unerwartete Begegnung bringen. Er war auf einer der üblichen Fahrten über das Steinerne Meer und die Riffelscharte zum Glockner gewandert; schlechtes Wetter trieb die Partie hinunter nach Heiligenblut. In der Gaststube des Wirtshauses stärkte man sich nach den erlittenen Unbilden. An einem nahen Tische saßen mehrere Bergsteiger, darunter ein älterer. Wieder und wieder zog der Kopf des Grauhaarigen Grills Auge auf sich. Auch der Bergsteiger blickte immer von neuem forschend auf Kederbacher und dann plötzlich erkannten sich die beiden: der junge Engländer des alten Grill, nun nicht mehr jung, Captain J. P. Farrar und der einstmals junge Kederbacher trafen sich wieder, zwei Jahrzehnte nach ihrer letzten gemeinsamen Fahrt.

Die Leistungen, die der Sohn der Voralpen im Hochgebirge vollbracht, sprechen eine beredte Sprache. Voll gewürdigt können sie nur werden vom Standpunkt der nun abgetretenen Generation, und nicht aus dem Geiste der Jungen, welche die Brenva-Flanke des Montblanc in wenigen Stunden durchmessen. „Er ist nach meiner Ansicht in jeder Beziehung erstklassig — völlig gleichwertig mit seinem Vater in dessen besten Tagen[2])."

[1]) So Dr. Bertram, der schon 1881 mit dem Vater gegangen war und 1886 mit dem Sohn eine Winterbesteigung des Watzmanns gemacht hatte. 35 Jahre später zogen Dr. Bertram und Grill in die Glocknergruppe, wo der Führer den erkrankten Bergsteiger mit seltener Aufopferung in der Stüdlhütte pflegte.

[2]) Führerbuch Grills des Jüngeren. — „Beide Kederbachers waren ganz außerordentlich anständige Leute. Man konnte ihnen in jeder Beziehung vertrauen und sie verfehlten nie, ihre Pflicht voll und ganz zu tun. Ich habe noch heute die allerbeste Erinnerung an sie und die größte Achtung vor ihnen." (Aus einem Brief Mr. Farrars.)

Dies Zeugnis gibt ihm der — kürzlich verstorbene — seit fünfundvierzig Jahren weitgereiste englische Bergsteiger Mr. Farrar, einer der besten Kenner der Geschichte des Alpinismus. Es ist überflüssig, die zahllosen gleichartigen Urteile anderer Alpinisten über Grills Meisterschaft auf Fels und Eis anzuführen. Aber nicht das technische Können allein, auch die Gaben des Herzens und des Verstandes gehören zu seinem Bilde. Vielen war er „nicht nur ein meisterlicher Führer, sondern ein Freund, der den ihm Anvertrauten mit treuester Fürsorge umgibt, und ein Mensch mit Auge und Sinn für die Schönheiten der Bergwelt".

In seines Vaters Buch hatte einst eine Bergsteigerin geschrieben: „Es gibt nur einen Kederbacher." Daran anknüpfend bemerkt einer der Herren des Sohnes, er müsse nach seinen Erlebnissen auf schwerer Kletterfahrt sagen: „ Es gibt zwei Kederbacher, Johann Kederbacher Vater und Sohn." Mit diesem Urteil aus dem Jahre 1919 wollen wir das Führerbuch schließen.

Einer der besten Alpenführer und ein ganzer Mensch steht vor uns, wenn wir seine Taten an uns vorüberziehen lassen. Auch Johann Grill der Jüngere nimmt, wie sein berühmter Vater, einen würdigen Platz ein unter den Pfadfindern der Alpen.

Die wichtigsten von Johann Grill Sohn bestiegenen Westalpen-Gipfel

Die zahlreichen Hochpässe sind weggelassen: [1])

Berninagruppe:
- Piz Bernina . . . 1
- Piz Roseg . . . 2
- Monte Scerscen . . . 1
- Piz Corvatsch . . . 1

Berner Oberland:
- Finsteraarhorn . . . 4
- Aletschhorn . . . 1
- Jungfrau . . . 5
- Mönch . . . 1
- Schreckhorn . . . 4
- Eiger . . . 1
- Bietschhorn . . . 2
- Kl. Viescherhorn . . . 1
- Balmhorn . . . 1
- Wetterhorn (Neutur) . . . 3
- Petersgrat . . . 2

Wallis:
- Monterosa . . . 5
- Dom . . . 2
- Täschhorn . . . 1
- Lyskamm . . . 1
- Weißhorn . . . 4
- Matterhorn . . . 5
- Dent Blanche . . . 1
- Grand Combin . . . 1
- Castor . . . 1
- Zinalrothorn . . . 3
- Dent d'Hérens . . . 1
- Breithorn . . . 2
- Ober-Gabelhorn . . . 2
- Weißmies . . . 1
- Kleines Matterhorn . . . 1
- Cimes Blanches . . . 1
- Almagellhorn . . . 1

Montblancgruppe:
- Montblanc . . . 2
- Aig. de Bionnassay (Neutur) . . 1
- Aig. du Midi . . . 1
- Pointe Farrar (1. Erst.) . . . 1
- Aig. des Grands Charmoz . . . 1

Paradis-Gruppe:
- Grand Paradis . . . 1
- Grivola . . . 1
- Petit Paradis . . . 1
- Bec de Montandeyné . . . 1
- Mont d'Herbetet . . . 1

Benutzte Schriften

A. J. XXIII S. 308, XXIV S. 303, XXV S. 51, XXVII S. 263, XXXI S. 262, XXXVII S. 363.
Boll. C. A. I. 1904/5 S. 311, D. A. Z. X S. 191, XV S. 244.
Jb. S. A. C. XXI S. 127, M. A. V. 1886 S. 79, 1917, S. 3, M. A. V. 1892 S. 247.
Z. A. V. 1883, S. 507, 1885 S. 266, 1914 S. 195.
Dübis Hochgebirgsführer durch die Berner Alpen II S. 167, III (1909), S. 131.
Guide Kurz, La Chaîne du Montblanc 1927.
Purtscheller-Heß, Der Hochturist in den Ostalpen (1911).
2. Führerbuch Johann Grills des Älteren (Abschrift).
Führerbücher Johann Grills des Jüngeren 1880—1900, 1916—1927.

[1]) Das verlorene Führerbuch Grills des Jüngeren (1901—1916) konnte nur annähernd ergänzt werden. Seine hier angeführten Westalpen-Turen sind daher nicht ganz vollständig.

Der Wettersturz als alpine Gefahr

Von Dr. A. Roschkott, Wien

I.

In meiner Lehrlingszeit als Bergsteiger gab es noch keine Bergsteigerkurse, es gab fast keine „Lehrbücher" des Bergsteigens. Die wertvollste Belehrung schöpfte ich aus der Unfallschronik der „Mitteilungen". Sie lehrte mich, was man nicht tun darf und die Folgen unvernünftiger Handlungen wurden nicht mit schönen oder warnenden Worten angedroht, sondern in grausam nüchterner Statistik aufgezählt.

In den älteren Jahrgängen der Mitteilungen wurden die alpinen Unfälle auf subjektive und objektive Gefahren zurückgeführt. Gegen letztere, vor allem wurde der Wettersturz als solche hingestellt, sollte es keinen Schutz geben. Der Wettersturz im Hochgebirge sollte als objektive Gefahr der Berge so hingenommen werden, wie etwa die Gefahr eines Blitzschlages in einem Stadthause. So war dann in weiterer Folge die Auslegung in Tageszeitungen bei Besprechung alpiner Unfälle.

Einer solchen Anschauung, die sich noch häufig findet, die aber nur in den Anfängen des Alpinismus und des praktischen Wetterdienstes berechtigt war, möchte ich nun auf Grund langjähriger Beschäftigung im Wetterdienst entgegentreten und zeigen, daß doch nicht immer jene Vorsicht angewendet wird, die den wahren Bergsteiger (den Idealmenschen und nicht den Rekorde schindenden Akrobaten) auszeichnet.

Wir könnten eigentlich wissen, daß jede stärkere Unterbrechung einer normalerweise immer nur Tage dauernden Schönwetterperiode den Hochalpen Sturm, Kälte und Schnee bringt, was für das Wetter der hochalpinen Regionen eigentlich kein außergewöhnliches, sondern das normale schlechte Wetter ist.

Auf der Schmittenhöhe, deren Besteigung kein alpines Problem ist, ist innerhalb von 10 Sommern im Juli und August die Temperatur 41mal unter Null gesunken, durchschnittlich fällt in dieser bescheidenen Höhe an 6 Tagen während der zwei eigentlichen Sommermonate Schnee. Auf der Zugspitze hat ein Viertel aller Sommertage Temperaturminima zwischen —5 und —10 Grad, Temperaturen, die bei trübem Himmel und Wind stark winterlichen Eindruck machen. Am Sonnblick kommen durchschnittlich im Mai 20, im Juli 13, im September 14 Tage mit Schneefall vor. Eine Änderung der Tagesmitteltemperatur von einem Tag zum nächsten um mehr als 4 Grad (für die Höhe ein Zeichen eines Wettersturzes) kommt im April (späte Ostern) an 8%, im Juli an 6% aller Tage vor. Der Wettersturz im Gebirge ist also gar kein seltenes, überraschendes Ereignis, mit dem nicht gerechnet zu werden braucht, sondern, wie die meteorologische Statistik zeigt, ein relativ häufiges, jedes Jahr mehrmals eintretend. Jeder, der unsere Alpen nur von ein paar Sommeraufenthalten kennt, kennt sie auch in sommerlicher Neuschneedecke, die oft bis zu den Almböden herabreicht.

Indirekt zeigt dies auch die große Zahl alpiner Unfälle, die auf Wettersturz als Ursache zurückgeführt werden. In den Mitteilungen des Alpenvereins habe ich aus der Zeit 1892—1923 46 alpine Unfälle aufgezählt gefunden, bei denen schlechtes Wetter bzw. Wettersturz als Unfallsursache angegeben ward und die fast alle mit dem Tod

der betroffenen Bergsteiger endeten, d. i. sicher nur ein Teil aller vorgefallenen Unfälle aus gleicher Ursache. Sie verteilen sich auf die einzelnen Monate wie folgt:

Januar	Februar	März	April	Mai	Juni	Juli	August	September	Oktober	Nov.	Dez.
1	4	2	3	0	5	8	8	6	4	3	2

Die Verteilung läßt keinen Schluß zu auf besondere Gefährlichkeit einzelner Monate, da ja die auf einzelne Monate entfallenden Bergfahrten nicht einmal schätzungsweise erfaßt werden können. Im Vergleich mit den eigentlichen Sommermonaten scheint mir auch die Zahl der Winterunfälle (es sind ja die Jahre vor dem großen Aufschwung des Wintersportes) nicht gering. Bei näherem Zusehen fallen uns dann die Unfälle zu Doppelfeiertagen als leichtverständliche Tatsache auf, besonders weiße Ostern sind eine recht schwarze Zeit, so Ostern 1898 (Rax), 1902 (Rax), 1909 (Schneeberg), am berüchtigtsten Ostern 1913 (mit 19 tödlich Verunglückten).

Gerade solche Massenkatastrophen drängen die Frage auf, ob sie wirklich die Folgen von objektiven Gefahren der Berge waren, ob ihr Ausgang bei aller Vorsicht und Umsicht nicht zu vermeiden gewesen wäre?

Die Sehnsucht der Städter nach Licht und Luft der Berge ist begreiflich, besonders nach dem trüben Winter der Großstadt. Nur zu den Feiertagen ist es der großen Masse möglich, ins Gebirge zu flüchten. Alpine Vereine fördern diese Massenbergsteigerei, Sonderzüge befördern sie zur Opferbank. Zwar erfaßt manchen Wanderlustigen bange Sorge wegen des zu erwartenden Wetters, meist aber wohl nur, ob der nicht unbeträchtliche Geldaufwand für die geplante Bergfahrt nicht unnütz sein wird. Aber jedes Geschäft für Bergsteigerausrüstung hängt seine Schaufenster voll mit günstig lautenden Schnee- und Wetterberichten, das Datum spielt nicht die Hauptrolle. Wenn nur wenigstens das Wetter bei der Abfahrt aus der Großstadt erträglich ist, ist schon alles zufrieden, obwohl schlechtes Wetter die Hoffnung auf besseres aufkommen ließe, während schönes vor dem Umschwung warnen sollte. Und häufig ist schon beim Anmarsch zur Hütte das Wetter nicht mehr so schön wie bei der Abfahrt. Entweder trübt sich der Himmel mit hohen Schleierwolken ein oder eilig wandernde Wolken zeigen Sturm auf den Höhen. Aber jetzt umkehren? da die Hauptkosten des solang herbeigewünschten Osterausfluges, für die Eisenbahnkarte, den Turenproviant schon ausgegeben sind? Dazu hat man es noch eilig sich einen Schlafplatz auf der Schutzhütte zu errennen, auf der ja Osterbetrieb herrscht. Da bleibt keine Zeit, die Weiterentwicklung des Wetters abzuwarten. „Übrigens kann das Wetter ja wieder besser werden", ist ein Trost, der allerdings innerlich Zweifelgefühle verursacht. Ist dann die freie Bergeshöhe oder ein Hochplateau erreicht, wird es blutiger Ernst. Unheimlich tobt der Schneesturm, Aussicht und Atem benehmend, mit seiner Kraft und Kälte auch für geübte Bergsteiger eine Gefahr. Und die Sonderzüge haben auch manchen Schwächeren, Ungeübten angelockt. Wehe, wenn die Bergfahrt noch in mangelnder Ausrüstung, mit ungenügender Kenntnis der örtlichen Verhältnisse unternommen wurde, wenn der angenommene Zeitaufwand zur Erreichung der schützenden Hütte nur für schönes Wetter bemessen wurde. Ein Biwak im erschöpften Zustand ist häufig die Einleitung zum Erfrierungstod durch Erschöpfung. Und dann tobt das Unwetter noch tagelang und die Teilnehmer der ausrückenden Rettungsmannschaften werden zu Unternehmungen genötigt, die sie auf eigenes Risiko nicht begonnen hätten; wenn Bergführer, die eine Tur wegen des Wettersturzes rechtzeitig abgebrochen haben, nicht sofort zur Suche nach Vermißten ausrücken, kommen sie noch in den Verdacht schnöder Habsucht. Nicht nur das eigene Leben gefährden Bergsteiger, die in einen Wettersturz hineinrennen, sondern auch das anderer.

Bei der Besprechung alpiner Unfälle in der Tagespresse werden dann die verschiedensten Ansichten über das Verschulden geäußert. Manchmal wird die Forderung

aufgestellt, daß ein Bergsteiger nur Bergfahrten unternehmen soll, denen er auch beim schlechtesten Wetter gewachsen ist. Würde diese Forderung immer erfüllt, dann wäre wahrscheinlich kaum ein Zehntel aller bisherigen Turen ausgeführt worden. Wie viele Bezwinger der Gesäuse-Nordwände wären ihnen im Wettersturz gewachsen gewesen? Aber eine andere Forderung kann aufgestellt werden: Ist ein Bergsteiger einer Bergfahrt nicht bei jedem Wetter gewachsen und die zahllosen Unfälle zeigen, daß es solche gibt, dann muß er sich um das Wettergeschehen kümmern, *der Wettersturz ist eine subjektive Gefahr.*

Gibt es nun Möglichkeiten einen Wettersturz vorauszusehen? Gewiß. Allerdings nicht mit Sicherheit auf Tage voraus, wie es manche Wetterkalender versprechen, darauf kommt es bei einer Bergfahrt gar nicht an, denn es genügt, ihn auf Stunden vorauszusehen und nur die Kraft aufzubringen, rechtzeitig die Bergfahrt abzubrechen.

Eine Wetterkunde in der Form der 10 Gebote gibt es nicht, der Gegenstand verlangt eine gründlichere Beschäftigung und läßt sich auch nicht im Rahmen eines Aufsatzes erschöpfend behandeln. Dafür sollen die wichtigsten Einrichtungen des staatlichen Wetterdienstes erläutert werden, der ja einzig und allein für die Beurteilung der Sicherheit einer Wetterlage in Betracht kommt. Dies verlangt allerdings auch schon ein gewisses Verständnis des alpinen Wetters im besonderen, des allgemeinen Wetterablaufes im allgemeinen. Es gibt schon eine Reihe allgemein verständlich gehaltener Darstellungen der Wetterkunde, sogar in dem vom Hauptausschuß des Alpenvereins herausgegebenen Handbuch für Bergsteiger findet sich eine Einführung in die Wetterkunde.

Wir wollen also als bekannt voraussetzen, daß in dem Temperaturgegensatz der Polarkappen und äquatorialen Gegenden eine der bewegenden Ursachen unserer Wettermaschine liegt, daß durch die Erdbewegung, durch die ungleiche Verteilung von Land und Meer, die sonst zu erwartenden einfachen Bewegungen der Luft sehr verwickelt werden und gerade wir in Mitteleuropa in einer Zone sehr veränderlichen Wetters liegen. Eine wichtige Erkenntnis, die sich schon bei kurzem Studium der Wettererscheinungen aufdrängt, ist die, daß der Wind das Wetter bestimmt. Wenn tagelang gewaltige Weststürme Mitteleuropa durchbrausen, haben wir ein bestimmtes Wetterbild, das nur je nach der Jahreszeit verschieden ist. Andauer westlicher bis nordwestlicher Winde verursacht unsere kühlen, verregneten Sommer, unsere milden Winter mit nicht seltenen Winterüberschwemmungen. Eine Südströmung der Luft über den Alpen bringt die charakteristischen Föhnwettererscheinungen zustande. Anhaltender Ost im Sommer läßt mit Sicherheit schönes, heißes und trockenes Wetter erwarten. Auf all die verschiedenen Wettereigenarten unserer Alpen kann nicht eingegangen werden, sie sind am leichtesten an der Hand der „Wetterkarten" der staatlichen meteorologischen Zentralstellen zu studieren. Die Wetterkarte gibt eine kartographische Darstellung des jeweiligen Wetterzustandes, die mitgedruckte Zeichenerklärung läßt rasch die kleinen Schwierigkeiten beim Lesen derselben überwinden, um so mehr als auch in Tabellenform das jeweilige Wetter mitgeteilt wird. Die Wetterkarte will von einem möglichst großen Gebiet das *gleichzeitig* herrschende Wetter darstellen, daher auch die aus solcher Kartendarstellung gefolgerten Schlüsse über die Weiterentwicklung des Wetters die *synoptische Methode der Wettervorhersage* bezeichnet wird. Für unsere Alpen kommen vor allem die Wetterkarten der meteorologischen Anstalten in Zürich, München und Wien in Betracht. In den nachfolgenden Figuren sind einzelne solcher Wetterkarten dargestellt.

Die Stationen, von welchen Wetterbeobachtungen vorliegen, sind durch Kreise bezeichnet. Auf den Arbeitskarten der Meteorologen wird zunächst neben den Kreisen der Barometerstand am betreffenden Ort geschrieben. Dann werden Linien gezogen, die Orte gleichen Barometerstandes miteinander verbinden. Auf den für die Öffentlichkeit bestimmten, gedruckten Wetter-

karten werden nur bestimmte dieser Linien gleichen Druckes (Isobaren) gezeichnet, meist jene, die einem Luftdruckunterschied von 5 *mm* Quecksilberhöhe entsprechen. Außerdem wird neben dem Stationskreis die Temperatur geschrieben. Der Stationskreis selbst wird zur Darstellung der Bewölkung verwendet. Je nachdem der Kreis leer, zu einem Viertel, zur Hälfte, drei Viertel oder ganz mit Farbe ausgefüllt ist, herrscht wolkenloser, heiterer, halbbedeckter, vorwiegend bedeckter oder ganz bedeckter Himmel. Neben dem Kreis werden noch durch eigene international festgesetzte Zeichen Regen (:), Schnee (*), Nebel (=) oder andere Wettererscheinungen dargestellt. Jede Wetterkarte enthält noch in einer Zahlentabelle zahlreiche Angaben über einzelne Wetterelemente, wie beispielsweise die gefallenen Niederschlagsmengen, höchste und tiefste Temperaturen des Tages, Feuchtigkeits- und Sichtverhältnisse. Die österreichische Wetterkarte, die ja den größten Teil der Ostalpen umfaßt, gibt meist schon einen recht guten Einblick in das herrschende Wetter in den Alpen, da sie die Beobachtungen von 34 Stationen in den Ostalpen verwendet und bringt dem Bergsteiger vor allem die wichtigen Meldungen vom Höhenobservatorium am Sonnblick in 3106 *m* in der Goldberggruppe, das noch immer die höchste, dauernd betriebene Gipfelwetterwarte ist, also das Wetter im zentralen Teil unserer Alpen.

Schon das Studium des herrschenden Wetters vor Antritt einer schweren Bergfahrt ist Pflicht jedes Bergsteigers, sollen die Wetterverhältnisse für ihn keine subjektive Gefahr bilden. Aber so wie das richtige Kartenlesen erlernt sein will, soll auch das Lesen der Wetterkarte täglich betrieben werden, um über die wichtigsten Anzeichen von Wetteränderungen eine Vorstellung zu bekommen. Es genügt nicht, vor Antritt einer Bergfahrt einen flüchtigen Blick auf die am Bahnhof vielleicht zufällig angeschlagene Wetterkarte zu werfen, sondern sie soll fortlaufend gelesen werden, nur dann können örtliche eigene Wetterbeobachtungen richtig gedeutet werden. Was sich aus einer Wetterkarte herauslesen läßt, werden die nachfolgenden Beispiele zeigen. Zuvor müssen noch einige schwer zu umgehende Fachausdrücke erläutert werden.

Isobarenformen. Die Linien gleichen Luftdruckes (Isobaren) zeigen auf verschiedenen Wetterkarten den verschiedensten Verlauf. Fast immer aber findet man Gegenden, in denen die Isobaren ein geschlossenes Kurvensystem darstellen, in dessen Zentrum der niedrigste Luftdruck des Kartenbereiches liegt. Diese Luftdruckanordnung nennt man ein Tiefdruckgebiet, Tief, Minimum oder Depression. Da in der Gegend eines solchen Tiefs eine besondere Windströmung herrscht, indem die Winde in das Tief spiralig hineinwehen, wird das Tief manchmal auch Zyklone oder nicht ganz richtig Luftdruckwirbel genannt. Ein Tief zeigt in seinem Nordwestquadranten nordwestliche, im Südwestquadranten südwestliche, im Nordostquadranten Nordost- bis Ostwinde. Wie aufeinanderfolgende Wetterkarten zeigen, wandern diese Gebiete tiefen Luftdruckes in der Regel aus West nach östlichen Richtungen (Nordost bis Südost). Es haben sich daher auch die Ausdrücke Rückseite und Vorderseite einer Depression eingebürgert. Die typischen Wettererscheinungen die mit einem solchen Tief zusammenhängen, sind auf die verschiedenste Weise dargestellt worden. In neuerer Zeit haben nordische Meteorologen eine sehr brauchbare schematische Darstellung dieser Verhältnisse gegeben, wie sie Fig. 1 zeigt.

Wetterkarten, die große Gebiete unserer Erde umfassen, zeigen deutlich, daß die früher genannten großen Luftströmungen, wie die aus der Polarkalotte abfließende Kaltluft (Polarluft) oder die aus südlichen Gegenden gegen Nord strömende Warmluft (Tropikluft, Subtropenluft) die Haupterscheinungen im großen Wettergeschehen sind und daß die Grenzgebiete, in denen diese großen Luftströmungen ineinander übergehen, die Bildungsstätten solcher Depressionen sind. Sie sind vergleichbar den Wirbelströmungen, die beim Zusammentreffen zweier Wasserläufe eintreten, und so stark dieser Vergleich hinkt, er läßt sich, wenn man noch einige Ungenauigkeit der Übereinstimmung in Kauf nimmt, noch weiter treiben, indem die Wetterkarten einige Stellen unserer Erdoberfläche zeigen, die besonders häufig das Vorbrechen der Kaltluft nach Süden, das Nordwärtsdrängen der Warmluft durch besonders tiefe Zyklonen begünstigen und manchen durch die Bodenbeschaffenheit bedingten Wirbeln in Wasserläufen gleichen. Eine solche Stelle ist die Gegend um Island, in der im Süden in der Richtung des Golfstromes Warmluftmassen manchmal bis Spitzbergen vordringen, Kaltluftmassen aus Grönland dann nach Südost vorstoßen und die Wetterkarten außer-

ordentlich häufig dort tiefe Zyklonen zeigen. Da diese Zyklonen auf unseren Wetterkarten dahinwandernd zu verfolgen sind (dabei erfolgt nicht wie in einem wirklichen Wirbel ein Kreisen der gleichen Luftmassen, sondern es werden immer neue Luftmassen gegeneinander geführt), so zeigen die Wetterkarten auch ein scheinbares Weiterwandern des Wetters, da nach dem Zyklonenschema einem Orte innerhalb eines Minimums auch ein bestimmtes Wetter entspricht. Zuerst werden kalte, östliche Winde (siehe Fig. 1) von heranwehender wärmerer Luft aus Südwest verdrängt. Die wärmere (leichtere) Südwestluft (fallender Luftdruck) gleitet über die abfließende Kaltluft auf, die in ihr enthaltene Feuchtigkeit kommt zur Kondensation. Das Aufgleiten erfolgt allmählich. Im Wetterbild drückt sich das so aus, daß sich zuerst hohe Schleierwolken bilden, die Bewölkung immer dichter wird und tiefer herabgreift und schließlich in gleichförmigen Regen übergeht. Er wird manchmal als Aufgleitregen bezeichnet. Bei Weiterwandern des Minimums kommt der Beobachtungsort, dessen Wetterablauf wir verfolgen, ganz in den Bereich der warmen Südwestwinde. Bei warmem Wetter wird es klar, der Ort liegt im „warmen Sektor der Depression". Aber das schöne Wetter ist nur von kurzer Dauer. Schon kommt die „Böenfront", d. i. die Trennungslinie zwischen der Kaltluft der Rückseite und der Warmluft der Vorderseite näher. Überschreitet die Böenlinie den Beobachtungsort, so beobachten wir charakteristisches Wetter. Der Wind springt nach kurzer Ruhe plötzlich um, Guß- oder heftiger Regen setzt ein, im Sommer mit Gewittern, die Temperatur geht rasch zurück. Der Regen (Böenregen) ist meist von kurzer Dauer, bald reißen die Wolken wieder auf und die anfangs stark veränderliche Bewölkung nimmt rasch ab. Die hereinbrechende Kaltluft (als die schwerere, daher Druckanstieg) hebt die warme Südwestströmung rasch hoch, so daß in kurzer Zeit große Dampfmengen zur Kondensation kommen, die Niederschläge zwar von kürzerer Dauer, aber größerer Ergiebigkeit als beim Aufgleitregen sind. Manchmal erfolgt der Einbruch der Kaltluft in deutlich durch Temperatursprünge gekennzeichneten Staffeln (Kaltluftstaffeln), die Regengüsse wiederholen sich nach einiger Zeit. Die stark aufsteigende Bewegung der durch die Kaltluft gehobenen Warmluft ist auch in den Wolkenformen an der Vorderseite (Kumuluswolken, Wolkentürme) zu sehen, zum Unterschied von der gleichmäßigen Wolkendecke beim Aufgleitregen. Dies ist der *schematische Verlauf des Wetters beim Vorübergang einer Depression*, deren Druckänderung jeder Luftdruckschreiber aufzeichnet.

Leider, und das muß schon jetzt gesagt werden, verläuft das wirkliche Wetter in unseren Alpen nicht nach diesem einfachen Schema, da dabei in keiner Weise der Einfluß des Gebirges berücksichtigt wurde und unser Wetter, was häufig der Fall ist, unter dem Einfluß zweier Depressionen steht, von denen, wie die Wetterkarten zeigen, eine über Nordeuropa, die andere durchs Mittelmeer zieht. Das Zusammenwirken beider Depressionen auf das Wetter in den Alpen ist außerordentlich mannigfach und verschiedenartig. So lehrreich und interessant einzelne Fälle auch zu besprechen wären, muß doch davon abgesehen werden, da meine Absicht mit diesem Aufsatz nur darin besteht, zum Studium der Wetterkarte anzuregen. Die auf jeder Wetterkarte mitabgedruckte *Wetterübersicht* bringt ja meist eine Erklärung der Wetterlage und besonders bemerkenswerter Einzelheiten und ermöglicht ein Einarbeiten in die Wetterkunde.

Das Hochdruckgebiet. Auf manchen Wetterkarten sieht man, daß der Luftdruck über einem größeren Gebiet von allen Seiten nach einem Zentrum zunimmt. Die meist geschlossenen Isobaren umgrenzen dann ein Hochdruckgebiet, auch Hoch, Luftdruck — Maximum oder Antizyklone genannt. *Die Winde* in einem Hoch zeigen das entgegengesetzte Verhalten von denen im Tief. Sie *wehen aus dem Hochdruckgebiet heraus* und umkreisen das Zentrum im Drehungssinn des Uhrzeigers. Da die Luft am Boden aus dem Luftdruckmaximum ausströmt, muß in der Höhe, zum Ersatz der abfließenden, Luft zuströmen und absinken und diesem Umstand verdankt das Gebiet, das von hohem Luftdruck bedeckt ist, das

heitere Wetter namentlich im Sommer, während im Winter in Tallagen Nebelbildung häufig ist und dann nur auf den Bergen, dafür aber um so überwältigender, Schönwetter herrscht. Auf die Abänderungen dieses Schemas vom Hochdruckwetter kann ebenfalls hier nicht eingegangen werden, dies zeigt aber ebenfalls bald ein kürzeres Studium der Wetterkarten. Außer den eigentlichen Hoch- und Tiefdruckgebieten gibt es noch verschiedene Zwischenformen der Isobarengebilde, wie den Hochdruckrücken, die Furche tiefen Druckes, die V-Depression und den Hochdruckkeil.

Eine der wichtigsten Erfahrungstatsachen ist die Verlagerung der Luftdruckgebilde auf den Wetterkarten in zeitlicher Verbindung mit dem Wechsel des Wetters. Da wir nun im allgemeinen der Zyklone ein typisches Wetter zuordnen, so können wir auch erwarten, daß deren Verlagerung typische Wetteränderungen zur Folge haben werden.

Die Wanderung der Tiefdruckgebiete erfolgt in der Regel in westöstlicher Richtung, daher der Westhimmel in vielen Gegenden unserer Alpen „der Wetterwinkel" ist. Wandert nun ein Tief von West gegen Ost, dann ist nach dem früher dargestellten Schema des Aufbaues einer Depression auch leicht zu verstehen, welche Bedeutung dem Fallen des Luftdruckes zukommt und daß so das Aneroid zu einem wichtigen Hilfsmittel für den Bergsteiger werden kann, um im Verein mit Wolkenzug und Windrichtung das voraussichtliche Wetter zu beurteilen. Dabei kommt es nicht so sehr auf die absolute Höhe des Luftdruckes, als auf seine Änderung an, die schon von guten Aneroidbarometern (mit Temperaturkompensation), noch besser von Barographen (Luftdruckschreibern) genügend genau angezeigt werden. Bei Bergfahrten ist die Verwendung des Aneroides als Wetteranzeiger natürlich nur während längeren Aufenthaltes auf einer Hütte möglich. Starker Luftdruckfall während der Nacht, der sich durch Ablesung des Zeigerstandes abends und morgens leicht feststellen läßt, muß immer zu größter Vorsicht mahnen, denn er zeigt das Nahen einer Depression. Wünschenswert wäre es, wenn die Ablesungen am Aneroid z. B. morgens und abends aufnotiert würden, weil sich aus dem Verlauf des Luftdruckganges über einige Zeit (vielleicht in Art der Fieberkurve zeichnerisch dargestellt) gute Schlüsse auf die Unruhe des Wetters ziehen lassen. Auch dem Zug der Zirrus-(Feder-)wolken soll besondere Aufmerksamkeit geschenkt werden, da diese dem Tiefdruckgebiet vorauseilen und festgestellt wurde, daß sie in der Zugrichtung der Zyklone ziehen. *In Verbindung mit der Luftdruckänderung kommt also dem Zug der Zirruswolken ganz besondere Bedeutung zu* bei der Beurteilung der Verläßlichkeit einer Schönwetterlage. In Verbindung mit dem früher Gesagten über den Aufbau der Depressionen ist es daher verständlich, daß Erscheinen von Zirren am Nordwest- oder Westhorizont mit Recht in volkstümlichen Wetterregeln zu Schlechtwetterregeln benützt wird. *Aber auch die Beobachtung der Windrichtung ist sehr wichtig*, besonders bedeuten plötzliche Windrichtungsänderungen nichts Gutes. Allerdings ist die zu beobachtende Windrichtung nicht immer die wahre allgemeine Luftströmungsrichtung, sondern durch das Bergrelief örtlich beeinflußt. In diesem Falle gibt die Zugrichtung der tieferen Wolken die allgemeine Luftströmung besser wieder.

Wie unser Schema einer Depression schon zeigt, ist für den Bergsteiger die Rückseite einer Depression gefährlich wegen der starken Niederschläge (im Gebirge Neuschnee), der stürmischen Nordwestwinde und des Temperatursturzes. Das diesem Stadium vorhergehende Wetter bringt heiteren Himmel, südwestliche warme Winde und fallenden Luftdruck. Heiterer Himmel, warmes Wetter sind nun das erwünschte Turenwetter, aber in Verbindung mit fallendem Luftdruck und starken Südwestwinden ist ihm besondere Aufmerksamkeit zu widmen, denn *besonders bei starkem Südwind und starkem Luftdruckfall darf man nicht mit Andauer des schönen Wetters rechnen.*

Nun bewirken, wie schon erwähnt, unsere Alpen meist eine Störung im schematischen Wetterablauf beim Durchzug einer Zyklone, wie er in Fig. 1 dargestellt ist. Die

bekannteste Eigenart unseres Alpenwetters, die größtenteils auf den Alpeneinfluß zurückzuführen ist, ist der Föhn. Sein Wesen wurde schon durch H. v. Ficker in der Zeitschrift 1912 dargestellt. Er ist für unsere Nordalpentäler das typische Zyklonenvorderseitenwetter, daher auch in den Nordalpen allgemein bekannt ist, daß jede Föhnperiode durch einen Wettersturz (Rückseite der Depression) abgeschlossen wird. Der Föhn ist ein Vorbote schlechten Wetters. Da bei Föhn die Luft in den Tälern (siehe Zeitschrift 1912) besonders stark überwärmt wird, verursacht dann der Einbruch der Nordwestwinde einen sehr bedeutenden Temperatursturz. Im Spätherbst folgt auf Wetter mit Hochsommertemperatur unmittelbar Schneefall.

Die in der Fig. 1 dargestellten schematischen Verhältnisse einer Depression waren aus Beobachtungen von Stationen in der Niederung gewonnen. Sie geben daher die Verhältnisse im Hochgebirge nicht richtig wieder. Prof. v. Ficker hat die typischen Erscheinungen untersucht, die beim Durchzug einer Depression in Mitteleuropa in der Höhe der Alpengipfel beobachtet wurden und danach ein erweitertes Zyklonenschema aufgestellt, das in Fig. 2 wiedergegeben ist.

Zuerst hat Ficker die wichtige Untersuchung angestellt, ob auf Bergen und in der Niederung der Luftdruck die gleichen Änderungen zeigt und für die Fälle mit starken Druckschwankungen gefunden, daß dies nicht der Fall ist. Danach scheint es, daß die früher aufgestellte Regel nicht die Bedeutung hat, die ihr gegeben wurde. Aber in der Bedeutung, daß starker Druckfall (auch auf den Bergen) zur Vorsicht mahnen soll, ändert sich nichts. Nur im zeitlichen Ablauf und in den gleichzeitigen Temperaturänderungen ändert sich das Schema. Nach dem Schema der Fig. 1 fällt in der Niederung der Luftdruck mit gleichzeitigem Temperaturanstieg, steigt der Luftdruck (Rückseite) mit gleichzeitigem Temperaturfall. In der Höhe (manchmal schon in 2000 *m*) kann aber Druckfall mit Temperaturfall und Druckanstieg mit Temperaturanstieg zusammenfallen, wie es auch im Schema Fig. 2 wiedergegeben ist.

Es lassen sich also nur schwer in Einzelheiten gehende Wetterregeln für den Bergsteiger aufstellen, immer bleibt es notwendig, sich einen Überblick über die herrschende allgemeine Wetterlage zu verschaffen, mit dem allein es möglich ist, die Wettererscheinungen, die während einer Tur beobachtet werden, zu deuten und zu einer Voraussage über die Verläßlichkeit des Wetters zu benützen. Das Studium der Wetterlage an der Hand einer Wetterkarte soll vor einer bedenklichen Tur nicht unterlassen werden.

Das wird auch aus den Beispielen hervorgehen, die wir aus der Fülle jener alpinen Unfälle herausgegriffen haben, für die ein Wettersturz als Ursache angegeben wurde. Es werden sich dann Überlegungen ergeben, die ein vorsichtiger Bergsteiger auch anstellen kann; dann wird ihn ein Wettersturz nicht als ein „unvermutetes, nicht vorherzusehendes" Ereignis überfallen, gleich dem Blitz aus blauem Himmel.

An ein paar typischen Wetterkarten kann gezeigt werden, was aus ihnen herausgelesen werden kann.

Bild 3 zeigt eine Wetterkarte vom 12. März 1913[1]), Bild 4 die Strömungsverhältnisse der Luft an diesem Tage. Auf diesem Bilde sind besonders jene Gebiete hervorgehoben, in denen verschieden geartete Luftströmungen aufeinandertreffen, mit dem Wetter, das diese Gegenden auszeichnet. Fast auf jeder Wetterkarte sieht man solche Unstetigkeitsstellen in der Temperatur, im Wind oder in der Bewölkung, die im Text zu den Wetterkarten, in der Wetterübersicht die verschiedensten Namen, wie Polarfront, Äquatorialfront, Kaltluftfront, Warmluftfront usw. führen und auch auf Bild 5 zu sehen sind. Besonders über England sehen wir ganz typische Wetter-

[1]) Diese und mit einem * bezeichnete Bilder aus: Wetter und Wettervorhersage von Defant, Verlag Deutike Wien, 1926.

erscheinungen. An den Fronten fällt Regen, die Kaltluft ist gestaffelt, eine Erscheinung, die häufig zu bemerken ist.

Lagen wir schon längere Zeit in einer Warmluftströmung, hatten wir auf den Bergen stürmische Südwinde, fiel der Luftdruck auffallend stark und zeigt die Wetterkarte im Westen oder Nordwesten Kaltluftfronten, dann ist der Bestand schönen Wetters immer bedroht, die Inangriffnahme schwerer Turen reiflich zu überlegen und dem weiteren Wetterablauf größte Aufmerksamkeit zu schenken. Wenn auch in manchem Turenbericht zu lesen ist, wie man drohender Wetterzeichen spottet, so soll dies nicht zur Nacheiferung anspornen, denn mit den Extremitäten klettern kann manches Tier, eine schöne Bergfahrt soll auch eine Leistung des Verstandes sein.

Eine Schlechtwetterlage zeigt Bild 6, einen Westkeil, der zu dieser Jahreszeit Kaltluft nach Mitteleuropa hereinbringt. Die Warmluftströmung an der Vorderseite des Tief verursacht in ganz Polen hohe Morgentemperaturen (Wilna 9 Grad). Auf der Rückseite der Depression strömt die Kaltluft stürmisch ein. In freien Lagen der Nordalpen wehen Weststürme, in München hat es nur + 3 Grad, am Sonnblick — 12 Grad. Einen winterlichen Vorstoß des Azorenhochs mit einem Westkeil (winterliches Westwetter) zeigt das Bild 7 (Wetterkarte vom 8 Januar 1922) und Bild 8 (Wetterkarte vom 9. Januar 1922). Am 8. Januar herrscht in den Alpen klares Wetter mit strengem Frost, in Gebirgstälern mit Morgentemperaturen von — 20 Grad, am Sonnblick — 28 Grad. Die Karte vom 9. Januar zeigt die vordringende Westluft, in den Westalpen, auch in München, regnet es bereits bei Temperaturen über Null, in den Ostalpen fällt noch Schnee, die Temperatur war aber an manchen Orten um mehr als 10 Grad gestiegen, am Sonnblick hatte es nur mehr — 12 Grad, der Schneefall ging in den Nordalpen schon in Regen über. Am nächsten Tag weht Weststurm, die Temperatur ist auch in Gebirgstälern über Null gestiegen, noch in 1000 *m* Höhe hat es + 5 Grad, in den Nordalpen sind reichliche Regenmengen gefallen. Ein Wetterablauf, der nicht selten ist und die schwersten Gefahren bei Hochturen (Stürme, Lawinengefahr) bringt und dem leider jedes Jahr einige Bergsteiger zum Opfer fallen.

II.

Nun sollen einige Wetterlagen genauer betrachtet werden, die zu schweren Unfällen durch Wettersturz führten.

Der Wettersturz am 6. Oktober 1901. Ihm fielen auf der Praxmarerspitze zwei hervorragende Innsbrucker Alpinisten zum Opfer. Aus dem ausführlichen Bericht, der über diesen Unfall in den Mitteilungen des Alpenvereins erschien, ist zu entnehmen, daß das Wetter am Beginn der Tur gut war, sich im Laufe des Tages verschlechterte und abends ein fürchterlicher Schneesturm losbrach, dem dann die anerkannt tüchtigen Bergsteiger zum Opfer fielen.

Sehen wir uns nun die Wetterkarten dieser Zeit durch (Bild 9). Am 4. Oktober herrschte in den ganzen österreichischen Nordalpen heiteres, warmes Wetter, Innsbruck hat am 4. Oktober schon morgens 10 Grad, für die späte Jahreszeit eine recht hohe Temperatur, der Wind ist schwach. Das außerordentlich schöne Spätherbstwetter verleitete wahrscheinlich die beiden Bergsteiger, die Ersteisteigung der Praxmarerspitze-Nordwand in Angriff zu nehmen. In Anbetracht der unbekannten Schwierigkeiten, der späten Jahreszeit wäre eine Bedachtnahme auf das kommende Wetter am Platze gewesen. Die amtliche Wettervoraussage vom 4. Oktober stellt Trübung und Niederschläge in Aussicht. Gewiß wird keine Voraussage mit dem Gefühl der Sicherheit gegeben, sie trifft nicht in allen Fällen zu, aber den Fachleuten, die sich mit dem Studium des Wetterablaufes jahrelang beschäftigen, müssen berechtigte Zweifel an dem

Weiterbestand dieses unnatürlich schönen Wetters gekommen sein, die sich auch anderen hätten aufdrängen müssen. Denn der Luftdruck ist um 3 *mm* gefallen und zeigt noch fallende Tendenz. Am 5. weht starker Föhn, die Alpen haben noch heiteres Wetter, aber über Mitteldeutschland liegt, wie die Wetterkarte zeigt, ein lokales Tiefdruckgebiet mit Schlechtwetter an seiner Rückseite.

Schon das Regengebiet über Nordbayern stellt eine Bedrohung des durch Föhn bewirkten Schönwetters dar, außerdem ist auch bei Weiterrücken des Haupttiefs über der Nordsee ein Einbruch der kühlen feuchten Westwinde zu erwarten, die, je weiter das Tief gegen Osten rückt, desto mehr nach Nordwest drehen und um so stärker gegen die Alpen wehen müssen. Die Temperatur steigt in den Föhntälern mittags fast auf 25 Grad (im Oktober!). Der Luftdruck fällt rapid. Nach den gedruckten Beobachtungen auf der Zugspitze herrschte schon am 5. trübes Wetter mit Südweststurm. Erfahrene Innsbrucker Bergsteiger mußten solch ein Wetter für eine so schwierige Erstersteigung nicht schön, sondern sehr unsicher gefunden haben. Ein Wettersturz war für diese Tur keine objektive Gefahr. Er lag, in buchstäblicher Bedeutung des Wortes, in der Luft. Und doch überraschte (?) er die Bergsteiger in einer, in bezug auf die Schwierigkeiten unbekannten Nordwand. Am harmlosen W e n d e l s t e i n war in 1700 *m* Höhe Neuschnee und die Temperatur auf —4 Grad gefallen, am Sonnblick, 3106 *m*, von + 2 bis — 9 Grad.

Ähnliche Wetterverhältnisse — eine spätherbstliche Föhnperiode — führen zum Tod von zwei Bergsteigern in der Hochtornordwand am 24. O k t o b e r 1909. Ende Oktober — kurze Föhnperiode — Hochtornordwand! Ist bei dieser Zusammenstellung ein Wettersturz (es trat nur der Rückschlag zu normalen Wetterverhältnissen ein) wirklich ein unvorherzusehendes Ereignis?

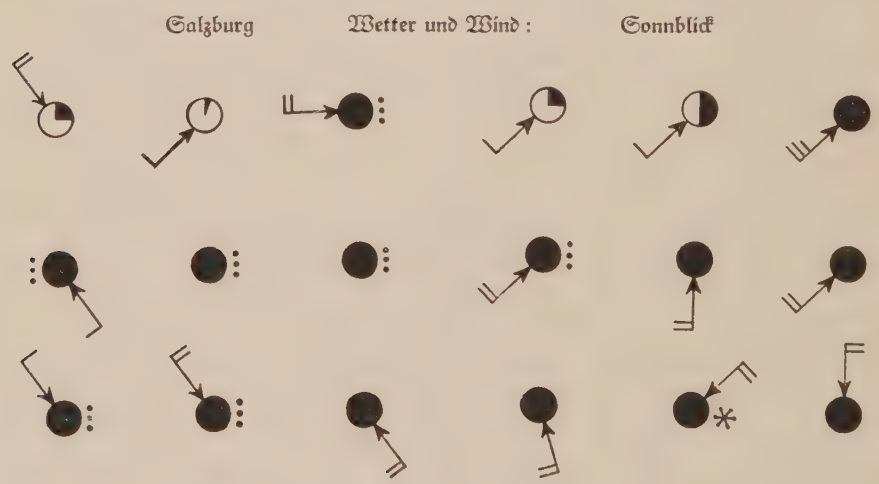
Ähnlich treten auch im Frühjahr Schönwetterperioden auf, während welcher die Temperatur weit über die normalen Werte ansteigt und schon die Rückkehr zu normalen Verhältnissen als Wettersturz empfunden wird. Ein solcher Fall ereignete sich zu P f i n g s t e n 1908. Am Freitag, den 5. Juni, herrschte in ganz Österreich heiteres Wetter bei sehr hohen Temperaturen, es war bereits der 7. Tag einer vorsommerlichen Wärmeperiode. Seit 3. fiel der Luftdruck nicht unbedeutend, alles Umstände, die doch den Gedanken an einen Wetterrückschlag nahelegen, um so mehr als die Veränderlichkeit des Wetters im Frühjahr besonders groß ist. Ein Blick auf die Wetterkarte (Bild 10) hätte auch schon die kritischen Verhältnisse gezeigt.

Ein Luftdruckminimum liegt über Dänemark. Von der Nordsee her wehen kühle Winde gegen den überwärmten Kontinent. Paris, München, Wien haben schon morgens 20 Grad, Berlin 21 Grad und südliche Winde, an der deutschen Küste wehen starke Nordwestwinde, Borkum hat 12 Grad und trübes Wetter. Es war zu erwarten, daß die Gegensätze noch größer werden müssen, wenn bei heiterem Wetter am Festland tagsüber die Temperatur weiter zunimmt und die Kaltluft dann in die überwärmten Gebiete eindringen wird. Die amtliche Wettervoraussage für Pfingsten lautete: Trübes Wetter mit Niederschlägen, abnehmender Temperatur und gewittrig. Am Pfingstsamstag beginnt bereits die Verschlechterung, am Sonnblick war der Luftdruck um 6 *mm* gefallen. Am Sonntag kam der volle Rückschlag, auf den Bergen fiel Schnee, noch auf der Schmittenhöhe bei — 1 Grad und Nordweststurm. Am Pyrgas kam eine Partie von 5 Bergsteigern in das Unwetter, einer verunglückte tödlich, die anderen konnten noch gerettet werden. Daß vielleicht eine große Zahl von Turen während dieser Tage trotz des schlechten Wetters noch glimpflich abliefen, spricht nicht gegen meine Auffassung, daß der Wettersturz zu den subjektiven Gefahren zählt. Und auch bei diesem Unfall zeigte es sich wieder, daß die Rettungsexpeditionen, deren Teilnehmer wegen des schlechten Wetters keine Tur unternommen hatten, dann im Unwetter die schwersten Aufgaben zu lösen bekamen.

Folgende kleine Tabelle soll den Wetterverlauf an einer Tal- und einer Gipfelwetterwarte zeigen:

Salzburg									
	Luftdruck			Temperatur			Wetter und Wind			
	7h	14h	21h	7h	14h	21h	7h	14h	21h	
5. Juni	722.6	722.3	723.2	19.1°	29.1°	15.2°				
6. Juni	717.2	716.5	720.0	15.8°	11.4°	11.0°				
7. Juni	720.8	723.5	726.6	9.3°	7.9°	5.5°				

Sonnblick										
	Luftdruck			Temperatur			Wetter und Wind			
	7h	14h	21h	7h	14h	21h	7h	14h	21h	
5. Juni	525.1	24.4	22.9	3.0	5.7	3.0				
6. Juni	19.3	18.2	18.3	0.8	1.2	0.0				ab $16^1/_2$h *
7. Juni	17.2	17.4	19.0	—1.4	—7.2	—9.8				Graupel und Schnee bis abends.



NW 4 heiter	SW 1 heiter	W 4 Regen	SW 1 heiter	SW 1 halbbew.	SW 5 trüb
SE 1 Regen	Regen	Regen	SW 4 Regen	S 4 trüb	SW 4 trüb
NW 1 Regen	NW 4 Regen	SW 4 Regen	SSE 4 trüb	NE 4 Schnee	N 4 Regen

Es gibt noch zahlreiche solche Fälle, da eine längere und abnorme Wetterperiode nicht nur zu Turen lockt, sondern, obwohl gerade nun besondere Vorsicht am Platze wäre, auch noch zu besonderem Leichtsinn. Wozu bei so warmem schönem Wetter sich mit Kälteschutzmitteln abschleppen, die nur im Rucksack Platz wegnehmen und sein Gewicht beschweren? Es würde aber zu weit führen, in Einzelheiten weiterer solcher Unfälle einzugehen, die im Wesen immer das gleiche zeigen.

Zu einer anderen Gruppe von Unfällen durch schlechtes Wetter führen jene Turen, die schon bei schlechtem Wetter angetreten wurden, wenn es dann auch nicht recht verständlich ist, daß dann die Unfälle auf eine objektive Gefahr der Berge zurückgeführt werden. Wer in einen Schneesturm hineinrennt und darin umkommt, büßt doch nur seinen eigenen Fehler und bergsteigerische Unzulänglichkeit. Hier ist in unseren Alpen besonders eine Wetterlage in den Wintermonaten gefährlich, die gerade in den Wintern der letzten Dezennien häufig war und von den Meteorologen Westwetter genannt wird. Auf den Wetterkarten zeigt die Luftdruckverteilung einen Westkeil hohen Druckes über den Westalpen, der in Verbindung mit einem Luftdruckminimum über England oder Island die Zufuhr feuchter, milder ozeanischer Westluft bewirkt. Das Wetter neigt zu meist ergiebigen Niederschlägen, Regen in der Niederung, gewaltige Schneefälle auf den Bergen. Derartige Wetterlagen bringen dem Hochgebirge das gefährlichste Wetter und es ist eigentlich verwunderlich, daß bei solchem Wetter jemand an eine genußreiche Durchführung einer Bergfahrt zu denken wagt. Es ist doch zu erwarten, daß man gegen die schwersten Wetterunbilden ankämpfend im Schneesturm die schützende Hütte erreicht, je nach dem Gelände sich der größten Lawinengefahr aussetzt und schließlich im tiefen schweren Neuschnee sich ins Tal zurückkämpfen muß, in dem der Regen den letzten trockenen Faden der Ausrüstung auch noch durchnäßt. Wohl nur die Feiertage verlocken zu Bergfahrten bei solchem Wetter.

Ein Beispiel möge aus der Fülle derselben herausgegriffen werden. Weihnachten 1911. Schon Tage vorher war die Wetterlage trostlos. Tiefdruckgebiete ziehen in rascher Folge über Nordwesteuropa. Auch am 21. Dezember rückt vom Atlantischen Ozean her über England ein Minimum heran, eine kurze Föhnwetterperiode in Aussicht stellend, die aber wie schon der Wetterverlauf der vorhergehenden Tage zeigte, immer von um so schlechterem Wetter gefolgt war.

Bild 11 (23. Dez. 1911) gibt die Wetterkarte vom 23. Dezember wieder und die folgende Tabelle das Wetter um Weihnachten in den Alpen. Wir entnehmen aus ihr die raschen Druckschwankungen, das fortwährende Umspringen der Windrichtung, damit das wechselnde Wetter, die häufigen Schneestürme und daß noch in einer Höhe von 1200 *m* die Temperatur um Null schwankt. Bei so auffallendem und raschem Wetterwechsel stellen Hochturen besondere Anforderungen, 2 Touristen verirrten sich am Hochkönig und erfroren bei einem Biwak.

Ähnlich lagen die Wetterverhältnisse am 17. September 1904, an welchem Tag am Schneeberg bei Wien 3 Touristen infolge Schlechtwetters in arge Bedrängnis kamen und nur mit großen Anstrengungen vor dem Erschöpfungstod gerettet werden konnten. Auch diese Tur wurde bei schlechtestem Wetter angetreten, Regen im Tal, Schneestürme auf den Bergen, ein Blick auf die Wetterkarte hätte die trostlose Wetterlage gezeigt, die Wettervoraussage lautete: kühles, schlechtes Wetter mit starken Winden. Am Schneeberg herrschte Schneesturm aus Nordwest.

Nur noch die Wetterverhältnisse zu Ostern 1913 sollen etwas genauer dargestellt werden, da diese Ostern in der Geschichte des Alpinismus traurige Berühmtheit erlangt haben. Zahllos waren die alpinen Nöte, in die die Bergsteiger kamen, 19 Bergsteiger verunglückten tödlich und zwar nahe Kitzbühel ein Schiläufer, am Steinernen Meer 2 Touristen, die in eine Grundlawine gerieten, am Hochschwab im Schneesturm 5 Wiener Schiläufer und am Wiener Schneeberg kamen 11 Schiläufer infolge Schneesturm und unsichtigen Wetters auf einen Lawinenhang und wurden verschüttet.

An diesen Unfällen lassen sich manch typische Erscheinungen der „Unfälle durch Wettersturz" aufzeigen.

In der Osterwoche herrschte in Mitteleuropa ziemlich heiteres, vor allem mildes Wetter. Am 21. März stand in Wien das Tagesmittel der Temperatur 8 Grad über dem 125jährigen Mittel, am Samstag erreichte die Temperatur 19 Grad, war also für

diese Jahreszeit außerordentlich hoch. Just das richtige Wetter, an den unvermeidlichen Rückschlag zu denken und der Wetterkarte etwas Beachtung zu schenken. Aber das Verlangen, das Fest der erwachenden Natur außer der Stadt zu feiern, greift seuchenartig um sich, führt zu einem Massenansturm auf die Bahnen, zu einer Massenwanderung auf die Berge.

Die Wetterkarte vom 22. März (Samstag) zeigt keine unmittelbare Gefahr. Die Bewölkung war in den Alpen noch gering, die Winde waren schwach, auf den Bergen aus südlichen Richtungen, aber in West- und Südwesteuropa war der Luftdruck stark gefallen. Der Luftdruckfall im Westen und die Südwinde auf den Bergen zeigen den Föhncharakter des Wetters, mahnen also zur Vorsicht.

Bild 13 gibt links oben die Wetterkarte vom 22. März früh, rechts oben die Größe der Luftdruckänderung vom 22. früh bis 22. abends. Auf dieser Karte sind Orte mit gleich großer Luftdruckänderung durch Linien (Isallobaren) verbunden. Links unten sind auf Bild 13 die Änderungen bis zum nächsten Morgen eingetragen. Der Luftdruckfall ist also über Mitteleuropa recht bedeutend und beträgt in Wien fast 7 *mm*. Das hätte schon zu besonderem Mißtrauen dem schönen Wetter gegenüber veranlassen sollen. Bei der Verbreitung von Aneroiden in Touristengasthöfen dürfte diese Tatsache den meisten Bergsteigern bekannt gewesen sein. Auch auf der Rax war der Luftdruck bei Südwind gefallen und der Luftdruckfall dauerte auch in der Nacht (Karte links unten) an. Auf dieser Karte sehen wir auch schon den Druckanstieg von Westen her, die gefährliche Rückseite einer Barometerdepression. Am Sonntag haben schon zahlreiche Orte in den Alpen bewölkten Himmel. Die Wetterkarte vom 23. abends (Bild 13, rechts unten) zeigt eine sehr ungünstige Wetterlage. Teiltiefs über den Alpen und überm Golf von Genua. Die Weiterentwicklung gibt (Bild 14) für jeden, der sich mit Wetterkarten vertraut gemacht hat, eine sehr ungünstige Wetterlage. Noch besser zeigt dies Bild 15, auf dem Wetter, Wind und Temperatur vom Unglückstag dargestellt sind. Der Süden und Südosten Europas hat bei starken Südwinden noch warmes Wetter, der Nordosten bei nördlichen Winden kaltes Wetter, im Grenzgebiet fallen Niederschläge. Den starken Temperaturrückgang im Gebiet der Alpen vom 23. zum 24. März zeigt die rechte Hälfte von Bild 16. In München und Salzburg ist es um 6 Grad kälter als am Vortag zur selben Stunde, nur am Alpenostrand, unter dem Einfluß der Südwinde, die warme Luft heranführen, ist es noch wärmer geworden, in Wien sogar um 6 Grad. Die außerordentlich großen Temperaturunterschiede, die von den zwei Strömungssystemen geschaffen wurden, München hat morgens 4 Grad, Wien 12 Grad, liefern die Energie zum stürmischen Westwetter, das nun einsetzt. Die kalte Westströmung verdrängt mit Sturmgeschwindigkeit die Warmluft und beim Emporsteigen derselben fallen ergiebige Niederschläge, im Gebirge gefährliche Neuschneemassen.

Einzelheiten des Wetterablaufes sind auf Bild 16 (linke Hälfte) zu sehen. Die Stichprobe aus dem Wetter dieser Tage in den Alpen zeigt, wie viel harmloser das Wetter in der Niederung verlief als auf den Bergeshöhen. Die Beobachtungen von der Rax, einem Voralpenberg, zeigen aber doch, trotzdem nur zwei Augenblicksbeobachtungen von Früh und Abend vorliegen, die starke Abkühlung und den stürmischen Nordwest in der Höhe.

III.

Der vorliegende Aufsatz konnte keine Wetterkunde für Bergsteiger geben, da eine solche weit den Rahmen eines Aufsatzes überschreiten müßte. Er will nur darauf hinweisen, daß ein Wetterumschwung im Gebirge nicht eine Gefahr ist, der man nicht

vorzubeugen versuchen soll. Der amtliche Wetterdienst der Staaten, die an den Alpen Anteil haben, gibt dazu die Möglichkeit.

Wer mangelhaft ausgerüstet einem alpinen Unfall zum Opfer fällt, wird als Opfer seiner eigenen Verfehlungen hingestellt. Kein wirklicher Bergsteiger geht in Lackschuhen auf die Höfats oder ohne Pickel auf die Thurwieserspitze, mindest rühmt er sich dessen nicht in einem alpinen Aufsatz. Es soll auch zur Selbstverständlichkeit werden, daß man in einer abnormen Föhnperiode keine schwierige Tur macht, ohne Studium der Wetterlage und genauer Beachtung der Wettervorgänge während derselben. Nur zu häufig liest man Aufsätze, wo Anzeichen eines Wettersturzes treffend beschrieben werden, die Tur fortgesetzt wird, und mit gewissem Stolz das Außerachtlassen vernünftiger Erwägungen geschildert wird. Auch diese Selbstanklage sollte in alpinen Aufsätzen nicht möglich sein, weil in solchen Fällen nicht nur mit dem eigenen, sondern auch mit dem Leben der Rettungsmannschaft gespielt wird, deren Teilnehmer vernünftigere Ansichten entwickeln würden. Daher soll auch bei Besprechung von Unfällen, die durch Wettersturz verursacht wurden, nicht gedankenlos von den unabwendbaren Gefahren der Berge geschrieben werden und dadurch eine Verantwortung vom Leiter der Partie genommen werden. Ich kenne den Fall einer Bergwanderung als Schülerwanderung einer Mittelschule, bei einwandfrei bevorstehender Wetterverschlechterung, mit 14jährigen Jungen auf die Rax (Aufstieg während der Nacht mit Laternen), und glaube nicht, daß die Eltern der Schüler bei einem Unfall, durch das Wetter verursacht, der glücklicherweise ausblieb, der Meinung gewesen wären, daß der Wettersturz als unabwendbare Gefahr der Berge hingenommen werden muß.

Es gibt Anzeichen einer kritischen Wetterlage, Anzeichen eines Wettersturzes, sie wurden in den vorstehenden Zeilen angedeutet. Der Bergsteiger muß sie kennen lernen. Die meteorologischen Institute erleichtern durch Herausgabe der täglichen Wetterkarte diese Arbeit. Schon jahrzehntelang werden von den Wetterdienststellen in Zürich, München und Wien Wetternachrichten verbreitet. Neuestens sind dazu noch die Rundspruchgesellschaften gekommen. Es wäre aber wünschenswert, daß sich der Bergsteiger auch für die Wetterkarte interessiert, die ihn viel besser als die notwendigerweise kurz gehaltenen Wettervoraussagen in die Wetterlage einführen und auch eigene Beobachtung deuten lehren. In den vorliegenden Besprechungen einzelner Wetterlagen wurden solche Gedankengänge aufgezeigt.

Dieser Wetterdienst könnte für die besonderen Interessen der Bergsteiger einen Ausbau erfahren, doch ist vom Staat allein, der den bisherigen Wetterdienst als reine Wohlfahrtseinrichtung betreibt, ein solcher nicht zu erwarten. Ein alpiner Wetterdienst müßte, wie das Rettungswesen, von einem großen Bergsteigerverband übernommen werden. Neben der Beschaffung von einwandfreiem Beobachtungsmaterial aus den Alpen, besonders von Wetterwarten auf Berghöhen (Schutzhütten) kann auch die Verbreitung von Wetternachrichten gefördert werden. Auf größeren Schutzhütten ließen sich einfache Empfangsgeräte für den alpinen Wetterwarnungsdienst einrichten, der von Fachmeteorologen beraten, kritische Wetterlagen, voraussichtliche starke Wetteränderungen bekanntgibt, da ja nicht nur Warnungen vor Wetterverschlechterungen, sondern auch Wetteränderungen im günstigen Sinn für den Bergsteiger von Bedeutung sind.

Denkt man an die Gefahren und Kosten der Rettung durch Wettersturz gefährdeter oder verunglückter Bergsteiger, so werden die Kosten eines alpinen Wetterdienstes nicht sonderlich groß erscheinen, und dann verliert der Wettersturz noch mehr von seiner Bedeutung einer alpinen Gefahr.

Kreuz und quer durch die Granatspitzgruppe

Von Dr. Wilhelm Brandenstein, Wien

Die Granatspitzgruppe ist eines der am meisten vernachlässigten Gebiete der Hohen Tauern. Dies zeigt sich schon bei der Erschließungsgeschichte. Nur in jahrelangen Abständen finden wir Vorstöße in die Gegenden abseits der Hauptwege; in der Westhälfte schuf überhaupt erst der Bau der St. Pöltener Hütte Wandel; dabei gibt es trotz aller Erschließungstätigkeit der letzten Jahre, an der im Westen die Mitglieder der Alpenvereinssektion St. Pölten, im Süden insbesonders R. Gerin und Gefährten ihren Löwenanteil haben, noch immer eine Reihe von unerstiegenen Gipfeln, unbegangenen Graten und Wänden. Wer Genaueres wissen will, der wende sich nur vertrauensvoll an mich.

Die Verlassenheit der Gruppe ist nicht so ohne weiteres zu erklären. Wohl gibt es, streng genommen, keine Hütte[1]); dann aber müßten diejenigen, die so viel von der Übererschließung der Alpen reden, dort zu finden sein. In Wirklichkeit sind es Glockner und Venediger, die den Turistenstrom an sich ziehen, wobei die mannigfaltigsten Gründe für diese Wahl zu hören sind; vor allem die Aussicht! Ist sie doch — wie die meisten glauben — um so schöner, je höher der Berg ist! Darum muß man ja auch auf dem Glockner gewesen sein (natürlich abgesehen davon, daß dann jedes Kind von der Schule her weiß, w a s das für ein Berg ist und w a s man da geleistet hat!); denn von ihm sieht man ja s o w e i t ! Vom Orient bis zum Okzident usw.! Wieder einmal wird Menge mit Güte verwechselt; denn wie unbedeutend ist die Aussicht vom Glockner: alles ist neben ihm k l e i n ! Zudem sieht man den schönsten Berg jener Gegend gar nicht, nämlich den Glockner selbst. Und ich behaupte: Die Schönheit eines Berges erleben wir nicht bei der Besteigung (wohl aber die des Weges); denn da ist er uns zu nahe. Erst wenn wir ihn von allen Seiten gesehen haben, wächst er in unserem Bewußtsein zu einer G e s t a l t ! Wer also Glockner und Venediger liebt, der muß sie rings umwandern und vor allem in die Granatspitzgruppe gehen.

Noch eines ist schuld an ihrer Einsamkeit: der Zauber der Zahl! Wie oft hört man doch, daß in den Tauern Berge unter 3000 *m* sozusagen nicht gesellschaftsfähig seien. Als ob eine tote Zahl ein Maßstab sein könnte für Erlebnis und Wirkung!

Eine Mitschuld gebe ich auch der Art, wie gewandert wird. Jeder will womöglich in e i n e m Urlaub die Alpen überqueren, etwa gar mit dem Motorrad („über den Großglockner", wie man letzthin einmal lesen konnte), ähnlich der Art, wie man sich auch sonst Bildung durch Reisen erwerben will; alles „Wichtige" will man gesehen haben, nichts auslassen! Man hat dann wenig gesehen und nichts behalten.

Die Übertragung dieser Art auf das Bergsteigen rächt sich: niemals kommt es s o zu einem Erfassen und Erleben der Landschaft und darum auch niemals zu wirklichem geistigen Gewinn!

Die so auffallende Unerschlossenheit unseres Gebietes zeigt sich auch noch anderweitig. Geologisch hat erst L. Kölbl die Hauptfragen des inneren Aufbaues gelöst; er mußte aber einige Knacknüsse übriglassen, da er einfach nicht alles sehen konnte.

Am ärgsten steht es mit den Karten (von der Spezialkarte, die ja nur mehr Altertumswert hat, nicht zu reden), außerhalb der Hauptwege und -gipfel sind sie nur mit

---

[1]) Inzwischen wurde von den Sudetendeutschen Alpenvereinen eine Hütte am Muntanitz gebaut.

Mißtrauen zu benützen. Welche Fehler sich die Landesaufnahme in unserem Gebiete leistete, wäre am besten in einem Lustspiel zu verwerten. Dies gilt insbesonders für die Namen. Vielfach ist auch die Gleichgültigkeit der Bergsteiger daran schuld, die ihnen kein Gewicht beilegen; mit Unrecht, denn aus ihnen lassen sich hinsichtlich der Siedlungsgeschichte die weittragendsten Schlüsse ziehen. So kann man, um nur ein Beispiel zu erläutern, aus den Namen allein beweisen, daß sich im Kalser und Matreier Tal die Völkerbewegungen in folgender Weise abgespielt haben: Die älteste sprachliche nachweisbare Schicht bestand aus Illyrern. „Matrei" muß wegen seiner Endung als illyrisch angesprochen werden. Dann kamen die Romanen, wie die romanischen Namen zeigen (z. B. Zimaróß = cima rossa = Rotspitz). Diese müssen — wenigstens auf der Kalser Seite — lange ungestört geblieben sein, da ihre Sprache mannigfache Veränderungen erlitt. So wurde die Endung *-utum* zu *-oi* (z. B. Rumesoialm = *rubmesutum* = Preiselbeerfeld; oder Schaintefroiboden, das völlig ladinisch klingt). Hierauf rückten die Slawen ein, anscheinend recht friedlich; denn die Bevölkerung war von da ab zweisprachig, wie slawisierte romanische Namen zeigen („Muntanitz" zu romanisch *muntan* + slawische Endung *-itz;* „Islitz" = die kleine Isel, zu romanisch *i/n/sola* + slawische Endung *-itz*). Abermals kam eine neue Welle von Einwanderern: die Deutschen, die jetzt ansässig sind. Auch über sie geben die Namen mehr Auskunft, als man zur Zeit erfragen könnte: Nur die Erinnerung an Nachbarn ihrer früheren Heimat konnte sie dazu veranlassen, eine Alm im hintersten Kalser Tal „Böheimebenalm" zu nennen; da doch deren Besitzer sicher keine Böhmen, sondern Slowenen waren. Weiters zeigen die Namen, daß die bayerischen Siedler nur langsam in die Täler eindrangen; haben doch die Namen weiter drinnen und höher oben ein viel jüngeres Gepräge, sie sind also viel später übernommen worden. Die alten Namen auf *-ig* sind nur unten und außen zu finden, die jüngeren Formen lauten auf *itz*. Wir treffen sie nur höher oben und weiter innen. So finden wir „Arnig" (zu slowenisch *javornica* = Ahornboden[1]), aber nicht weit davon „Gamínitz" zu slowenisch *kamen* = Stein).

Im Norden sind die Verhältnisse viel einfacher. Wohl glaubte man im oberen Salzachtale illyrische Spuren gefunden zu haben; nachweislich sind nur die Romanen im Pinzgau („Walchen" = Bei den Walchen = Walschen). Die slawische Welle reichte bloß bis in die Rauris, so daß wir sonst nur deutsche Namen finden.

Wem das Herz voll ist, dem geht der Mund über. Auch die Bauern im Gebirge sind diesem psychologischen Gesetz unterworfen. Sie benennen darum die Örtlichkeiten nach jenen Dingen, die in ihrem Leben eine große Rolle spielen — oder spielten, wie wir dazusetzen müssen. Der nachdenkliche Bergsteiger wird daher nur lachen, wenn er auf der Karte einen „Seelenkogel" findet: die Seele hat doch für den Bergler keinen Wirklichkeitswert! Wir finden daher den Namen nur auf der Karte, bei den Einheimischen heißt er „Sillingkopf", benannt nach dem Slowenischen *silnica* (= Getreidekasten); mit dem hat er immer zu tun; ja es bildet seine Hauptsorge, daß er voll sei. Darum ist dieser Name auch in anderen Gebieten (z. B. Hoher Kasten zu treffen). Auch die Mittagszeit ist ein wichtiger Augenblick in seinem Leben; diejenigen Spitzen, die ihm als natürliche Sonnenuhr dienen, heißen dementsprechend „Zwölfer", „Sonnblick" (= Sonnblitz). Daß es einmal Bären gegeben hat, bezeugen die vielen „Bärenköpfe". Ebenso muß früher der Weinbau betrieben worden sein, wie aus dem „Weinbichl" und der „Kelder", einer großen flachen Mulde südlich des Klockenkogels zu schließen ist.

Jedes Gefäß ist infolge seiner täglichen Verwendung wichtig. Dies zeigt schon der

[1]) So laut freundlicher Mitteitung K. Finsterwalders (urkundliche Form aus dem Jahre 1288 „Abernig"!).

in den ganzen Ostalpen übliche Ausdruck „Kar", das im Mittelhochdeutschen bloß die Bedeutung „Geschirr, Schüssel" hatte; erst später bezeichnete man damit auch „steinige Gebirgskessel". Derselbe Fall liegt in dem häufigen „Tschadin" vor. Es hängt mit romanisch *catinus* (= Kessel) zusammen [Kessel selbst kommt vom verwandten *catillus*]. Ähnlich steht es mit dem „Trog", das im Mittelhochdeutschen Futtertrog, Brunnentrog bedeutete, von den Bergleuten auch auf trogartige (d. h. längliche!) Gebirgskessel übertragen. In unserem Gebiet finden wir z. B. die „Steintröglen". Diesen mundartlichen Gebrauch hat dann die Wissenschaft übernommen und den Ausdruck „Trogtal" geprägt.

Die alten Griechen hatten für „Meer" zahlreiche Ausdrücke, was uns nicht wundert: spielte es doch in ihrem Leben eine zu große Rolle. Bei den Bergbauern waren es wieder die Felsen, die Bergspitzen und die Gegenden des ewigen Schnees, die sie genau nach ihren Merkmalen unterschieden und benannten[1]). Was dem Fremden nur Fels ist, sind hier sehr verschiedene Dinge; wir finden da einmal Palflen (z. B. „Wasserpalflen"), Schnaggen (= Felsturm, z. B. „Schnaggentörl") oder Knåppen = schiefstehende Türme (z. B. „Knåppenträgerköpfe"). Alle diese Wörter sind in ihrer Herkunft mehr oder minder geheimnisvoll.

Die geographischen Eigennamen sind, wie alle sprachlichen Erscheinungen, wandelbar und veränderlich. So wie das Wort „diutisk" zu „deutsch" (und mundartlich zu „deitsch") wurde, indem sich iu(= y) zu eu (bzw. zu mundartlich ei) wandelte, ebenso erging es z. B. dem Ortsnamen „Peischlach". Das Wort gehört zu slaw. *pyêlja* (= Heuleute): dessen y (= iu) wurde über eu zu mundartlich ei[2]), es heißt also „Bei den Heugern".

Viel anziehender sind jedoch die Fälle, in denen eine Umgestaltung auf ein Nichtverstehen zurückgeht. Da gibt es bei Kals einen „Liegst-da-Bichl"; er heißt natürlich nicht so, weil er da liegt — denn das tut ja jeder —, sondern er hängt mit slaw. *lišč* = Lichtung, Blöße zusammen. Und richtig weist er eine große Blöße auf.

Solche Umbildungen wären nichts Schlimmes, wenn sie von den Einheimischen, also von einer Sprachgemeinschaft, bewirkt werden. Wir müssen uns dann einfach damit abfinden, daß ein geschichtliches Werden vorliegt. Stärkster Widerstand aber muß geleistet werden, wenn ein einzelner, etwa der Kartenzeichner aus Unwissenheit und Unvermögen die Namen verunstaltet. Diese Mißgeburten stehen auf dem Papier und im Leben heißen sie anders; nur der Städter macht sich dann damit bei den Bergleuten lächerlich.

Wenn wir darum nach der Karte die Zusammenhänge zwischen Wort und Sache suchen, würden uns die ungeheuerlichsten Irrtümer unterlaufen; wir würden z. B. in unserem Gebiet die Naturgeschichte bereichert finden, und zwar mit einem „Grauen Schimmel" und mit einem „Zimmerroß!" Schimmel pflegen sonst bekanntlich weiß zu sein, und daß Pferde zu Stubenhockern werden, dürfte ebenfalls neu sein. In Wahrheit heißen die beiden Gipfel „Gr. Schimme" (zu romanisch *gimbus* = Buckel) und „Zimaróß" (= *cima rossa* = Rotspitz).

Zwischen Zimaróß und Rotenkogel heißt eine Spitze „Gûaner" und die Alm zu seinen Füßen dementsprechend „Gûanalm". Was tat nun hier der Kartograph? Da er aus Oberösterreich war (wie man sofort aus seiner Handlungsweise ersehen kann), schloß er so: mundartlich „wóaten" schreibt man „warten", darum wird auch hier Gûanalm im Hochdeutschen „Garnalm". Ein feines Garn, das er da gesponnen hat! Nur hat der gute Mann nicht gewußt, daß die Leute hierorts das schriftdeutsche „r"

[1]) Über die verschiedenen Namen für „Berggipfel" hat O. Stolz in der Zeitschr. des D. u. Ö. Alpenvereins 1927, insbesonders für die Zeit vor dem Erwachen des Alpinismus geschrieben.

[2]) Die Schreibung „Peischlach" ist also mundartlich (etwa so wie Hei gegenüber Heu); man müßte hochdeutsch „Peuschlach" schreiben.

wie „rr" sprechen (also „Garrn" sprechen würden, wenn es so hieße) und daß hier nicht so, wie etwa in seinem Heimatstädtchen, das als mundfauler Murmellaut, halb a und halb e zu hören ist, und daß darum umgekehrt ein solcher Murmellaut hierorts nicht einem schriftdeutschen „r" entspricht.

Dazu kommt, daß man auf den Karten mit einer besonders ausgetüftelten Rechtschreibung bedient wird. Es ist ja auch wirklich schwer; wie soll man so ein -óa- schriftdeutsch wiedergeben? Vielleicht so, wie es lautet? Nicht doch! Schreiben kann man doch nur „schriftdeutsch", wie schon das Wort besagt. Also verleiht man den Namen ein möglichst tiefgründiges Aussehen. Der allerorts bekannte Maier wird zu einem Mahr, wie die Mahralm zeigt (da hat den Schreiber wohl ein Nachtmahr gedrückt), und all dies, weil er sie als „Moaralm" hörte. Loamwand hingegen erinnerte ihn zu sehr an den Leim (auf den er gegangen ist); er schreibt daher stolz „Leimwand", während der von ihr wegfließende Lóamasbach schon wieder weniger durchsichtig ist und darum als „Lamesbach" zu finden ist. Das Bunzkögerl (zu slow. *punce* = Mädchen; vergleiche anderwärts „Hohe Gitsch") wird zu einem Putzkögerl! Putzig! Nicht?[1]).

Die Sache ist lächerlich und schmerzlich zugleich. Doch kann sich jeder, der hier mithilft, die Wahrheit zu erkennen, außerordentliche Verdienste um die Ortsnamenforschung und die Siedlungsgeschichte erwerben.

Literatur: Zur Geologie: L. Kölbl: Die Tektonik der Granatspitzgruppe in den Hohen Tauern, Wien 1925 (•Smn. 133—24).
W. Brandenstein, Führer durch die Granatspitzgruppe, Wien 1928, S. 8 ff.
Zur Namenskunde: W. Brandenstein, Ö. A.-Z. 1927, S. 94 ff.; D. A.-Z. 1928; Zeitschrift für Ortsnamenforschung IV/1.
Neue Fahrten: R. Gerin und Genossen: A. V.-Z. 1927, Nr. 226, S. 5 lks.; Ö. A.-Z. 1927, S. 218 ff.; Josef Mittereder, A. V.-Z. 1927, Nr. 229; S. 6 Mitte; W. Brandenstein, Ö. A.-Z., S. 201 f.; Bergsteiger 1927, S. 522 f. (Nr. 45).

Gaminitz, 2792 und 2790 *m*; erste[2]) Ersteigung und Überschreitung. Kofelkopf, 2609; erste Ersteigung und Überschreitung. Kendlkopf, 3086 *m*; erste Begehung des Nordgrates. Hinterer Kendlkopf, 3080 *m*; erste Begehung der Nordwestflanke

Wenn man von der Kalser Kirche gegen Nordwesten schaut, fällt einem vor allem ein düsterer Kopf, der Ganotskogel, auf. Dann schließt sich eine grasige Mulde an, über die sich der helle Kendlkopf aufbaut. Zur Rechten wird das Bild von einem nach innen geschweiften Grat abgeschlossen, der vom doppelgipfligen Gaminitz kommt. Alle diese Gipfel sind bergsteigerisch fast unbekannt. Fehlt doch auf den meisten Karten sogar ihr Name. Um so mehr zog es uns hin, sie kennenzulernen.

Wir hatten unser Zelt in der erwähnten grasigen Mulde oberhalb der Kehralm stehen gelassen, als wir vor einem Regen nach Kals geflüchtet waren. Schon am nächsten Tag wanderten wir wieder hinauf, luden unsere Rucksäcke bei unserem Sommerschloß ab und stiegen weiter gegen den Eingang des Kendls zu. Mit schauerlicher Glätte stürzt die Südwand des Gaminitz herab; sie wird rechts von einer fast senkrechten Kaminreihe begrenzt. Gleichlaufend zu dieser zieht wiederum eine zweite, jedoch kürzere, die wir zum Anstieg wählten. Vergnüglich stemmten wir über Absätze und Klemmböcke empor, bis die Herrlichkeit ein „jähes" Ende nahm. Dieses bestand aus einem senkrechten brüchigen Wandl. Nur lockere Griffe und Tritte, kein einziger fester Haltepunkt! Und zuletzt steiler Rasen, daß man die Finger einkrallen mußte. Noch ein heikler Quergang um einen Zacken, dann standen wir am oberen Ende der größeren

[1]) Wer Genaueres über die Namen erfahren will, der sei auf die in München erscheinende „Zeitschrift für Ortsnamenforschung" verwiesen. Siehe auch die folgenden Literaturangaben.
[2]) „erste" heißt hier sehr oft „erste turistische"!

Kaminreihe. Wir glaubten nun gewonnen zu haben. War doch der Grat kaum 50° geneigt. Doch er schien mir nicht geheuer: Ich nahm das Seil aus dem Rucksack heraus und stieg aufwärts: Nur abbröckelnde Plättchen, kein fester Griff, Reibung war alles. Das Seil war zu Ende und ich konnte noch immer keinen Augenblick stehen bleiben. Mein Kamerad kletterte ein Stück nach, bis ich endlich ein Band erreicht hatte. Doch wie sah es aus! Ich wußte nicht, sollte ich mich setzen oder stehen bleiben; es ging beides schlecht. Von einer Sicherung für den Zweiten war keine Rede; also schlug ich einen Haken ein. Mein Gefährte war bald nachgekommen und nun sahen wir uns an! Ich versuchte draußen an der Kante. Jeder Block wackelte und drohte, mich in den schrecklich zerfurchten Holzwandgraben mitzureißen. Ein Überhang gebot Halt. Daneben in der Wand — das gleiche. Es ging nicht! Wir mußten umkehren! Nach bangen Minuten stand mein Gefährte wieder in der Scharte. Dann kam ich daran. Wohl konnte ich mich mit Hilfe des Hakens abseilen, aber nicht einmal den halben Weg, so daß ich das Seil, auf ganz unsicheren Stand, abziehen mußte. Nur mit Aufwand allergrößter Vorsicht schwindelte ich mich hinunter. Es gelang! Doch wie weiter? Es war ja unwahrscheinlich, ob die schwierige, brüchige Wandstufe ober dem Aufstiegskamin im Abstieg überhaupt möglich ist. Darum beschlossen wir, den zu unseren Füßen liegenden Hauptkamin anzugehen. Ein Absatz nach dem anderen kam, nie ging es leicht, und oft waren die Wände ganz glatt gewaschen. Mindestens 400 *m* war er hoch; deshalb freuten wir uns, als wir nach 1½ Stunden schon den Schutt des Ausstieges sahen. Da brach die Rinne ab! Doch das Seil half uns über den glatten Überhang. Dann lagen wir im Gras, bis die Sonne hinter dem Kamm verschwand und sich die Ferne mit blauem Dunst füllte.

Am nächsten Tag wanderten wir weiter ins Kendl hinein, um einen Versuch über die Westwand zu wagen. Dort wo sich eine steile Schuttrampe zum Nordgrat hinaufzieht, stiegen wir in sie ein. Über brüchige Felsen ging es aufwärts, anfangs ohne Schwierigkeit. Doch immer steiler wurde es und immer gefährlicher, von Sicherung keine Spur; als wir bei einer flachen, hohen Nische angekommen waren und keinen Weiterweg mehr sahen, versuchten wir nicht lange, sondern kehrten um. Die Knie zitterten vor Ingrimm: Abermals abgeschlagen!

Wir nützten den herrlichen Tag aus und wanderten dem Tschadin zu. Der Kendlkopf umschließt diesen Kessel wie mit Armen durch zwei wilde Grate und zeigt ihm seine vernichtend glatte Südwand. Über eine steile Grasrampe, dem Stimpfle, stiegen wir aufwärts und kletterten zu der scharfen Dreieckspitze des Kofelkopfes empor, um ihm den ersten bergsteigerischen Besuch abzustatten. Und wir hatten es nicht zu bereuen: Der Glockner stach, einem riesigen Dorn vergleichbar, in den dunkelblauen Himmel, und im Westen lagen die Firnströme des Venedigers, still und ruhig.

War „unserem Berg", dem Gaminitz, nicht beizukommen? Vielleicht könnte man sozusagen von einer höheren Warte aus einen Anstieg entdecken! Dazu schien der benachbarte Kendlkopf am besten geeignet. Wieder wanderten wir in den Tschadin und auf die Grathöhe hinauf; nur wandten wir uns diesmal nach rechts, dem Tschadinhörndl zu. Nebel krochen von allen Seiten herauf, und als wir uns beim Fuß des Hörndls niedersetzten, fröstelte uns. Schieferige und steile Rinnen waren zu queren; dann begann der Südgrat. Mit breiten und behäbigen Bratschenrücken, so daß wir uns schon lustig machen wollten, daß der Grat als sehr schwer bezeichnet wird. Plötzlich aber schnürte er sich zusammen und bäumte sich in einer scharfen Schneide auf, die mehrmals von tiefen Einschnitten zerhauen war. Wir nahmen das Seil. Rechts türmten sich die glatten Felsen aus dem Abgrund empor und fielen links in zerhackter Schrofenwand ab. Bald überkletterten wir die schneidigen Türme, bald wichen wir ihnen aus. Schon glaubten wir nach einem steilen Ritt, über das Ärgste hinaus zu sein, als uns neuerlich eine senkrechte Kante abdrängte und in eine schutt- und blockverklemmte Rinne hinein-

zwang. Einige Klötze brachten uns unvermutet zum Gipfel. Im selben Augenblick stieß die Sonne durch die Nebelschwaden, so daß wir feststellen konnten, wo man den Gaminitz anpacken müsse; denn dem hatte natürlich unser erster Blick gegolten. Unser Auge wanderte weiter über den Nordgrat zum Hinteren Kendlkopf, wo wir einen Steinmann bemerkten. Wer konnte das gewesen sein? Der Gipfel war ja bisher unerstiegen gewesen! Alsogleich brachen wir auf, ihm sein Geheimnis zu entreißen. Gelbe Schrofen wechselten mit dunklem Schiefer und blättrig verwitterndem Gestein. Bald konnten wir unsere so jäh unterbrochene Gipfelrast fortsetzen und unseren Wissensdrang befriedigen: wie uns die hinterlegten Karten belehrten, hatten Gerin und Gefährten in großzügiger und kühner Überschreitung den Gipfel von Norden erreicht.

Im Venediger drüben warfen die Gipfel schon lange Schatten auf die Firnfelder: wir mußten uns beeilen! Glücklich fanden wir den kürzesten und leichtesten Weg zum Klóanen Keesle; dann stapften wir zur Grawen Scharten empor. Jenseits zog ein steiler Firnhang ins Kendl. Er zog? Er zog uns! Verheißungsvoll lockte die Steile herauf! Und in rasender Fahrt fuhr ich ab, in kurzen, scharfen Bögen, damit die Geschwindigkeit nicht das menschliche Maß überschreite.

Am nächsten Morgen stiegen wir zum dritten Male gegen „unseren" Berg an. Am Eingang ins Kendl zieht zum Südwestgrat ein Grasstreifen hinauf, sein Grün bildet einen seltsamen Gegensatz zur gleißend glatten Südwand, die ihn begrenzt. Unten mähten Bergleute in den steilen Grashängen und blickten von ihrer schweren Arbeit auf, um uns sachkundig zuzusehen. Ohne Schwierigkeiten geleitete uns der Grat weiter, bis er sich knapp unter dem Gipfel etwas steiler aufschwang. Hier querten wir in die Westwand hinein und stiegen durch einen offenen Kamin auf den Verbindungsgrat zwischen den beiden Gipfeln an. Mein Kamerad eilte auf die Nordspitze und baute hurtig einen Steinmann, während ich über die schmale Schneide zum Südgipfel hinüberstieg. Lange erfreuten wir uns des so hart erkämpften Berges und sahen zum Glockner hinüber; viel Schnee war über seine Wände auf die zu seinen Füßen liegenden Eisfelder herabgeronnen.

Als wir uns satt geschaut hatten, stiegen wir über die abschreckend steilen Grashänge der Ostflanke ab.

Kalser Bärenkopf, 3072 *m*; erste Begehung des Südostpfeilers

Die Sonne brannte auf unsere Köpfe, als wir taleinwärts stiegen. Auf dem Talboden und den Hängen waren Gneisblöcke verstreut, und sie wurden immer mehr und größer, je weiter man hineinkam, bis ein riesiger Wall das Tal ausfüllt: sogar der Bach muß in den Grund hinein und verschwindet. Oberhalb des Walles aber stauten sich seine Wässer zu einem See, von jener Farbe, die Märchen begreifen macht. Schwarzes Gestein und weißer Firn spiegeln sich gleichzeitig; dazwischen streut der Himmel blaue Flecke hinein.

An seinem Ufer führt ein Steig, bis ein zweiter Riegel das Tal mit Schutt absperrt. Hinter ihm bogen wir ein und stiegen mühselig über Geröll zur Südostecke jener Wand hinan, die sich mir unvergeßlich eingeprägt hatte, als ich einstmals im Schein der Morgensonne am Kalser Tauern stand.

Wir kletterten empor. Bald kamen Blöcke, dann wieder eine Rinne; dem reichlichen Eis wichen wir sorgsam aus. Schließlich standen wir vor einer überhängenden, glatten Verschneidung. Daneben streckte ein Fels seinen Bauch heraus. Da saßen wir nun! Der glatte Winkel? Der stemmende Rücken glitt ab! Der Überhang? Eher wäre es möglich, ihn herauszureißen, als zu überwinden! Nach rechts aber führte ein unheimlich abschüssiges Band, mit Schutt bedeckt und stark überdacht. Unentschlossen kroch ich hinaus, ganz langsam, um nicht nach außen abzurutschen. Plötzlich hört es auf. Weiter

schob ich mich; schon hingen Kopf und Brust und Hände in der Luft, da bekam ich einen Griff zu fassen; langsam ließ ich ein Bein hinabgleiten und dehnte es, streckte es; schon knackten die Gelenke, da hatte ich Stand. Ein Zug, und ich war drüben: Eins, zwei, links den Fuß und rechts den Fuß, noch ein Zug, und ich stand oben auf dem Dach. Rasch waren Pickel und Rucksäcke durch die Verschneidung aufgehißt, dann kam mein Gefährte an die Reihe. Er kam unglaublich hoch, doch als es eben nimmer ging, da griff er zum hänfenen Strick, aber nicht, weil er am Leben verzweifelte, sondern im Gegenteil, um rascher zu Luft zu kommen: war doch sein Gesicht vor Anstrengung bereits blaurot.

Wieder kam ein Stück harmlosen Geplänkels mit leichtem Fels. Doch hatte uns der Berg noch einen guten Bissen aufgehoben. Eine riesige Plattentafel stand unbezwinglich in die Höhe, ein fast wagrechter Spalt durchriß sie. Mit seiner Hilfe kroch ich hinüber, ohne einen einzigen Tritt finden zu können. Erst nach 25 *m* konnte ich mich umsehen, wie es weiterginge. Doch während ich dies besorgte, war mein Kamerad lautlos und unbemerkt nachgekommen. Er war also kein „Lehrling", auch wenn er sich selbst oft so bezeichnet hatte.

Es schloß sich noch ein kurzes Auf und Ab über den Hauptgrat an: wir mußten nur achten, daß wir nicht unversehens den Gipfel überschritten! Endlich konnten wir uns siegreich niederlassen, und die Abendsonne stellte die Glorioie bei! Vor uns lagen die Eisströme des Venedigers ausgebreitet. Und das trennende Tal füllte sich mit dämmerndem Grau. Endlich mußten wir aufbrechen. Beim Grauen Törl nahmen wir Abschied: mein Kamerad wollte „oben herum" zur Rudolfshütte, während mein Ziel Kals war. Wir schüttelten uns die Hände, dann fuhr ich über den herrlichen Firn ab. In drei Minuten war ich beim Einstieg unseres Pfeilers, und drei Stunden harte Arbeit hat er uns abgezwungen. Nichts ist der Raum; das, was ihn ausfüllt, macht es aus.

Weiter ging es in großen Sätzen über Schutt und Geröll. Eine Wasserrinne grub sich in den Felsen ein; doch schlug ich mißtrauisch einen Bogen, und als ich unterhalb stand, sah ich, wie recht ich hatte. In eine Felswand, so glatt, als sei sie mit einem Messer abgeschnitten, hat sich das Wasser ein riesiges U eingegraben!

Nebel fiel ein, und ich bangte um meinen Gefährten, ob er wohl durch das Spaltengewirr um die Granatspitze fände. — Bevor ich Kals erreichte, kostete ich noch die Schauer der Nacht in der wilden Dabaklamm aus: die Schaumkronen der tosenden Wässer leuchteten durch das Dunkel.

Muntanitzpalflen, 3056 *m*, 3110 *m*; erste Ersteigung und Überschreitung

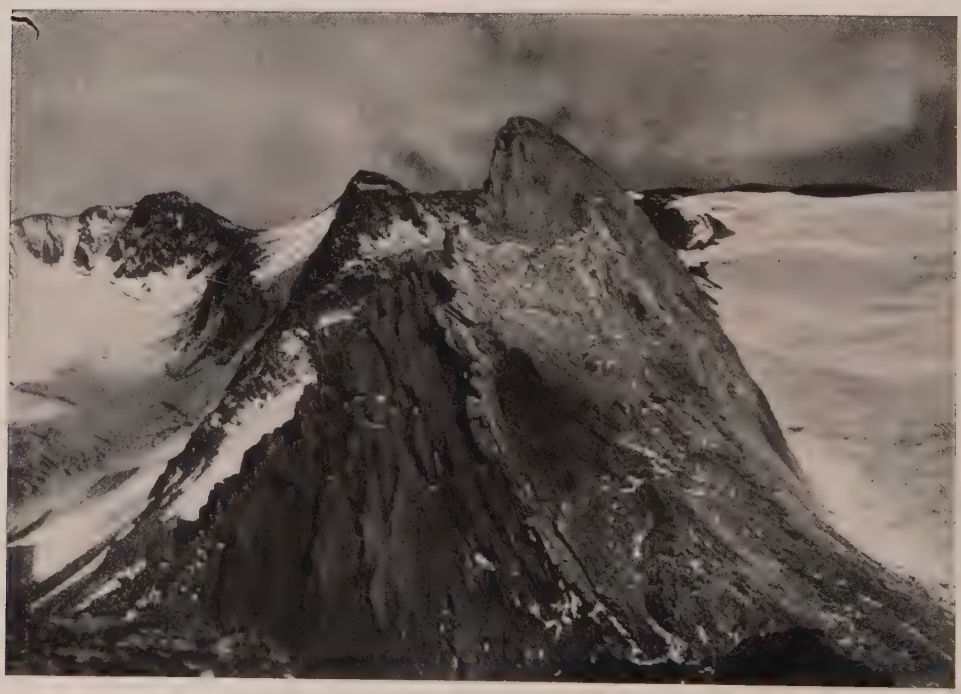
Diesmal hatte ich mein Zelt in einem kleinen Heuhüttchen am Grodersbichl aufgeschlagen. Von dort zieht nach Norden ein Höhenweg, der bald steigend, bald fallend, die Gebirgshänge entzwei schneidet. Er schenkt den Blick ins Tal auf sattgrüne Almebenen und auf einen gelbgleißenden Sockel, der die wildesten Eisströme trägt; darüber aber thront der Glockner. Das Tal wird durch den Madelzkopf abgeschlossen; er hat die eine Hälfte schwarz, die andere weiß, ein Feirefiz der Berge.

Den ersten Versuch schlug ein Gewitter zurück; gerade noch konnten wir in den kleinen Unterstand flüchten, der bei dem großen Pfaraf (= Pferch) am Schanglotten Boden stand; doch war er so niedrig, daß seine Appartements nur alleruntertänigst, nämlich am Bauch liegend, erreichbar waren.

Am nächsten Tage zogen die Nebel langsam in alle Winkel des Gebirges; eine unfreundliche Feuchte legte sich auf die Kleider. Ohne Eile stiegen wir den bekannten Weg zum Gradötzkees und gegen das unterste der Muntanitzpalflen hinauf. Wir besahen es von allen Seiten und wählten dann eine Schuttrinne, die in einer den Gipfel

Blick von Gradötz gegen Großglockner

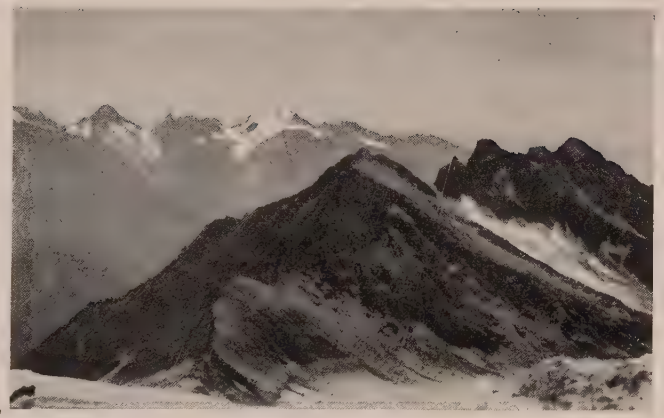
Muntanitz vom Hochgasser



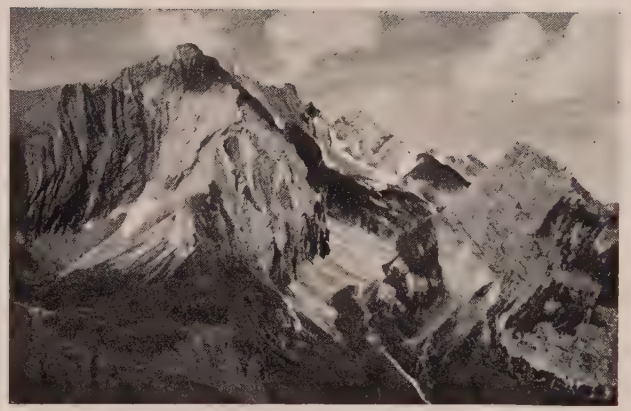
Großer und Kleiner Muntanitz-Alabalkopf von Westen

Sudetendeutsche Hütte mit Hinterer und Vorderer Kendlspitze

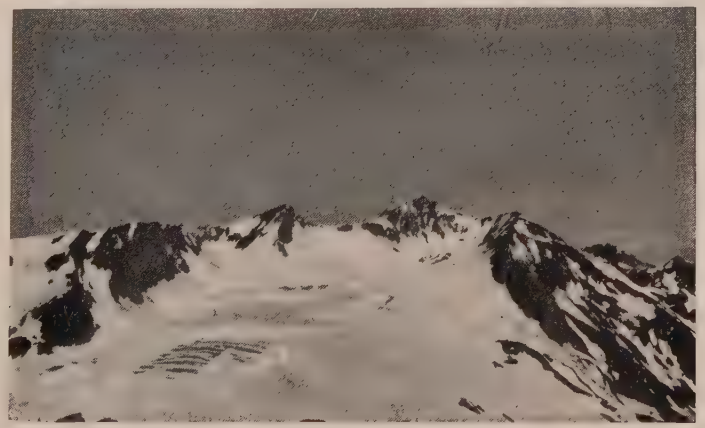
Blick vom Muntanitz gegen Großglockner



Gradötz und Kendlkopf, im Hintergrund Schobergruppe vom Kleinen Muntanitz aus



Kendlkopf — Kendl — Gaminitz vom Ganotskogel



Blick vom Gradötz gegen die Muntanitzgruppe

Blick von der Scharte zwischen Hinterer Kendlspitze und Bretterwand gegen Hütte, Nussinkkogel und Großen Venediger

spaltenden Scharte mündet. Ohne alle Schwierigkeiten, doch ohne Haltepunkt kletterten wir zu ihr. Geröll stützte sich auf Geröll! Der Weiterweg war völlig unklar. Eine furchtbare Kante bäumte sich von unserem Stand auf, und die glatte Wand daneben war griff- und trittlos: nur eine schwachansteigende Wasserrunse gewährte dem Auge Ruhepunkte. Schon um die Entscheidung etwas hinauszuschieben, stieg ich auf den gegenüberliegenden Vorgipfel: er hängt mitsamt seinem Grat zur Gänze über, und ein Nachfolger wird ihn vermutlich nicht mehr finden. Doch bald war ich wieder zurück, und nun mußte ich es doch wagen. Nur zögernd packte ich den Quergang an. Die Schuhnägel drückte ich in die Runse hinein, wobei jeder Tritt langsam abblätterte. Die Hände konnte ich nur anlegen. Nach 10 *m* kam jedoch ein Loch: mit tiefem Aufatmen stellte ich einen Fuß hinein; jetzt hatten wir gewonnen! Noch ein paar schwindlige Schritte, einige Züge mit den Fingerspitzen und wagendes Anpressen des ganzen Körpers, dann — stand ich oben. Rasch war meine Gefährtin nachgekommen: sie hatte mir gut zugesehen. Weiter ging's nach Norden; doch nach einigen Schritten wurde der Grat so schmal, daß es Mühe kostete, das Gleichgewicht zu erhalten, dann aber brach er senkrecht ab. Geht es weiter? Meine Gefährtin mußte nun voraus. Im Reitsitz nahm ich das Seil um die Schulter, während sie hinter dem Abbruch verschwand; das Seil lief gleichmäßig durch meine Hände. Schon mußte sie aus dem Ärgsten sein, da — ein Aufschrei, alle Muskeln meines Körpers spannten sich und — es rührte sich nichts! Wie meine Gefährtin mir später gestand, war sie absichtlich über eine Platte auf einen tieferen Tritt gerutscht, hatte jedoch Entfernung und Geschwindigkeit unterschätzt, so daß ihr vor ihrer eigenen Kühnheit bange wurde. Nun stieg ich nach. Winzige Leisten liefen links und rechts von der Kante weg, von oben nicht sichtbar! Hätte ich nicht gewußt, daß ein Hinunterkommen möglich ist, ich hätte mir die Stelle wohl sehr überlegt.

Über luftige Blöcke ging es zum zweiten und dritten der Palflen. Ehe wir sie aber erreichten, fiel ein Ungewitter mit unbarmherziger Kraft über uns her, peitschte uns Hagel ins Gesicht und wollte uns mit Blitz und Donner heimleuchten. Unter einem Felsblock drückten wir uns zusammen und sahen auf den Glockner, der voll Sonne und strahlender Himmelsbläue war: nur über unsere Berge wälzten sich schwere Wolken! Als sie sich verzogen hatten, stiegen wir weiter zum Muntanitz. Der leichte Grat führte an den ungeheueren Abstürzen der Löanwand entlang, die mit erschreckender Brüchigkeit in zerrissenem Eisfeld endet. Und dort waren Klüfte offen, wie hungrige Münder, die ein grauenvoller Hohn mit Steinen gestopft hatte. Der Firn aber starrte von schmutzigem Grau. Ich stemmte mich gerade wieder über einen Block hoch, als ich unmittelbar vor mir einen Steinmann sah: der Gipfel. Der Wind wehte scharf und kalt, die Nebel wogten auf und ab, nur draußen in der Ferne leuchtete ein Firnhorn, das Wiesbachhorn.

Als wir über die Wächte beim Kampl abstiegen, überfiel uns abermals der Sturm mit wütenden Stößen.

Wélachköpfe; neue Wege auf die drei unteren Streichknorren, 2873 *m*: erste Ersteigung. Alabálkopf, 2972 *m*; erste Ersteigung und Überschreitung. Nussinkkogel, 2988 *m*; erste Begehung der Ostwand

Eine stürmische Nacht war vorüber. Als ich erwachte, spürte ich eine eigenartige Unruhe und Unrast in mir. Es mußte also schön werden. Und richtig — blau und unbeweglich wölbte sich der Himmel über Berg und Tal. Die Sonne steckte noch hinter dem Kamm. Ich sprang auf und wanderte ihr entgegen, den grüngepolsterten Almboden hinein, in den hintersten Grund, wo sich die Hänge trogartig aufrichten. Nach kurzem Überlegen sprang ich über den Bach.

Mein Plan war, jene — auf den Karten namenlosen — Gipfel zwischen Muntanitz und Nussink „anzuschauen". Wie es wohl da drüben aussah? Ich stieg aufwärts, zuerst steil, dann in stetem Auf und Ab über das stark gefaltete Gelände gegen den Südwestgrat des untersten der Welachköpfe. Einige scharfe Zacken konnte ich zwischen die Beine nehmen, dann kam eine glatte Stelle, aus bräunlichem Gestein, das in dünnen Blättchen verwittert. Wie Wasser sah es aus, das mehrmals hingegossen wurde und jedesmal gefror. Hier muß man mit Knie und Brust klettern!

Am Gipfel prangte ein Steinmann; Gerin und Gefährten waren wenige Tage in weitausgreifender Wanderung vom Muntanitz hergekommen.

Die Welachköpfe ziehen in großem Bogen nach Norden; Schichten von braunem glattem Gestein und von hellgrünen brüchigen Blöcken wechseln ab. Zu ihren Füßen liegt der Welach: grüne, fast ebene Matten, die gegen den Rand zu leicht anschwellen und dann mit urplötzlicher Wucht in grauer Wand abfallen und so einer Empore gleichen. Es lockte mich, diese Mulde zu durchwandern. Durch eine Rinne kam ich hinunter, wanderte über das Moos, ging an die Abstürze heran, sah durch die Einschartungen zwischen den Köpfen auf den Venediger und die herrlichen schwarzen Dreikanter des Hexenkopfes und des Eichham; dann legte ich mich auf den Rücken und war trunken vom Bild des Glockners.

Die glatte, braune Wand des nächsten Welachkopfes reizte mich. Also drauf los! Immer steiler wurde die Flanke und mit dem ganzen Körper suchte ich Halt; immer hastiger scharrten die Schuhnägel die Glimmerblättchen weg. Endlich vermochte ich den obersten Rand zu erfassen und zog mich auf. Der Gipfel war aber so scharf, daß man nur im Reitsitz hätte verweilen können! Ein Meter tiefer lief ein Band, wie der Laufgang einer Ritterburg.

Über Geröll und Eisrinnen war ich zum Bachträgerkees herabgestiegen und zum Streichknorren hinübergestapft. Wiederum war alles anders wie früher. Harte Gneisblöcke türmten sich übereinander und leicht konnte man sich durchwinden.

In der Runde wanderten die Augen in fassungslosem Glück ob der Schönheit der Welt. O du ewiges Andersein, das uns so rastlos macht, immer wieder Neues, Unbekanntes schauen zu wollen! Düstere Wände, gleißende Eisströme, in weiter Ferne verschwimmende Ketten, firnrinnenzerrissene Grate ringsum! Und der Nachbar! Ein braunes Felshorn weist seine wie glattgehobelten Abstürze her, voll Unberührtheit und Unberührbarkeit, kühl und fremd! Voll Zweifel stieg ich darauf los; vielleicht ginge es von der anderen Seite besser? Während ich noch überlegte, stand ich schon bei der Wand; noch läßt sie sich nicht schlecht an! Aber sie wird glätter und griffloser. In einem handbreiten Risse vermag ich den Bergschuh einzuklemmen und mich aufwärtszuschieben. Da führt ein Wulst ansteigend nach rechts; ohne einen Griff, an die Wand geschmiegt, drücke ich den Körper vorwärts und stehe zuletzt auf einer winzigen Anschwellung vor einer ungangbaren Wand; nur 1 *m*, wenn ich größer wäre! So aber gibt es nur ein erbarmungsloses Zurück! Doch wie? Im Kalk „schleicht man auf den Zehenspitzen hinüber" — wie es immer so schön in den Turenberichten heißt —, dies war hier unmöglich, denn so ein Tritt erträgt die ganze Last, auf einen Punkt zusammengedrängt, n i c h t. Also mußte ich mit der Schuhkante auftreten; noch immer war es unmöglich, denn die Leiste führte jetzt a b w ä r t s, und dabei standen mir die eigenen Knie im Wege. Es ging darum nicht anders, als mit dem Rücken voraus.

Schweiß stand mir an der Stirne, als ich den Schuh wieder in meinem Riß verklemmen konnte und den andern darüber stellte! Ich konnte nicht umkehren, ich mußte weiter, die Ungelöstheit der Lage trieb und jagte mich. Immer rascher mußte ich steigen, immer schneller blätterten die Trittchen unter mir ab, immer hastiger verkrallte ich die Finger in der Ritze und mit dem Aufwand der letzten Kraft zog ich mich auf einen Absatz. Darüber erhebt sich die kurze Schlußwand, entmutigend glatt und griffllos. Zur

Linken ragen zwei Steine wie Pfähle über den Abgrund hinaus. Ob sie wohl halten werden? Ich setzte den Fuß fest auf, dann schob ich den ganzen Körper aufwärts, das ganze Gewicht auf das eine Bein gestellt, ohne Tritt für das andere und ohne Griff. Der Schenkel zitterte. Zwei winzige Runsen für die Finger: rasch zog ich den Fuß hoch, um den zweiten Block zu erreichen, und drückte mich abermals nach oben. Dann langte ich über den Rand, riß den Körper empor und stand oben; die Brust krampfte sich zusammen zu einem tiefen Atemzug und ich sank zu Boden; ich hätte nimmer stehen mögen: die andere Seite wäre viel leichter gewesen!

Langsam erhob ich mich wieder und stieg den Grat zum Kees hinunter, querte es ganz gemächlich, stieg über die wenigen Spalten und über kurze Felsen zum nächsten Welachkopf, kletterte abermals zum Welach hinunter. Weiter schlenderte ich die moosgepolsterte Mulde hin. Heute wollte ich nichts mehr unternehmen!

Doch die Augenweide ringsum brachte Labung und Stärkung, und bald begann der Müßiggang alle Gliedmaßen zu jucken; zwar fehlte die lockende Lorelei, aber dafür war wenigstens ihr Fels da und das genügte für mich. Die reich und klar gegliederte Ostwand des Nussinkogels lag vor mir, schon völlig im kühlen Schatten. Rasch war der Plan fertig. Doch als ich unmittelbar bei der Wand stand, wäre es beinahe mit meiner Weisheit zu Ende gewesen! Alle Übersicht war verlorengegangen; nur eine verwirrende Fülle von Wänden und Stufen war geblieben. Doch hatte ich das ursprüngliche Bild fest im Kopfe behalten. Genau so, wie ich es mir zuerst zurecht gelegt hatte, stieg ich in eine Rinne ein; sie überdacht sich, wird glätter und nässer. Dabei ist sie nach außen abschüssig! Mit den verzwicktesten Stemmkünsten erreichte ich einen Absatz. Ein großer roter Block, den ich schon vom Welach gesehen hatte, versperrt den Weiterweg. Ein Münchhausen hätte sich selber den Steigbaum gemacht; soweit aber habe ich es noch nicht gebracht, darum schwindelte ich mich seitwärts durch. Schrofen und Rinnen in verwirrendem Durcheinander folgten und bald stand ich am Beginn einer Schottermulde, die auf einen Kopf führte. Das konnte unmöglich schon der Gipfel sein, war doch die Wand ungefähr 300 m hoch und ich erst drei Viertelstunden am Weg! So stieg ich nach links auf eine Rippe; dies war zwar unbequemer, aber dafür glaubte ich, besser die Fallinie einzuhalten, was ja bekanntlich wichtiger ist, als etwa, den besten Weg zu finden. Doch auch hier kam ein Grat in die Quere, der meine Geradheitsgefühle zu verletzen drohte und als ich mich noch besser umsah, bemerkte ich eine Stange auf dem zuerst gesehenen Kopf. Ich stieg nun doch in die Mulde hinein und zum Gipfel aus. Zum letzten Male erquickte ich mich heute am Anblicke der Tauern, dann nahm ich Abschied von ihnen, zugleich mit der sinkenden Sonne.

Die Höhenwanderung Törlhaus — Rudolfshütte; erste Begehung

Wieder einmal stand ich beim Kals-Matreier Törlhaus, sah mir durch das große Fernrohr die rotbraunen Blöcke der Glocknerwand und die Steilabstürze des Glödis an; der war mir ja durch Stunden des härtesten Kampfes besonders ans Herz gewachsen: die Plattenwand, die wir damals bei Gewitter und Sturm durchstiegen hatten, sah von hier undurchsteiglich aus. Und ich sah auch den Gipfelsteinmann; dort wurde mein Freund neben mir vom Blitz getroffen. — Es kam mir unser Abstieg in den Sinn; der Kompaß hatte um einen rechten Winkel falsch gezeigt; Herumirren im dichtesten Nebel, steilen Wänden, später Abend! Dennoch boten wir allem widrigen Geschick Trotz und kamen zu einer Hütte.

War auch das Wetter diesmal schön, so war doch e i n e s gleich dem damaligen Tag: Mein Ziel verlangte Taten und ein unbeugsames Wollen.

Später als gewöhnlich war ich aufgebrochen; ich hatte mich verplaudert; das war mit tagelangem Alleingehen entschuldbar, außerdem tröstete ich mich damit, zum Mun-

tanitz eine Abkürzung ausgeklügelt zu haben. Unscheinbare Hindernisse aber verhinderten ihre volle Auswirkung. Zuerst waren in unausgesetztem Auf und Ab steile Grashänge zu queren oder über Geröllfelder und tiefeingerissene Rinnsale zu schreiten. Dann traf ich unter dem Hohen Tor zwei Bergsteiger — wir sahen uns gegenseitig wie Wundertiere an —, einen Maler und einen Einheimischen; die mich durch ihr rasches Steigen aufhielten: kaum kam ich nach; dafür aber rasteten sie jede halbe Stunde, so mußte ich mich von ihnen trennen, durch mein langsameres, aber andauerndes Gehen war ich ihnen bald weit voraus und verlor sie aus den Augen.

Als ich über das Gradötzkees querte, kam mir eine größere Gruppe von Bergsteigern entgegen; ich wunderte mich abermals über die starke „Frequentierung" meiner einsamen Berge, bis mir einfiel, daß ja heute Sonntag sei, wodurch sich alles erklärte. Als ich näher kam, erkannte ich sie sogar: es waren Leute von der Steineralm und von Matrei; freudiges Händeschütteln, und weiter stapfte ich in dem schon stark aufgeweichten Firn gegen den Sattel zwischen Großen und Kleinen Muntanitz. Die Brücken der Randkluft trugen nicht mehr, so daß ich in die Felsen daneben mußte; die waren jedoch so glatt und steil, daß die Fingerspitzen reichlich Arbeit bekamen.

Es war schon Mittag, also viel später, als es nach meinem Voranschlag hätte sein dürfen und erst ein Drittel meines Weges lag hinter mir, denn die Bemerkung im „Hochtourist", daß die Wanderung vom Törlhaus zum Muntanitz „nur für geübte und ausdauernde" Bergsteiger sei, wäre höchstens ein Trost für die Eitelkeit, nicht aber für meine Absichten. Eines aber wußte ich sicher: mit meiner Abkürzung war es nicht weit her, sondern bloß weit hin!

Unverzüglich ging es über Schrofen abwärts; da kam plötzlich ein steiler Eishang und dahinter eine mächtige Randkluft. Mit Hilfe von eingefrorenen Steinen kam ich — manchmal in etwas wunderlichem Zickzack — ein Stück abwärts. Auf einmal brach einer aus; ich rutschte, aber schon setzte ich die Pickelspitze ein, daß die Finger weiß wurden. Ich bekam Halt, aber keinen Stand. Kurzes Überlegen, ein Sprung — und ich hatte einen größeren Block fest umschlungen. Durch einige Stufen nach rechts hin kam ich in eine Rinne, in der Steinschlag das Eis zerfetzt und mit Staub und Schmutz vermischt hatte. Mit vorsichtigen Tritten konnte ich absteigen. Die Randkluft war an dieser Stelle mit Schutt ausgefüllt, so daß einige Pickelhiebe genügten, um mich hinüberzubringen.

Tief aufatmend wanderte ich über den Gletscher zum Grauen Schimme. Wie sollte ich nun um den Luckenkogel herumkommen? Die Frage war schwer, viel leichter wäre es gewesen, über den Firn abzufahren und auf Schafsteigen zur Unterróaneralm zu trotten. Leichter und bequemer! Doch war dies für mich keine Versuchung: das Ziel war stärker.

Nun stieg ich ab, wo es am leichtesten schien; dort war es aber am verkehrtesten! Brüchige Felsen leiteten mich gegen das Goldredtal hinunter; nach einigem Hin und Her versuchte ich, mehr gegen den Hauptgrat zu queren, den ich ja überschreiten mußte. Es blieb aber beim Wollen, denn es ging nicht; dafür aber endeten die Schrofen in steilen Eisrinnen, die aus härtestem Wassereis und Gesteinsstaub zusammengebacken waren, so daß die Stufen — hinuntergeschlagen! — trotz des heißen Schweißes von der Stirne ihren Meister nicht lobten. Zuletzt verdroß es mich; an den scharfen Eisrändern unterhalb der Felsen hangelte ich mich in oft unvermitteltem Auf und Ab hinüber zu einer Felsrippe, die zum Hauptkamm hinaufzog. Langsam stieg ich über das bei jedem Schritte abrutschende Geröll zur Schneide auf. Wiederum hätte ich ins Tal absteigen können, diesmal nach Kals; es wäre verlockend gewesen; denn ich stand erst beim Luckenkogel und es war schon Nachmittag!

Weiter wanderte ich über Firn und Klüfte, über Felsrücken und Geröll. Aufwärts, abwärts, links ein Gipfel, dann wieder rechts. Abermals stand ich auf Firn. Die

Schmelzwasser rannen rauschend, in vielen Rinnen; hinunter! hinunter! sagten sie; doch weiter ging's, nur immer weiter; die Sonne stand schon tief, die Schatten wurden länger; also wurden auch meine Schritte größer und rascher. O du Seligkeit des Alleinseins! Ertrüg ich sonst das Glück, des immer Neuen, Wechselnden? O du rastloses, herrliches Immer-weiter-müssen! Müssen! Wenn das Unbekannte, noch Ungekannte vertraut wird, geht im selben Schlag zu Ende: neugefundene Lust und Lust des Findens, und Verweilen hieße wiederholen.

Die Nebel füllten die Täler an und krochen langsam, wälzten sich über Kämme, stiegen plötzlich über Gipfel und verschwanden. Die Nebel! sie wandern, ruhelos, wissen nicht, woher und wohin sie gehen. Ich aber weiß meinen Weg! Was vermögen sie mir darum zu tun?

Nur immer zu! Hinauf zur Scharte, hinunter über das zerrissene Eis, hinauf zum nächsten Grat, Irrgang zwischen zwei Spalten! Eine neuschneeerfüllte Kluft; ein riesiger klaffender Eisschlund: in großem Bogen wich ich ihm aus.

Die Sonne war schon längst verschwunden! Dafür hatte ich den Pöltner Weg erreicht. Da der Himmel noch hell war, folgte ich den Schmutzstreifen, den Spuren der Höhenwegspilger. Sausend fuhr ich ab, ins Ungewisse; nie wußte ich, was kommt, ich vertraute auf Arm und Pickel, immer tiefer kauerte ich mich zusammen, damit das Grau der Spur nicht mit dem der Nacht in Eins verflöße. Felsen begannen. Nebel war wieder gekommen; er zerteilte sich, schlug zusammen. Nur mehr Dunkel war ringsum! Ich zog meine Taschenlampe heraus; hell leuchtete sie auf und gut finde ich zum nächsten Steinmann. Sie erlöscht. Die Birne ist ausgebrannt. Ich taste mich weiter. Da — ein hohes Wandel; nirgends seitwärts ein Ausweg. Ich überlege: soll ich es wagen, mich hinunterzulassen?

Ich legte mich auf den Bauch; vorsichtig rutschte ich abwärts; aber ehe ich noch recht begonnen hatte, stieß ich bereits unsanft auf dem Boden auf: die Dunkelheit hatte mich genarrt! Wieder fand ich einen Steinmann und wieder im Firn den Schmutzstreifen. Wie ein Spürhund hetzte ich hinter ihm her. Die Schneemulde kam mir bekannt vor: ich war unterhalb des Rotkopfes. Nur gerade hinunter, da mußte ich zum Weißsee kommen. Blankes Eis zwang zu Vorsicht, obwohl es das Dunkel etwas erhellte. Über Geröll stolperte ich weiter; kleine Bäche suchten sich einen Durchweg; ich bemerkte sie immer erst dann, wenn das Wasser unter meinem Tritt aufklatschte oder oben beim Schaft hineinrann.

Plötzlich schimmerte eine helle ruhige Fläche durch die Nebel, einzelne Glanzlichter aufgesetzt: der See! und verschwand wieder. Nun hatte ich meinen Weg, unbeirrbar. Blöcke, Schotter, Sumpf und nasse Wiesen, dann stach ein Lichtpünktchen durch das Dunkel: die Hütte. Ich hatte gewonnen; ich hatte gewonnen! Mit der Faust schlug ich auf einen nicht vorhandenen Tisch!

Tauernhauptkamm; erste Überschreitung

Donabaum hatte sich im Jahre 1909 die Aufgabe gestellt, den kürzesten Weg von der Glocknergruppe ins Gebiet des Venedigers zu finden, oder genauer ausgedrückt, von der Rudolfshütte zur Prager Hütte zu gelangen.

Dank dem ausgezeichneten Führer Reiter kamen sie in einem Tag bis zum Grünsee, von wo sie ins Tal abstiegen (da es ja damals noch keine St.-Pöltner Hütte gab). Später wurde eine hochalpine bezeichnete Steiganlage gebaut, der St.-Pöltner Höhenweg (auch Ostweg genannt), und als notwendiger Stützpunkt die St.-Pöltner Hütte am Felber Tauern. Eine Reihe von Abkürzungen wurden gefunden; die beste ist der Ederweg. Trotzdem gelang es erst im Jahre 1927 zwei deutschen Bergsteigern, den Plan Donabaums, beide Höhenwege in einem Tage zu begehen, durchzuführen. Es waren

dies die Herren Dr. Otto Frank und W. Detter. Sie schlugen die umgekehrte Richtung ein, da diese ein Gefälle ergibt[1]).

Donabaums Weg (und damit auch der Ostweg) führt nun bloß über zwei Gipfel, den Rabenstein und den Weinbichl, also gerade über die unbedeutendsten. Wohl hat so mancher Bergsteiger versucht, möglichst viele Gipfel mitzunehmen, aber über weitere drei oder vier kam keiner hinaus. Es mußte daher reizen, alle 13 Spitzen zu besteigen.

Der Sommer 1927 mit seinen schneefreien Felsen war seit der Erbauung der St.-Pöltner Hütte der erste, der sich dazu eignete.

Nach meiner Wanderung vom Törlhaus verbrachte ich einen Tag auf der Rudolfshütte. Wild zogen Nebel herum, rissen da und dort auf, um Auserlesenes zu zeigen. Am stärksten wirkte der düstere Totenkopf, der unerhört hoch über den Nebeln herausragte, daß man vermeinte, man müsse sich auf den Rücken legen, um ihn sehen zu können, während alles rund um den Gipfel, oben und unten, vom Weiß der Wolken eingehüllt war.

Noch dämmerte der Morgen, als ich gegen den Kalser Tauern anstieg. Der Sturm trieb die Nebel durch die engen Gassen, daß es pfiff und sauste: der Süd- und Nordwind bekämpften einander, und balgten miteinander; bald war der eine unten, der andere oben, bald wieder umgekehrt. Wie in einem brodelnden Kessel war es: man wußte nicht, was sie auskochen würden.

Als ich über den Tauernkopf stieg, wälzten sich die weißen Dunstwellen von rechts herauf, um jenseits mit um so größerer Wucht hinunterzustürzen. Schwankend, innerlich und äußerlich, ging ich weiter, da sich immer wieder Möglichkeiten zeigten, über den Rotkopf, die Granatspitze zum Sonnblick. Der bietet seinen Besuchern einen köstlichen Sitz an, durch glatte Blöcke geschützt.

Der Sturm, der Himmelsfeger, jagte die Schwaden vor sich und drängte sie zusammen, so daß es frei wurde: der Glockner strahlte; und den geliebten alten Freunden in der Vergrunde konnte ich den Morgengruß entbieten. Dann war alles wieder grau in grau. Weiter ging es ohne Aufenthalt über den Rabenstein zur Weiten Scharte. Grau war alles, mutlos grau; und als ich gegen den Landeckkopf aufstieg, hatte ich auf der weiten gleichmäßigen Firnfläche bald die Orientierung verloren. Ich überlegte. Wenn ich mich rechts hielte, müßte ich in die Felsen des Südwestgrates kommen, wenn ich aber links abschwenkte, dann käme ich — zu den Daunenbetten der Landeckjäge. Mir waren die Felsen lieber. Als ich sie erreicht hatte, blies mich der Wind an, daß ich gar nicht wußte, wie ich mich in den Blöcken verklemmen sollte. Immer wieder mußte ich im Windschatten unterhalb des Grates klettern, bis eine senkrechte Kante allem ein Ende machte. Ein Gesims führte nach links hinaus: wie ein Nachtwandler auf der Dachrinne kam ich mir vor.

Nun mußte ich endlich einen Weg auf den Gipfel suchen! Ja, der Gipfel! Er ist durch einen offenen Kamin wie durch einen furchtbaren Axthieb in zwei Hälften gespalten. Der Wind pfiff durch, daß ich die Kappe fest in die Stirne drücken mußte; doch bald saß ich oben: zuerst auf dem einen, dann auf dem anderen Gipfel: doch überall war es unbequem, darum stieg ich bald zurück.

Zum zweiten Male konnte ich den Höhenweg benützen und war sehr froh darüber, da mich die roten Zeichen in dem dichten Nebel rasch weiterbrachten. Da also der Weg keine Achtung verlangte, konnte ich um so mehr meinen Überlegungen nachgehen, wie ich das nächste Hindernis, die Amertalerwand, bewältigen werde. Da türmten sich vor mir steile Blöcke ins Ungewisse auf. Da ist sie! und schon steige ich darauf los, winde mich zwischen den Felsen höher. Dabei wird mir die Sache immer bedenklicher: die Wand kam ja zu früh! Endlich stehe ich oben; eine runde Kuppe — und wenige Schritte seit-

[1]) Hin und zurück legte Bergführer A. Steinberger den Ostweg zurück, eine Leistung, die wohl nicht so bald einen Nachahmer finden dürfte.

wärts rote Zeichen: der Höhenweg. Hohnvoll sagten sie mir, daß ich den 14. „Gipfel" im Hauptkamm, den Punkt 2763 *m* erstiegen hätte, vielleicht damit es nicht bei der Unglückszahl 13 bliebe! Und nun erst, da es wieder sichtiger wurde, erkannte ich, daß die Amertalerhöhe doch eine ernstere Sache sei!

Über Schutt stieg ich mühsam aufwärts, immer steiler wurde es, eigentlich hätte ich schon klettern müssen — was aber im Geröll bekanntlich nicht geht. Endlich konnte ich mich in die brüchigen Felsen hinüberziehen. Nach wenigen Minuten war ich knapp unterhalb des Kammes: weit hängt hier der Fels heraus. Ich querte nach links, ich ging nach rechts; nirgends besaß der Überhang eine schwache Stelle. Ich steige höher, presse mich unter die Felsen hinein, schiebe mich aufwärts und bekomme einen runden Buckel zu fassen. Ich ziehe mich empor, schon hat der eine Fuß den Tritt verlassen, da bricht der Stein mitten entzwei! Hastig verkrallen sich die Finger in einer Ritze; ich gewinne einen Augenblick Zeit und habe auch schon den Tritt wiedergefunden.

Es geht also nicht! Soll ich zurück? So stand ich einige Augenblicke, an die Wand gelehnt und sah schaudernd in die Tiefe; dann — versuchte ich es noch einmal! Noch vorsichtiger steig ich an, komme höher als zuerst. Wie Gerüstbalken stehen die Blöcke in die Luft hinaus. Ich fasse einen, er hält! Langsam zog ich mich hoch. Sonne! Noch einen letzten Blick warf ich in die schwarzen Wände, die sich wie aus einem Höllenschlund emportürmten.

Auf der anderen Seite aber blinkte das Daberkees herauf, daß mich die Augen schmerzten. Das war doch ein anderer Weg! Doch wo gewöhnlich schöner Firn lag, trat heuer rauhes Eis zutage. Und so steil war der Hang, daß ich hätte Stufen schlagen müssen. Ich ersann mir einen anderen Ausweg. Im Eis waren zahllose Steine eingebacken. In der Richtung auf den ersten rutschte ich ab und hielt bei ihm mit Querschwung. So kam ich rasch weiter; Sickerrinnen, die schräg nach abwärts zogen, halfen mir die gewünschte Richtung einzuhalten. Da hörte ich ein Sausen hinter mir: ich sah zurück: es kam ein kastengroßer Felsblock in rasendem Schuß herabgeglitten — ich tat einige hastige Schritte seitwärts —, da fuhr er auf einen Stein auf und sprang, wie ein Schispringer von der Schanze, in weitem Bogen hinaus. Dann fiel er wieder auf das Eis, daß ein Regen von Eisstaub und zermalmtem Gestein mich überschüttete! Eine halbe Minute nur, wenn ich später gekommen wäre . . .!

Auf bekannten Wegen ging es weiter. Ich stieg zum Riegelkopf hinauf, wo ich gerade noch ein Zipfelchen der herrlichen Aussicht erwischte, ehe der neidische Nebel wieder alles verhüllte. Wo im Vorjahr e i n e Firnfläche war, fand ich heuer riesige Klüfte. Nur die Teufelsspitze war die alte geblieben, obwohl sie bereits sehr baufällig ist. Einige Atemzüge lang lag ich auf ihrem Gipfel — sitzen kann man nicht, da er aus einer steilen weitüberhängenden Platte besteht, so daß man sich mit den Händen anhalten muß; dann ging es wieder weiter. Ich kletterte den Riegelturm empor, suchte mir den kürzesten Weg über ihn und stieg buckelauf, buckelab gegen die Bärenköpfe an.

Zum letzten Male hatte ich heute die Wahl, alles sein zu lassen und auf bequemen Wegen die Hütte in Kürze zu erreichen oder in mühevoller, harter Arbeit dem Ziel zu dienen. Doch schon längst konnte ich nicht mehr entscheiden: vor der Vollendung die Tat abzubrechen, zu zerbrechen, das — brachte ich nicht über mich. Ich mußte weiter, damit sich die Eindrücke von allen meinen Fahrten hier zusammenschlössen zu e i n e m Bild, zu e i n e r Gestalt.

Wohl hätte ich mir obendrein einen neuen Weg erobern können, aber mein Ziel war ja nicht ein unbegangener Grat oder eine unbegangene Wand, sondern der gesamte Kamm, das große Ganze. Darum stapfte ich auf altem Wege über eine lange Schuttreiße hinauf, ging zwischen Felstürmen durch und — stand oben. Ich hatte die letzte größere Steigung hinter mich gebracht.

Schon war der ganze Körper klettermüde, und doch mußte er noch einmal sein Bestes

hergeben. Als ich nämlich über den fast dreiviertel Kilometer langen Grat zum Hochgasser weiterstieg, kam gleich anfangs eine senkrechte Kante; darunter ein Standplatz so groß, daß etwa zwei Rucksäcke Platz gehabt hätten, aber sehr, sehr luftig. Ich faßte mit den Füßen einen Vorsprung; von hier mußte ich mich hinunterlassen. Ich hatte es mir schön ausgeklügelt: nach berühmtem Muster die Faust in einen Spalt geballt, und dann aushängen; sollte wider Erwarten die Faust versagen, dann müßte ich mich rasch mit dem Fuß vom Fels abstoßen und auf die kleine Plattform springen. Es kam aber etwas anders; der Spalt war etwas schief, die Faust wurde blitzschnell herausgedreht, ich konnte mich gerade noch wegstoßen, landete aber vorschriftsmäßig auf der Platte. Nur daß ich mir dabei die Pickelhaue in die Hüfte stieß, war in meiner Berechnung nicht aufgenommen.

Blöcke kamen, der Grat hob sich manchmal leicht, doch der Gipfel kam nicht. Endlose Felsöde, Block an Block! Auf einmal sah ich eine kleine Plattentafel senkrecht aufgestellt und einen blauen Fleck darauf: der Gipfel. Der letzte! Ich wollte mich setzen, eine quälende Unruhe trieb mich weiter. Ich sagte mir vor, daß ich noch genügend Zeit hätte; ich hielt es aber nicht aus, sitzen zu bleiben; manchmal, wenn ich über das Blockwerk hinabstieg, wollten fast die Schenkel versagen; dann ließ ich mich nieder, um gleich wieder aufzuspringen.

Selbst in der Hütte ging ich noch hin und her, schlenderte um sie herum, bis die Dämmerung kam. Dann erst wurde es in mir still.

Sudetendeutsche Hütte

Mezzotinto Bruckmann

Schneealpe

Die Schneealpe, 1904 *m*

Von Dr. Fritz Benesch, Wien

Je mehr sich der westöstliche Zug der Alpen der pannonischen Tiefebene nähert, desto waldreicher wird er. Von seinen letzten Gipfeln schweift der Blick noch meilenweit über bewaldete Höhen, ehe sich das Bergland in Obsthügel und Rebengelände verliert, und Wald, hochstämmiger Fichtenwald bedeckt fast die Hälfte der grünen Mark, zu der die letzten Alpengebirge gehören. In diesem Lande der Grünröcke, der Sensenhämmer und des Eisens liegt unweit Roseggers Heimat die Schneealpe, ein Typus der stillernsten, schönen Gebirge, die als die letzten ihre hell schimmernden Felsen hoch über das grüne Gewimmel erheben.

Die Schneealpe liegt im Quellgebiete der Mürz, die sie hakenförmig umfließt, ist mit der östlich benachbarten Raxalpe verbunden und begrenzt das Panorama der Wiener Wald-Berge im äußersten Süden. Von Wien aus ist sie in 2½ Stunden zu erreichen, zählt also noch zum Wiener Ausflugsgebiet, und liegt an der Grenze von Niederösterreich und Steiermark, 12 *km* nordwestlich von Mürzzuschlag, dem südlichen Ende der Semmeringbahn.

Wie die meisten höheren Berge der Nördlichen Kalkalpen von der Tiroler Grenze gegen Osten, so ist auch die Schneealpe ein Hochflächenberg und kein schlanker, spitziger Gipfel, wie man sie im Karwendelgebirge oder in den Lechtaler Alpen zu sehen gewohnt ist. Demgemäß ist ihre Ausdehnung groß und ihre Massenentwicklung bedeutend. Ihre Grundgestalt ist die eines westöstlich gestellten Rechteckes, dessen längere Seiten in der Luftlinie 13 *km* betragen, während die Höhe von Süden gegen Norden rund 9 *km* mißt. Sie bedeckt somit eine Fläche von mehr als 100 *qkm*, das ist rund um ein Viertel mehr als die Basis der uns so riesig erscheinenden Raxalpe, und ihr Rauminhalt ist fast viermal so groß wie der des Großglockners samt Ausläufern über der Pasterze. Man sieht also, daß es sich hier weniger um einen einzelnen Berg als um einen ganzen Gebirgsstock handelt.

Wie die Rax, so hat auch die Schneealpe steil abfallende, stark bewaldete Hänge und ein hügeliges Plateau, aber während die Hochfläche des Wiener Hausberges einem leicht aufgebogenen Gewölbe von wenig gegliederter Form gleicht, ist die der Schneealpe von mehreren Kämmen durchzogen und teilt sich in zwei verschieden geartete Hälften, eine gewölbte, hohe im Osten und eine niedrige, kesselartig vertiefte im Westen. Alles in allem mißt die riesige Hochfläche fast 30 *qkm*.

Die Schneealpe ist nicht so hoch wie die Rax. Sie erreicht nicht einmal die Höhe von 2000 *m* über dem Meere, und nur die Hälfte ihrer Hochfläche ragt über die oberste Baumgrenze auf. 10 *qkm* davon sind kahl und zum Teile karstartig verödet und ein Drittel liegt noch in der obersten Waldregion, ist also nicht alpin; wer aber die bezaubernde Landschaft der knorrigen Wetterfichten und der taufrischen Almmatten kennt, der wird es verstehen, daß unser Gebirge trotz mäßiger Höhe gerade in den bewaldeten Teilen der Hochfläche eine seltene Fülle von Reizen in sich schließt. Doch davon später.

Der tiefste Punkt am Fuße des Berges, die Südostecke des Rechtecks, liegt 704 *m* über dem Meere, der höchste Gipfel, der Windberg, ist 1904 *m* hoch, die größte Höhendifferenz also 1200 *m*. Die tiefste Einsattelung des Hochflächenrandes, der sogenannte „Ausgang" auf dem Naßkör, liegt bloß 500 *m* über dem Tale. Die

Schneealpe gehört also keineswegs zu den Bergen, die an die Ausdauer des Touristen große Anforderungen stellen, ja auf den schönsten, westlichen Teil der Hochfläche führt sogar eine wirkliche Straße hinauf.

Die kahle östliche Hochfläche hat eine durchschnittliche Höhe von 1800 *m* über dem Meere oder 1100 *m* über dem Tal, die westliche liegt rund 400 *m* tiefer. Jene hat die Gestalt eines langgestreckten rechtwinkeligen Dreiecks, dessen Hypotenuse den Ostrand der Hochfläche bildet. Die Endpunkte sind der Ameisbühel, 1830 *m*, im Nordosten und der Rauhe Stein, in den Karten fälschlich „Raucherstein" genannt, 1772 *m*, im Südwesten des Randes. Nahe dem nordwestwärts gerichteten Scheitelpunkt des rechten Winkels liegt der Windberg. Von ihm zieht ein schmales Bündel gleichgerichteter Kämme in hohem Bogen zum Kessel des tieferen, westlichen Hochflächenteiles hinab. Dieser hat in groben Umrissen die Gestalt eines westöstlich gestellten Rechteckes mit dem Roßkogel, 1525 *m*, im Nordwesten, dem Hochalpel, 1515 *m*, im Südwesten und der Donnerswand, 1802 *m*, im Nordosten. Über die Südostseite wölbt sich als Verbindungsstück der Hirschkamm zur tiefsten Stelle der westlichen Hochfläche herein. Diese streckt gegen Südwesten noch eine schmale Fortsetzung, die Lachalpe, 1565 *m*, als Eckpfeiler des Gebirges vor und vertieft sich in einem flachen, ringsum abgeschlossenen Kessel von rund 4 *qkm*.

Das eigentliche Flachbecken des Naßköhrs ist die größte Sehenswürdigkeit des Gebirges. Es findet in solcher Ausdehnung in den ganzen Alpen nicht seinesgleichen und ist von so ergreifender Schönheit, daß selbst weitgereiste Alpenwanderer bei seinem Anblick in Worte der Bewunderung ausbrechen.

Durch die diagonale Stellung von Südwesten nach Nordosten schneidet das Naßköhr von der westlichen Hochfläche das dreieckige Stück der Hinteralpe ab, das die Senkung 200—300 *m* hoch überragt und aus einer Anzahl von höchst malerisch gruppierten Hügeln besteht, von denen das Hoch-Waxeneck, 1648 *m*, im Norden der bedeutendste ist, während der oben erwähnte Roßkogel zugleich den nordwestlichen Eckpfeiler des Gebirges darstellt. Nun noch einige Worte über die Abhänge.

Die Südseite der Schneealpe bildet mit der vorspringenden Lachalpe den weiten Kessel von Krampen. In diesen Graben senken sich zwei Furchen besonders tief ein, der Karlgraben in nordöstlicher Richtung gegen den Windberg und der sekundäre Kessel des „Tirol" westlich gegen das Naßköhr, genauer zum „Ausgang".

Im Westen des Gebirges ziehen nur zwei bedeutendere Gräben zu Tal, der prachtvolle, felsige Höllgraben und der nördlich benachbarte Alpelgraben. An der Nordseite bis zum Steinalpel, wie eine Talweitung in der Längenmitte des Gebirges genannt wird, ist kein einziger bemerkenswerter Graben zu sehen, dann aber verzweigt sich das Tal der Mürz fächerförmig und schneidet mit mehreren Grabenästen tief in den höheren Teil des Gebirges ein. Südwärts zieht unmittelbar gegen den Windberg der düstere, oben großartige Kleinbodengraben, südostwärts die freundlichere Dirtlerschlucht und gegen Osten das reizende, weit offene Baumtal, in dem die Kalte Mürz entspringt. Die Ostflanke des Gebirges ist von der Gabel Lomgraben-Steingraben durchzogen.

Vom Ameisbühel, dem Nordostpfeiler des Gebirges, zieht je ein schmaler Kamm als Verbindung der sonst ganz isolierten Schneealpe gegen Norden und Osten. Der nördliche (tiefster Punkt die Ameiswiese, 1291 *m*) kommt vom Voralpenzug des Gippels und des Göllers, der östliche, der prachtvolle Naßkamm, 1206 *m*, bildet die kurze Verbindung mit der Rax. Über beide läuft die Grenze von Steiermark und eine der Hauptwasserscheiden der Alpen. Im folgenden soll nun der innere Bau des Gebirges, soweit er den Bergsteiger interessiert und zum Verständnis der Formen beiträgt, geschildert werden.

Die Schneealpe gehört ihrer geologischen Formation nach wie alle ihre hohen Nach-

barn fast durchwegs der Trias an. Überall ist es die gleiche Gesteinsart: Zu unterst der sanft geböschte, bewaldete Werfener Schiefer, dessen wasserundurchlässige Schichte in diesen sonst wasserlosen Karstgebirgen an seiner oberen Grenze Quellen austreten läßt, dann der grießlig, sandig verwitternde Wettersteindolomit, dessen weiche Beschaffenheit bewirkt, daß er viel rascher verwittert als das darüberliegende Gestein, meistens stark abgeböscht ist und nur mehr in plattigen Felsrinnen und Kesseln unter den großen Hochflächenwänden heraustritt, und endlich die harte, massige Decke aus Hallstätter Kalk, bei dem man einen älteren unteren und einen jüngeren oberen unterscheidet. Aus Hallstätter Kalk besteht fast durchwegs das Gestein der lichten, hohen Wände der niederösterreichisch-steierischen Alpen und gibt ihnen das formenreiche, prächtige Aussehen, das unsere Bewunderung erweckt. Die wenig mächtigen, unregelmäßig verteilten Zwischenglieder der Trias, der schwarze, weiß geäderte Gutensteiner Kalk unter und die rötlichen Zlambachschichten über der weichen Mittelschichte des Wettersteindolomits üben auf die Formenbildung der Schneealpe keinen merklichen Einfluß aus und sind daher für den Bergsteiger kaum von Interesse.

Bei der Schneealpe fällt die ganze Schichtfolge der Gesteine gegen Nordwesten ein, so daß die Kalksteindecke an der Nordwestecke des Gebirges den Talboden erreicht und sogar noch von den jüngeren Schichten des oberen Hallstätter Kalks überdeckt wird, während an der entgegengesetzten, südöstlichen Ecke des Rechteckes, dem tiefsten Punkte des Gebirges, unter dem hoch aufsteigenden Schichtpakete der Trias weit ältere Gesteine aus der Tiefe heraufsteigen. Sie bilden die der Südostkante vorgelagerten Waldhügel und reichen bis zur Meereshöhe von rund 1100 *m* empor, worauf der triassische Gebirgshang plötzlich mit auffallend steiler Böschung ansetzt. Die alten Gesteine sind silurischer Kalk, der an der Rückfallkuppe des Rabensteins bei Neuberg hübsche Felsbildungen zeigt, dann ein Streifen Karbonschiefer quer durch den zwischen den Waldhügeln eingebetteten Liechtenbachgraben, weiters ein breiter Abschnitt Quarzphyllite und Gneis, und endlich quer über die Südostkante des Berges, unmittelbar unter den steiler aufsteigenden Hängen der Trias, ein schmaler Streifen Eisensteinformation. Als jüngstes Gestein des Gebietes seien noch die der Kreideformation angehörigen Gosauschichten erwähnt, die den Kessel von Krampen erfüllen und sich in einem Streifen zum Südfuß der Lachalpe hinziehen. Doch den Bergsteiger interessieren bloß die großen, massigen Wände, die aus der Wechselwirkung der beiden Hauptglieder der Trias, dem nachgiebigen Dolomit und dem darauf lastenden, in Steilwänden abbrechenden Hallstätter Kalk entstehen. Ihr Vorkommen auf der Schneealpe verdient daher eine nähere Betrachtung.

Bei der Raxalpe zeigt die Dachsteinkalkdecke stellenweise noch eine Mächtigkeit von rund 1000 *m*, auf der Schneealpe ist sie schon stark abgetragen, ja sogar in mehrere Stücke zerfallen, und dazwischen tritt Wettersteindolomit in weiten Feldern zutage. Die ganzen Nordhänge der Hochfläche vom Kleinbodengraben bis über den Ameisbühel hinaus und die lange Mitterbergschneide zwischen Kleinbodengraben und Dirtlerschlucht samt den anschließenden Hochplanteilen bis in die Mitte des Dreiecks sind weicher, in dünnen Fladen ausbrechender Wettersteindolomit, und an den sanft geböschten Hängen und den langen, tief eingerissenen Runsen („Wasserfallgräben der Dirtlerschlucht") erkennt man, daß es mit der Schneealpe hier rascher zu Ende geht.

Die Grate und Gipfel des Dolomitgebietes tragen noch kleine Kappen von Hallstätter Kalk als Reste der einstigen, zusammenhängenden Decke, nur der höchste Punkt, der Ameisbühel, hat seine schützende Decke verloren. So lange er sie trug, dürfte er der höchste Gipfel des Gebirges gewesen sein, und seine heutige, schön geschweifte Kuppe ist wohl nur darum erhalten geblieben, weil die lange geschützte Stelle unter der einstigen Gipfelkappe den Vorsprung der Umgebung in der Abwitterung noch nicht eingeholt hat.

Die oben erwähnten Reste der alten Kalkdecke sind in diesem Gebiete als solche deutlich erkennbar. Am Eingang des Baumtales lehnt noch eine mächtige Platte am Bergeshang. Sie zieht sich von der „Hohlen Mauer" über den Mitterbergwald zur Mitterbergschneide hinauf und bildet gegen den Kleinbodengraben die „Salzwände". Weiter oben an der Schneide formt ein kleiner Deckenrest die stolze Felskuppe der Mitterbergwand.

Ähnliches wiederholt sich am Burgriegel, dem Rücken zwischen Dirtlerschlucht und oberem Baumtal. Auf ihm liegt noch ein langer, bankartiger Streifen der alten Kalkdecke, die große Burgwand. Betrachtet man diese von der Mitterbergschneide aus, so erkennt man deutlich, wie sich der lange Zug dieses schönen, abgeplatteten Felsgebildes dem Verlaufe des Rückens anschmiegt und scheinbar lose daraufsitzt. Ebenso klebt weiter oben der Kalkrest der Kleinen Burgwand wie eine Kanzel am hochaufgerichteten Rande der großen Hochfläche.

Aber nicht bloß im Osten des Berges, auch sonst überall ist die Hallstätter Kalkdecke in einzelne Schollen zerfallen, und ihre Schichtköpfe liegen als hellgraue, hohe Wände zutage. Ein Stück neigt sich vom östlichen Rande der Hochfläche zu Tal und bildet das riesige Plattendach der Hasensteinwand, die in den Lomgraben abfällt und auf der anderen Seite des Grabens in den wild zerrissenen Zäunlwänden ein Gegenstück findet.

Das größte Deckenstück umfaßt die südliche Dreieckhälfte des Hochplans, fällt ostwärts zur Tiefe des Steingrabens und zur düsteren Wassersteinwand ab, bildet den Südrand des Hochplateaus mit den Kühspreizwänden und dem Rauhen Stein oberhalb Neuberg und senkt sich über den Windberg, das Schönhaltereck, 1830 *m*, und die Kramerin, 1833 *m*, als das oben erwähnte Bündel von bogenförmigen Rücken zur Tiefe des Naßköhrs, um dieses noch in zwei ungleiche Hälften zu teilen. Der darunterliegende Wettersteindolomit tritt überall an den Hängen der Krampen zutage, zieht durch den Karlgraben bis zur kleinen Brunnwiese auf der Hochfläche, formt den vom Schönhaltereck herabziehenden Glockriegel, auf dem die kleine Kalksteinkuppe der Öden Kirche sitzt, und die wildzerrissenen, plattigen Grießgräben (daher der Name) über dem „Tirol".

Auch auf der niedrigen, westlichen Schneealpe ist die Kalksteindecke schon in mehrere Stücke zerfallen, und ihren Rand sehen wir überall an den Hängen des Mürztales als schroffe, glatte Wände von lichtgrauer Farbe. Ein Stück davon bildet die östliche Umrandung des Naßköhrs, und alle die Felsen, die wir im Hintergrunde des „Tirol" sehen, wie den Jausenstein, die Ausfallwand, die Kanzel des Eisernen Törls und die Rötelsteinwand, an die sich die dolomitischen Grießmäuer reihen. Es greift auf die Westseite über, formt dort die prachtvollen Wände des Höllgrabens, die Schusterwaldmäuer und die schönen Abstürze beim „Toten Weib" und zieht endlich ganz ins Tal hinab, um auf dem Hochalpel und der Tonbachkuppe noch eine Schichte von oberem Hallstätter Kalk zu tragen.

Ein kleines Stück des gleichen Gesteins bildet die hohe Plattform der Lachalpe und die ganze Südwestkante des Gebirges bis zur Taltiefe der Mürz. Ein drittes, größeres, die dreieckige Hochfläche der Hinteralm, begrenzt das Naßköhr durch die prachtvollen Klobenwände im Westen und neigt sich gegen Norden bis zum Talboden hinab. Ähnlich lehnt ein viertes Plattenstück mitten am Nordabhang des Gebirges. Es steigt vom Steinalpel auf, bildet die dachartige Bärenleiten mit dem Kleinen Waxeneck und hat die größte Mächtigkeit unter allen Deckenstücken des Naßköhrs, denn sein östlich zum Kleinbodengraben abfallender Schichtkopf ist die gewaltige Donnerswand, das stolzeste Felsgebilde des ganzen Gebirges. Alle diese Deckenstücke sind um das Naßköhrbecken so gelagert, als wäre hier ein Gewölbe aufgebrochen, und tatsächlich zeigt sich zwischen ihnen überall Wettersteindolomit.

Die hoch aufgerichteten Schichtköpfe der talwärts absinkenden Kalkschollen schließen das Naßköhr von drei Seiten ein, die vierte bildet die Abdachung des Hochplans. So ist ein weltabgeschiedener Kessel entstanden, der seinesgleichen sucht. Sein Grund ist sumpfig und deutet auf wasserundurchlässigen Boden, und in der Tat besteht die Sohle des Naßköhrs aus Werfener Schiefer, der aber nach der neueren Auffassung mit der Basis der Trias nichts gemein hat. Er soll den jüngeren Gesteinen durch Überschiebung aufgepreßt worden sein. Seine Schichte ist nur dünn, genügt aber, um den Boden des Kessels zu versumpfen. Daher auch der Name.

Wäre der Werfener Schiefer des Naßköhrs nichts als die Basis der Trias, dann wäre der Kessel wahrscheinlich ein See. Indessen liegt darunter noch wasserdurchlässiges Gestein, und so hat sich in dem dünnen Überzug ein Loch gefunden, in dem alle die Wässer gurgelnd verschwinden. Es ist das ein Punkt in der Mitte des Naßköhrs, wo ein Kalksteinstreifen die Grube übersetzt und an seinem Rande ausgelaugt werden konnte. Das Bächlein, das sich durch die moorigen Wiesen dahinschlängelt, stößt an die niedrige Bank und stürzt dort durch ein Loch in eine rätselhafte Tiefe. Die Stelle heißt „Durchfall" und liegt 1273 *m* über dem Meere. Durch Färbungsversuche wurde festgestellt, daß der Bach in dem bekannten schönen Wasserfall beim „Toten Weib" nahe der Mürz wieder zum Vorschein kommt, also einen Weg von fast 4000 *m* Länge und 400 *m* Tiefe unterirdisch zurücklegt.

Ähnlich aufgepreßte Schichten von Werfener Schiefer hat auch die Hochfläche im Kessel der Brunnwiese südlich vom Windberg, wo sich in 1800 *m* Höhe gleichfalls sumpfige Wiesen und ein Brünnlein befinden, vor allem aber in der großen Almwiese zwischen Windberg und dem östlichen Plateaurande. Dieser herrliche Platz ist eine der schönsten Almen von Steiermark und ein begehrtes Ausflugsziel der Bewohner des Mürztales.

Aufgepreßter Werfener Schiefer befindet sich endlich auch auf der Hinteralpe und zieht sich als wurmförmiger Streifen vom Kerpenstein am Westrande des Naßköhrs bis zur Roßwiese am Nordwesteck des Gebirges. Auch hier gibt es sumpfige Wiesen, zwei gefaßte Quellen und einen Schöpfbrunnen der Hinteralm, deren Hütten noch auf dem gleichen Gestein stehen; daher an Regentagen zwischen den Hütten der unglaubliche Schmutz, in dem schon so mancher Turist versinken zu müssen glaubte.

Die großen Hochgebirgswände, wie sie die Raxalpe hat, finden wir auf der Schneealpe nicht. Die mächtigsten Wände unseres Berges, die Donnerswand und der Rauhe Stein, sind samt Anhang kaum 1 *km* breit und nicht mehr als 200—300 *m* hoch, aber gerade die Schneealpe beweist, daß Großartigkeit auch im Hochgebirge zur echten Schönheit nicht immer notwendig ist. Kleine Wandstreifen sind natürlich über das ganze Gebirge hin verstreut, größere Wandbildungen aber zeigt der Berg mit vielen Unterbrechungen nur an den im folgenden beschriebenen Stellen. Der der Raxalpe zugewendete Ostabfall des Gebirges ist zwar sehr felsig, aber zusammenhängende, große Wände sind nur die Wassersteinwand in der Mitte, die plattige Hasensteinwand weiter im Norden und die Zäunlwände als Eckpfeiler des Lomgrabens ihr gegenüber.

Der Südrand des Hochplateaus ist zwar durchaus felsig, aber jeder Einschnitt im Hochflächenrand von der Farfel bis zum Gamskar erlaubt einen unschwierigen Durchstieg, und selbst der Rauhe Stein, wohl die größte Felsentwicklung des ganzen Hochplanrandes, erscheint aus der Ferne wie harmloses Geschröf. Der niedrige Westabschnitt der Schneealpe ist mehr ein Mittelgebirge und erhebt sich bloß 600—800 *m* hoch über dem Tale, hat aber trotzdem drei prächtige Felsbildungen, die Nordwände des Höllgrabens mit der glatten Sulzwand, den langgezogenen Streifen der Schusterwaldmäuer und die glatten, mächtigen Felsen beim „Toten Weib". Die Nordseite ist bis zur Mitte ganz ohne Felsen, dafür aber schneiden die drei oben beschriebenen Gräben so tief in den Bergkörper ein, daß es zur Felsbildung kommen mußte, am

tiefsten wohl im Kleinbodengraben, wo die große Donnerswand, die Salzwände und die ganz ansehnlichen Abstürze der Kramerin liegen. Die frei stehenden, seltsamen Felsklötze der Mitterbergwand und der beiden Burgwände wurden schon oben erwähnt.

Den Kletterer kann unser Berg nach alledem nur wenig befriedigen, aber wer echte Schönheit der Berge zu würdigen weiß, der wird, wenn er die Schneealpe einmal gesehen hat, den Wert des Berges nicht nach der Höhe und Breite der Wände beurteilen. Nicht immer hat jener Berg den höchsten touristischen Wert, dessen äußerer Anblick der schönste ist, sondern es kommt sehr darauf an, was man von seinen Abhängen aus sieht, wie also das Gegenüber des Berges beschaffen ist; und da ist es mit der Schneealpe ganz vortrefflich bestellt. Nirgends zeigt sich das berühmte Reißtal der Raxalpe in solcher Pracht wie vom „Schönen Lucken" auf der Schneealpe aus, nirgends wirkt die Heukuppe, der Hauptgipfel der Rax, großartiger als von der Abdachung unseres Berges, kaum anderswo die herrliche Kette des Hochschwab so erhebend wie von der Ramleiten, und wenn man das Naßköhr, den Glanzpunkt des Gebirges, mit seiner entzückenden Umrandung betrachtet, so muß man gestehen, daß es in dieser Art in den Ostalpen nichts Schöneres gibt.

Zu erklären wäre noch der Name des Berges, denn bei dessen geringerer Höhe gegenüber Schneeberg und Raxalpe ist die mit dem Worte Schnee zusammengesetzte Bildung wohl auffallend. Die Einheimischen kennen keine Schneealpe als ganzes Gebirge, ja sie kennen überhaupt keine „Schneealpe", sondern nur eine „Schneealm", und das ist der prächtige, ebene Boden am Ostfuße des Windbergs, die große, tellerartige Wiese mit dem kleinen Almhüttendorf. Sonst spricht die Bevölkerung des Mürztales nur von einem Windberg, einer Lachalm, einer Hinteralm, einem Naßköhr und den vielen benannten Punkten des Gebirges. Hier ist also ähnlich wie auf der Raxalpe, wo die Einheimischen drei getrennte Gebirgsteile: „Grünschacher", „Scheibwald" und „Rax" (Heukuppe) unterscheiden, der Name einer eng begrenzten Örtlichkeit durch die Kartographen auf das ganze Gebirge ausgedehnt worden.

Die Schneealm hat nun ihren Namen von den Schneeresten, die in den Dolinen nächst den Almhütten bis in den Hochsommer hinein zu finden sind und sich oft länger erhalten als die höher gelegenen Schneereste der Rax oder des Schneebergs. Sie können sich hier, im Schutze des stürmeumbrausten Windbergs, zu besonderer Mächtigkeit aufhäufen. Doch abgesehen davon hat die Schneealpe ein wesentlich dickeres Winterkleid als ihre östlichen Nachbarn. Die Bewohner von Naßwald, dem prachtvollen Talkessel zwischen Schneealpe und Rax, die Gelegenheit haben, beide Berge im Winter zu den verschiedensten Zeiten zu besuchen und Vergleiche zu ziehen, wissen von einem ganz auffallenden Unterschied in der Schneemenge der beiden Höhen zu erzählen. Wenn Jäger früher, vor dem Bekanntwerden der Schier, im Winter noch mit Schneereifen zum Schütterboden oder auf den Scheibwald der Raxalpe aufsteigen konnten, so war zur selben Zeit eine Überschreitung der Ameiswiese an der Seite der Schneealpe unmöglich. Das mag daran liegen, daß die Schneealpe gegen Westen und Nordwesten weithin der einzige, breit ausgedehnte Hochgipfel ist, der die Schneewolken zu höherem Aufsteigen und mithin zu stärkeren Entladungen zwingt, was das allmähliche Ansteigen der Hochfläche gegen Osten noch mehr begünstigt. Die Schneealpe ist darum auch der meist umworbene Schiberg der Wiener Umgebung.

Der Name Schneealpe weckt in gleicher Weise bei den Touristen wie bei den Jägern die schönsten Erinnerungen. Das Gebiet war ehedem eines der besten Jagdreviere von Österreich und wurde von Kaiser Franz Joseph I. häufig und gerne besucht. Hier, am Fuße des Berges, im Jagdschloß Mürzsteg, erfolgte im Jahre 1903 die denkwürdige Zusammenkunft des Zaren mit dem Kaiser von Österreich. Wenn der kaiserliche Jagdherr nach Mürzsteg einen so mächtigen Monarchen zur Jagd einlud, dann war die erst-

klassige Beschaffenheit des Reviers eine unbedingte Voraussetzung. Auf dem Naßköhr und auf der Lachalpe wurden denn auch die größten Hirsche geschossen, und die Gemsböcke des Höllgrabens gehörten zu den stärksten der steirischen Alpen.

Auf der Höhe der Sulzwand steht am Ende der Jagdstraße, die auf das Naßköhr hinaufführt, das kleine kaiserliche Jagdschlößchen, in dem Kaiser Franz Joseph I. die Flitterwochen verbrachte. Ein zweites, größeres Haus wurde dicht hinter dem Eisernen Törl erbaut, der Kaiser zog aber immer das ältere vor, das ruhiger liegt und wo er auf der roh gezimmerten Holzbank über der Sulzwand, in den prachtvollen Anblick des Höllgrabens versunken, gerne weilte.

Das „Kaiserbankl" ist heute noch das Ziel vieler Ausflügler, und an Sommersonntagen steht meistens ein Jäger beim Schlößchen, der die Besucher in den einfachen kaiserlichen Gemächern des hölzernen Gebäudes herumführt. Man staunt über die puritanische Einfachheit, mit der sich der zweitreichste Monarch von Europa begnügte. In den Jagdhäusern bewohnte er oft nicht mehr als zwei Zimmer, und wenn ein drittes dabei war, überließ er es meistens einem der Jagdgäste.

Schon Kaiser Franz I. jagte hier gerne. Ein Teil der Alpe, wo er mit den Mitgliedern seiner Familie den Berg bestieg, heißt heute noch Kaiseralpe, der Platz, wo er im Freien speiste, wird Kaisertisch genannt, und die Stelle, wo er die Gemsen schoß, der Kaiserstand. Die Entstehung des Hofjagdreviers geht auf Jahrhunderte zurück, denn schon Herzog Otto der Fröhliche, der im Jahre 1327 das Stift Neuberg gründete, scheint hier gejagt zu haben. Seine glanzvollsten Zeiten aber verdankt das Hofjagdrevier von Neuberg dem alten Kaiser Franz Joseph.

Ein ungenannter Hofbeamter schildert in einem alten Jahrgang der Grazer Zeitung das interessante Getriebe der kaiserlichen Jagden in diesen Bergen. Schon am Vortage merkte die Bevölkerung, daß Außerordentliches vor sich ging. Entfernt wohnende Jäger kamen zum Rapport, Treiber wurden bestimmt und die Stände eingeteilt. Es war ein Gehen und Kommen im Hause der Jagdleitung, daß es eine Freude war. Prächtige Jägergestalten erschienen, eisenfeste Männer, baumstark und wetterhart wie die Riesen des Waldes, und die verwegensten Treiber wurden von weit und breit hergeholt.

Um 3 Uhr früh des nächsten Tages war schon alles auf den Beinen. Beim Morgengrauen stellten sich die Forstbeamten vor dem Eingange des Forsthauses auf, um den hohen Herrn zu empfangen. Um 5 Uhr rollten die Wagen heran. Der Kaiser sprang schnell ab, trat in den erleuchteten Vorraum des Hauses und nahm den Rapport der Jagdleiter entgegen. Heiter lächelnd wandte er sich dann zu den Kavalieren, und nach kurzer Unterhaltung begab er sich zum Frühstück.

Um ½6 Uhr erfolgte gewöhnlich der Aufbruch, zuerst zu Wagen, soweit eine Straße ging, und dann zu Fuß zu den Ständen. Der erste Trieb dauerte in der Regel drei Stunden, dann wurde ein zweiter angeschlossen. Am Zusammenkunftsort für diesen brannte ein hochaufloderndes Feuer. In der Nähe war ein aus Brettern improvisierter Tisch für ein kleines, kaltes Frühstück aufgestellt. Zusammengelegte Scheiter und gestürzte Holzblöcke dienten als Sitz. Wenn die Zeit bereits vorgerückt war, verteilten sich die Leute allmählich an den ihnen zugewiesenen Plätzen.

Endlich kamen die Wagen heran. Bald darauf standen der Kaiser, die Gäste und die Hofbeamten in bunten Gruppen um das prasselnde Feuer. Des Kaisers hohe, schlanke Gestalt ragte über die anderen hervor. Er trug ein steirisches Jägergewand, Lederhose und graue Joppe und auf dem runden, kleinen Hut einen prachtvollen Gamsbart. Auch fehlte nicht der „Grüne Bruch", das Zeichen für das bereits eingetretene Jagdglück.

Nach kurzer Frühstücksrast wurde aufgebrochen, voran der Kaiser mit Gewehr und Jagdtasche, wie es einem echten Weidmann geziemt, an seiner Seite ein Forstbeamter und die hohen Gäste, dann das übrige Jagdgefolge mit Treibern und Jägern. Bald

ertönte der „Losschuß“ als Zeichen des beginnenden Treibens, und nicht lange darnach kamen einzelne Träger mit dem erlegten Wilde die Felspfade herunter und legten es, nachdem sie es aufgebrochen hatten, auf den grünen Teppich der Waldwiese. Es langten ihrer immer mehr ein.

Wenn die Jagd zu Ende war, trat der Kaiser sogleich auf das Wild zu, untersuchte die Schüsse und ließ jedes einzelne Stück durch Umbinden von farbigen Bändern an die Krickeln bezeichnen, so daß jeder Schütze seine Jagdbeute finden konnte. Nachdem nun auch die näheren Details über das angeschossene Wild erzählt und die nötigen Befehle zur Habhaftmachung des Wildes erteilt worden waren, erfolgte die Rückkehr nach Mürzsteg.

Den Hergang der Jagd und das Einbringen des Wildes erzählt der Schilderer der obigen Jagd in höchst anschaulicher Weise, indem er das Gespräch eines Treibers mit seinem Freunde wiedergibt. Hinter den stämmigen Burschen einhergehend, konnte er die lebensvolle Schilderung des Naturmenschen unbeobachtet belauschen:

„Woast no,“ erzählte der eine, „wia fert (vor kurzem) da Kaisa den storken Gamsbock g'schossen hat? Und kriagt hätt' man bald nit. Mir drucken (treiben) von da Höh' durch'n obern Laaf (ein Gemswechsel in den Wänden) eina, af amol schrein's unt: ‚Fleiß g'hobt, Fleiß g'hobt! D'Gams!‘ Ich spring füri, mir wian (abwehren) uns, was ma mögen, oba nix hots g'nutzt, ja umagrennt hätt mi ana bald, wann i mi nit unter d' Wand duckt hätt'. Am Kaisastond hot's a poor mal tuscht (geknallt) und da warn d' Viecha niama weita z' bringa.

Von da zweiten Rudl, dö hot z'ruckbrechn wollen, hom ma d' meisten wohl obg'wiat (abgewehrt), do wor a da storki Bock dabei, i hons g'nau g'sechn. Wir a (wie er) übrigguckt hat üba's Gratl, hots unt'n ban Kaisa glei krocht. Den Gams hot's an Riß geb'n, i hon's wohl kennt, daß der gnua hot, hätt mir oba mei Lebtag nit denkt, daß dö kurzen Röhrln (Karabiner) so weit trog'n. 's wor a zaha (weiter) Schuß. Da Gams is durch die Zerm glei toloo (talab), ent (drüben) in da Mauer hot er sie einig'stellt (jede verwundete oder lange verfolgte Gemse sucht unter einer Felswand Schutz und wählt meistens solche Stellen, wo ihr oft gar nicht oder sehr schwer beizukommen ist). Gor nit long hot's dauert, tuscht's wieda, und mei Gams is vaschwund'n. No, denk i, er wird obikuglt sein. Nit wohr is g'west, da Kaisa hot'n brettleben zammg'schoss'n, und so is er obn liegen blieben bei an Schöpferl Zerm.

I geh' obi — koana hot si übri traut —, und wia i so siach, wia s' olli aufischau'n, denk i ma: woat (warte), den Gams muaßt kriag'n, und wonn'st da Flügeln sollst mochen loss'n. Und so bin i einig'stiegn in d' Mauer; mi d' Eisen hot's as hasn (beinahe) ni toan. An Ortl (Stelle) wor so bös, daß i d' Schuach ausziag'n hob müss'n. Mir is wohl a bißl entrisch (ängstlich zu Mute) worn, wia i obigudt hob üba d' Wond; oba kriagt hob i 'n. Und dö Freud, dö mei Kaisa g'hobt hot, s' war oba a da Ahnl (Großvater) von unseri Gams.“

Treibjagden auf Hochwild wurden in den prachtvollen Wäldern des Berges überall mit Ausnahme des für den edleren Pirschgang bestimmten Naßköhrkessels veranstaltet. Nur ein einziges Mal erlaubte der Kaiser auf dem Naßköhr eine Treibjagd, an der sich auch der König von Sachsen beteiligte; der hohe Herr scheint aber davon nicht sehr erbaut gewesen zu sein, denn fortan verbot er alle Schlächtereien in diesem Heiligtum der Jagd. Es gab aber auch wirklich Herrschaften unter den Gästen, die nicht genug kriegen konnten. So schoß ein Verwandter des Kaisers im Jahre 1897 im Hofjagdrevier Mürzsteg allein 80 Stück Hochwild. Später wurde der Abschuß geregelt und für die Schneealpe mit rund 15 Stück Hochwild und 120 Gemsen pro Jahr bemessen.

Großartig waren die Jagdveranstaltungen zu Ehren des Kaisers von Rußland im Jahre 1903 bei Gelegenheit der Kaiserzusammenkunft in Mürzsteg. Gejagt wurde damals an sechs aufeinanderfolgenden Tagen, und zwar am fünften Tag im Karlgraben und am sechsten in Altenberg.

Für die Karlgrabenjagd wurden allein gegen 500 Treiber aufgeboten. Sie besetzten eine Linie, die im Westen vom „Tirol" bis auf den Seichstein reichte, sich dann den Plateaurand entlang zog und über die „Farfel" ins Tal führte. Damit war ein Jagdgebiet von rund 12 *qkm* eingekreist. Auf ein gegebenes Zeichen rückten die Treiberketten unter Lärmen und Schreien von allen Seiten gegen den Karlgraben vor. Die westliche Kette ging bis zum Glockriegel, die östliche bis zum Schlapferriegel, während die obere vom Plateau hereindrang. Im Graben waren die Schützen auf die verschiedenen Stände verteilt. Bei diesem Trieb, der etwa 4 Stunden dauerte, wurden außer dem Hochwild mehr als 130 Gemsen geschossen.

Schon drei bis vier Wochen vor dieser Veranstaltung war das Revier für jedermann weithin abgesperrt, während der Jagd aber umstellte ein Riesenaufgebot von Gendarmen zur Sicherheit des Zaren das Gebiet auf Meilen im Umkreis. 25 österreichische und 40 russische Generäle und Hofbeamte bildeten das Gefolge. In den ersten Tagen stand der Zar allein auf dem ihm zugewiesenen Platz, später wurden für die beiden Monarchen Doppelstände errichtet, wobei jeder der Schützen nach einer anderen Richtung schoß. Hinter dem Zar wachte ein riesiger Kosak mit dem Revolver in der einen, dem Säbelknauf in der anderen Hand, und ließ niemanden nahekommen, ohne die Schußwaffe drohend zu erheben. Nur ein einziger von den Weidmännern genoß die Auszeichnung, neben dem Beherrscher aller Reussen zu stehen, der „Bockkenner". Diesen hatte der Kaiser seinem hohen Jagdgast, dem die Gemsen ja fremd waren, beigegeben, damit er ihm keine Geißen schieße, denn darauf sah der Monarch immer strenge und sparte keinen Tadel, wenn einmal ein Kavalier das Pech hatte, eine Gemsin zu treffen. Trotzdem mußten schon am ersten Jagdtag einige Geißen für den Zaren ihr Leben lassen.

Der Wildstand in den kaiserlichen Revieren auf der Schneealpe war ein ungeheurer. Auf der Altenberger Seite des Berges gab es allein an 1000 Gemsen. Dort und im Karlgraben konnte man Gemsrudel von 30, 50, ja 100 Stück sehen, und beim Futterstadel im Höllgraben sollen im Winter gegen 1000 Hirsche zu Gast gewesen sein. An diesem Futterstadel allein wurden 700 Meterzentner Heu nebst anderer Äsung verbraucht. Der Naßköhrkessel barg etwa 300 Hirsche, das Hoch-Waxeneck wimmelte förmlich davon, und wenn man unter dem Tabersattel stand, konnte man ganze Ketten von Hirschen längs der grünen Schneide sich vom Himmel abheben sehen.

Diesem Wildreichtum wurde durch den Umsturz im Jahre 1918 ein jähes Ende bereitet. Das kaiserliche Wild war jetzt vogelfrei. In Altenberg allein gab es mehr als 60 Wilderer mit einem Häuptling an der Spitze und später wurden unter dem Vorwand der Fleischversorgung sogar von den Gemeinden Treibjagden veranstaltet. Es krachte an allen Ecken und Enden, und als es am schlimmsten berging, sollen an drei aufeinanderfolgenden Tagen im Altenberger Revier allein je 1000 Schuß gefallen sein. Unter solchen Umständen blieb auch den Jägern nichts anderes übrig, als selbst mitzutun, um wenigstens für sich und die Familie die Verpflegung zu retten.

Als sich der Sturm gelegt hatte, war es, als hätte der böse Feind hier gehaust, und es dauerte jahrelang, ehe die Zügel wieder straffer gespannt und etwas für die Hebung des Wildstandes getan werden konnte. Aber das einstige Jagdparadies wird nie mehr kommen, denn selbst heute, nach 10 Jahren, erreicht beispielsweise der Wildstand des Altenberger Tales an Gemsen kaum den zehnten Teil des früheren Umfanges.

Seit dem Jahr 1912 gibt es auf der Schneealpe auch Murmeltiere, die damals dort ausgesetzt wurden und sich prächtig vermehren. Eine weitere Besonderheit des Wildstandes der Schneealpe ist auch der Steinadler, der in Steiermark gehegt wird, während man ihn im benachbarten Niederösterreich als Raubwild abschießt.

Den Hauptzugang zur Schneealpe bildet eine in Mürzzuschlag beginnende Flügelbahn. Sie führt längs der Mürz durch ein einsames Tal gegen Westen, erreicht bei

Kapellen die Südostecke des Gebirges und endigt nach 12 *km* langem Verlaufe bei Neuberg. Kapellen, ein freundlich gelegener Ort mit prächtigem Anblick der Rax, hat mehrere Gasthöfe. Es wird gerne als Sommerfrische besucht. Von hier zieht das Altenberger Tal als östliche Begrenzung der Schneealpe 6 *km* weit nordwärts bis an den Fuß des Naßkammes, der die Schneealpe mit der Raxalpe verbindet. Das Tal hat mehrere am Wege liegende Gasthäuser und in der Längenmitte an der Mündung des Almgrabens eine größere Häusergruppe, das eigentliche Altenberg.

Über den Naßkamm, der die Grenze der Steiermark gegen Niederösterreich bildet, führt ein seit unvordenklichen Zeiten begangener Saumpfad zum kleinen Binderwirtshaus im prachtvollen Reißtal und dann noch 2 *km* weiter hinaus nach Naßwald (Wirtshaus) an der Nordostecke des Berges.

Von Kapellen bis Naßwald reicht also die östliche Begrenzung der Schneealpe. Wenn man nun von dem 3 *km* langen Wasseralmgraben absieht, der in Naßwald von Westen her mündet, so umgrenzt der hakenförmige Lauf der Mürz die übrigen Seiten des Rechtecks. Im ersten Drittel der südlichen Längsseite liegt Neuberg, eines der größten Dörfer von Steiermark, zugleich der bedeutendste Ort am Fuße der Schneealpe. Drei Viertelstunden von Neuberg breitet sich in einem Bogen der Mürz der kleine Ort Krampen aus, und 1½ Stunden weiter talaufwärts folgt das historische Mürzsteg, eine kleine Ansiedlung an der Südwestecke des Berges. Hier biegt das Mürztal gegen Norden um und bildet bis Frein die 2 Stunden lange Westabgrenzung des Berges. In ihrer Längenmitte mündet bei Scheiterboden (kleines Gasthaus) der prachtvolle Höllgraben und bald darauf der Alpelgraben. Das letzte Drittel des Weges ist eine wildromantische Schlucht mit dem berühmten Wasserfall beim „Toten Weib".

Frein, 865 *m*, eine kleine Ansiedlung mit Gasthaus, liegt an der Nordwestecke des Berges. Noch eine gute halbe Stunde, bis zur Teilung der Mürz, folgt die Straße dem Nordabhang des Gebirges, dann führt ein schmaler Fahrweg weiter gegen Osten. Drei Viertelstunden darauf ist ein einsames Touristengasthaus erreicht, und abermals eine halbe Stunde später der weite, grüne Kessel des Steinalpels. Hier endet der Fahrweg am Eingange des schluchtartigen Baumtales. Bis zur Quelle der Mürz ist es nur mehr eine Stunde hinauf, dann schließt die Verbindungslinie über den Grenzriegel zum Naßwalder Wassergraben die nördliche Seite des Viereckes. Der Touristenpfad überschreitet den Grenzriegel auf der Ameiswiese, 1291 *m*. Er beginnt beim Steinalpel an der nördlichen Talseite schräg anzusteigen und erreicht die Taltiefe erst in der Ortschaft Naßwald.

Es erübrigt noch, einige Worte über Neuberg, den größten, ältesten und interessantesten Ort am Fuße der Schneealpe, zu sagen. Dem Fremden, der zum erstenmal in das Tal kommt, fällt hier vor allem das große Eisenwerk und die schöne gotische Stiftskirche auf. Das Stift Neuberg wurde von Herzog Otto dem Fröhlichen, dem jüngsten Sohn König Albrechts I., im Jahre 1327 gegründet. Otto hatte Elisabeth von Bayern, die mit ihm im dritten Glied verwandt war, geheiratet und war wegen dieses Vergehens vom Papst in den Bann getan worden. Um den Heiligen Vater zu versöhnen, baute er das große Stift Neuberg und ließ es durch Zisterziensermönche aus Heiligenkreuz besiedeln. Seine Gemahlin dotierte das Stift mit der Herrschaft Reichenau, er selbst stattete es 4 Jahre später mit der Herrschaft Spital aus. 3 Jahre darnach starb Elisabeth eines geheimnisvollen Todes und wurde, da die Gruft noch nicht fertig war, im Kapitel beigesetzt. Dort ließ man später auch Herzog Otto mit seinen beiden Söhnen begraben.

Der Bau der Stiftskirche ging indessen nur sehr langsam vor sich. Noch im 14. Jahrhundert wurde er durch das Ausbrechen der Pest einige Zeitlang unterbrochen, und erst im Jahre 1471 erfolgte die Fertigstellung unter Kaiser Friedrich III., der das von

ihm erfundene, überhebliche A. E. J. O. U. (Austria erit in orbe ultima) hinter dem Hochaltar einmeißeln ließ. Im Jahre 1776, unter Abt Josef Erko von Erkenstein, wurde das Kloster durch Kaiser Josef II. aufgehoben und ein Vierteljahrhundert darauf das Stiftsgebäude samt dem stiftischen Hammerwerke und den urkundlich schon im 14. Jahrhundert betriebenen Eisenbergbauen an das Montanärar übertragen. Dieses ließ Hochöfen und Walzwerke größeren Stiles erbauen, stellte 1852 die ersten Dampfkessel und den ersten Dampfhammer auf, übertrug aber 1882 die sehr vergrößerten Werke der Alpinen Montangesellschaft, welche sie zu der heutigen imponierenden Größe erweiterte, aber seit einigen Jahren außer Betrieb läßt.

Die Gruft und die Vigilie waren schon wenige Jahrzehnte nach der Aufhebung des Klosters in Vergessenheit geraten. Als die Gewerkschaft in den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts einen Zahltisch brauchte, erinnerte man sich einer großen Steinplatte, die im Fußboden des Kapitelsaales eingelassen war. Man hob die Platte und entdeckte darunter die alte, verschollene Gruft. In fünf Särgen lagen darinnen die Gebeine des Stifters, seiner beiden Gemahlinnen und der Söhne. Das Skelett Ottos zeigte riesenhafte Dimensionen, denn trotz der 6 Schuh langen Weitung des Sarges hatte die Gestalt nur in zusammengekrümmter Stellung darin Platz gefunden.

Eines der Frauenskelette stach von den übrigen durch eine auffallend dunkle Farbe ab. Man hielt es für das der Elisabeth, weil diese 1330 in Wien bei einer Tafel zugleich mit Herzog Albrecht VI. vergiftet worden war und das Gift möglicherweise den Gebeinen die dunkle Farbe gegeben hatte. Kaiser Franz ließ die aufgefundenen Gebeine in Steinsärge legen und neuerdings bestatten.

Die Stiftskirche zeichnet sich durch ihre machtvolle Größe aus. Ihr hervorragendster Schmuck ist die an der Westseite eingelassene, riesige Fensterrose, ein Prachtstück gotischer Stilkunst. Die größte Sehenswürdigkeit aber im Bereiche des Stiftes ist der weitberühmte Kreuzgang, der nicht bloß als der schönste Steiermarks, sondern als einer der interessantesten gotischen Kreuzgänge überhaupt gilt.

Die Unterkunftsverhältnisse am Fuße der Schneealpe sind wohl nicht erstklassig, aber vollständig zureichend und wesentlich billiger als in den westlichen Ländern. Der Ausländer, der zum erstenmal in diese Gegend kommt, wird sich wundern, mit welch bescheidenen Beträgen er sein tägliches Auslangen findet. Der Fremdenverkehr ist hier nämlich fast nur auf die genügsamen Wiener Ausflügler beschränkt, die gerne sparen und sparen müssen, weil die Bahnfahrt den größten Teil ihres Sonntags-Reisegeldes verschlingt. Daß man natürlich in einem Gebiete, wo das Übernachten im Heu noch eine gewöhnliche Sache ist, keine hochgeschraubten Ansprüche auf Komfort stellen darf, ist begreiflich, doch kann jeder, dem Reinlichkeit die Hauptsache ist, mit der Unterkunft hier zufrieden sein.

Während die kleinere Raxalpe vier bewirtschaftete Schutzhäuser und elf unbewirtschaftete Schutzhütten hat, besitzt die Schneealpe bloß ein einziges bewirtschaftetes Schutzhaus, ein auch im Winter geöffnetes Almgasthaus, eine Schutzhütte und drei Schihütten. Ein Schutzhaus der „Naturfreunde" in der Tiefe des Karlgrabens, 20 Minuten von der Straße entfernt, kommt wohl nur als Talunterkunft in Betracht. Das einzige Schutzhaus unseres Berges, das stattliche Schneealpenhaus des Österreichischen Gebirgsvereins, liegt in 1788 *m* Höhe auf dem Schauerkogel, einer flachen Steinkuppe dicht am Ostrande der Hochfläche. Es überragt die grüne Flachmulde der „Schneealm" um rund 40 *m* und ist von den Windberghütten etwa 600 *m* entfernt. Das ist der Hauptnachteil der im übrigen prächtigen Lage, denn bei den Windberghütten laufen sämtliche Höhenwege zusammen, und dort liegt auch der Mittelpunkt des Touristenverkehrs, der dem kleinen Almgasthof Rinnhofers sehr zustatten kommt. Es war daher ein sehr glücklicher Gedanke der Sektion „Austria" des Alpenvereins, dieses kleine Gasthaus immer über den Winter zu pachten und es durch den Besitzer, der früher im

Herbst immer zu Tal zog, über die kalte Jahreszeit weiterführen zu lassen. Die kleinen Schihütten endlich sind hergerichtete Alm- und Jagdhütten auf der Hinteralpe und in 1425 *m* Höhe an der Nordostkante des Gebirges. Das Bedürfnis nach einer alpinen Unterkunft ist auf der Schneealpe ein weit geringeres als auf ihrem östlichen Nachbar, denn der durchschnittliche Besuch des Berges erreicht wegen der doppelt so langen Bahnfahrt von Wien kaum ein Sechstel der Frequenz der Raxalpe, aber ein Unterstand zum Schutz vor Gewittern und Schneestürmen wäre an verschiedenen Stellen von Wert. Am fühlbarsten ist dieser Mangel auf dem 4 Stunden langen Wege vom Naßköhr bis zu den Windberghütten.

Die Vernachlässigung der alpinen Unterkunft auf der Schneealpe hat vielleicht ihren Grund in einem geringeren Interesse der alpinen Vereine, namentlich denen der Umgebung, vielleicht auch darin, daß es sich hier um ein noch vor 80 Jahren sorgsam gehütetes kaiserliches Jagdgebiet handelt, in dem die Turisten nicht gerne gesehen wurden, sicher aber in dem Vorhandensein zahlreicher Almhütten, die wenigstens im Sommer einen teilweisen Ersatz für die fehlenden Schutzhütten bieten.

Die Schneealpe ist die größte Alm Steiermarks, und ihre Siedlungen, wie die Hinteralm mit ihren 30 Hütten oder die „Schneealm" am Ostfuße des Windbergs, sind schon fast kleine Dörfer zu nennen. Am Sonntag pilgern Hunderte von Einheimischen aus den entlegensten Winkeln des Mürztales hinauf, daß es auf den Almwiesen in der Nähe der Hütten nur so wimmelt. Nicht selten auch stört eine mehr eigenartige als schöne Blechmusik die Stille des Hochgebirges, der Naturfreund braucht aber daran kein Ärgernis zu nehmen, denn das lärmende Treiben spielt sich immer nur in der Umgebung der Hütten ab und entfernt sich höchst selten von den Punkten, wo es Wein und Bier gibt. Dafür wird er hier echtes steirisches Volksleben kennenlernen und an den urwüchsigen Gestalten der Heimat Roseggers seine Freude finden.

Die Schneealpe hat vier bewirtschaftete und eine unbewirtschaftete Alm. Davon befinden sich zwei auf dem östlichen Hochplateau, die anderen in der Umgebung des Naßköhrs. Auf der Hochfläche liegt die „Schneealm", und zwar dicht am Ostfuße des Windberges, und die Ameisbühelalm unweit der Nordwestecke der Hochfläche. Die übrigen drei Almen sind in höheren Lagen um den Naßköhrkessel verteilt: die Lachalm auf dem gleichnamigen Ausläufer, die Hinteralm im Westen dicht über dem Abfall des Gebirges und die aufgelassene Großbodenalm am Wege vom Naßköhr zum Windberg. Als Unterstand bei bösem Wetter kommen noch einige der Halterhütten in Frage, und zwar die Haselbodenhütte auf dem Naßköhr, die Rotgrübelhütte am Waxeneck, die Halterhütten auf der Roßwiese und auf dem Burgriegel, die Baumtalhütte und die kleine Halterhütte auf dem Seichstein. Die meisten Jagdhütten, wie die auf der Sulzwand oder auf der Brunnwiese, haben überdachte, offen zugängliche Veranden, so daß auch sie für alle Fälle notdürftigen Schutz bieten.

Außer ihrer ungewöhnlichen Schönheit hat die Schneealpe noch einen besonderen Vorzug, das Vorhandensein von Trinkwasser, das man sonst im Kalkgebirge von einer gewissen Höhe an vollständig entbehren muß. Drei frische Brunnen hat die Hinteralm, je einen die Lachalm, das Jagdhaus auf der Sulzwand, das Jagdschloß am Eisernen Törl und der Burgriegel, trinkbares Wasser besitzt das Naßköhr an vielen, nicht sumpfigen Stellen und haben die meisten der tiefer eingeschnittenen Gräben mindestens in der unteren Hälfte. Eine kleine Quelle liegt zwischen Naßkamm und Karlalm, und am Wege vom Naßköhr bis zu den Windberghütten gibt es ihrer nicht weniger als drei, die letzte in rund 1760 *m* Höhe auf der Brunnwiese südlich vom Windberg. Dieser Wasserreichtum des Berges trägt viel bei zu einem frohen Genießen der herrlichen Landschaft, denn durch einen klaren Trunk erfrischt, ist der Körper für Naturschönheiten viel empfänglicher, als wenn er in Hitze und Durst abgemattet ist. Das hat wohl jeder, der unsere leider so dürren Kalkalpen kennt, zu wiederholten Malen erfahren.

Nun noch einige Worte über die Verkehrsmöglichkeiten für die Schneealpe, worauf eine Schilderung der verschiedenen Aufstiege und deren landschaftliche Würdigung folgen soll.

Die Fahrt von Wien nach Mürzzuschlag über den berühmten Semmering dauert mit dem Schnellzuge 2½, mit dem Personenzug 3—3½ Stunden, die Fahrt auf der Flügelbahn von da nach Neuberg ½ Stunde. Vom Bahnhof Neuberg fahren im Sommer Autobusse über Krampen, Mürzsteg, Scheiterboden und Frein nach Mariazell. Man kann sie über die Frein hinaus bis zur Teilung der Mürz benützen. Für Fahrten zum Steinalpel bekommt man Wagen in der Frein, für solche durch das Altenberger Tal bis zum Fuße des Naßkammes bei den Wirten in Kapellen. Naßwald erreicht man zu Wagen (10 *km*) vom Wirtshaus „Singerin" in ¾ Stunden, zur „Singerin" aber fährt ein Postauto auf der 17 *km* langen Höllentalstraße von der Station Payerbach-Reichenau aus.

An Landkarten gibt es von der Schneealpe, wie ja bei einem Sonntags-Ausflugsgebiete der Großstadt begreiflich, die verschiedensten. Für den fremden Alpinisten, der nicht als Sonntagsturist in diese Gegend kommt, sondern sich diesen reizenden östlichen Teil der Ostalpen bloß einmal ansehen will, ist in erster Linie das sich in das umfassende Werk der Spezialkarte 1:75 000 des Kartographischen Instituts (Auslieferungsstelle Wien I., Graben, Wilhelm Müller) einfügende Blatt „Mürzzuschlag" zu empfehlen. Es zeigt die Schneealpe und die Hohe Veitsch vollständig und die Raxalpe zum größten Teile, enthält jedoch keine Wegmarkierungen.

Weitaus die beste, größte und detailreichste Karte ist die vom obengenannten Institut unter dem Titel „Gebiet der Schneealpe" herausgegebene im Maßstabe 1:50 000. Sie enthält alle Wegmarkierungen. Einfachen Ansprüchen genügt endlich auch das Blatt 11 der sehr billigen, hauptsächlich zur Darstellung der Wegmarkierungen dienenden Wiener Ausflugskarten von G. Freytag & Berndt (Wien) im Maßstabe 1:100 000.

Beschrieben sind die wichtigsten Aufstiege auf die Schneealpe in den verschiedensten Führern wie Baedeker, Meyer und anderen, genauer ist der Berg im Führer durch Wiens Umgebung von Karl Ronninger, 2. Bd. (Artaria G. m. b. H., Wien), am ausführlichsten und genauesten aber im „Führer auf die Schneealpe" vom Verfasser dieser Abhandlung (Artaria, Wien) behandelt. Im letzgenannten Werke sind 65 verschiedene Aufstiege und Plateauwanderungen eingehendst geschildert.

Autorisierte Bergführer gibt es im Gebiete der Schneealpe nicht, wohl ein Zeichen dafür, daß es sich hier um einen Berg des gefahrlosen, gemütlichen Wanderns handelt, auf dem selbst ein Verirren im Nebel zur warmen Jahreszeit keine schlimmen Folgen nach sich zieht. Wegkundige Träger und Begleiter sind überall zu erfragen, doch ist vorheriges Aushandeln der Entlohnung nach Erkundigung über die angemessene Höhe sehr zu empfehlen.

Die volle Pracht des Hochgebirges kann sich immer nur in der richtigen Beleuchtung entfalten. Die Sonne muß, wenn man beim Betrachten einer Landschaft ganz auf seine Rechnung kommen soll, im Rücken oder besser etwas schräg zur Seite stehen. Im Rückenlicht entwickelt die Landschaft am vollkommensten ihre Eigenfarben, und wenn die Sonne etwas schräg scheint, auch ihre volle Plastik. Man mag als Photograph noch so sehr für „Gegenlichtaufnahmen" schwärmen, das Hochgebirge braucht nur Sonne im Antlitz. Auf diese unleugbare Tatsache wird viel zu wenig geachtet und dabei manches vom Genusse des Wanderns geopfert. Gerade die Schneealpe gibt ein Beispiel für die Richtigkeit dieser Regel, die jeder sofort begreift, wenn es sich um den Glanzpunkt eines Panoramas handelt, aber fast regelmäßig vergißt, wenn er einen Aufstieg zu wählen hat.

Man kann sich kaum einen größeren Gegensatz in der Wirkung einer und derselben Landschaft denken als das Bild der Kahlmäuer auf der Rax, wenn man über den Naß-

kamm einmal am Morgen und das andere Mal am Nachmittag zum Ameisbühel aufsteigt. Am Morgen nichts als mächtige, blaue Kulissen mit kaum wahrnehmbarer Zeichnung, am Abend eine rauschende Symphonie von Formen und Farben, eine Pracht und Großartigkeit, wie man sie hier, am äußersten Rande der Ostalpen, nimmer vermutet. Wie schon eingangs erwähnt, ist das Schönste auf der Schneealpe infolge der äußerst glücklichen Lage des Berges der Blick auf die Nachbarschaft, und nur das Naßköhr bildet ein Schaustück für sich. Bei allen Steigen der Ostseite haben wir das riesige Gegenüber der Raxalpe in mehr oder weniger großer Nähe vor uns. Dieses braucht Nachmittagsbeleuchtung, um voll zur Geltung zu kommen. Wenn wir daher nicht gerade im Schutzhaus nächtigen wollen, so tun wir am besten daran, die Wege der Ostseite zum Abstieg zu nehmen.

Weitaus der besuchteste Weg auf die Schneealpe führt von Kapellen über die Südostkante, denn er ist nicht bloß einer der bequemsten, sondern für den, der mit der Bahn kommt, der nächste. Hier strömen an schönen Sommersonntagen Scharen von Bauern und Arbeitern aus dem unteren Mürztale herauf, hier erfolgt der Auftrieb auf die Almen der Hochfläche und führen die Schutzhauswirte ihren Proviant zu Wagen hinauf. Fahrbar ist der Weg übers „K a m p e l" erst seit Erbauung des Schutzhauses, wo der Transport großer Mengen Baumaterialien das Verbreitern der Spur und das Einlegen von Kehren an den steilsten Stellen notwendig machte.

Das untere Drittel des Weges führt durch seichte Waldgräben der dem Berge vorgelagerten Urgebirgshügel und am Bauernhofe Tatscher mit einem kleinen Gasthause vorbei, zum Knappenkreuz, wo unseren Weg der von Altenberg nach Neuberg ziehende Knappensteig kreuzt. Hier beginnt mit hoher, steiler Wölbung die eigentliche Südostkante des Berges. Der Fahrweg erklimmt sie in mehreren Schleifen an der Abdachung zur Rechten. Dabei öffnen sich großartige Ausblicke auf die Rax und höher oben auf den imposanten Ostabfall des Gebirges.

Beim „Kampl", einer schmalen Rückfallkuppe mit den letzten Bäumen, überrascht uns zum erstenmal der entzückende Tiefblick auf den Talkessel von Neuburg und die darüber aufragende Veitsch. Bald darauf ist der Plateaurand erreicht, und es beginnt eine reizende Wanderung über die zerbenbedeckten Hügel der Hochfläche. Drei Viertelstunden später betreten wir einen niedrigen Sattel, und vor uns liegt, flach wie ein See, ein weiter, grüner Almboden mit Hunderten von weidenden Kühen und einem kleinen Dorf von grauen Hütten am anderen Ende. Rechts thront auf der Kuppe des Schauersteins stolz wie eine Burg das Schneealpenhaus, und über dem Ganzen erhebt sich, noch an 200 *m* hoch, mit weit ausladenden Schultern der W i n d b e r g. Dort hinauf steigt jeder, wie er will, rechts mit der Markierung, links weglos über den „Klapf". Die Rundsicht gehört zu den schönsten der niederösterreichisch-steirischen Alpen. Sie reicht von Ungarn bis zum Dachstein, vom böhmischen Randgebirge bis zu den fernen Alpen Jugoslawiens. Obwohl die höchsten Berge der Steiermark hier merklich näher gerückt sind, liegt der Glanzpunkt des Panoramas doch auf der anderen Seite. Es ist dies die riesige, grüne Alm mit den unzähligen weißen Pünktchen des weidenden Viehs, überragt von der prachtvollen Felskuppe der Rax.

Im Gegensatze zum „Kampl" bietet der Aufstieg durch den L o m g r a b e n keine lohnende Fernsicht, denn die Raxalpe ist wegen der schrägen Verschneidung des Grabens durch die Flanke zur Rechten verdeckt, aber das Bild des oberen Grabens, namentlich unter der Hasensteinwand, gehört zu den großartigsten Szenerien des Berges. Ein Aufstieg durch diesen Graben im Winter wäre bei kräftig scheinender Sonne gefährlich, denn hier gehen die größten und häufigsten Lawinen der Schneealpe ab. Ihre Ursprungsstelle ist die Hasensteinwand. Sie ist kein Steilabsturz, sondern ein schräges Plattendach von riesigen Dimensionen. Der Schnee, den der Nordsturm in großen Massen von der Hochfläche hereinweht, sitzt auf steiler Unterlage nur lose und wird von

mächtigen Schneebalkonen überragt. Scheint dann die kräftige Vormittagssonne auf das schräge Dach, dann glätten die Schmelzwässer den felsigen Grund, die Wächten brechen mit dumpfem Krach ab und stürzen zur Tiefe. So kommt die lose sitzende Schneedecke der Hasensteinwand, ein Feld von einem halben Quadratkilometer, in Bewegung.

Die Lomgrabenlawine gehört zu den großen, schweren Lawinen, die nicht bei der ersten Stauung stillestehen, sondern alle Vertiefungen ausfüllen, alle Hemmnisse wegfegen und dann unaufhaltsam weiterstürmen, bis sie die unterste Taltiefe erreicht haben. Von der Teilung des Steingrabens an ist der beginnende Lomgraben eine leichte, ansteigende, breite Mulde von rund 500 *m* Länge. Hier könnte der prächtigste Wald stehen, aber nur am Rande halten sich dürftige Streifen schütteren Baumwuchses. Die Mitte ist weithin verwüstet und bis auf den nackten Fels unterwühlt. Die Lomgrabenlawine läuft hier über einen Boden, den ein leichtes Wägelchen im Trab bergauffahren könnte.

Der erste steile Einschnitt des Lomgrabens zur Linken heißt Blaregraben. Er entspringt am Wiesenplan der „Schneealm" und vermittelt den kürzesten Weg von Kapellen zum Schneealpenhaus. Auch er bietet keine überraschende Fernsicht, aber im oberen Teile taucht über den wildzerrissenen Zäunlwänden die riesige Heukuppe, der Hauptgipfel der Raxalpe, auf und gibt mit der wilden Umgebung des Grabens ein Bild, das uns für alle Mühen des Aufstiegs entschädigt. Auch dieser Graben hat in seiner kesselartigen Erweiterung am oberen Rande den Ansatz zu einem Plattendach. Die Wegschleifen kommen dem Abrutsch an einer Stelle sehr nahe und erreichen die Hochfläche durch einen tiefen Einschnitt. Der Ausstieg ist im Winter gewöhnlich durch eine senkrechte Schneewand verlegt, was uns zum Ausweichen nach links auf den tieferen Kapellnerboden veranlaßt. Wer den Baumwuchs des Grabens im unteren Teile beobachtet, wird die untrüglichen Spuren von Lawinen mit leichter Mühe entdecken.

Vom Lomgraben führt unmittelbar vor der Hasensteinwand auch ein Kletterstieg, der „Böse Stieg", auf den Hochplan. Es ist der einzige schwierige Anstieg des ganzen Gebirges, denn die Ersteigung der Donnerswand oder der Westwand des Rauhen Steins sind vereinzelte Unternehmungen, die zu einem Bekanntwerden oder einer öfteren Wiederholung der Turen noch nicht geführt haben. Der „Böse Stieg", ein alter Jägersteig, wird selten begangen und ist nur an wenigen ausgetretenen Stellen und an einem langen, durch die Zerben gehauenen Gang zu erkennen. Er ist interessant und nicht ausgesprochen schwierig, erfordert aber bei der furchtbaren Steilheit mancher Stellen immerhin einen sicheren Tritt. Ein Ausgleiten könnte selbst auf dem Rasen verhängnisvoll werden.

Der Lomgraben entspringt nahe der Südostecke des Hochplans mit einem seichten, rasigen Einschnitt. Durch seine schräge, nordwestliche Richtung trennt er vom Plateau einen Keil, der in den zackigen Zäunlwänden endigt und an der äußeren Seite, gegen die Rax hin, ein oben und unten von gebänderten Felsen eingesäumtes Wiesendach trägt. Das grüne Dach ist die Heualm, über die sich ein Weg in schräger Richtung hinabschlängelt. Nirgends sehen wir die Heukuppe so riesengroß und in so greifbarer Nähe vor uns wie hier, und es ist schwer zu sagen, ob dieser gewaltige Anblick des Berges oder das prunkvolle Gemälde des Reißtales von dem unten beschriebenen „Schönen Lucken" aus den Vorzug verdient. Leider ist die Heualm samt den darunter befindlichen Waldhängen Privatbesitz, und der Grundherr will seinen paar Gemsen zuliebe von den Touristen nichts wissen.

Die Heualm ist wegen ihrer Glätte und Steilheit in schneereichen Wintern die Quelle von Lawinen. Einen solchen schneereichen Winter verzeichnete das Jahr 1909. Damals geriet bei einem Schneesturm im Februar das ganze Dach der Heualm in Bewegung. Ein Teil des Schnees fuhr durch den Kreuzgraben, der andere durch den benachbarten Lahngraben zu Tal. Die Lahngrabenlawine war die größere und schlug

weiter unten, wo sich beide Gräben vereinigen, die Kreuzgrabenlawine aus der Bahn. Der ganze, ungeheure Schneestrom sprang nun wie rasend über einen hohen Riegel ins Tal, schoß an den gegenüberliegenden Hängen der Raxalpe empor und fuhr dann auf dem fast ebenen, breiten Talboden noch einen ½ *km* weit gegen Altenberg hinaus.

Der Wirbelwind, den dieser Aufruhr erzeugte, war so arg, daß er, bevor noch die Lawine da war, im Tale eine Mühle aus dem Boden hob und sie an 100 *m* weit zum Kreuzriegel, also der Lawinenrichtung entgegengesetzt, hinauftrug. Dort blieb das Gebäude an der Bergeslehne fast unversehrt stehen. Die Lawine war eine der größten in dieser Gegend seit Menschengedenken. Sie füllte das geräumige Tal bis zur Höhe eines vierstöckigen Hauses aus und sperrte jeden Wagenverkehr ab. Erst im darauffolgenden August gelang es, einen Hohlweg auszugraben, der noch immer Schneewände von 3 *m* Höhe aufwies.

Kaum weniger schön als über die Heualm ist der Weg über die südlichste Kante des Wiesendaches, den sogenannten Bettelkamm. Dort kommt man den Zäunlwänden sehr nahe und kann das wundersame Chaos von steilen Schluchten, Kaminen und Grattürmen aus nächster Nähe betrachten. Unweit der Wurzel des Lomgrabens stehen die Hütten der Ameisbühelalm. Darüber erhebt sich der abgerundete Kegel des Ameisbühels, 1830 *m*, des nordöstlichen Eckpfeilers der Hochfläche und einer der mächtigsten Erscheinungen unter allen Gipfeln des Berges. Er überragt das ganze Naßtal, man sieht ihn vom Steinalpel aus, und der gewaltigen Raxalpe liegt er als ebenbürtiger Nachbar greifbar nahe gegenüber. Dementsprechend hat er auch eine großartige Rundsicht; doch fällt es sehr selten jemanden ein, ihn zu besteigen, obwohl sein Besuch von den Almhütten aus nur eine Viertelstunde erfordert. Das liegt wohl daran, daß sich alle, die hier nach langer Wanderung über den Naßkamm heraufkommen, den Windberg zum Ziele gesteckt haben und mit der Zeit und ihren Kräften sparen wollen. Auch vom Ameisbühel ist die Aussicht am Nachmittag ungleich schöner als in den Morgenstunden.

Der schmale, bewaldete Naßkamm, 1205 *m*, verbindet die Schneealpe mit der Rax. Ins Reißtal geht es 350 *m*, ins Altenberger Tal 250 *m* hinab. Trotzdem hier seit unvordenklichen Zeiten ein Übergang von Niederösterreich nach Steiermark besteht, gibt es meilenweit in der Runde kaum einen einsameren, aber auch kaum einen prächtigeren Punkt als diese weltabgeschiedene Höhe. Beide Berge sind hier einander ganz nahe gerückt, Wetterfichten umsäumen die schmalen Lichtungen, die sich an der Schneide zu beiden Seiten hinanziehen, und über ihre Wipfeln schauen die hohen, weißen Felsen auf die taufrischen, schattigen Wiesen herein.

Je höher wir an der Seite der Schneealpe hinansteigen, desto großartiger wird die Landschaft. Ein Kranz von glatten Mauern wehrt den Übertritt auf das Schneealpenmassiv, und so muß ein Durchschlupf weiter links gesucht werden. Hier, bei den letzten Bäumen, liegen die schönsten Felswände der Rax in fast greifbarer Nähe vor uns. Vom Hohen Scheibwald quer über das Reißtal bis zum Hohen Stein am Rande der Heukuppe erstreckt sich, fast 3000 *m* weit und fast 1000 *m* hoch, die reich gegliederte, prachtvolle Front der berühmten Kahlmäuer. Wenn sie im Glanze der Nachmittagssonne goldig schimmernd vor uns liegt, können wir stundenlang schauen, ohne müde zu werden, und dann fällt uns der Abschied von dem Bilde immer noch schwer. Es ist eine der schönsten, prunkvollsten Landschaften der östlichen Alpen.

Noch prächtiger wird das Gemälde, wenn wir auf halbem Wege nach rechts queren und einen gelb bezeichneten Pfad zur Karlalm an der Nordseite des Ameisbühels verfolgen. Kurz vor den Hütten öffnet sich auf einem felsigen Rücken, dem „schönen Lucken", der Wald, und wir sehen die großartigen Wände in der Achse des Reißtales, weniger verschoben, etwas tiefer, aber von formvollendeter Pracht.

Der gut ausgetretene Pfad längs des Kammes führt so geschickt durch den Streifen

Der Höllgraben

Naßköhr vom Taberſattel

Die große Mitterbergwand von Süden

der Naßmäuer, daß selbst der schwindelige Anfänger keinerlei Unbehagen verspürt. Der andere Weg über die Karlalm trifft bei den Hütten mit einem aus Naßwald heraufziehenden Steige zusammen und führt unter großartiger Aussicht auf das Naßtal und die Berge im Norden wieder zur Schneide empor, um dann mit dem Naßmäuernweg schräg unter der Ostabdachung des Ameisbühels die Alm zu erreichen. Von dort geht es dann fast eine Stunde lang über die nahezu ebene Hochfläche zu den Windberghütten hinüber.

In der Tiefe der Wasseralm, wie der Nordabfall des Ameisbühels genannt wird, entspringen die letzten Quellen der alten Wiener Wasserleitung. Die Gemeinde Wien, die um die Reinheit ihres Trinkwassers besorgt ist, erblickt in der Vermehrung des Touristenverkehrs auf ihren drei Quellenbergen Schneeberg, Raxalpe und Schneealpe eine ernste Gefahr und will durch Schaffung eines Quellschutzgesetzes Wegverbote und sonstige Behinderungen des Touristenverkehrs herbeiführen. Wenn diese wirklich notwendig sind, dann werden sich die Wiener, denen ja noch immer eine übergroße Anzahl von herrlichsten Ausflügen bleibt, damit abfinden müssen, aber bis jetzt ist es noch immer nicht erwiesen, daß verstreute Verunreinigungen weitab von den Quellen eine Verschlechterung des Trinkwassers herbeiführen können, und die Gefahr undichter Senkgruben läßt sich beseitigen. Das geplante Quellschutzgebiet reicht über die nordöstliche Schneealpe bis auf den Windberg und würde auch die Windberghütten mit dem Schneealpenhaus umfassen.

Die Aufstiege von Neuberg oder Krampen führen insgesamt über die langgestreckte Südseite des Gebirges empor. Gemeinsam ist ihnen daher die sonnige Lage und, weil das Gegenüber der Schneealpe hier aus waldigem Mittelgebirge besteht, ein freier Ausblick bis zum äußersten Horizont. Gemeinsam ist ihnen aber auch, soweit sie in die höheren Berge hinaufführen, das stolze Bild des Hauptzuges der Alpen, wie er vom fernen Westen über das weite Gewölbe der Erde heraufkommt, breit, mächtig und von hinreißender Schönheit. Anders geartet sind bloß die Aufstiege über das Naßköhr; doch haben diese wieder ihren eigenen Reiz.

Der Rauhe Stein, der sich über Neuberg mit ganz ansehnlichen Wänden erhebt, ist von den Kühspreizwänden nahe dem „Kampl" durch einen tiefen Einschnitt, die Farfel, getrennt. Durch sie führt der blau bezeichnete Weg von Neuberg auf die Schneealm. Für den einzigen Aufstieg vom größten Ort in der Umgebung der Schneealpe ist er eigentlich recht primitiv, denn er zieht trotz der Markierung oft ungebahnt und über die steilsten Waldriegel schnurgerade empor und wird erst am Beginne der Felsen zu einem richtigen Touristenpfad. Von da an führt er, dem Saume des ersten Wandstreifens entlang, schräg in die Farfel hinein. Dieser Teil des Weges mit den Tiefblicken auf Neuberg und dem großartigen Anblick der nahen Wände ist der schönste, und nirgends am ganzen Gebirge kommt die freie Fernsicht gegen Süden so zur Geltung wie hier. Mit der Scharte ist auch der Hochflächenrand erreicht. Die Hochfläche steigt, dicht mit Zerben bedeckt, noch eine Viertelstunde bergan, dann mündet unser Weg in den Kamplweg ein.

Die Bucht des Gebirges bei Krampen besteht aus dem engen, schluchtartigen Karlgraben, der an der Südseite des Windberges entspringt, und aus dem weit geöffneten, niederen Kessel des „Tirol". Beide werden durch den Glockriegel voneinander getrennt. Der Karlgraben, eine der interessantesten Landschaften der Schneealpe, gibt ein Bild der Zerstörung, wie es ein Berg von so bescheidener Höhe nur selten aufweist. Im Gegensatze zu allen anderen Steigen der Südseite zeigt er eine düstere, schwermütige Landschaft, denn er schneidet schräg und so tief in den Bergkörper ein, daß das freundliche Bild der Waldberge im Süden durch einen gewaltigen, vom Rauhen Stein bis Krampen vorgeschobenen Riegel verdeckt ist. Die weltentrückte Schlucht ist von packender Wildheit, besonders unter den Wänden des Rauhen Steins, wo eine zackige

Dolomitstufe auf grünen Bändern gequert wird. Die Steilwände darüber wurden am 25. Juli 1920 zum ersten Male von Albin Roessel erklettert. Den Schluß des Anstieges bildet eine lange, grüne Gasse, die die ersten Fernblicke freigibt und durch ein allerliebstes Tor auf die eng umschlossene Brunnwiese hinaufführt.

Der Hochplanrand wiederholt vom Rauhen Stein an gegen Westen die Rundung des Talkessels von Krampen und erhebt sich dabei an verschiedenen Stellen zu kanzelartigen Kuppen. Sie tragen verschiedene Namen, wie Karleck, Karwand und Schönhaltereck, 1839 *m*. Vor dem Schönhaltereck senkt sich der Hochflächenrand zu einem tiefen Kessel, dem Gamskar, hinab. Der Kessel ist großartig und schön, namentlich am unteren, weit offenen Ende, wo die Bäume beginnen, sonst aber lohnt sich der weitere Abstieg, der sich an einem dicht bewaldeten Riegel vollzieht, wegen der fehlenden Ausblicke nicht. Da aber ein Abirren ins Gamskar immerhin eine sichere Führung durch die felsigen Südhänge notwendig macht, so ist es wertvoll zu wissen, daß der Grat dicht rechts neben der unzugänglichen Schlucht, in die die Hochgrube mündet, einen Durchstieg vermittelt.

Der Glockriegel ist ein schmaler Trennungsrücken zwischen dem Karlgraben und dem „Tirol". Er beginnt am Schönhaltereck, zieht über die auffallende, felsige Rückfallkuppe der Öden Kirche steil in das Tal und läuft vor dem Orte Krampen in den breiten Kuhkogel aus. Der Aufstieg über seine weit vorspringende, kahle Schneide ist einer der schönsten der Südseite und des ganzen Gebirges. Er hat alle Vorzüge der südlichen Hänge in besonderem Maße an sich und zeigt die genäherte Hohe Veitsch in imponierender Größe; zugleich tritt das einzig schöne Naßköhr zum ersten Male ins Bild. Der Riegel ist auffallend scharf und teilweise sehr steil. Die Felskrone der Öden Kirche wird unschwierig umgangen.

Der Abhang der Schneealpe knapp vor dem Naßköhr ist unwegsam und voll steiler, wilder Felsgräben, die wegen ihres zerbröselnden dolomitischen Gesteins den Namen Grießgräben führen. Wenn man die Jagdstraße auf das Naßköhr hinaufwandert, hat man sie gegenüber und blickt in das wenig einladende Schluchtengewirr gerade hinein. Turisten haben in diesem Gebiet, wo vor zwei Jahrhunderten noch die Bären hausten, nichts verloren.

Mit den Grießgräben endigt der Südabfall der Hohen Schneealpe und beginnt das Naßköhr. Wie schon eingangs erwähnt, ist dieser Teil des Gebirges trotz seiner geringeren Höhe weitaus der schönste. Das liegt an der eigenartigen, nie gesehenen Bildung des weiten, wallumgürteten Hochlandes mit den formschönen Randhöhen und den herrlichen Wäldern, nicht minder aber auch an der Höhenlage in der Zone der obersten Bäume, wo die Alpenlandschaften am reizvollsten sind. Alles, was dieses herrliche Gebirge an malerischen Szenerien in so reichem Maße besitzt, scheint sich an dem niedrigen, weit ausgebreiteten Westende zu einem kleinen Alpenparadies gesteigert zu haben. Die Schönheit der Landschaft beschränkt sich aber fast nur auf die Hochfläche, die Abhänge selbst sind bewaldet und verwehren den Ausblick. Darum sind von den vielen, auf das Naßköhr führenden Steigen nur drei lohnend, die über Wiesen und Waldschläge führen.

Der „Ausgang" ist die tiefste Einschartung in dem leicht aufgeworfenen Ostrande des Naßköhrs und zugleich jener Punkt, wo das tafelartige Gebilde des niederen Hochplanteiles an die hohe östliche Schneealpe grenzt. Von der Scharte zieht eine ungangbare, plattige Dolomitschlucht fast lotrecht zu Tal. In ihrem Hintergrunde quillt ein mächtiger Wasserschwall zwischen Felsblöcken hervor, durchrauscht einen engen, kurzen Graben und fließt als murmelnder Bach in den Talkessel hinab. Durch das Tal („Tirol"), den Wassergraben und über den steilen Riegel rechts von der Schlucht führt ein alter, gänzlich verfallener Jagdsteig empor. Der Wassergraben hat keinen Weg mehr, so daß das Dahinstolpern über das stark überwachsene Blockwerk die

Mühen des Aufstieges bedeutend erhöht, aber der Anstieg ist einer der kürzesten auf das Naßköhr und jedenfalls anregend. Wirkliche Schwierigkeiten gibt es hier trotz der ungewöhnlichen Steilheit des Abhanges nicht, wohl aber abschüssige, rutschige Stellen dicht über der grausigen Schlucht. Ein Todesopfer hat der Graben schon gekostet. Der Betreffende, ein alleingehender Turist, war fast ein Jahr lang verschollen, und sein Skelett wurde nur durch Zufall gefunden.

Von Krampen führt nebst dem verfallenen Pfad durch den „Ausgang" die prächtige, von der Hofjagdleitung erbaute Straße auf das Naßköhr. Sie ist in Österreich einzig in ihrer Art und hat ihr Entstehen der großen Entfernung des Jagdreviers von den menschlichen Wohnstätten zu verdanken, der zufolge es notwendig war, für den Monarchen auf dem Hochplan ein Jagdschlößchen zu erbauen. Gerade von Mürzsteg, wo das große Jagdschloß steht, ist das Naßköhr am weitesten entfernt, und man konnte es dem alten Kaiser nicht zumuten, daß er, bevor er nur den Hochflächenrand erreichte, eine halbstündige Wagenfahrt und einen anderthalbstündigen Aufstieg auf sich nehme. Mindestens die Hahnenjagden, bei denen der Schütze schon in der frühesten Dämmerung seinen Stand einnehmen muß, wären unter solchen Umständen fast unmöglich gewesen. Und gerade sie spielten auf dem Naßköhr eine so bedeutende Rolle, daß ihretwegen die Jagdstraße früher durch Monate hindurch abgesperrt war.

Die Straße ist breit und hat eine sanfte Steigung, weil die 600 *m* Anstieg auf fast 5 *km* verteilt sind. Sie entwickelt sich an den Hängen des weiten Kessels, den die Lachalpe mit der Schneealpe bildet, und dieser gegenüber. Auf ihrem langen Wege bis zum Eisernen Törl berührt sie wiederholt Punkte mit prachtvollen Ausblicken auf das „Tirol", die hohen Südhänge des Gebirges und den Talkessel von Krampen. Man kann sich kaum eine schönere Wanderung denken, als an einem sonnigen Abend, wenn die Schneealpe mit ihren felsigen Zinnen in goldigem Lichte erstrahlt, die Jagdstraße gemächlich herunterzuschlendern. Im Winter bietet die Straße für den Schneeschuhfahrer die herrlichste Abfahrt, eine Tur, die das Naßköhr zu einem der begehrtesten Ziele der Wintersportler gemacht hat.

Beim „Eisernen Törl" hat die Jagdstraße den Hochflächenrand erreicht und beginnt sich bergeinwärts wieder zu senken. Es geht durch einen feierlich stillen, herrlichen Forst. Links hält in einem Waldwinkel das neue Jagdschloß seinen Dornröschenschlaf, wir kommen an einem plätschernden Brunnen vorbei, dann teilt sich die Straße. Der linke Ast führt am Rande des Kessels zum alten Jagdschloß auf der Höhe der Sulzwand, der rechte wendet sich, dem Beckenrande entlang, zum „Ausgang" und dann gegen das Innere des Kessels zum Jagdhaus beim „Durchfall". Eine Viertelstunde hinter dem „Ausgang" weichen die Bäume zurück, und der entzückende Kessel liegt zum erstenmal frei vor uns da. Beim „Durchfall" und bei der Haselbodenhütte an der alten Jagdstraße standen bis vor zwanzig Jahren die riesigen Kohlenmeiler, die die Holzkohle für die Neuberger Werköfen erzeugten und 400—500 Festmeter Holz faßten.

Weiter biegt die Straße gegen Osten. Wieder führt sie durch Wald, jetzt schüttere Bestände, berührt eine Viertelstunde darauf die große Capelarowiese, über der sich die mächtigen Klobenwände erheben, und steigt dann in einem seichten Waldgraben hinan, um auf der weiten Lichtung der Bodnerau in einem großen Bogen zu endigen. Der rot bezeichnete Aufstieg auf den Windberg aber führt weiter.

Zunächst geht es unter prächtigen Rückblicken auf das Naßköhr die erwähnte Lichtung empor und dann durch einen Graben zur Großbodenalm, die in einem rasigen Kessel unter der Donnerswand liegt. Die Alm wird jetzt nur mehr als Ochsenweide benützt, und die Hütten sind bis auf eine, die der Halter bewohnt, ziemlich verfallen. Auf dem Dachboden einer der Hütten wurde vor Jahren ein grausiger Fund gemacht. Ein Bauer hatte seinen Halterbuben auf die Alm geschickt, um einen in der Hütte gebliebenen Gegenstand zu holen. Beim Suchen darnach kam der Junge auch in den Dachbodenraum

und entdeckte dort zu seinem Entsetzen in einem finsteren Winkel hinter dem Rauchfang einen Erhängten. Die Leiche, die noch am Strick hing, war vollständig eingedorrt und durch die trockene Hochgebirgsluft förmlich mumifiziert. An verschiedenen Merkmalen erkannte man einen schon seit 3 Jahren vermißten Bauern aus der Umgebung von Neuberg. Dieser Mann hatte Holz verkauft und es, bevor es der Käufer noch abholte, wieder weitergegeben. Der erste Käufer machte ihm den Prozeß und gewann ihn in erster Instanz. Der Rechtsfreund berief an das Obergericht, das schließlich das erste Urteil verwarf, aber der arme Bauer war durch die Aufregungen in eine derartige Gemütsverfassung geraten, daß er sich am Tage vor seinem Siege erhängte.

An dem riesigen, zerbenbewachsenen Hang des Gläserkogels gegenüber den Hütten geht es steil in die Höhe. Während des Anstiegs entwickelt sich links das Bild der prachtvollen Donnerswand und des wildromantischen Kleinbodengrabens. Auf der Höhe angelangt, blicken wir vom Rande einer Bodensenkung aus in den schaurigen Abgrund des Kleinbodengrabens hinab. Dieser Graben kommt zwischen der mächtigen Donnerswand und den Salzwänden vom Steinalpel herauf, biegt unter uns gegen Osten und dringt als weiter, großartiger Kessel tief in das Massiv des Windberges ein. Die Szenerie ist die großartigste des ganzen Gebirges.

Nun schwenkt der Weg nach rechts in eine grüne Mulde ein, die sich oben verflacht und an einem schaurigen Felstrichter endigt. Wir umgehen den Schlund und stehen auf der ebenen Knopperwiese an der Teilung des Weges. Links geht es über den Rücken der Kramerin auf die Spitze des Windbergs, rechts setzt sich die Bodensenkung in einer Reihe von weiteren fort. Tiefe Buchten im nahen Plateaurand eröffnen dabei prächtige Blicke nach Süden, so das großartige Gamskar mit dem stolzen Schönhaltereck. Die Kette der Bodensenkungen gibt den natürlichen Weg zur „Schneealm" mit Umgehung des Windbergs, bringt aber so viele Höhenverluste mit sich, daß der andere Pfad mit der schönen Aussicht beinahe der bessere ist. Die letzte Bodensenkung ist die schmale, leicht ansteigende Brunnwiese mit dem Jagdhaus und der höchstgelegenen Quelle des Berges.

Über den hohen Gebirgsrücken, der uns auf der Knopperwiese den Ausblick nach Süden versperrt, führt ein kaum erkennbarer Jägersteig auf das Schönhaltereck. Er beginnt in der Ausgangsscharte und steigt gleich an den steilen, offenen Hängen des Hirschecks, der sogenannten Ramleiten empor. Er ist zweifellos der schönste Aufstieg an der ganzen Südseite des Berges. Der Tiefblick auf das herrliche Naßköhr mit dem nahen Hochschwab und den Hunderten von hohen Bergen, die vom Dachstein und Toten Gebirge in dichten Scharen hereinziehen, übersteigt an Schönheit alles, was diese östlichen Berge zu bieten vermögen. Es ist ein rauschender Hymnus auf die Schönheit der Alpen, bei dem wir in stundenlanges, bewunderndes Schauen versinken und alles vergessen, was unsere Seele bedrückt. Raxalpe und Schneeberg sind hier trotz ihres Ruhmes in den Schatten gestellt, und wer von der Schneealpe nicht mehr gesehen hat als dieses einzige Bild, der wird es verstehen, warum die Schönheit des Berges noch über der der Wiener Lieblingsberge steht. Freilich gehört zur vollen Entfaltung dieser Pracht ein klarer Morgen und womöglich auch Schnee auf den höheren Gipfeln.

Die Lachalpe ist ringsum steil und mit dichtem Walde bedeckt. Die Aufstiege an diesem Ausläufer der Schneealpe sind daher mühsam und reizlos und werden darum von den Touristen gemieden. Der nächste bekannte Aufstieg auf das Naßköhr führt erst wieder an der Westseite durch den Höllgraben hinauf. Auch dieses Tal ist bis auf eine einzige Wiese bewaldet, und seine Schönheit lernen wir auf dem es durchziehenden, verbotenen Jagdsteig nicht kennen. Dazu müssen wir ein verwachsenes Zickzacksteiglein verfolgen, das im Hintergrund des Tales an einem abgeholzten Rücken hinaufführt. Hier öffnet sich uns ein Blick über den ganzen, wildromantischen Graben. Trotz den etwas bescheidenen Dimensionen liegt in dem Bilde eine wahrhaft königliche

Pracht, und man begreift es bei seinem Anblick, daß es den alten Monarchen, der die schönsten Jagdreviere der Alpen sein eigen nannte, immer wieder in dieses entzückende Bergland zurückzog.

Der nächste Graben in der Runde, der Alpelgraben, ist so dicht bewaldet, daß er bis auf die Höhe der Hinteralpe nicht einen einzigen Ausblick gewährt. Der Weg aber, der ihn durchzieht, ist einer der bequemsten des ganzen Gebirges. In tadellosen, sanft ansteigenden Schleifen angelegt, nirgends steinig und schattig kühl, hat er den nicht zu unterschätzenden Vorzug eines völlig müheloſen Aufstieges. Von ihm löst sich gleich zu Beginn der Steig über den Schusterwaldschlag. Nach einer vielversprechenden Querung der massigen Schusterwaldmäuer betritt man einen sanft ansteigenden, riesigen Schlag, und nun entwickelt sich beim Höhersteigen in zunehmender Schönheit ein Bild, das auch die verwöhntesten Ansprüche alpinistischer Feinschmecker befriedigt. Es ist kein eigentliches Hochgebirgsbild, in seiner Farbenpracht und der idealen Linienführung aber ist es der Inbegriff der intimen Reize des anmutigsten Alpenvorlandes von Österreich. Dieser Aufstieg auf das Naßköhr zählt trotz der fehlenden großen Felsszenerie zu den schönsten.

Rechts wird der Schlag durch die Schusterwaldmäuer begrenzt. Diese sind wie die Sulzwand im Höllgraben ein Fundort von Edelweiß, dem zuliebe schon so manches junge Leben am Fuße der Wände verblutete. Der Weg endigt auf entzückenden Wiesenstreifen in der Nähe der Hinteralm. Von dieser bis zum Steinalpel in der Längenmitte der Nordseite der Schneealpe sind die Hänge auf 8 *km* Entfernung von ununterbrochenem Hochwalde bedeckt. Durch finsteren, jeden Ausblick verhüllenden Wald führt auch der Weg von Frein über die Nordwestkante des Gebirges zur Roßwiese empor, und selbst der 5 *km* lange Kaiser-Reitsteig, der vom Steinalpel in sanftestem Anstieg am Gebirgshang dahinzieht, hat nur einen einzigen schönen Ausblick vom großen Langseitenschlag.

Die breite Roßwiese bildet das nordwestliche Eck des niederen Plateaus. In dem Dreieck zwischen ihr, der Hinteralm und dem Hoch-Waxeneck im Norden des Naßköhrs liegt ein Gewirr von schütter bewaldeten Kuppen, Gruben und Trichtern, wegen des behinderten Ausblickes ein wahres Labyrinth selbst für den erfahrenen Bergsteiger. Bei klarem Wetter, wo man sich nach der Sonne orientiert, ist das Bummeln durch dieses Chaos harmlos und anregend, weil man die gleiche Richtung einhaltend, immer eine der Dreiecksseiten und damit den von Pfaden begleiteten Plateaurand erreichen muß; aber bei Nebel ohne Kompaß sich hier zurechtzufinden, ist eine Kunst, der auch der tüchtigste Bergsteiger nicht gewachsen ist. Besonders die Tiefe Grube, eine bewachsene Doline von mehr als einem halben Kilometer im Durchmesser, ist eine Falle, aus der ein Entrinnen bei Nebel nicht so leicht möglich ist.

Der Schreiber dieser Zeilen, der sich vermöge einer besonderen Orientierungsgabe vorher in seinem langen Bergsteigerleben noch nie verirrt hatte, geriet vor einigen Jahren eben an dieser Stelle im Nebel in eine Lage, die ihm fast jede Hoffnung nahm, sich vor Klärung des Wetters aus eigenem befreien zu können. Ich war, ohne von ihrer Existenz eine Ahnung zu haben, bei Nebel in die Tiefe Grube geraten, ging darinnen, da sie keinen Ausgang besitzt, trotz aller Versuche, Richtung zu halten, zwei Stunden lang fortwährend im Kreise und kehrte dreimal zu demselben Punkte, einer Lache mit Pfählen, zurück. Erst in der dritten Stunde, als es schon dämmerte, stand ich nach wiederholten Versuchen, auf einer höheren Erhebung Orientierungsmerkmale zu finden, plötzlich vor einem steilen Abfall, wo aus großer Tiefe fernes Wasserrauschen heraufdrang.

Das Rauschen konnte nur von der Mürz stammen, und der Abfall war zweifellos der Hochflächenrand. Wenn es aber der westliche Rand war, dann durfte ein wegloser Abstieg wegen der ungangbaren Felsen beim „Toten Weib" nicht versucht werden.

Während ich so überlegte und schon mit mir zu Rate ging, ob es nicht besser wäre, die Nacht unter einem buschigen Baum zuzubringen, drang plötzlich leise, aber ganz deutlich das verspätete Krähen eines Hahnes aus der Tiefe herauf. Damit waren auf einmal alle Zweifel zu Ende und die Orientierung gegeben, denn nur unter den harmlosen Nordhängen, die der Kaiser-Reitsteig quert, gibt es Gehöfte, während das Mürztal zwischen Scheiterboden und Frein völlig unbewohnt ist. Ein halbstündiges, wegloses Absteigen über einen von kleinen Absätzen durchzogenen Steilhang brachte die Rettung vor dem Biwak. In halber Bergeshöhe traf ich den bequemen Reitsteig, den ich dann bis zum Steinalpel verfolgte.

Der gewöhnliche Weg auf die Hinteralm gewinnt in der Fortsetzung der westlichen Jagdstraße die Höhe des Hinteralpenhochplans, 200 *m* über dem Naßköhr. Das kleine Dorf, bestehend aus 30 hölzernen und einer gemauerten Hütte, hat eine entzückende Lage mit freier Fernsicht gegen den Hochschwab und die Berge von Mariazell. Das Glanzstück der Landschaft ist auch hier wieder der Tiefblick auf das Naßköhr vom steil abfallenden Ostrande der Wiesen. Von der Hinteralm aus erreicht man in drei Viertelstunden die Roßwiese mit dem direkten Abstieg in die Frein.

Auch vom Steinalpel aus kommt man auf das Naßköhr. Der Weg durch den bewaldeten Graben ist eintönig und zeigt erst in den oberen Partien nahe dem Joch eine hübsche Ansicht des Naßwalder Mittelgebirges. Um so überraschender wirkt der Ausblick von der Höhe des breiten, grünen Tabersattels, 1484 *m*, den die Karten fälschlich Griessattel nennen. Es ist ein Bild des Naßköhrs, des Juwels in diesem Gebirge. Der Anblick des Waldkessels in der Morgenbeleuchtung gehört zum Entzückendsten, was uns die Schneealpe bietet. Schon dieser eine Blick lohnt den sonst reizlosen Aufstieg; wer aber die Wanderung über das Rotgrübel und längs der Abstürze des Kloben bis zur Hinteralm fortsetzt, der gewinnt Eindrücke, die er nie mehr vergißt.

Am Rande des Rotgrübels steht eine Hütte, in der im Sommer der älteste Halter von Steiermark haust. Der alte „Simmerl" zählt jetzt 84 Jahre, und wenngleich ihm auch zwei Burschen zur Assistenz gegeben wurden, so ist er doch noch stramm in der Ausübung seines Berufes. Seiner Obhut sind etwa 300 Ochsen anvertraut, die sich über das Rotgrübel und das Naßköhr verstreuen und immer wieder zurückgetrieben werden müssen, wenn sie sich allzuweit entfernen. Da ist nun der Alte rüstig dabei, wenn es gilt, die Tiere mehrere Stunden im Umkreis zusammenzusuchen. Er ist fast den ganzen Tag auf den Beinen, steigt Hunderte von Metern auf oder ab, über Stock und über Stein. Das macht ihm kein Gleichalteriger nach. Der wackere Greis hat aber eine Liebe zu den Bergen der Heimat wie kaum einer der Jungen, und jedem, mit dem er vertraut wird, versichert er immer wieder, daß er sich nichts Besseres wünsche, als droben zu sterben. Wer das Naßköhr in seiner hundertfältigen Schönheit gesehen hat, wird den Alten begreifen.

Aufstiege über die Nordseite der Berge haben in der Regel wegen der schattigen Hänge ein düsteres Gepräge. Auf der Schneealpe ist es anders. Ihre Nordhänge fallen nicht der ganzen Höhe nach schroff ins Tal ab, sie sind nur oben von größerer Steilheit, unten aber in niedrige Kämme zerteilt. Wir haben hier also schon in den unteren Lagen ein freundliches Mittelgebirge nach Art der Voralpen, und wenn wir dann höher steigen, schweift der Blick frei über das reizende, grüne Gewimmel in die sonnige Ferne, bis zum Wiener Wald und zu den Höhen jenseits der Donau. Die sanftere Böschung der Nordhänge ist eben eine Folge der größeren Zerstörung durch die Erosion, die hier die weicheren Schichten des Wettersteindolomits auf viele Kilometer im Umkreis bloßgelegt hat.

Die Nordseite der Schneealpe ist also eine anmutige Landschaft und zeigt Bilder von ganz seltenem Reiz. Es ist sicher kein Zufall, wenn der prächtigste aller Aufstiege auf die Schneealpe an deren Nordseite hinaufführt. Leider sind alle diese Steige von

der Bahn so weit entfernt, daß man ähnlich wie bei den schönen Raxsteigen im Naßwald eine mehrstündige Straßenwanderung mit in den Kauf nehmen muß. Zudem sind diese Steige leider für Turisten verboten.

So unscheinbar der Kleinbodengraben an seiner Mündung beim Steinalpel aussieht, so schön und großartig wird er an seinem oberen, gegen den Windberg gerichteten Ende. Er ist der tiefste und imposanteste unter allen Gräben der Schneealpe und bietet einen der lohnendsten Aufstiege. Bis auf eine rutschige, wenn auch nicht gefährliche Stelle kann ihn jeder nicht ganz unerfahrene Bergsteiger begehen, nur ist er stellenweise schwer zu finden. Die Szenerie in seinem oberen Teile, durch den ein gebahntes Steiglein auf den Windberg führt, wurde oben geschildert. Es erübrigt nur noch, einige Worte über die Donnerswand, 1802 *m*, zu sagen. Diese Wand ist nichts anderes als ein fast lotrechter, felsiger Abfall des breiten Kleinen Waxenecks, das den Naßköhrkessel im Nordosten begrenzt. Ihr gegenüber liegt die niedrigere, aber formschöne Salzwand, und von beiden ziehen lange Waldstreifen parallel mit der Grabensohle zum Steinalpel hinab. So gleicht der untere Kleinbodengraben tatsächlich einem gewaltigen Riß durch die Kalksteindecke des Berges.

Die große, rund 200 *m* hohe Donnerswand wurde am 4. Juli 1920 zum ersten Male von Albin Rössel durchstiegen. Der Aufstieg bewegte sich durch den Kamin, der dicht neben der höchsten Spitze mündet. Im obersten Drittel der Höhe ist der Spalt unterbrochen, und dort befindet sich die schwierigste Stelle an freier, ausgesetzter Wand.

In der gegenüberliegenden Salzwand erblickt man eine riesige Höhle, die sogenannte „Gamskirche". Die merkwürdige Bildung lohnt einen Besuch. Ihr Boden ist abschüssig wie der darunterliegende Abhang, aber auch die Decke zieht sich immer höher hinauf, und wenn man im Hintergrunde der 30 *m* tiefen Nische steht, hat man ein breites, mächtiges Gewölbe von der Höhe eines 4 Stock hohen Hauses über sich So überwältigende Dimensionen sieht man sonst nur in den berühmtesten Höhlen der Alpen.

An mehreren Stellen springt die Salzwand in hohen Felskanzeln vor und dazwischen führen hübsche Felsrampen zur Schneide hinauf. Eine davon ist mit einer jetzt verfallenen Leiter und einer Kettenversicherung versehen. Bis zu ihr ritt Kaiser Franz Joseph I. immer vom Steinalpel oder vom Naßköhr herüber, um sich über die Leiter zu seinem oben befindlichen Jagdstand, einem heute noch „Kaisersitz" genannten, herrlichen Plätzchen zu begeben.

Der Platz ist insofern denkwürdig, als der Kaiser dort seine tausendste Gemse schoß. Als der Monarch im Herbst des Jahres 1893 diesen Jagdstand bezog, fehlten noch 3 Tiere zu dieser Zahl. Zu dem feierlichen Moment war von der Hofjagdleitung Musik bestellt worden und als nun die dritte Gemse im Feuer zusammenbrach, gab ein Jäger von der Schneide her mit einem Tuch ein Zeichen, und in demselben Augenblick schmetterte eine Jagdweise von der Höhe der Burgwand auf der anderen Seite des Tales.

Kaum 100 *m* über der Salzwand baut sich auf demselben Gebirgskamm die große Mitterbergwand auf. Sie sitzt als helle, isolierte Felskrone auf dem steil abgeböschten, dolomitischen Rücken und ist von der Westseite her unschwierig zu ersteigen. Gegen die benachbarte Dirtlerschlucht zeigt die Mitterbergschneide, wie der Rücken genannt wird, plattige Dolomitwände und tief hinabreichende Felsrinnen. In diesen sammeln sich bei Regen die vom Plattendach abrinnenden Wässer und springen in schäumenden Kaskaden zu Tal. Daher der Name „Wasserfallgräben".

Über die Dirtlerschlucht ist nicht viel zu sagen. Unten ist sie breit, zur Linken sanft geböscht und führt etwas Wasser. Zur wirklichen Schlucht wird sie erst weiter hinten, wo sich ihr leicht ansteigender Kessel zwischen den plattigen Steilhängen der Kleinen Burgwand und dem Schusterstuhl, wie die nördliche Schulter des Windbergs genannt wird, unvermittelt schließt. Weit fesselnder als dieser Graben ist die Fels-

bank der Großen Burgwand, die sich auf dem nächsten Rücken wie ein riesiges, langes Felsenschloß aufbaut. Sie ist ringsum von Steilwänden umgeben. Auf ihr ansteigendes, schmales Waldplateau gelangt man nur durch eine Rinne der Ostseite oder in schwieriger Kletterei vom Sattel hinter der Wand.

Der Rücken, auf dem die Burgwand thront, verbreitet sich bald hinter dem Sattel zu einer grünen Plattform, auf der eine Jagdhütte und eine Ochsenhalterhütte stehen. Es ist die Burgalm, oder auch Burgstand genannt. Wenn wir hier nach Nordosten blicken, erhebt sich linker Hand das stolze, schlanke Felsriff der Großen Burgwand, unter uns senkt es sich steil und tief in einen ungeheuren Graben, der den seltsamen Namen Reichenschalgraben führt, und darüber hinweg schweift der Blick über die Berge der Sonnleitsteingruppe weit in die Voralpen hinaus. Rechts erhebt sich der mächtige Dom des Ameisbühels, in der Fortsetzung des Burgriegels ragt die Kleine Burgwand stolz in die Höhe, und über der Dirtlerschlucht auf der anderen Seite, deren felsiger Talschluß geöffnet vor uns liegt, zieht sich die lange Mitterbergschneide vom Schusterstuhl über den mächtigen Felskopf der Großen Mitterbergwand und die Höhe der Salzwand bis zum dunklen Mitterbergwald, dessen felsumschlossenes Dach wir in der Ferne erblicken. Hier ist einer der vielen Punkte des Gebirges, an denen man gerne länger verweilt und des bewundernden Schauens nicht müde wird.

Das Tal der Kalten Mürz geht beim Steinalpel in das enge Baumtal über. Zuerst ist es eine wildromantische Felsschlucht, in die der Kleinbodengraben mündet, nach der Abzweigung der Dirtlerschlucht aber öffnet es sich wieder zu einer weiten, ebenen Mulde. In vielfältigen Windungen schlängelt sich die junge Mürz durch den lieblichen Wiesengrund, wir überspringen mehrmals den Bach und kommen endlich zur Stelle, wo die Quelle der Mürz unter einer Böschung hervorsprudelt. Trotz der hohen Berge ist die Landschaft hier freundlich. Das breite Tal führt noch einen Büchsenschuß weiter, dann schließt es sich, und während sich rechts der düstere, riesige Reichenschalgraben hinaufzieht, stehen wir vor den dicht bewaldeten Ausläufern des „Grenzriegels", der die Schneealpe mit den nördlich vorgelagerten Bergen verbindet. Über den Riegel hinter der Hütte führt ein Steiglein zur prächtig gelegenen Baumtalhütte und weiter auf den Grenzriegel empor.

Über den Grenzriegel führt der längste, aber auch weitaus schönste Weg auf die Schneealpe. Anderthalb Stunden dauert der Aufstieg vom Steinalpel oder von Naßwald bis zur Ameiswiese, 1281 *m*, dann zieht sich der Weg noch mehr als 4 *km* weit über die vielen Hügel und Kuppen an der Schneide hinauf. Der Aufstieg ist so herrlich, daß er auch weitgereiste Alpenwanderer entzückt. Links zeigt sich die Raxalpe von ihrer prächtigsten Seite, rechts liegt der ganze Nordabfall des Gebirges aufgeschlossen vor uns, und je höher wir kommen, desto freier wird der Blick über die Berge der Sonnleitsteingruppe. Hier ist man wahrlich im Zweifel, ob die Vormittags- oder die Nachmittagsbeleuchtung der Landschaft den Vorzug verdient. In der Früh ergötzt uns der Anblick der Schneealpe, am Nachmittag das farbenprangende Bild der Rax und des daneben aufragenden, riesigen Schneebergs. Dieser Weg ist es wert, daß man ihn in beiden Richtungen macht.

Damit ist die Schilderung der Schneealpe zu Ende. Wenn diese Zeilen dazu beitragen, die Aufmerksamkeit der Alpenfreunde zu wecken, dann haben sie ihre Bestimmung erfüllt.

Anhang

Bei einem Berge, der so weit abseits von den großen Heeresstraßen der Turistik liegt, ist es nicht zu verlangen, daß Reisende, denen die Salzburger oder Tiroler Hochalpen geographisch oder im Herzen näher liegen, eigens nach Steiermark kommen, um die Schneealpe kennenzulernen. Nicht daß sich ein solcher Abstecher nicht lohnte, aber der Entschluß dazu wäre schwer

aufzubringen. Wer so etwas unternimmt, will gleich mehr sehen und die östlichen Alpen überhaupt kennenlernen. Dem Verfasser erscheint es daher zweckmäßig, einen diesem Bedürfnisse entsprechenden, möglichst lohnenden Reiseweg zu empfehlen und so zusammenzustellen, daß der Turist mit dem geringsten Aufwand an Mitteln und Mühen das Allerwichtigste und Schönste sieht. Es steht außer Zweifel, daß die Tur, die im folgenden empfohlen wird, wenn auch nicht an Großartigkeit, so doch an malerischer Schönheit der Landschaft jeder Durchquerung der Länder Tirol oder Salzburg gleichkommt. Dabei reist man hier billig, hat überall gute Unterkunft in großer Auswahl und genießt stilles, freundliches Hochgebirge ohne den lärmenden Trubel der neueren Fremdenverkehrsindustrie.

Der Weg, den der Verfasser im folgenden empfiehlt, führt vom Semmering bis Salzburg und läßt sich mit einer Fahrt auf dem schönsten Teile der Donau verbinden. Kleinere, besonders lohnende Umwege für den, der die Zeit dazu hat, sollen nebenher erwähnt werden. Die Zeiteinteilung ist natürlich jedem einzelnen überlassen, nicht bloß aus dem Grunde, weil schlechtes Wetter jede Berechnung über den Haufen werfen kann, sondern weil ja mancher an einem Orte, der ihm besonders gefällt, gerne länger verweilt, um sich Verschiedenes, was hier nicht in das Programm aufgenommen wurde, anzusehen oder Ruhepausen einzuschalten. Die beschriebene Tur betrifft nur leichte, gut markierte Wege. Versicherte Felsensteige, die einige Geübtheit verlangen, werden als solche eigens bezeichnet, wirklich schwierige Felsturen, an denen es eine überreiche Auswahl gibt, sind nicht erwähnt. Sofern eine Nächtigung angegeben wurde, ist damit ein mäßiges Tagesprogramm abgeschlossen.

Einbruchstation nach Österreich: Passau. Von dort die berühmte Donaufahrt mit dem Eildampfer über Linz, Grein und durch die malerische Wachau nach Wien.

1. Fahrt Wien (Südbahnhof)—Semmering (2 Stunden, links sitzen!) Abstieg in die Adlitzgräben—Orthof—Orthofstraße mit großartiger Aussicht auf Raxalpe und Schneeberg—Reichenau (Nächtigung hier oder im nahen Payerbach).

Vom Semmering 20 Minuten Bahnfahrt weiter nach Mürzzuschlag. Von hier mit Wagen oder Auto Ausflug nach Roseggers Waldheimat durch das reizende, grüne Gebirge, in dem sich des Dichters Romane abspielen. Wer auch den sehr lohnenden Wiener Schneeberg, 2076 *m*, (großartige Aussicht) besuchen will, fährt von Wien (Aspangbahnhof) nach Puchberg und mit der Zahnradbahn zum Berghotel. Von dort 1 Stunde auf den Gipfel. Abstieg über Baumgartner-Haus und Lackaboden nach Payerbach (Nächtigung). Sodann Fahrt auf der Semmeringbahn nach Station Semmering und weiter wie bei 1.

2. Von Reichenau mit Autobus 8 Minuten zur Talstation der Seilschwebebahn auf die Raxalpe (10 Minuten Auffahrt). Plateauwanderung zum vorzüglich bewirtschafteten Otto-Haus des Alpenvereins, von dort äußerst lohnender Abstecher zur großartigen Höllentalaussicht, und weiter über Seehütte und Trinksteinsattel zum Habsburg-Haus (Nächtigung).

Bei sehr klarem Wetter vom Trinksteinsattel zum Karl-Ludwig-Haus und auf die Heukuppe, 2009 *m*, und zurück zum Karl-Ludwig-Haus (Nächtigung hier oder noch 1 Stunde zum Habsburg-Haus).

Für Geübtere weit schöner, aber mühsamer von der Talstation der Raxbahn die prachtvolle Höllentalstraße weiter bis zum Großen Höllental, 6 *km*, in dieses und dann entweder den versicherten, leichten Felsensteig über das Gaisloch zur Dirnbacher Hütte und rechts über den Hohen Scheibwald direkt zum Habsburg-Haus, oder etwas schwieriger, aber weit schöner, den gleichfalls gut versicherten Felsensteig durch die „Teufelsbadstube" zum Otto-Haus.

3. Habsburg-Haus—Zikafahnleralpe mit herrlichem Blick auf die Kahlmäuer—Kaisersteig zum Binderwirtshaus im Reißtal (einfaches Mittagmahl). Sodann Naßkamm—„Schöner Lucken"—Karlalm—Ameisbühelalm—Schneealpenhaus (Nächtigung).

4. Schneealpenhaus—Windberg—Knopperwiese—Naßköhr—Hinteralm (schöner vom unteren Ende der großen Lichtung ½ Stunde unter der Großbodenalm rechts (unmarkiert) etwas aufwärts zum weiten, grünen Tabersattel, an der Lehne weiter zur Halterhütte und längs des Kesselrandes des Naßköhrs zur Hinteralm). Hinteralm—Jagdschloß auf der Sulzwand (Kaisersitz)—Eisernes Törl—Neuberg (Nächtigung).

5. Von Neuberg Autobus über Mürzsteg und Frein nach Mariazell (größter Wallfahrtsort Österreichs in prächtiger Lage). Besichtigung der Kirche, Ausflüge auf das Bürgeralpel oder zum Erlassee. Autobus über Gußwerk nach Weichselboden (Nächtigung).

6. Weichselboden—Schiestl-Haus auf dem Hochschwab—Hochschwabgipfel 2278 *m*, —Sonnschienalpe (Nächtigung im kleinen Schutzhaus oder in der Alm daneben). Oder auch: Von Weichselboden die Straße weiter bis Gschöder, dann Aufstieg auf den Ebenstein, 2124 *m*, zweithöchster Hochschwabgipfel—Sonnschienalpe.

7. Sonnschienalpe—Ebenstein—Vobistal—Leopoldsteiner See—Eisenerz (Nächtigung).

8. Bahnfahrt Eisenerz (Besichtigung der großen Eisen-Tagbaue, oder Tagesausflug mit der Zahnradbahn auf den Präbichl und dann Besteigung des Reichensteins, 2166 *m*) —Hieflau—Gstatterboden. Aufstieg zur Ennstaler Hütte auf dem Tamischbachturm (Nächtigung).

9. Ennstaler Hütte—Gipfel des Tamischbachturms, 2034 *m*, —Ennstaler Hütte—Gstatterboden—Johnsbach—Mödlinger Hütte auf der Treffneralm (schönster Punkt des Gesäuses, Nächtigung).

Geübtere steigen besser statt zur Ennstaler Hütte über den versicherten Wasserfallweg zur Heß-Hütte hinauf (Nächtigung). Sodann Heß-Hütte—Hochtor, 2372 *m*, höchster Gipfel der Gesäuseberge — Heß-Hütte und dann entweder kürzer direkt nach Johnsbach oder weit schöner nach Gstatterboden und von hier nach Johnsbach und zur Mödlinger Hütte.

10. Mödlinger Hütte—Flitzenalm—Kaiserau—Admont (Besichtigung des Benediktinerstiftes, berühmte Bibliothek, Stiftskeller, Nächtigung).

11. Besteigung des Natterriegels, 2064 *m*, —Bahnfahrt über Stainach nach Pürg oder Klachau (Nächtigung, in Pürg weit schöner und besser).

12. Pürg—Klachau (auch per Bahn)—Steyersee—Großsee—Ödernscharte—Roßalm—Mitterndorf (Nächtigung).

13. Mitterndorf—Schnecken—Gößl—Dampfschiffahrt über den Grundlsee nach Aussee—Fahrt zum Altausseer See und zurück nach Aussee (Nächtigung).

14. Bahnfahrt Aussee—Hallstatt (Museum)—Autobus über Gosau zum Gosauschmied. Aufstieg zum Gosausee (noch lohnender Aufstieg auf die Zwieselalpe, 1584 *m*, und Abstieg über den Gosausee). Autobus zurück nach Hallstatt—Bahnfahrt über Ischl nach St. Wolfgang (Nächtigung).

Für geübte Bergsteiger von Hallstatt aus Besteigung des Dachsteins, 2992 *m*: Hallstatt—Simony-Hütte (Nächtigung). Simony-Hütte—Dachsteingipfel—Adamek-Hütte—Linzer Weg—Linzer Hütte (Nächtigung). Linzer Hütte—Zwieselalpe—Gosausee—Gosauschmied—Autobus nach Hallstatt—Bahnfahrt nach St. Wolfgang.

15. St. Wolfgang (Besichtigung des Pacher-Altares des berühmtesten der Alpen)—Zahnradbahnfahrt auf den Schafberg, 1780 *m*—St. Wolfgang—Bahnfahrt nach Salzburg.

Empfehlenswerter Umweg: Nr. 14 nur bis Ischl (Nächtigung), Bahnfahrt über Ebensee nach Gmunden—Dampfschiffahrt auf dem Traunsee zurück nach Ebensee. Seilbahn auf den Feuerkogel—Ebensee—Ischl—St. Wolfgang.

Die ersten Sommerhochturen mit Verwendung norwegischer Schneeschuhe

Von Wilhelm Lohmüller, Nürnberg

Mönch, 4105 *m*, und Hinteres Fiescherhorn, 4020 *m*

Durch die im Januar 1897 mit meinen Freunden de Beauclair, Dr. Ehlert, Dr. Moennichs und Dr. Paulcke ausgeführte erste Durchquerung des Berner Oberlandes auf Schneeschuhen[1]), jene Tur, die mit Recht als der Anbeginn des alpinen Schilaufs bezeichnet wird, hatten wir den einwandfreien Nachweis für die Brauchbarkeit dieses neuen Sportgeräts bei winterlichen Hochturen erbracht. Nichts lag nun näher als der Gedanke, sich auch im Sommer bei der Ersteigung von Hochgipfeln, welche weiten Firngebieten entragen, der bewährten langen Bretter als Hilfsmittel zu bedienen. Denn dort, wo ewiger Schnee liegt, konnten auch im Sommer die Schneeverhältnisse nicht viel anders sein als im Winter. Als wir dann im August 1897 an glutheißem Sommertage, vom Montblanc nach Chamonix absteigend, stundenlang im Schweiße unseres Angesichts durch den erweichten nassen Firn stapfen mußten, wurde es uns ohne weiteres klar, welche Vorteile Schneeschuhe hier gebracht hätten. In diesen qualvollen Stunden faßte ich den Entschluß, im kommenden Sommer Schneeschuhe ins Gebirge mitzunehmen und dort zu erproben.

„Mit Schneeschuhen soll nicht geklettert werden." Diese elementare Regel des alpinen Schilaufs hatten wir, wenn auch nur scherzhaft, bei unseren ersten alpinen Schituren aufgestellt. Schneeschuhe konnten bei Hochturen, bei denen es doch in der Regel darauf ankommt, Gipfel zu ersteigen, nur als Mittel zum Zwecke in Frage kommen, nämlich zur Ersparung von Zeit und Kräften durch Erleichterung und Verkürzung der An- und Abmärsche. Nur bei Gipfeln, die im Hintergrund weiter Firngebiete liegen und diese nicht mehr allzusehr überragen, sind diese Bedingungen gegeben, Verhältnisse, wie sie in geradezu idealer Weise im Berner Oberland vorliegen.

Als Ehlert und ich im Sommer 1898 eine Aufforderung Dr. Oskar Schusters erhielten, ihn ins Dauphiné zu begleiten, fand sich Gelegenheit, unseren Plan zur Ausführung zu bringen, indem wir vorher mit Schneeschuhen ins Berner Oberland zogen. Denn ein besseres Training für die schweren Aufgaben, die unser im Gebiet der Meije und der Barre des Ecrins harrten, konnte es nicht geben. Die Herren Dr. Pauli und Frhr. v. Rotberg aus Straßburg i. E. schlossen sich unserem Unternehmen an.

Das Berner Oberland fällt in einer nur an wenigen Stellen durchbrochenen Steilmauer von etwa 50 *km* Frontausdehnung nach der Nordschweiz ab. Die großen Firngebiete, welche unser Ziel bildeten, liegen ausnahmslos auf der Südseite des Gebiets und sind daher, will man die Frontmauer nicht selbst überschreiten, nur auf großen Umwegen von Süden, Osten oder Westen her zu erreichen. Jungfrau- und Lötschbergbahn, die heute den Zugang zu jenen Gebieten so sehr erleichtern, gab es damals ja noch nicht. Um jedoch nicht durch weite Anmärsche zu viel Zeit zu verlieren, beschlossen wir, wenn auch im Widerspruch mit dem vorerwähnten Grundsatz, den Stier bei den Hörnern zu packen, nämlich die Frontmauer von Grindelwald ausgehend über

[1]) Siehe Ö. A.-Z. 1898, S. 117 ff.

das Untere Mönchjoch, 3560 *m*, zu übersteigen. Das bedeutete die Überwindung eines Höhenunterschiedes von etwa 2500 *m*, die zu Fuß zurückzulegen waren, die Schier auf dem Rücken statt an den Füßen, wohin sie doch eigentlich gehören. Aber diese bittere Pille wurde versüßt durch die Leidenschaft, mit der wir dem edlen Schisport ergeben waren, durch den Reiz der Neuheit unseres Unternehmens und schließlich die Hoffnung auf herrliche Fahrten, wenn wir durch das Fegfeuer eines mühevollen Aufstieges unser Schiparadies erst einmal erreicht hätten.

Die biederen Bewohner Grindelwalds machten erstaunte Augen, als sie eines schönen Julimorgens vier schwer bepackte Männer, die zudem noch lange Bretter geschultert trugen, den steilen Weg zur Bäregg, dem berühmten Aussichtspunkt am Unteren Eismeer, hinaufziehen sahen. Kein Wunder, denn solche Instrumente, deren Zweck sie sich kaum klarmachen konnten, hatten sie wohl noch nie gesehen. In die Frontmauer hat der Gletscher hier ein enges Tor gebrochen, das von zwei mächtigen Pfeilern, dem Mettenberg im Osten und dem Eiger im Westen, eingerahmt wird. Diese Pforte, ausgefüllt von den zersplitterten Eismassen des Unteren Grindelwald-Gletschers, führt in einen Bergzirkus von größter Wildheit. Im Osten begrenzen ihn die Kolosse Schreckhorn und Lauteraarhorn, im Süden die fast 8 *km* breite eisgepanzerte Fiescherwand, eine der gewaltigsten in den gesamten Alpen; im Westen die Riesen Mönch und Eiger, dessen berühmter, damals noch unbezwungener Mittellegigrat den Abschluß im Norden bildet. Weit hinten, im südwestlichsten Winkel weist die Fiescherwand eine schwache Einsattelung auf, das Untere Mönchjoch. Zwischen ihm und dem Grindelwalder Fieschergletscher entragt der Wand ein Felsgrätchen, das Bergli, auf dessen oberstem Ende die Berglihütte steht, unser heutiges Ziel. Bei der Bäregg stiegen wir auf den dort angebrachten Leitern zum Gletscher ab, überschritten ihn und quälten uns dann mit unseren schweren Lasten die steilen Grashänge des Zäsenbergs hinan. Weißes Gewölk wallte plötzlich über das Mönchjoch herüber, die Vorboten eines kurzen Gewitters, dessen Regenschauer uns bald darauf zu nicht unwillkommener Rast zwangen. Jenseits des Zäsenbergs querten wir sodann zu dem hier sanft ansteigenden Gletscher hinüber und fanden hier endlich Firnschnee, der uns die Benutzung der so lange geschleppten langen Bretter gestattete. Die Fiescherwand zur Linken strebten wir dem Berglifelsen zu, immer wieder gefesselt von dem Anblick dieser gewaltigen Eiswand. Unausgesetzt donnerten ihre Batterien, deren Geschoßtrümmer in großen Massen allerorten den Fuß der Wand umsäumten. Vorsichtig hielten wir uns außer Schußweite, so daß wir ungefährdet den Fußpunkt des Berglifelsens, 2834 *m*, erreichten. Leider war es hier mit dem Schilaufen zu Ende, denn ohne Felle oder Gleitwachs, Dinge, die man damals noch nicht kannte, waren die steilen Firnhänge, die uns noch von der Hütte trennten, nicht zu überwinden. Auch hier hängen sturzbereite Eismassen in der Wand und bedrohen den Bergsteiger, am meisten in einer Eisrinne, die unmittelbar vor Erreichen des eigentlichen Hüttenfelsens gequert werden muß. Purtscheller hat über diesen Aufstieg das Urteil gefällt, daß „es in den gesamten Ostalpen keine Besteigung gäbe, bei der auch nur annähernd so viele Gefahren drohten, als hier an einem heißen Sommernachmittage." Wie recht er hat, beweist das Abenteuer, das Dr. Kugy einst hier erlebte. Nur einem glücklichen Zufall hatte es seine Partie zu verdanken, daß sie nicht von einem umstürzenden Eisturm erschlagen wurde. Auch die große Lawinenkatastrophe, der Alexander Burgener zum Opfer fiel, zeigt die Tücken dieses Aufstiegs. Uns war das Glück hold, nichts regte sich mehr in der bereits im Schatten liegenden Wand und spät abends betreten wir, reichlich müde von dem langen Anstieg, die 3299 *m* hoch gelegene gastliche Hütte, die Dr. Blodig mit Recht als „eine der herrlichsten, kühnsten und ersprießlichsten Schöpfungen des Schweizer Alpenklubs" bezeichnet.

Am anderen Morgen lag uns trotz angenehm verbrachter Nacht der Vortag doch

noch etwas in den Gliedern. Wir beschlossen daher, lediglich den Mönch, den „Hüttenberg" der Berglihütte, zu besteigen, ein Unternehmen, für das wir insgesamt höchstens 6 Stunden in Rechnung setzten. Gegen 8 Uhr verließen wir, diesmal mit ganz leichtem Gepäck, die Hütte und stiegen, die Schier wiederum geschultert, in 1 Stunde zum Unteren Mönchjoch empor. Unser erstes Ziel, die weiten Firnfelder des Berner Oberlandes, unser Schiparadies war hier erreicht!

Wohl nirgends in den Alpen trifft der Bergsteiger auf größere Gegensätze des Landschaftsbildes. Hinter ihm, im Norden, liegt die steile Wand, über die er soeben heraufgestiegen ist, tief unten zerborstene Gletscher, denen in mächtigem Aufbau die stolzen Viertausender entsteigen, vor ihm dagegen, im Süden, breitet sich ein ganz flaches, spaltenloses Firnfeld aus, das Ewig-Schneefeld, das umrahmt ist von Gipfeln in verhältnismäßig sanften, gleichwohl aber schönen und edlen Formen.

Ein Steilhang von wenigen Metern Höhe und eine harmlose, gut überbrückte Randspalte waren schnell überwunden — dann schnallten wir die Schier an und sausten, hell auffjauchzend vor Lust und Freude, auf den ebenen Gletscherboden hinab, von dem aus wir sofort zum nahen Oberen Mönchjoch, 3610 *m*, anstiegen. Hier eröffnet sich uns ein neues Bild, der Ausblick auf das zentrale Berner Oberland, auf das eisgepanzerte Aletschhorn, das Gletscherhorn und die unmittelbar vor uns aufragende stolze Jungfrau. Auch hier fließt ein Gletscher in sanfter Neigung nach Süden ab, der Jungfraufirn. Was uns aber an der Aussicht hier oben nicht gefiel, war der Anblick gewitterdrohender Wolkenmassen, die von der Lötschenlücke, dem Wetterwinkel dieses Gebietes, her, den Himmel überzogen. Das focht uns aber nicht weiter an, denn der Aufstieg zum Mönch, den wir nach Abschnallen der Schneeschuhe sofort antraten, ist leicht und im allgemeinen gefahrlos. Kam das Unwetter schneller, als wir annahmen, so bestand stets die Möglichkeit einer Umkehr, und in Kürze waren wir dann wieder in der schützenden Hütte — so dachten wir, aber es sollte anders kommen! Wir mochten etwa die Hälfte des Aufstieges hinter uns haben, als uns das Unwetter erreichte. Nebel umhüllten uns ganz plötzlich, gleichzeitig setzte starker Sturm mit Graupelfall und Schneetreiben ein. Der erste Donnerschlag ertönte, die Pickel fingen an zu surren und am Knistern der Haare war die starke elektrische Spannung der Atmosphäre zu erkennen. Schleunigst verließen wir den gefährlichen Grat und querten einige Meter in die steile, zum Glück mit gutem Schnee bedeckte Ostwand hinaus, wo wir uns große Sitzlöcher gruben, um hier im Windschatten das Abziehen des Gewitters, das inzwischen in voller Heftigkeit ausgebrochen war, abzuwarten. Endlich, nach Stunden, hatte das Wetter ausgetobt, Nebel und Schneefall hielten jedoch ungemindert an. Aber so nahe dem Gipfel dachten Ehlert und ich an keinen Rückzug. Während unsere Freunde in ihren Schneelöchern sitzen blieben, setzten wir zwei den unterbrochenen Aufstieg fort. Endlich verflachte der Grat und fiel nach allen Seiten ab: der Gipfel war erreicht. Zu sehen war zwar gar nichts, aber unser alpiner Ehrgeiz befriedigt.

Ohne Aufenthalt ging's zu unseren Gefährten zurück und mit diesen zum Joch hinunter. Auch hier war der Nebel so dicht, daß man nicht 10 Schritte weit sehen konnte, und unsere Spuren vom Vormittage waren vollständig verschneit. 7 Uhr abends war es geworden, als wir die Schneeschuhe wieder an den Füßen hatten und nach genauer Kompaßpeilung die Abfahrt zum Unteren Mönchjoch antraten. Es hieß also eilen, wollten wir die Hütte noch vor Einbruch der Dunkelheit erreichen. Bald standen wir an der Randspalte, fanden aber die Schneebrücke nicht. Während ich der Meinung war, wir müßten uns mehr nach Osten halten, dem Walcherhorn zu, waren meine Freunde entgegengesetzter Ansicht. Auch die zu Rate geholte Karte gab ihnen recht. Wir machten also linksum und fuhren, immer der Randkluft folgend, in entgegengesetzter Richtung. Als aber die Dämmerung anbrach und die Brücke immer noch nicht gefunden war, überwanden wir die Spalte an der nächsten schmalen Stelle und

standen beim letzten Licht des scheidenden Tages auf der Kammhöhe. Wiederum gab es einen Widerstreit der Meinungen, in welcher Richtung der Abstieg zur Berglihütte zu suchen sei und wiederum gab die Karte den Ausschlag. Wir wandten uns zur Rechten, aber kaum waren wir etwa 100 *m* abgestiegen, da standen wir mitten im Spaltengewirr vor Steilhängen, deren Überwindung ins Ungewisse hinein bei der inzwischen eingebrochenen Nacht unmöglich war. Also Biwak, in 3500 *m* Höhe bei winterlichem Schneetreiben! Im Schutze eines Überhanges gruben wir uns ein Loch in den Firn und waren so wenigstens vor dem Winde, der in eisigen Stößen vom Joch herunterpfiff, geschützt. Die Kälte nahm gegen Mitternacht stark zu, und nur Bewegung konnte uns vor dem Erfrieren schützen. Ermüdung und Abgestumpftheit überwindend entstiegen wir unserem Schneeloch und liefen während des Restes der Nacht in einem kleinen Zirkel herum, wodurch alsbald neues Leben in unsere erstarrenden Glieder zurückkehrte. Zugleich mit dem ersten Dämmern hoben sich die Wolken und plötzlich erkannten wir unmittelbar vor uns den Eiger an seinen riesigen, zum Kalli-Firn abstürzenden Felswänden. Sogleich war die Orientierung wieder gewonnen, und als wir nach kurzem Aufstieg bei Tagesanbruch wieder bei unseren Schneeschuhen auf der Kammhöhe standen und uns frugen, was die Ursache unseres Verirrens gewesen sei, fanden wir sofort des Rätsels Lösung: das Untere Mönchjoch war in der Siegfriedkarte falsch eingezeichnet, nämlich zwischen den Punkten 3687 und 3630, während es sich in Wirklichkeit etwa 1 *km* weiter östlich, bei Punkt 3560 befindet[1]). Kurze Zeit darauf nahm uns die Berglihütte wieder auf; Schaden hatte die böse Nacht keinem von uns verursacht.

Daß wir an diesem Tage nichts mehr unternahmen, war selbstverständlich. Aber trotzdem war er kein verlorener. Die höhersteigende Sonne hatte alle Wolken aufgesogen und ein tiefblauer Himmel wölbte sich über Berg und Tal. Nach dem reinigenden Unwetter des Vortages war die Luft von seltenster Klarheit, so daß von unserem Luginsland, der wie ein Erker in der Wand klebt, jede Einzelheit in Nähe und Ferne auf das deutlichste zu erkennen war. Unauslöschlich haben sich die Bilder dieses Licht- und Sonnentages meinem Gedächtnis eingeprägt.

In strahlender Schönheit brach auch der folgende Tag an. Wir säumten daher nicht lange und standen zu früher Morgenstunde bereits wieder bei unseren Schneeschuhen auf dem Unteren Mönchjoch, von dem aus wir sogleich zum Oberen Mönchjoch hinüberliefen. In leuchtender Weiße, vom Neuschnee überzuckert, stand heute der Mönch vor uns; schroff hob sich sein Wächtengrat vom tiefblauen Himmel ab. Vom Oberen Mönchjoch ging es dann in sausender Fahrt den Jungfraufirn hinab, dem Konkordia-Platz zu. Es war ein herrliches müheloses Gleiten über glitzernde Diamanten zwischen vom Sonnenlicht vergoldeten Gipfeln. In etwa einem Drittel der Zeit, die ein Fußgänger benötigt hätte, standen wir am Fuß der Felsen, auf denen die Konkordiahütten erbaut sind.

Hier hatte sich seit unserem letzten Besuche im Januar des vorhergehenden Jahres mancherlei geändert. Die alte Hütte, dieses Eis- und Schmutzloch, in dem wir damals zwei bitterkalte Nächte verbracht hatten, wurde erneuert und vergrößert. Daneben war das kleine Gasthaus Cathrein entstanden, eine verdienstvolle Schöpfung des Besitzers des Hotels Jungfrau am Eggishorn. Nach den Strapazen der Vortage kamen uns die Annehmlichkeiten dieses Miniaturgasthofes, gute Betten und vortreffliche Verpflegung, sehr zustatten.

Leider mußten Dr. Pauli und Frhr. von Rotberg uns hier, da ihre Urlaubszeit abgelaufen war, verlassen. Dr. Ehlert und mir standen noch 2 Tage zur Verfügung, die wir zur Ersteigung eines weiteren Viertausenders unter möglichster Benützung unserer Schneeschuhe verwenden wollten. Unsere Wahl fiel auf das Hintere Fiescherhorn.

---

[1]) In den neuen Auflagen der Karte ist dieser Fehler inzwischen berichtigt worden.

Der folgende Tag hatte sich soeben in wolkenlosem Glanze erhoben, als wir, die Schneeschuhe an den Füßen, der Mittelfluh, dem südlichsten Ausläufer des Trugbergs zustrebten, der entlang wir den Gletscherabbruch des Ewig-Schneefelds überwanden. Oben angelangt, schlugen wir nordöstliche Richtung ein und stiegen in vielen Kehren über die westlich des Klein-Grünhorns gelegenen Firnhänge zum Südwestgrat unseres Berges empor. In einer Höhe von etwa 3500 *m* legten wir dort die Schneeschuhe ab und stiegen über den Grat in leichter Kletterei bis zu seiner Vereinigung mit dem Hauptgrat hinauf.

Eine neue, unbekannte Welt tat sich hier vor unseren Blicken auf. Über senkrechter Felswand sahen wir zum Walliser Fieschergletscher hinab, aus dessen Tiefen, uns unmittelbar gegenüber, des Berner Oberlandes höchster Berg, das Finsteraarhorn, zum Himmel emporschoß.

Unser weiterer Aufstieg lag hier klar und einfach vor uns: ein mehrfach tief eingescharteter, stark verwächteter und steil sich auftürmender Gneisgrat. Ohne Zögern wurde er angegangen; die schwierigste Stelle fanden wir beim Abstieg vom Vor- zum Hauptgipfel. Aber tiefer und tiefer sanken die Dreitausender unserer Umgebung, bis wir endlich den Fuß auf unseren 4020 *m* hohen Gipfel setzen konnten.

Von der Aussicht, die wir an diesem wolkenlosen, völlig windstillen Tage hier oben genießen konnten, sei nur gesagt, daß sie infolge der zentralen Lage unserer hohen Warte zu den großartigsten der Alpen zählt. Auf allen Seiten umfließen unseren Gipfel Gletscher größten Ausmaßes, aus denen die Prachtgestalten einer Jungfrau, eines Aletsch- und eines Finsteraarhorns — um nur die Größten der Großen zu nennen — emporwachsen. Kein Fleckchen bewohnte Erde ist hier oben zu erblicken, kein Grün von Wäldern und Matten, nur Fels, Firn und Himmel — eine völlig arktische Umgebung!

Den ersten Aufstieg auf unseren Gipfel führten E. G. Lammer und A. Lorria am 27. Juli 1885 über den Fieschersattel und den Ostgrat aus. Den südlichen Vorgipfel hatten, vom Ewig-Schneefeld aufsteigend, im Jahre 1871 bereits Dr. J. Häberlin mit Peter Rubi und Peter Baumann als erste betreten. Die vorgerückte Stunde hinderte die Partie damals daran, den Übergang zum Hauptgipfel auszuführen. Unsere Ersteigung war sonach, soweit mir bekannt geworden ist, die zweite, und ohne daß wir es ahnten, war uns ein neuer Aufstieg auf einen Viertausender gelungen. 8 Tage nach uns stiegen Dr. Blodig und Purtscheller teilweise auf unserer Route ab. Der stark überwächtete Grat drängte sie aber bald in die Westflanke des Berges, über deren steile Hänge sie bei vorzüglicher Beschaffenheit des Schnees zum Ewig-Schneefeld abstiegen. Wie Dr. Blodig mir erzählte, stießen sie dort auf Spuren, die er als Schispuren ansprach, was Purtscheller für ausgeschlossen hielt. Blodig hatte recht gehabt — es waren unsere Spuren gewesen.

Auf dem gleichen Wege, auf dem wir heraufgekommen waren, traten wir den Abstieg zu unseren Schneeschuhen an. Er wurde erschwert durch die inzwischen eingetretene starke Erweichung des Schnees, welche bei Begehung der verwächteten Gratstellen größte Vorsicht erheischte. Dann aber folgte eine flotte, genußreiche Abfahrt, die uns trotz Sulzschnees, in dem man zu Fuß bis über die Wade einsank, in kürzester Zeit zum Konkordiaplatz brachte. Auch über den Gletschersumpf, der dort durch Anstauung der von allen Seiten zusammenfließenden Gletscher entstanden ist, glitten wir mühelos hinüber.

Anderen Tags hieß es auch für uns scheiden. So schulterten wir wieder einmal unsere Bretter und wanderten über den von der Konkordia ab aperen Großen Aletschgletscher nach Hotel Jungfrau am Eggishorn hinaus. Bei einer Flasche Chablis, Ehlerts Lieblingsgetränk, nahmen wir vom Berner Oberland Abschied, um neuen Abenteuern im Dauphiné entgegenzuziehen.

Für Ehlert sollte es ein Abschied für immer werden. 5 Monate später ereilte ihn

und unseren Freund und Begleiter bei manch' schöner Tur, Dr. Moennichs, am Sustenpaß die Lawine. Beide waren begeisterte Bergsteiger und Pioniere des alpinen Schilaufs, weshalb ihnen auch hier ein Denkmal gesetzt sei!

Die Aufgabe, die wir uns gestellt hatten, war gelöst, der Nachweis, daß die Schneeschuhe in großen Firngebieten auch im Sommer von größtem Vorteil sind, erbracht. Allerdings waren wir uns dessen wohl bewußt, daß es nicht nach jedermanns Geschmack ist, die schweren[1]) Bretter erst stundenlang bis in das Gebiet des ewigen Schnees hinaufzuschleppen. Wir dachten uns die Entwicklung des sommerlichen Schilaufs vielmehr nach der Richtung, daß geeignete Hütten mit Schiern ausgestattet würden, die dort schilaufenden Hochturisten zur Verfügung stünden. Auch schwebte uns bereits die Benutzung von Schiern bei Expeditionen in außereuropäischen Gebirgen vor.

Es war im April dieses Jahres, als ich wieder einmal auf dem Oberen Mönchjoch stand. In einer kleinen Stunde hatten mich die Schneeschuhe vom „Berghaus" am Jungfraujoch, der Endstation der Jungfraubahn, herübergetragen; in knapp 15 Minuten kehrte ich dorthin zurück. Zahlreiche Schiläufer hatte zugleich mit uns der Zug heraufbefördert. Eine Partie wollte über die Lötschenlücke ins Lötschental abfahren, eine weitere über Grünhornlücke, Oberaarjoch zur Grimsel, eine dritte schleppte Riesensäcke mit, um eine Woche lang auf der Konkordiahütte Standquartier zu nehmen. Zahlreiche Schispuren nach allen Seiten zeigten, daß diese Partien in den letzten Tagen Vorgänger gehabt hatten. Welch Wandel der Zeiten, herbeigeführt durch ein Wunder der Technik, die Jungfraubahn! Wer je die Mühen und Gefahren eines Aufstieges über das Bergli, oder, wie wir bei unserer zweiten Durchquerung des Gebietes auf Schneeschuhen im April 1901 an einem Föhntage die Lawinengefahr des Haslitales kennengelernt hat, der wird mit dem Bau dieser Bahn ausgesöhnt sein. Durch sie erst wurde das Schi-Paradies der Alpen erschlossen, ihr ist es zu danken, wenn dort der alpine Schilauf, Sommers wie Winters solch' große Entwicklung genommen hat, ein Verdienst, das auch der grimmigste Feind aller Bergbahnen anerkennen muß.

[1]) Während meine Freunde Telemark-Schier normaler Größe benutzten, hatte ich mir auf Grund meiner Wintererfahrungen im Hochgebirge für diese Tur besonders leichte und kurze Schneeschuhe anfertigen lassen, die wohl als die Urväter des heutigen Sommerschis bezeichnet werden können.

Mönch vom Fuß des Walcherhorns

Blick vom Jungfraufirn auf Fieſcherhörner und Finſteraarhorn

Konkordiahütte gegen Aletſchhorn

Die westlichen Sarntaler Alpen

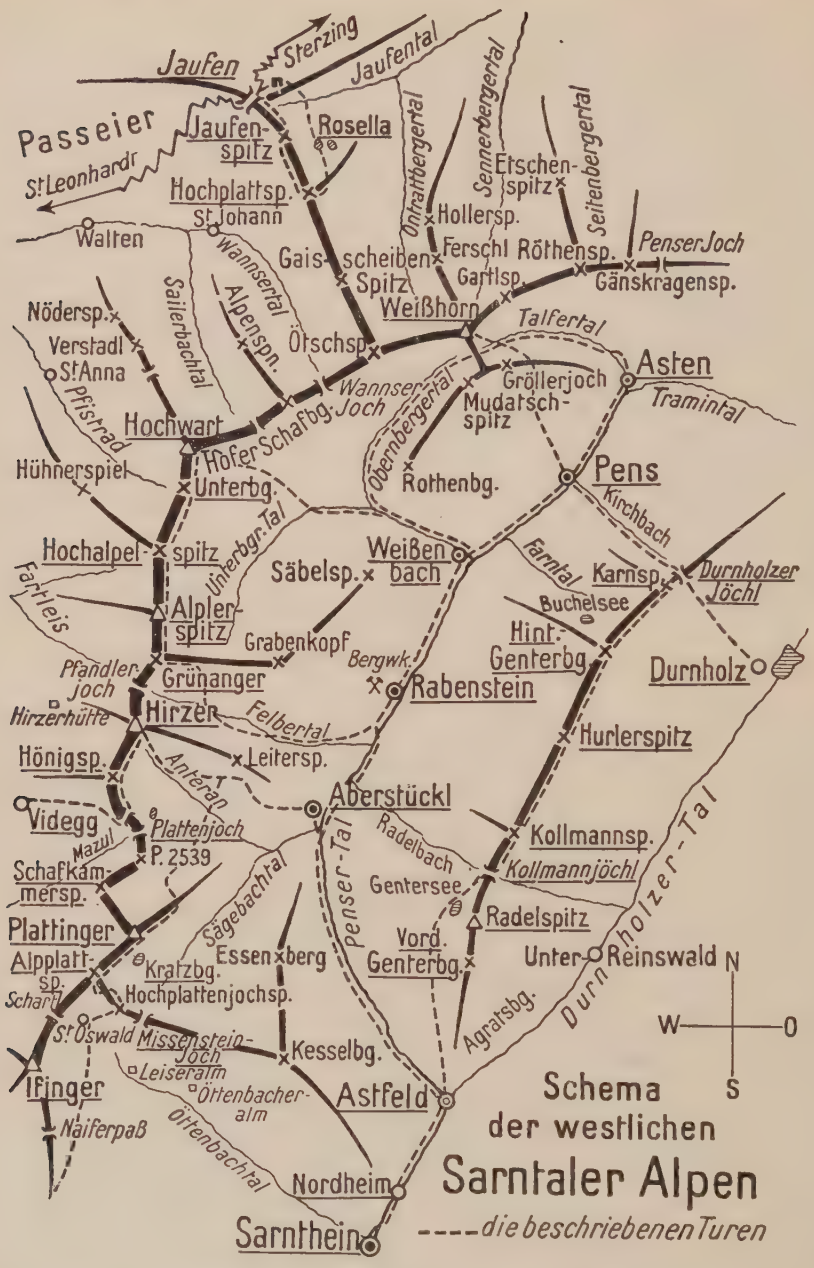
Zwischen Passer und Talfer

Von Dr. Hans Kiene, Bozen

In der Zeitschrift 1926, Seite 61—94, habe ich den östlichen Teil der Sarntaler Alpen beschrieben, welcher das Gebiet zwischen Talfer und Eisack einnimmt und durch die Linie Penser Joch—Sterzing von dem im Folgenden beschriebenen westlichen Teil getrennt wird. Wie schon in der Einleitung dortselbst gesagt, ist der westliche Teil, welcher durch die Talfer, die Etsch, die Passer, den Jaufenpaß und das Ratschingser Tal begrenzt wird, weniger gegliedert als der östliche; dieser letztere bedeckt mit seinen weitverzweigten Seitenkämmen eine bedeutend größere Fläche, während der westliche mehr oder weniger nur einen einzigen, langen Felskamm darstellt, welcher im Penser Joch beginnt und mit der markanten Felspyramide des Ifinger oberhalb Meran abschließt. Der einzige bedeutendere Seitenkamm ist der vom Sarntaler Weißhorn, richtiger von der Ötschspitze, nach Nordwesten streichende, welcher in der Gaisscheibenspitze, der Jaufener Hochplattspitze und der Jaufenspitze drei erwähnenswerte Gipfel trägt; die anderen, die verschiedenen kurzen, linksseitigen Tälchen und Gräben des Passeiertales trennenden Kämme sind touristisch bedeutungslos.

Der östliche Teil steht dem westlichen an Höhe der Gipfel zurück (östlicher Teil: Tagewaldhorn, 2708 *m*; Jakobspitze, 2741 *m*; westlicher Teil: Sarntaler Weißhorn, 2707 *m*; Hochwart, 2735 *m*; Alplerspitze, 2752 *m*; Hirzer, höchster Gipfel der Sarntaler Alpen, 2785 *m*); allein durch die leichtere Erreichbarkeit von der Bahnlinie Bozen—Brixen—Sterzing aus als auch durch die Wiedereröffnung der Marburg-Siegener Hütte auf der Flaggerscharte (seit 1927 bewirtschaftet), hat er an touristischer Bedeutung neuerdings gewonnen, während der westliche Teil, das Gebiet des stadtnahen Ifinger ausgenommen, zu den einsamsten Berggegenden des ehemaligen Südtirol gehört, da die Zugänge (inneres Sarntal, Penser Tal, inneres Passeier, Jaufen) sehr lang und mühsam sind. Aber gerade diese Weltentrücktheit, die primitiven Unterkunftsverhältnisse in den kleinen Talorten und auf den Almen sind es, was manchen Touristen reizen und in jenes Gebiet hineinziehen mag, wo ein Bergsteiger fast noch wie ein Weltwunder angesehen wird und wo man, außer einigen Hirten und Sennen, tagelang keinem Menschen begegnet. Als Ausgangspunkte für Touren kommen im Sarntal Sarnthein, Astfeld, Aberstückl, Weißenbach und Pens, im Passeier St. Martin und St. Leonhard in Betracht, ferner Schenna, Walten und Sterzing; für das Ifinger- und Hirzergebiet Meran; die Hirzerhütte, das Passeirer Jaufenhaus auf der Süd- und das Sterzinger Jaufenhaus auf der Nordseite des Jaufen; letzteres wurde durch einen Brand im Winter 1926 vollständig zerstört und 1927 mit einem auf intensive Automobilfrequenz eingestellten Komfort wieder aufgebaut.

Der 1927 erschienene Band IV des „Hochtourist in den Ostalpen" behandelt auch die Sarntaler Alpen und teilt richtig den westlichen Ast derselben in zwei Kämme ein, nämlich den Hirzerkamm mit Ifinger und Hirzer, und den Weißhornkamm; die Begrenzung zwischen beiden ist das Wannser Joch, 2248 *m*, ein selten touristisch begangener Übergang aus dem Penser Tal (Weißenbach) ins Walten (Wannser-) bzw. Passeiertal. Es liegt in der Natur der Sarntaler Berge überhaupt,



daß die einzelnen Routenbeschreibungen im „Hochtouristen" nicht so exakt sein können wie z. B. in den Dolomiten, und daß viele Gipfelaufstiege und Gratüberschreitungen nicht enthalten sind. Die ganze Gruppe ist in der alpinen Literatur bisher stets nur allgemein behandelt worden, und die Formation des Gebirges selbst ist derart, daß eine Detailbeschreibung beinahe ausgeschlossen erscheint; es fehlt den meisten Bergen des Westteiles das Markante der Form und die Eindeutigkeit der

Lage, weshalb eine Routenbeschreibung nicht recht exakt sein kann. Den Kletterer wird nur eine Tur, die Überschreitung des Plattengrats vom Ifinger zum Hirzer, interessieren, welche von Meraner Bergsteigern ziemlich häufig gemacht wird. Von diesem Gesichtspunkte der Felskonstruktion aus ist dieser Teil der Gruppe, der Plattingerstock, der schönste; er enthält noch einige Probleme, besonders die prallen Wände der Schafkammerspitze, Alpplattspitze und des Plattinger selbst gegen Mazul zu. Der Ifinger ist der Meraner Hausberg, ein verrufener Gesell, der schon manches Opfer der Edelweißpsychose gefordert hat.

Wie zum östlichen Teile der Sarntaler Alpen die weiten Hochflächen der Villanderer Alpe und des Ritten den südlichen Auslauf bilden, so gehören dem westlichen Teile jene von Hafling und Mölten an, berühmt durch ihre Pferderasse und jetzt auch ein von Meran aus vielbesuchtes, mit der Schwebebahn leicht erreichbares Schigelände, sowie der gegen Bozen vorgeschobene Rücken des Salten mit seinen uralten Lärchriesen, ein beliebtes Ausflugsziel der Bozner.

Die im folgenden enthaltenen Turenbeschreibungen bemühen sich, im „Hochtourist IV" nicht enthaltene Wege festzulegen und die dort enthaltenen nach Möglichkeit richtigzustellen und zu ergänzen. Neben dieser materiellen Aufgabe hat sich der Verfasser aber auch eine ideelle gestellt, welche nur jene Bergsteiger verstehen werden, die aufrichtige Naturfreunde sind: Sie ging dahin, zu werben für Berge, deren Reiz nicht ihre alpinsportliche Bedeutung ist, sondern ihre stille Abgeschiedenheit, ihre Unberührtheit und Unberühmtheit, ihre kleinen, intimen Naturschönheiten inmitten der Gletscherwelt der Zentralalpen und des Felsparadieses der Dolomiten. In diesem wertvollen Rahmen liegen die Sarntaler Berge wie eine Miniatur aus guter, alter Zeit, unverdorben, wild, ursprünglich, von Gottes Hand in feinen, unaufdringlichen Formen gebildet, ein Kleinod für den alpinen Landschaftsgenießer.

Besonders intensiv ausgearbeitet — durch Herrn Prof. Dr. Raimund von Klebelsberg in Innsbruck — ist im neuen „Hochtourist" das einleitende Kapitel über den geologischen Aufbau der Sarntaler Alpen. Für den Bergsteiger sind die dortselbst enthaltenen Aufklärungen von allergrößtem Interesse; ist es doch dieser in erster Linie, der die Verschiedenheiten der Gesteinsarten sozusagen am eigenen Leibe wahrnimmt und dem dieselben, nirgendwo so wie hier, in die Augen springen.

Das geographisch so einheitlich sich zwischen den anderen großen Gebirgen heraushebende Gebiet der Sarntaler Alpen gehört geologisch vier verschiedenen Bereichen an, welche sich hier mit interessanten Verwerfungen und Durchdringungen zueinander fügen. Der nordwestliche Teil, bis zur Linie Plattenjoch—Pens—Penser Joch—Mauls gehört geologisch zu den Ötztaler Alpen. Schiefergneise mit einzelnen großen Lagern von Augengneis sind das Hauptmaterial. Der Hauptgipfel, das Weißhorn, besteht aus glimmerreichen Schiefergneisen (Phyllitgneis). Den Südrand dieser Zone begleitet vom Nordhang des Ifinger über das Plattenjoch bis ins Penser Tal ein Zug von Marmor. Dem Bergsteiger besonders auffallend ist die etwa 40 *m* breite Schicht von Dolomiten und Kalken, welche den Südabfall des Weißhorns durchzieht und mit ihren scharfen Rändern gegen die schwarzbraunen Gneise hin dem ganzen Berg ein einzigartiges Aussehen verleihen. Diese Schicht setzt sich sichtbar durch die Osthänge des Wannser Jochs, der Alpenspitze, des Hochwart und des Unterbergs immer breiter werdend fort und tritt südlicher in verschiedenen Lammern am Hochalpelspitz und Alplerspitz in einzelnen Flecken ans Licht. Nördlich des Weißhorns treffen wir dieselbe in größerer offenliegender Ausdehnung am Nordosthang des Zinseler wieder, welche Stelle von den Einheimischen „Weißwand" genannt wird. Der zweite, kleinste Teil der Sarntaler Alpen wird durch eine Granitmasse, den sogenannten Brixner Granit gebildet. Das Zentrum dieses Teiles ist die Tatschspitze. Auch im Kamme Ifinger—Plattinger heben sich eine Reihe von

Granitgipfeln durch ihre helle Färbung, ihre Kahlheit und Schroffheit aus den dunklen, begrünten Schiefergneisbergen heraus. Hier begrenzt eine der deutlichsten und bedeutendsten Bruchlinien der Ostalpen, die sogenannte „Judikarienlinie", von Meran bis ins Penser Tal den Granit im Süden. Den mittleren, größten Teil der Sarntaler Alpen, von der Sulzspitze bis Sarnthein, das Penser- und Durnholzer Tal einschließend, formt eine Zone von Quarzphyllit, jenes blättrigen, grünlichgrauen Schiefers, mit Glimmern und Quarzfließen durchsetzt, dessen leichte Verwitterung der Humusbildung so günstig ist; in dieser Zone treffen wir daher auch die fettesten Almböden. Eingelagert in diese Zone treten faserige Augengneise, sowie dichte quarzitisch-gneisige Gesteine, wahrscheinlich umgewandelte vulkanische Ergußgesteine, auf, welche sich vom Schrotthorn und von der Kassianspitze über Durnholz, den Genterberg, das Penser Tal bis zum Essen- und Kesselberg hinüberziehen und jene wertvollen Materialien in sich bergen, deren sich hier der Bergbau seit altersher bemächtigt hat (Bleiglanz, Flußspat in Rabenstein, Kupfer im Thinnebachtal ob Klausen). Im südlichsten Teil der Sarntaler Alpen verschwinden die Phyllite unter der mächtigen Decke des Quarzporphyrs und seiner Tuffe; es ist der Nordrand der großen Bozner Porphyrplatte, welche auch die Unterlage der Westdolomiten bildet und bis in die Val Sugana reicht.

Der Hirzerkamm ist turistisch in fünf Massive oder Stöcke abzuteilen, welche als markante, felsige Gratanschwellungen von gewisser Höhe und Isolierung dem sich oft bis zur grünen Schneide senkenden Kamme entragen und als Hauptgipfel inmitten der meist kurzen Quergraten entwachsenden Trabantengipfel die bergsteigerischen Ziele dieses Gebiets bilden. Es sind dies, von Norden, Wannser Joch, nach Süden folgend: 1. Hochwartmassiv; 2. Alplerspitzmassiv; 3. Hirzermassiv; 4. Plattingermassiv; 5. Ifingermassiv.

Der Genterkamm

13. Dezember 1926.

Die Frage, ob der Zwischenkamm, den die beiden Gabeltäler von Durnholz und Pens einschließen, zum östlichen oder zum westlichen Teil der Sarntaler Alpen gehört, ist nicht entschieden, aber auch überflüssig. Beide Hälften der Gruppe haben einen gewissen Anspruch darauf: die östliche, weil der Kamm organisch eigentlich zu ihr gehört, geographisch mit ihr zusammenhängt und als Fortsetzung der vom Tagewaldhorn gegen Westen, später Südwesten streichenden Ausläufer aufgefaßt werden kann. Die westliche, weil die Mittellinie Talfer—Astfeld—Penser Joch über das Durnholzer Jöchl geht und erst dadurch zur geraden Teilungslinie der ganzen Gruppe wird.

Dieser Zwischenkamm heißt im allgemeinen kurz der Genterberg oder Genterkamm, weil zwei Erhebungen in demselben diesen Namen tragen, und derselbe durch die große Genteralpe und den kleinen Gentersee weiterhin bekannt ist. Ihrer Lage entsprechend müßte, um sie unterscheiden zu können, die Erhebung Punkt 2423 *m* Hinterer Genterberg, die Erhebung Punkt 2381 *m* Vorderer Genterberg heißen; dieser letzteren verdankt der ganze Kamm wohl deshalb seinen Namen, weil dieselbe, schön in der Mitte oberhalb Astfeld sich erhebend und zwischen den Tälern von Durnholz und Pens dominierend, vom Hauptort des Tales, Sarnthein, sowie vom unteren Haupttale aus deutlich sichtbar ist, weshalb diese Bezeichnung pars pro toto erklärlich erscheint.

Der Genterkamm beginnt am Durnholzer Jöchl, 2264 *m*, und trägt in seinem sich fast ganz gegen Süden drehenden Striche folgende Gipfel: Karnspitz, 2415 *m*, eine Felspyramide; Hinterer Genterberg, 2423 *m*. Hurlerspitze, 2399 *m*, Kollmannspitze, 2392 *m*, drei Kammanschwellungen mit felsigen Flanken; dann eine Senke, den selten begangenen Übergang des Kollmann-

Jöchls, 2224 *m*, aus dem Durnholzer Tal (Kollmannhöfe) ins Penser Tal (Aberstückl—Rabenstein); den massigen, felsgegürteten Radelspitz, 2424 *m*, und den mit demselben durch einen Felsgrat verbundenen, vorgeschobenen Vorderen Genterberg, 2381 *m*.

Die einzelnen Gipfel kommen als solche für turistische Besteigungen wohl kaum in Betracht, sondern nur für die Überschreitung des ganzen Kammes, welche besser am Durnholzer Jöchl begonnen wird, da man sich hier eine große, mühsame Steigung erspart und den steilen Auslauf des Vorderen Genterbergs gegen Astfeld im Abstiege macht. (Durnholz—Durnholzer Jöchl 296 *m* Steigung, Durnholzer Jöchl—Karnspitz, 151 *m*, zusammen daher 447 *m*, während Astfeld—Vorderer Genterberg, 1358 *m*!) Hat man einmal die Höhe gewonnen, so ist das Auf- und Absteigen zwischen den einzelnen Gipfeln unwesentlich und nicht mehr beschwerlich; streckenweise gibt sich der Kamm beinahe horizontal. Und die felsigen Gratsporne des Karnspitz bieten eine kurzweilige Blockkletterei ohne besondere Schwierigkeiten. Einen wesentlichen Höhenverlust von etwa 200 *m* erfordert bloß die Überschreitung des Kollmann-Jöchls, von dem aus es jäh in die felsige Nordflanke des Radelspitz emporgeht.

Ich beging den Kamm am 13. Dezember 1926 mit Freund Mahlknecht. Es lag noch wenig Schnee, wie es in unseren Bergen vor Weihnachten meist der Fall ist, doch Kälte und Wind hatten Gipfel und Grate unangenehm eingeeist und mit Rauhfrostpanzern überzogen, so daß diese an sich harmlose Tur einer nicht ganz leichten Gletschertur ähnelte und der Pickel oftmals in seine Rechte treten mußte. Gegen Mittag zu — Mittagsrast hielten wir nach dreieinhalbstündigem Marsche auf der Hurlerspitze — wurde der Schnee weich und machte das Durchqueren der Mulden und sonnseitigen Hänge beschwerlich. Wir beschlossen daher, vom Kollmann-Jöchl aus den Westhang des Radlspitz zur Genteralpe hinüber zu queren und uns auf diese Weise die Nordflanke des Radlspitz, an die es den ganzen Schnee des anderen Kammes hingeweht, und diesen Gipfel selbst zu schenken, erreichten jedoch die noch halbaperen Südhänge des Vorderen Genterberges erst nach sehr mühsamer Treterei in nicht ganz lawinensicherem Gehänge und durch Schuttlammern, deren Löcher unter dem weichen Schnee äußerst unangenehm waren.

Landschaftlich ist die Überschreitung des Genterkammes schön. Tiefblicke in beide Täler hinunter, die jenseitigen Höhenzüge und zwischen diesen durch die Ausschnitte aus dem Hintergrund der Dolomiten einerseits, aus den Stubaiern und Ötztalern anderseits, geben Abwechslung. Die freundlichere, stärker gegliederte Westseite des Kammes, insbesondere die Kare des Farntales zwischen Hinterem Genterberg und Karnspitz, in deren oberster Mulde der kleine Buchelsee liegt, sowie der gut dimensionierte Felsbau des Radelspitz wirken aus der Nähe bildhaft. Im Winter, unter Schnee und Eis begraben und durch die verschwundenen Details das Auge über die eigentlichen Dimensionen täuschend, muten auch diese sonst so zahmen Höhen alpin an und der Sommerspaziergang wird in dieser Jahreszeit zur Tur, besonders wenn man, wie wir es waren, um jeden Felsvorsprung froh ist, der einen vor den heftigen, eisigen Nordstürmen schützt, welche die Schneefahnen von Grat und Gipfel schwenken.

Sarntaler Weißhorn, 2707 *m*

26. Juni 1925.

„Die Aussicht eine der schönsten Tirols" — setzt der „Hochtourist" der Beschreibung dieses Gipfels vor; und das ist wahrlich nicht wenig gesagt, wenn man bedenkt, wie viele Gipfel im heiligen Lande eine schöne Aussicht besitzen. Die zentrale Lage des Gipfels und dessen absolute Isoliertheit geben dem Auge einen Horizont, der vom Bettelwurf bis zum Monte Baldo, von den Engadiner Sesvenna-Bergen

und von der Presanella bis zur Dreiherrenspitze und zu den Sextner Dolomiten reicht. Den Namen leitet dieser Gipfel, dessen Baumaterial im wesentlichen aus graubraunen, glimmerreichen Schiefergneisen besteht, von der auffallend weißen Färbung seines Südabfalls her, wo eine mächtige Dolomitkalkschicht die Basis der dunklen Gesteinsarten durchzieht.

Wegen der Aussicht brauchten Freund Mahlknecht und ich keine weiteren Hoffnungen zu hegen, als wir am 26. Juni 1925 von Durnholz über das Jöchl nach Pens hinüberstiegen, um das Weißhorn zu machen, und diesen Weg dann abends wieder zurückmachten, was einer Höhendifferenz von 2809 *m* an Aufstieg und ebensoviel an Abstieg in 11½ Stunden entspricht, da Durnholz mit seinen köstlichen Forellen unser Standquartier war. Es war neblig, regnerisch, kalt — ein Tag, an dem man sonst nicht in die Berge zu gehen pflegt. Und dennoch haben auch solche Tage dort oben ihren eigenen Reiz und ihre besonderen Stimmungen; es ist wie bei Menschen, die einen interessieren: nicht nur ihr Lachen, ihre freundlichen Launen und ihr heiteres Antlitz sieht man gerne, sondern auch ihr Zürnen, ihre Vergrämtheit und ihre finsteren Mienen. Auch der schimmernde Nebel, der um feuchte Felsflanken zieht, sich zwischen gespenstisch finsteren Grattürmen durchpreßt und auf den Schneefeldern der Kare schwer hinwälzt, hat seine Schönheiten; in seinen Lichteffekten und Bewegungen scheint das tote Gebirge lebendiger fast denn im glänzenden, alle Farben erweckenden Sonnenscheine aus wolkenlosem Himmel.

Das Weißhorn wird gewöhnlich aus dem Jaufental durchs Antrattal, oder vom Penser Joch her, von Osten durchs Talferquelltal, oder von Süden, aus dem Obernberger Tal, erstiegen, einige Male im Jahr bloß; denn alle diese Wege sind weit und beschwerlich, und als echter Sarntaler Gipfel würde es dem entlegenen Weißhorn gar nicht gut anstehen, öfter besucht zu werden. Es muß sich mit wenigen, aber guten Freunden begnügen.

Den Aufstieg, den ich mit Mahlknecht an jenem unfreundlichen Tage nahm, könnte man beim besten Willen nicht direkter bewerkstelligen. Er ging von Pens aus senkrecht empor, durch steilen Wald erst, dann über gottverlassene kleine Almen. In einer Sennhütte — hier im innern Sarntal stehen alle Hütten vernünftigerweise offen, und man hat es nicht nötig, einzubrechen — nahmen wir unser Gabelfrühstück, zündeten ein Feuerlein an und berieten, ob es nicht doch besser wäre, umzukehren und einem Regenguße auszuweichen. Eine leichte Aufklärung des Himmels bestimmte uns, die Tur fortzusetzen. Wir kamen rasch empor, da es sich in der feuchtkalten Luft leicht ging, und durchquerten das steile Ödkar zu Füßen der östlichen Vorlagerungen des Weißhorns, welche in der Karte als Mudatschspitze und Gröllerjoch eingezeichnet und mit 2581 *m*, bzw. 2587 *m* kotiert sind. Den Weißhorngipfel selbst erblickten wir erst, von einer schweren, dunklen Nebelkappe verhüllt, nachdem wir über plattige, durch die Nässe unangenehm schlüpfrige Schrofen aus dem Osthang in den Nordhang des Gröller Jochs und damit ins oberste Quellgebiet der Talfer hinübergeklettert waren. Ein paar ganz hübsche, steile Absätze brachten uns auf die nächsthöhere Terrasse empor, durch deren schneeerfüllte Mulden wir bald die kleine Schneide erreichten, die das Massiv des Weißhorns mit jenem des Gröllerjochs und der Mudatschspitze verbindet. Jenseits ziehen steile Schutthalden in den Obernberger Talschluß hinab.

Finsterdräuend aus steilen Schneehängen reckten sich die Wände des Weißhorns in unsichtbare Höhe hinan, täuschten uns infolge der brodelnden Nebelschwaden über ihre Dimension und ihre Struktur, waren kalt und abweisend — und reizten uns gerade dadurch noch mehr. Das Gefühl der Unsicherheit zu überwinden und dennoch emporzuklimmen ins Ungewisse, Nebelverschleierte eines ungekannten Gipfels gab uns einen interessierten Ansporn. Man sah keine dreißig Schritte weit; der Instinkt

für die Felsstruktur mußte unser Führer sein; erst in unmittelbarer Nähe löste sich die pralle, schwarze Wand in ihre Details auf, zeigte Schrofenbänder, Absätze, Rinnen und plattige Passagen über Abbrüchen; unangenehme Grasstellen wechselten mit schneeerfüllten Schründen und brüchigen Rippen. Erst ein wenig nach rechts, dann nach links haltend stiegen wir um eine jähe Felsecke herum in eine sehr steile Schneerinne ein, die zweifellos bis zum Gipfelgrat emporleitete. Im Schrund dieser Rinne, uns mit vor Kälte steifgewordenen Fingern von der Wand abstemmend, arbeiteten wir uns hinauf bis in eine enge Gratscharte. Jenseits hinab war der Nebel nicht so dicht wie auf der Sarnerseite; wir erfreuten uns eines schönen Talblickes in die Kare des Antratter- und Sennerberger Tals hinunter und erreichten auf dem oft schmalen, plattigen, an einigen Stellen noch unangenehm überwächteten Grate in schöner Exposition den schmalen, luftigen Gipfel mit seiner aus mächtigem Steinmann ragender Stange.

Von Aussicht natürlich keine Spur; nur die schneedurchfleckten Kare zu Füßen täuschten im diffusen Lichte heftig wallender Nebel eine unwahrscheinliche Tiefe vor. So standen wir, wie in der Gondel eines Luftballons, auf unserem kleinen Gipfel inmitten des Wolken- und Nebelmeeres, fröstelnd im eisigen Winde, ohne Bedürfnis, uns zu setzen. Und nach wenigen Minuten traten wir auf der Anstiegsroute wieder den Rückweg an, der uns bei besserem Wetter über den Nordgrat mit Überschreitung des Gartlspitz, 2588 *m*, auf das Penser Joch geführt haben würde.

Unterhalb des Gröller Jochs begrüßten wir die in vielen kleinen Adern hervorbrechende Quelle unseres Heimatflusses Talfer. In mehreren Wasserfällen stürzt derselbe von Terrasse zu Terrasse nieder, bis er sich in friedlichem Bette sammelt und durch üppige Almgründe murmelt. In einer der ersten Hütten suchten wir Schutz vor dem ziemlich plötzlich einbrechenden Regen; der Senner, ein geborner Fassaner, kannte Mahlknecht von irgendwoher, war aber arg beleidigt, als wir das wiederholte Angebot, von seiner Milch zu trinken, ebenso höflich wie bestimmt ablehnten; denn Senner und Hütte, sowie das Geschirr waren von sehr zweifelhafter Reinlichkeit, und die Milch war Geißmilch. Nach kurzer Zeit hörte der Regen auf, und es blitzten sogar ab und zu einige Sonnenstrahlen durch raschgeöffnete Wolkentore. Unser Weitermarsch, stets an den Ufern des in frischen Kaskaden zu Tal stürzenden Talferbaches, glich dem Gange durch einen Garten. Unübersehbare Flächen und Hänge von in Vollblüte stehenden Alpenrosen begleiteten uns hinab bis zur letzten Talstufe. Und drunten begann die üppige Flora reifender Mähwiesen mit ihren Brünellen, Arnika, Glocken, Vergißmeinnicht und duftenden Kleesorten. Die Sonne hatte sich Bahn gebrochen, immer größer wurden die blauen Ätherinseln im Wolkenmeere, immer funkelnder die Wiesen, durch die wir schritten. An jeder Blume hingen, Demanten gleich, die aus des Herrgotts Hand gefallen waren, die Regentropfen; und wie mit dankbaren Lippen sog die Erde das Naß ein, flüsterte ringsum wie im Gebete.

Und wir kamen zu den wenigen, wie gebadeten Häusern von Asten, die um ihr Kirchlein herum mitten im Wiesplan stehen, mit weißleuchtenden Mauern unter alten, steinbeschwerten Schindeldächern. Das Blitzen sonngetroffner Fenster ging wie ein Kinderlachen durchs Tal hinaus.

4. Juli 1927.

Heute wieder auf dem Weißhorn! Ein schöner, warmer Sommertag, nicht weitsichtig zwar, denn Wolkenballen umlagern den Horizont und hocken zwischen den Dolomitpfeilern und auf den Gletscherbuchten, aber freundlich, farbenfroh, gleißend. Die Bauern, die schon um 5 Uhr früh vor dem Mairwirt in Pens Beratung gepflogen und beschlossen hatten, nicht zu mähen, da das Wetter nicht „hebe", haben fehlgeschossen; ihre Regeln und Zeichen, ihr hundertjähriger Kalender und ihre durch

Generationen hindurch geübte Fühlung mit der Wetterkunde, haben wieder einmal gründlich betrogen. Und der vorlaute Bergsteiger, der mitten unter sie trat und sagte, die Wolkenbildung sei günstig, denn sie sei „tschurelet" und nicht länglich, hat recht behalten.

Welche Frische, welche Üppigkeit auf den Almen des Talferquelltales! Wie springen in jeder Runse die klaren Bächlein, Silberschnüren gleich, den steilen Hang herab in den schäumenden Hauptbach hinein! Wie glühen die Alpenrosenstriche bis hinauf zu den letzten verwitterten Lärchen! Und um jeden Stein blüht es und blustet. Auf den höchsten Mähdern oben blöcken die Schafe. Leicht empor von Terrasse zu Terrasse steigt sich's in der kühlen Bergluft. Immer steiniger wird's. Ein Chaos von Blöcken, unter denen das Wasser murmelt, füllt die oberen Mulden; und bald lecken die ersten Firnzungen herab, und die Felssporne schließen sich zusammen, streben den Grat hinan, türmen sich zu Pfeilern auf, bauen den stolzen Gipfel in tiefes Blau hinein!

Auf dem Sattel, der zwischen der breiten Ostwand des Weißhorns und der Kuppe des Gröller Jochs sich spannt, gibt sich uns der erste weite Blick. Wie silberne Schlangen winden sich die Bäche durch Obernberg und Unterberg, wie Geschmeide, auf grünleuchtenden Sammet hingelegt. Und draußen Gipfel neben Gipfel im Flaume der mächtig geballten Kumuluswolken! Plattige Quergänge und Bruchschrofen bringen uns dem ersehnten Gipfel entgegen. Im Übermut der Bergfreude können wir uns nicht enthalten, große lose Felsblöcke auf das steile Schneefeld hinabtanzen zu lassen und uns zu ergötzen an ihren drolligen Sprüngen; wie Räder stellen sie sich auf in zunehmender Geschwindigkeit, ziehen in zischender Parabelbahn hinab in die Mulde, landen krachend und zersplitternd auf dem Schutt.

Wohl gut eine Stunde liegen wir dann mit entblößter Brust auf dem schmalen, luftigen Grate des Gipfels, in wohliger Sonne, die Augen füllend mit dem Glanze der Bergwelt. Glitzernde kleine Seen grüßen zu uns herauf aus grauen Karen. Die markanten Profile gutbekannter Dolomiten und die schwarzen Hörner der gletscherentragenden Zentralkette bringen Bergnamen auf unsere Zungen, deren Nennung uns süße Erinnerungen erweckt. Die Heimat ist ganz erwacht in unseren Herzen, mit allen unseren Sinnen umarmen wir sie, ergreifen wir Besitz von ihr in wunschlosen Augenblicken des Glückes.

Ins Obernbergtal führt uns der Abstieg. An der originellen weißen Kalkschicht, die den Südabfall des Weißhorns durchzieht, entlang, sausen wir durch schollernde, klirrende Lammern und über guttragende Firnzungen hinab bis auf das erste Grün, bis zu den ersten Blumen. Und dann folgen wir dem steilen Pfade, der die Talterrassen in kühnen Windungen überwindet, queren durch weite Felder blühenden Rhododendrons, durch saftigen Almplan, über den rauschenden Bach, den ersten Hütten zu. Und das Auge sieht überall Neues, Leben, Wachsen, den Höhepunkt des Jahres. Imponierend sind die bizarren Felsbastionen der Dolomiten wohl; mächtig die leblosen Gefilde der Gletscherwelt; — aber so lebendig, so reich an Abwechslung, an Frische und Lieblichkeit, wie diese weltfernen Tälchen hier sind sie nicht. Dort droht mit steinerner und eisiger Geste abweisend, trotzig, schroff der Berg in gigantischer Form; hier lacht er uns entgegen wie ein leutseliger Mensch, der sich freut, seinem schwächeren Nebenmenschen schöne Dinge zu zeigen und ihm Märchen zu erzählen, deren bunte Bilder ihn mit der eigenen Freude vertraut machen.

Jaufenspitze, 2483 *m* — Jaufener Hochplattspitze, 2548 *m*

16. Juni 1927.

Wenn man per Auto Bozen—Meran in 29 Minuten, Bozen—Jaufenpaß unter 2 Stunden fährt, und solcherweise bereits um 7 Uhr früh am Fuße der zu be-

steigenden Berge steht, dann ist es einem gegeben, den Tag auszunützen und dennoch bequem und gut vorher und nachher im eigenen Bett zu schlafen. Freund Mahlknecht sieht seinen am Volant sitzenden Filius wohl von Zeit zu Zeit mißtrauisch an, wenn es ohne Tempoverminderung um scharfe Ecken geht, und hat als vorsichtigerer Papa den Hebel der Handbremse in der Hand. Und wir Hintensitzenden werden launisch gefragt, ob wir noch „drein" seien, wenn's über Rinnsale hopst, daß der ganze Wagen ächzt und stöhnt. Aber es geht den Bergen zu, in einen echten blauen, leuchtenden Bergsonntag hinein, und da kann's nicht rasch genug gehn; da wird mehr denn je die moderne Maschine das angenehme Mittel zum alpinen Zweck.

Am Sterzinger Jaufenhaus wird schon fix gearbeitet; Maurer, Zimmerleute, Tischler und Maler hantieren außen und innen herum. Wein gibt's noch keinen; denn erst nächste Woche soll der Betrieb in beschränktem Umfange aufgenommen werden; und auch für's Auto finden wir ums Haus herum, wo alles mit Brettern, Balken, Ziegeln, Kalkeimern und Blech vollgelegt ist, keinen richtigen Platz. Wir kehren infolgedessen zum etwas höher gelegenen Wegeinräumerhaus zurück und stellen den Wagen knapp zu dessen Blockwand, während wir selbst von dem im Freien stehenden Tischchen Besitz ergreifen, um erst mal tüchtig zu frühstücken.

Unser erstes Ziel ist die Jaufenspitze. Ein an mehreren Stellen abgerutschtes Steiglein führt über den breiten Rücken ihres nördlichen Vorbaus zu ihr empor. Gleich an den ersten Felsen schon grüßen die duftenden, blauen Alpenprimeln, hier fälschlich Speik geheißen, in niedlichen Gruppen. Auf dem Vorbau, dessen abschüssigen Scheitel noch ein ziemlich umfangreiches Schneefeld einnimmt, durchkreuzen wir eine Schafherde, die sich der ersten Sonne nach kühler Nacht im Freien freut, sich von uns auf das Schneefeld hinausdrängen läßt und dort den weichen Schnee leckt, als ob er Salz wäre. Zwischen Vorbau und eigentlichem Gipfelmassiv schiebt sich ein kurzer, sehr plattiger Grat ein, den das Steiglein auf der Südseite absteigend umgeht. In der ersten Gratscharte vermittelt eine hohe Holzleiter den Abstieg zu den Trümmern einer Baracke, welche jedenfalls im Krieg von Übungstruppen hier errichtet worden ist. Wir bleiben auf dem Grat, welcher, leicht ausgesetzt und von einigen Kletterstellen angenehm unterbrochen, in die größeren Plattenschüsse des Gipfelbaues selbst übergeht, die einigermaßen mit Vorsicht angepackt werden müssen. In ihnen querend erreichen wir das nur mehr durch spärliche Steigspuren gekennzeichnete Steiglein rechts draußen wieder und landen bald durch eine Rinne auf dem Nordgipfel der Spitze.

Diese Spitze könnte, wenn das Steiglein besser eingehalten und an einigen Stellen künstlich versichert würde, ein Modeberg für Autoturisten werden. Vom Jaufenhaus aus ist sie in einer guten Stunde leicht zu ersteigen und bietet eine herrliche Tal- und Fernsicht, besonders auf die nahen Stubaier Gletscher, von den Tribulaunen bis zum Sonklar. Das Becherhaus ist mit freiem Auge erkennbar. Auch die Texelgruppe und die Marteller und Laaser Ortlerberge stehen gut da, ebenso die westlichen Zillertaler mit dem Olperer und dem Hochfeiler.

Nach kurzer Rast wechseln wir auf den Südgipfel hinüber und beginnen gleich den Abstieg über den brüchigen, großblockigen Grat, der die Jaufenspitze mit der Hochplattspitze verbindet. Den schroffsten Grattürmen weichen wir rechts, auf der Seite des idyllischen Wannser Tales, dessen Almen mit dem Kirchlein Sankt Johannis heraufleuchten, aus, und eine etwas tiefer angesetzte Umgehung bringt uns in die am stärksten eingeschnittene Scharte dieses Grates, in der die Massive beider Gipfel geographisch zusammentreffen. Das Klettern über diese scharfkantigen Gneisblöcke, über diese brüchigen gelbroten Schrofen, über diese harten, schlüpfrigen Stechgrasporzen und schmalen Bänder erfordert viel Vorsicht und eine andere Technik als der uns gewohnte Dolomitstein. Die Kletterei ist nicht schwierig, aber dennoch kommt

man nur langsam vorwärts, ermüdet leicht, muß sehr auf gefährdenden Steinschlag und auf die Festigkeit aller Griffe und Tritte achten. Fast zwei Stunden benötigen wir bis hinüber auf die so nahe scheinende Jaufener Hochplattspitze, deren Gipfelbau von dieser Seite ein mühsamer, steiler Grasschinder ist.

Eine prachtvolle Rundsicht belohnte uns während unsrer langen Mittagsrast. Besonders fesselnd wirkte für uns der Blick nach Norden, wo über des Brenners Scheidewand der runde Kopf des Patscherkofels und die Innsbrucker Nordkette deutlich zu sehen waren. Nach Süden ist die Fernsicht durch die Wände des Weißhorns und des Hochwart begrenzt, welch' beide Gipfel sich von hier aus recht stattlich präsentieren. Besonders das Weißhorn mit seiner noch vorhandenen, von einem schönen Bergschrund durchschnittenen Schneebasis gleicht einem kühnen Gletscherberg.

Die Hochplattspitze macht ihrem Namen alle Ehre. Seine Nordseite ist bis ins Kar hinab mit teilweise spiegelglatten Plattenschüssen gepanzert. Nur in der Rinne zwischen dem Hauptgipfel und dem nördlichen, niedrigeren Vorgipfel lassen dieselben aus. Wir benützten diese Rinne, vom Vorgipfel über senkrechte Wandschrofen in dieselbe einsteigend, zum Abstiege und gewannen, über Schnee abfahrend, bald den oberen Karkessel, der den Talschluß des Schluppertales, eines Seitengrabens des Jaufentales darstellt und von der letzten Siedlung im Jaufentale, Schluppes, seinen Namen hat.

Im westlichen Aste der Sarntaler Berge tragen mehrere Gipfel Namen, welche mit „Platt" kombiniert sind: Alpplattspitze, Hochplattspitze, Plattinger Spitze, Hochplattenjochspitze. Um einer Verwechslung mit der ebenfalls Hochplattspitze genannten Plattingerspitze vorzubeugen, wird unsere Spitze die Jaufener Hochplattspitze geheißen.

Auf der Mittelterrasse des Schluppertales lagen wir an den Gestaden der kleinen Teiche, die dort zwischen Blockwerk, Alprosengestrüpp und sterbenden Schneezungen den Himmel spiegeln. Einer derselben ist länglich und tief, füllt die trogartige Mulde eines Tälchens aus, besitzt selten klares Wasser und ist eiskalt. Ihm benachbart jedoch liegt ein kreisrunder, mit Binsen bestandener, seichter, dessen Wasser vielleicht 18° zählen mochte und der darob Mahlknecht junior Gelegenheit gab, seine Schwimmkünste zu zeigen. Diese Seen sind in keiner Karte verzeichnet, allein der Wegeinräumer vom Jaufen sagte uns, daß dieselben beim Volke Rosella-Seen heißen. Ihre Lage ist eine eigenartig idyllische an der Grenze zwischen dem Leben der beginnenden Vegetation und der Leblosigkeit des öden, schneedurchzogenen Trümmerkars.

Der Abstieg durch dichte Alpenrosenhänge auf die Schlupperalm und der steile Aufstieg durch den Talschluß des Jaufentales zum Jaufenhaus waren ermüdend; gern setzten wir uns nach ausgiebiger Rast, zu welcher der Wegmacher seinen kühlen Weißwein schänkte, wieder in unser Auto, das uns über Sterzing, die Sachsenklemme, den „Kalten Keller" bei Waidbruck und Blumau wieder nach Bozen brachte, nachdem Mahlknecht Vater zwecks Fortsetzung seiner Karlsbader Nachkur noch nach Seis hinaufbefördert worden war, wo ihm die Seiser Alpe noch eine Reihe von schönen Tagen im Kleide ihres aufs prächtigste entfalteten Blumenschmucks schenken sollte.

Alplerspitze, 2752 *m* — Hochwart, 2735 *m*

Rabenstein, 2.—3. Juli 1927.

Ein Martyrium für das Automobil ebenso wie für die Insassen desselben ist die Fahrt von Sarnthein über Nordheim, Astfeld, Aberstückl nach Rabenstein. Dr. Peter von Hepperger, den wir in Sarnthein mit seinem Fischzeug der Urlaubsruhe ent-

rissen, schilderte schon den Weg nicht in den rosigsten Farben; allein die vorhergehenden Regentage hatten geholfen, aus der sogenannten Straße stellenweise Tümpel zu machen; und wo dies nicht der Fall war, teilte die intensive Pflasterung ihre Härtegrade mitleidlos den Insassen des schwankenden, kreischenden Kraftwagens mit, der mit dieser Fahrt wieder einmal eine kleine Probe seiner Leistungsfähigkeit abgeben konnte. Der Weg Astfeld—Pens ist in keiner einzigen Karte als Autostraße verzeichnet. Das erste Automobil wurde in Pens in den Tagen des Rückzuges 1918 gesehen; es war ein militärischer Kamion, welcher von seinen übers Penser Joch der Heimat zustrebenden Soldaten dortselbst zurückgelassen wurde. Späterhin sind mehrmals Kraftwägen bis Pens vorgedrungen, darunter auch manche schwere des in dem Gebiete mit Vorliebe manövrierenden italienischen Militärs. Der Ausbau der Straße Astfeld—Asten wäre leicht und billig zu bewerkstelligen; auch die Verbindung Bozen—Sterzing hier durch und über das Penser Joch, eine direktere Verbindung mit dem Brenner als das Eisacktal, ist schon in Betracht gezogen und würde eine Linie von großer landschaftlicher Schönheit und von großer wirtschaftlicher Bedeutung für das Sarntal darstellen. Die größten Schwierigkeiten wären in der äußeren Sarnerschlucht sowie in den zahlreichen waldigen Gräben zwischen Penser Joch und Sterzing zu überwinden.

In Rabenstein, unserem heutigen Ziele, quartieren wir das Auto in der Tenne und uns selbst in den reinlichen Zimmerchen des einzigen Gasthauses ein, und folgen dann Dr. von Hepperger, der den Angerer, seinen Fischer, aufsucht, um mit diesem im Bunde für uns vier hungrige Kehlen (Mahlknecht senior und junior, Ing. Karl von Hepperger und mich) das nötige Quantum Forellen zu fangen. Auf dem Wege zum Angerer Hofe passieren wir das Bergwerk, vor dem in glänzenden, hohen Haufen der alabasterweiße Flußspat liegt, in solcher Reinheit nur an einigen wenigen Stellen der Erde noch vorkommend.

Der Bergbau hier in Rabenstein ist uralt. Schon die Römer sollen ihn betrieben haben. 1579 wird er erstmals urkundlich erwähnt, doch bald eingestellt. Auch die von sehr reicher Ausbeute begleitete Wiedereröffnung im Jahre 1872 dauerte nicht lange. Nach dem Kriege wurde das Bergwerk von einer italo-amerikanischen Gesellschaft angekauft, intensiv betrieben, doch 1926 wieder aufgelassen. Gegenwärtig wird nichts mehr gefördert, nur das aufgestapelte Flußspatmaterial gemahlen und, in kleinen Säcken verpackt, auf der langen Seilbahn bis nach Astfeld hinausbefördert. Preisrückgänge, hohe Transport- und Betriebsspesen, das Steigen der Arbeitslöhne und die Einführung des Einfuhrzolles durch Amerika, in dessen Erzgießereien dieses vorzügliche Material hauptsächlich ging, haben das Unternehmen wieder lahmgelegt. Außer Flußspat wird, und wurde früher noch mehr, auf silberhältigen Bleiglanz und Zinkblende gegraben.

Dr. von Hepperger und der Angerer, bachauf und bachab mit je zweien von uns als Gehilfen, hatten in der schwülen Dämmerstunde zwischen sieben und acht Uhr abends elf Forellen ans Ufer gebracht. So und so viele kleine, die das küchentechnische Spangenmaß noch nicht erreicht hatten, wurden wieder zurückgeworfen. Es war ein Vergnügen, der raffinierten Angeltechnik und Bachkenntnis Dr. von Heppergers zuzusehen. Die Forellen hier zeigen in ihrer hellen Farbe die Anpassung an den hier vorherrschenden Granit, während sie in Pens, in der Gneiszone, mehr grünlichgrau, im Porphyr draußen mehr rötlichgrau sind. Ein köstlicher Leckerbissen, von dem man stets noch mehr haben möchte, sind sie da wie dort, ob blau oder gebraten.

In der Nacht hatte es ausgiebig geregnet und morgens hingen die Nebel bis tief ins Tal herab. Doch die Kühle und die Windrichtung ließen auf eine Besserung des Wetters schließen, und deshalb zogen wir hoffnungsfreudig los. Wir nahmen den Aufstieg durch das bei Aberstückl mündende Felbertal, welches sich zu

einem geräumigen Almkessel erweitert und zwischen dem Hirzer und dem Alplerspitz und deren südöstlichen Ausläufern, dem Leiterspitz (die Sarner heißen ihn Leitelspitz, 2310 *m*) und dem Grabenkopf, 2620 *m*, weites Almterrain einschließt, die Grünangeralm, nach welcher das Felbertal auch Grünangertal geheißen wird. Zwischen dem von hier aus stattlich emporstrebenden Hirzer, auf den uns durch sich hie und da teilenden Nebel von der Schafbergalm schöne Blicke gegönnt sind, und dem Leiterspitz, führt ein hochgesatteltes Gerölljoch ins Anteran, auf die Südseite des Hirzermassivs hinüber. Zwischen Hirzer und den südlichen Ausläufern des noch unsichtbaren Alplerspitz ist der Hauptkamm niedrig, eine begrünte Schneide, bis zu deren Höhe die Schafe hinanweiden. Ein in den Karten meist unbenannter Übergang bringt hier ins Fartleis und Passeier hinüber; man nennt diesen Übergang gewöhnlich Pfandljoch, 2559 *m*, nach dem am Ausgang des Fartleis gelegenen Pfandlerhofe, wo 1809 sich Andreas Hofer verborgen hielt und in dessen höher am linken Talausgange gelegener Almhütte er am 28. Januar 1810 gefangengenommen wurde.

Im innersten Grünanger lagen noch mächtige Lawinenreste in den Rinnen; den ganzen rechtsseitigen Hang, den wir über steiles, mühsames Gras emporstiegen, beweideten Hunderte von Schafen, deren Hirt die auf der Kuppe 2305, Schafberg genannt, liegende, primitive Hütte bewohnt. Unser Versuch, in die Hütte einzudringen, mißglückte gottlob; denn der Einbruch wäre unfehlbar vom Hirten, den wir zum Gottesdienst nach Aberstückl abgestiegen vermuteten, gesehen worden. Er eilte eben, von seinen Schafen umdrängt, bestürzt über unsere Anwesenheit den Hang herab, war aber sehr freundlich, als er Dr. von Hepperger erkannte, und bot uns sogar von seiner frischen Milch an. Da bald darauf die Sonne durch die immer mehr und mehr zergehenden Nebel drang, schwand auch unser Bedürfnis, das Gabelfrühstück an einem lustig prasselnden Feuerlein im Innern der Hütte zu halten, und wir hielten es an der Quelle, die nahbei aufgeht, im Gespräch mit dem ziemlich verwilderten Hirten, inmitten der von überallher strömenden Schafe, die sich schon auf das bevorstehende „Salzen" freuten.

In weiteren drei Viertelstunden steilen Anstieges über Grashänge, plattige Schrofen und noch regenfeuchte Lammern erreichten wir den Kamm zwischen den Ausläufern des Alplerspitz und dem nordseitig ziemlich kühnfelsigen Grabenkopf, und die wenig ausgeprägte Scharte desselben, welche einen steilen Übergang ins Unterbergtal vermittelt und unterhalb der obersten Felspartien noch große Schneefelder aufwies. Den Alplerspitz selbst sahen wir als kühne, spärlich begrünte Felsschaufel links von uns aus dem Kamme ragen und beschlossen, ihn über den Grat hin zu erreichen. Diesem Beschlusse konnten sich die bereits jenseits der Scharte abgestiegenen beiden Schnelläufer, Vater Mahlknecht und Ing. Karl von Hepperger, nicht mehr anschließen, die unter uns bereits den Schnee querten und den Lammern am Südostfuße des Alplerspitz zustrebten. Sie verloren dadurch beträchtlich an Höhe und waren auch späterhin durch Zurufe nicht zu bewegen, wieder emporzusteigen, sondern umgingen das ganze Massiv. Wir trafen sie erst auf dem Hochalpelspitz wieder, in tiefem Schlafe.

Der Südgrat des Alplerspitz ist leicht und teilweise luftig, weist stellenweise auch eine ganz anregende Kletterei auf. Man überschreitet den ins Grünanger niederblikkenden Vorgipfel (Pfandlerspitz, 2567 *m*) und steigt dann an der Südseite durch steile, felsgespickte Graswände zum Hauptgipfel an. Die Rundsicht von dem kleinen Gipfelplateau ist schön, besonders die Tiefblicke ins Unterberg und Obernberg und ins Fartleis, dessen Talschluß durch die vordrängenden Felssporne des Gipfels in zwei Hochkare getrennt wird. Mahlknecht junior und ich ließen den in die reichlichen Eßvorräte seines Rucksacks vertieften Dr. v. Hepperger auf dem Gipfel zurück. Er

wollte zur günstigen abendlichen Fischstunde die Strecke Weißenbach-Pens abfischen und für uns Beute machen, indes wir noch zum Hochwart hinüberwechselten.

Der Abstieg über den Nordgrat des Alplerspitz gebot nur an einer etwas plattigen Stelle kurz vor der Scharte einige Vorsicht, der daran anschließende, kurze Aufstieg auf die Hochalpelspitze, 2535 *m*, ist leicht. Von diesem Gipfel aus streicht der Kamm, der die Täler Fartleis und Pfistrad teilt, in öden, durchfurchten Schneiden gegen Nordwesten, als höchsten Punkt das 2450 *m* hohe Hühnerspiel tragend. Durchs Pfistrad, das bei St. Leonhardt ins Passeier mündet, hinaus, sehen wir die saftgrünen Almen mit dem Kapellchen St. Anna, wo sich allsommerlich einst die stolzen Gräfinnen Fuchs v. Fuchsberg, die Herrinnen auf der Jaufenburg, ihrer Schönheit willen in Milch gebadet haben sollen.

Vom Alpler- zum Hochalpelspitz herüber haben wir schon über 200 *m* Höhe verloren. Noch mehr müssen wir auf dem Grate zum Hochwartmassiv hinüber hergeben, dessen Vorgipfel, der mit einer pompösen Steinpyramide versehene Unterberg, noch hübsch weit entfernt ist. Plattig und zerklüftet, von eisrandigen Schneezungen durchzogen, fällt der Hochalpelspitz gegen Norden und Osten ab, mehrere Terrassenkare mit kleinen Lachen und großen Trümmermulden fußen seinen Bau aus der Freißinger Alm herauf. Wir halten uns nach Möglichkeit auf dem Grate selbst, müssen denselben jedoch ein gutes Stück in die steile, äußerst brüchige Nordostflanke hinaus verlassen, um ihn nach einem Quergang wieder in einem Schärtchen zu gewinnen. Auf und ab, zwei tiefe, in die beiden Talschlußmulden von Pfistrad hinüberführende Scharten längsseits übersetzend gelangen wir endlich in die begrünte Südseite des Unterbergs, welche, dem Prinzip, daß man in den Sarntalern tunlichst auf den Graten bleiben soll, widersprechend, besser durch großzügige Umgehung im Osten in halber Zeit hätte erreicht werden können. Der Unterberg, 2707 *m*, schenkt uns, nach zweistündiger, mühsamer Wanderung vom Alplerspitz her, die wohlverdiente, lange Mittagsrast, bei welcher ich durch Verzehren einiger großer Tomaten mir den Abscheu meiner Genossen zuziehe.

Den Kammabschluß und das letzte Ziel des heutigen Tages bildete der Hochwart, auch Hohe Warte oder Braunrinnenspitze geheißen, 2735 *m*, einer der schönsten und dominierendsten Gipfel der ganzen Sarntaler Alpen. Er verdient seinen Namen voll und ganz, sowohl den einen wie den andern. Hochwart heißt er wohl deshalb, weil sein viereckiger Gipfelaufbau einer großen Aussichtswarte ähnlich sieht, Braunrinnenspitze deshalb, weil sein schauerlich zerbröckelnder Nordabfall mit auffallend rostbraun gefärbten Steilrinnen ins Sailertal niederschießt. Vom Unterberg aus überstiegen wir zunächst einen sanften Vorgipfel, gewannen über karrenähnlich gelagerte Platten und Blöcke von grauer Färbung die Gipfelscharte und erkletterten über ein rostbraunes, sehr brüchiges Wandel den Gipfelaufbau von Süden. Der Gipfel selbst ist luftig und bietet eine umfassendere Fernsicht als der Alplerspitz. Von dem jedenfalls im Blitzschlag verbrannten, auf den Karten noch vermerkten Triangel sind nur mehr die Nägel vorhanden. In großen losen Blöcken, seltsam zerstört, zieht sich der rote Gipfelgrat nach Norden weiter wie eine zerschossene Festungsmauer. Zwischen Sailertal und Pfistrad senkt er sich zum Sailertal-Joch und hebt sich jenseits desselben noch einmal zu zwei Erhebungen empor, Verstadl, 2494 *m*, und Nöderspitz, 2440 *m*, letzterer oberhalb Walten aufragend. Über dem Wannser Tal, das sich aus der Vereinigung des Sailerbachs und des Waltenbachs bildet, erblicken wir die obersten Serpentinen der Passeirer Jaufenstraße, den Jaufenpaß, und als erste Kulisse vor den Brennerbergen den Kamm Jaufenspitze—Jaufener Hochplattspitze—Gaisscheibenspitze—Ötschspitze—Weißhorn gerade uns gegenüber. Das aus dem Sailertale ins Sarntal (Weißenbach) überführende Joch, 2269 *m*, hat keinen Namen und wird wohl auch kaum begangen. Zwischen

ihm und dem Wannser Joch und Waltenbache schiebt sich als bedeutungslose Fortsetzung des Hauptkammes das kleine Massiv der Alpenspitzen (südliche, Sarner, 2479 *m*, nördliche, Passeirer, 2434 *m*) ein, deren Sporn die beiden Gabeltäler von Wanns teilt, auf seinem almigen Auslauf einen lieblichen kleinen See tragend.

Der Abstieg vom Hochwart — ungeschickterweise verließen wir den Nordostgrat, der uns zum obenerwähnten Joch, 2269 *m*, und auf einen Schafstieg geführt hätte, zu früh nach rechts — führte uns in beinahe senkrechter Linie 1000 *m* über steilsten Grashang nieder, eine Sache, die gründlich in die Knie- und Hüftscharniere geht. Aber tiefer kommt man mit diesem Springen und Rutschen in unglaublich kurzer Zeit. Einige Felsgürtel unterbrachen die abschüssigen Grasflanken und geboten kleine Umgehungen und Kletterkünste. Aber dann ging's wieder gerade nieder bis zu den ersten Latschen, Zirmen und Lärchen, und weiter bis zur untersten Almhütte des Unterbergtals dorthin, wo zum erstenmal die Weißhorn-Kalkschicht aus dem grünbraunen Gehänge bricht und sich längs des Hofer Schafbergs gegen den Weißhorngipfel hinaufzieht. Eine Spielhenne wurde aufgetreten und unter einem Alpenrosenstock das pipsende Küchlein entdeckt, dem die besorgte Mutter sicherlich gleich wieder zugeflogen ist, als wir weiter waren. Nach kurzer Rast an gutem Quellwasser trafen wir bald den Almweg an und stiegen in jene Mulde nieder, wo Obernberg und Unterberg sich vereinigen, um das Weißenbachtal zu bilden. Durch die resolute Sennerin der untersten Alm hatte Dr. von Hepperger uns Grüße hinterlassen und mitgeteilt, daß er im Weißenbacher Wirtshause auf uns warte.

Weißenbach ist einer der malerischesten Orte des Sarntals. Das Tal ist hier fast ganz eben, durch die fortwährenden Muhren des Weißenbaches aufgefüllt, welche jedoch dem Wiesboden sehr zuträglich waren. Die Häuser sind von typischer Originalität, das im Verfall begriffene, nicht mehr benützte Kirchlein trägt auf seinem grasgrün gestrichenen Turm einen großen roten Zwiebelknauf. Mitten durch die Ortschaft geht das durch mächtige Wehren gestützte Bett des Weißenbaches; die letzten Spuren seiner verheerenden Tätigkeit sind noch über die Wiesen hingespeit zu sehen. An der Talfer wuchern üppig die fleischroten Tamarisken.

Im Wirtshaus, dessen eingeheirateter Chef vor drei Jahren noch kein Wort Deutsch konnte, jetzt aber schon fast fließend den Sarner Dialekt beherrscht, sagte man uns, daß Dr. v. Hepperger bereits bachlängs gegen Pens abgegangen sei. Wir holten ihn außerhalb Pens bald darauf ein. Er stand wie eine Statue, jede Linie an ihm konzentrierter Fangeifer, vorgebeugt, im hohen Ufergras und warf eben eine silbrige, zappelnde Forelle aus. Mahlknecht junior und ich schlossen uns trotz fühlbarer Müdigkeit ihm an; und als wir eine halbe Stunde nach den anderen die Brücke unterhalb der Penser Kirche passierten, hingen zwölf Stück zum Nachtmahl an dem hackenförmigen Aste, den Paul Mahlknecht freudig in die Küche des Moarwirtes trug.

Hirzer, 2785 *m* — Hönigspitze, 2699 *m*

(Aberstückl — Meran)

Sonntag, 2. Oktober 1927.

Wenn man eine Landschaft auf dem Höhepunkt des Jahres, Ende Juni, zum letztenmal sah und dieselbe in Erinnerung behalten hat, blühend und blustend in ihrer Vollkraft, — und wenn man die gleiche Landschaft dann im Herbst wiedersieht, so ist das so wie bei einem lieben Menschen, dem man nach Jahren wieder begegnet. Im ersten Augenblick ist man ein wenig bestürzt. Herrgott! Ist der doch gealtert! Wohl glänzen seine Augen noch so wie damals, wohl ist seine Stimme, sein Lächeln

noch dasselbe; aber sein Haar ist grau geworden, seine Züge sind müder, sein Antlitz von Falten und Fältchen durchfurcht, seine Haltung ist gebeugter. Nach und nach erst verwischt sich dieser erste, auf beiden Seiten Verlegenheit auslösende Eindruck, die alten Fäden gegenseitiger Beziehungen beginnen sich wieder zu spinnen und es wird, als ob die Zeit stillegestanden sei in all' den Jahren der Trennung. Und mit etwas bitterem Gefühl kommt es einem zum Bewußtsein, daß man ja selbst auch den nämlichen Eindruck hervorgerufen habe und daß man ja selbst auch nicht jünger geworden sei.

Solche Gedanken beschäftigten mich, als wir — Mahlknecht, Tomasi und ich — an jenem prächtigen Herbstabend durchs Talfertal hereinkamen und ich in Oberstückl die wohlbekannte Landschaft des Felbertals grüßte, die mit geschnittenen Wiesen und rostbraunen Almhängen unter glühen, hohen Wolken der Dämmerung zusank. Aber nicht nur das Altern der Natur stand dieser Landschaft im Gesichte geschrieben; auch die Züge entfesselt gewesener Leidenschaften hatten sich in dasselbe gegraben. Ein schwerer Wolkenbruch war im Sommer hier niedergegangen, hatte die Schneemassen der im innersten Grünanger liegenden Grundlawine als zähen Brei ins Rollen gebracht, sie tiefer unten aufgestaut und mit aller Gewalt auf die Wiesen bis zur Talfer hin geworfen, dieselbe in großem Fächer weit hinaus vermuhrend. Der Stadel des Platzmannhofes mitsamt dem Vieh wurde fortgerissen, der Hof selbst wird aufgegeben werden müssen, da sich das tückische Wasser immer näher und näher an ihn heranfrißt.

Die Nacht verbrachten wir in dem zum Pfarrhause gehörigen Wirtshaus, nachdem uns der Gastgeber und Kurat, eine kraftvolle, vielseitig gebildete Persönlichkeit, abends seine unterhaltsame Gesellschaft gewidmet hatte.

Der drauffolgende Sonntag leitete, nach mehrwöchentlicher Regenperiode, welche auch schon von den ersten Herbstschneefällen begleitet gewesen war, jene Reihe von Herbsttagen im Gebirge ein, die man herunten im Etschland „goldne Herbsttage", droben im Gebirg aber die „gläsernen Herbsttage" zu nennen pflegt. Drunten im Etschland hat die Weinlese begonnen, alles schwelgt in den Prunkfarben der Reife; droben aber spannt sich, wie eine gewaltige Kugel aus hellstem Glas, das Firmament in strahlender Bläue, und die Gipfel ragen, wie aus buntem Kristallglas geschliffen, aus Felssockel und Firnschale. Die Luft ist so rein und so kühlklar wie niemals im Sommer, und die Sicht so weit, so weit wie durch blanke Fensterscheiben, von denen die Vorhänge weggezogen wurden.

Unser Besuch galt dem höchsten Gipfel der Sarntaler Berge, dem Hirzer. Im neuen „Hochtouristen" sind drei Wege auf ihn enthalten: zwei von Meran über die Hirzerhütte und einer von Südwest über das Missensteinjoch und die Kratzberger Seen. Ich bezweifle es, daß dieser letztere Weg von vielen Bergsteigern gewählt werden dürfte; denn er ist sehr weit und deshalb unrentabel, weil er mit Umgehung der schönen Gipfel des Plattingermassivs vom Missensteinjoch über die Kratzberger Seen ins Anteran herüber einen wesentlichen Abstieg enthält, dessen Höhenverlust mühsam wieder eingebracht werden muß. Viel kürzer und nicht minder interessant ist

der im „Hochtourist" nicht erwähnte Hirzeraufstieg von Aberstückl entweder durchs Anteran oder durch das Felber- (Grünanger-) Tal, beide ungefähr gleich weit. Wir benötigten für diese etwa 1550 *m* Steigung (Aberstückl, 1235 *m*), einschließlich einer kurzen Rast auf der Anteraner Alm, netto 4 Stunden.

Anteran ist ein linksseitiger Seitengraben des Sägebach- (Missensteiner) Tales. Über seiner unteren Steilstufe, deren Rand mit der Baumgrenze zusammenfällt, weitet sich eine große Almmulde bis an den Hauptkamm zwischen Plattenjoch und Hirzer hin, im Norden von den Steilhängen jenes Hirzer-Ostgrates begrenzt, welcher als Endpunkt den Leiterspitz trägt und das Anteran vom Grünangertal scheidet. Der Aufstieg auf den Hirzer durch das letztere ist sehr eindeutig: aus dem Talschlusse steil auf das Pfandlerjoch (Fartleistaljoch) empor und dann über den wenig ausgeprägten Nordgrat steil durch brüchiges Geschröf auf den Gipfel. Durchs Anteran ist der Weg im unteren Teil komplizierter, besonders dann, wenn man, wie wir es taten, den Einstieg ins Sägebachtal schon gleich von Aberstückl aus vermeiden und direkt zur Anteran-Alpe aufsteigen will. Da wendet man sich von der Aberstückler Kirche gerade empor zum Lahnerhofe, der inmitten weiten Wieshanges frei thront, und folgt dem steilsten der gegen Westen emporführenden Steiglein, bis man am Rande einer gewaltigen, wilden Lahn steht. Links unten guckt auf seinem Wiessporn der Windlahnerhof mit seinen malerischen Dächern. Durch dichten Wald geht's auf oft kaum als solches erkennbarem Steiglein stets am Ufer der Lahn hinan bis auf die südöstliche Alpschulter des Leiterspitz, auf welcher man sich bereits über der Baumgrenze befindet und schönen, freien Ausblick gewinnt. Ein hübsches Steiglein führt von hier aus horizontal durch die verwaschenen Rinnen des Südhanges des Leiterspitz direkt zur oberen Anteraner Alm hinüber, die in der Mitte der großen Mulde zwischen Hirzer- und Plattingerstock liegt. Der Hochplattinger wirkt von hier aus als schöne Felspyramide imponierend. Sein mit Türmen gespickter Ostgrat trennt das Anteran von der Kratzberger Alm. Oberhalb der Schafhütten von Anteran, an der Grenze zwischen den Weideböden und den Schuttlammern, glitzern einige kleine Teiche, von springenden, murmelnden Bächen gespeist. Auch hier muß das Unwetter arg gewütet haben; denn der Schuttfuß des Grates Plattenjoch—Hönigspitze ist von breiten, tiefen Wasserfurchen durchzogen, an deren unteren Enden sich Haufen von abgeschwemmtem Schutt türmen.

Der Hirzer macht, aus dem Anteran gesehen, keine besonders gute Figur. Er ist wie eine kleine, begrünte Schaufel, die sich kaum über ihre Umgebung emporhebt. Der Ostgrat, zum Leiterspitz hinüber, setzt mit einigen hübschen, zerborstenen Grattürmen an, der Südgrat, der Hauptkamm, läuft über den schmalen Einschnitt des Plattenjochs ziemlich einförmig weiter bis hinüber zum Hochplattinger. Die Hönigspitze ist von hier aus bloß als etwas stärkere Gratanschwellung erkennbar.

Neben sprudelnden Wasserläufen über steile Schutt- und Grashänge ansteigend kommen wir auf die erst 1926 von den Meranern erneuerte Markierung, die von den Kratzberger Seen herkommt und folgen den sattsam reichlichen roten Klexen und den Steigspuren bis unter den Grat hinan. Dort mündet, von der Nordwestseite her den Grat erreichend, das gut markierte, doch wenig ausgetretene Steiglein, welches von der Hirzerhütte ausgeht; wenige Augenblicke später stehen wir auf dem Grat selbst, und unser Blick wird um mehr als 90° weiter. Tief unten liegt Meran, das Passeiertal; auf dem letzten Alpel zu Füßen unserer Felsen die schmucke Hirzerhütte, 2050 *m*. Einige Minuten später aber sind wir auf dem Gipfel selbst oben, und auch der nördliche Horizont, der noch gefehlt hat, das Stück vom Peitlerkofel bis zu den Stubaiern, fügt sich in den herrlichen Kreis unseres Auges ein.

Der Hirzer (früher auch Prennspitze geheißen, nach der Siedlung Prenn zu ihren Füßen) ist wirklich im weitesten Maße einer jener Gipfel, von denen aus man „Tirol

Salten

Sarntaler Weißhorn vom Penser Joch aus

Talschluß des Wannsertales mit Hochwart und Wannserjoch

mit einem Male übersieht". Vorausgesetzt, daß man einen so klarflüssigen Tag erwischt wie wir. Was zwischen Dreiherrenspitze und Sesvenna, Monte Baldo und Bettelwurf an Fels und Firn sich gen Himmel spitzt, lag in seltener Reinheit vor uns. Und hinter der Sesvenna guckte vorwitzig sogar noch ein Berninariese herüber. Die Nordhänge aller Gipfel, auch des unsrigen, waren mit leichtem Neuschnee bestreut und drunten in den Talfurchen zog, wie im Hochsommer, der Dunst eines heißen Tages. Ein Meraner Ehepaar, welches auf einem Grasband unterhalb des Gipfels seinem Proviant zusetzte, zeigte uns in den nahen Westschrofen der Hönigspitze die Stelle, wo im Frühsommer 1927 eine junge Meranerin das Todesopfer für leichtsinniges Abfahren bringen mußte. Das Gipfelbuch des Hirzer ist eine Spende der (jetzt aufgelösten) Sektion Meran der „Naturfreunde", welche sich um die Erschließung dieses Gebietes große Verdienste erworben hat.

Angesichts der noch frühen Stunde beschlossen wir nach reichlichem Gabelfrühstück, noch nicht den bereits in den schattigen Schrofen unten den Abstieg verfolgenden Meranern nachzugehen, sondern noch ein Stündlein die Höhe zu genießen, und blieben auf dem Grat, der uns mühelos in einer Viertelstunde hinüber auf den breiten Scheitel der Hönigspitze brachte. Dieser Gipfel ist in den meisten Karten als „Königspitze" enthalten und seine genaue Höhe nicht angegeben; sie dürfte etwa 2700 *m* betragen. Die Stelle des Grates zwischen ihr und Hirzer, wo (von der Hirzerhütte) der markierte Anstieg auf den Hirzer mündet, wird, trotzdem sie keine Scharte darstellt, die „Obere Scharte" genannt. Übertrieben ist im „Hochtourist" die Angabe, daß die Grashänge der Hönigspitze sehr steil und schwindlig seien; bis auf einige ganz kurze Stücke trifft dies nicht zu. Nach einem Mittagsschläfchen, aus dem wir schweißgebadet erwachten, stiegen wir vom Gipfel zu jener breiten Grasschneide ab, welche wir von Anteran aus für das Plattenjoch gehalten hatten. Doch dasselbe liegt noch etwas südlicher, ist eng, scharf eingekerbt und von einer senkrechten, auffallend weißen Gesteinsschicht durchzogen (Marmor). Zwei Felsköpfe trennen es von dem oben erwähnten Grassattel, der als Übergang vom Passeier (Thal, Videgg) nach Anteran—Aberstückl besser in Betracht kommt als das Plattenjoch selbst und Videgger Nieder genannt wird. Nachdem wir diesen Grassattel für das Plattenjoch, 2402 *m*, hielten, war unser Erstaunen begreiflicherweise sehr groß, als wir feststellen mußten, daß keine Steiglein, aber auch nicht die geringste Spur eines solchen, gegen die Passeirer Seite hinabführte. Es war Mahlknechts berggeübtes Auge, das den Ausweg fand; es entdeckte, während Tomasi und ich von den vordersten Felsecken hinab in die Steilen der obersten Mazulschlucht spähten, kaum bemerkbare Spuren durch die brüchigen Gehänge der Südseite der Hönigspitze, unerkennbar, ob menschlicher Herkunft oder bloß von hochgrasenden Schafen oder Ziegen getreten. Wir folgten diesen problematischen Spuren über manchmal sehr exponierte, plattige Bänder durch steiles Gras und brüchige Schrofen lange dahin, mählich absteigend, bis wir tief unter uns eine Gruppe Schafhütten und, weiter rechts, eine niegesehene Alpformation erblickten. Ein fast rundes Almplateau ragte dort, von tiefen Schluchten und Bruchlahnen aus dem Massiv der Hönigspitze isoliert, wie eine Insel empor; nur eine schmale, gratartige Brücke leitete aus unseren Schrofenwänden zu ihm hinüber, auf beiden Seiten schon gefährlich tief unterwaschen und gegen die roten Lahnen hinabhängend. Wir überschritten sie, querten die mäßig geneigten Mähder hinab bis in den Wald, labten uns in diesem mit Händenvoll erfrischenden Preiselbeeren und fanden bald einen von Regengüssen arg zugerichteten Weg, welcher uns zu den idyllisch gelegenen Höfen Videgg, 1528 *m*, mit ihrem zierlichen Kirchlein brachte.

Daß Tomasi ein Kinderfreund ist, der in den Tiefen seines Rucksacks eine Menge Süßigkeiten birgt, müssen die Videgger Kinder direkt gewittert haben; als wir uns zu längerer Jausenrast an den Brunnen zwischen den Häusern setzten, waren wir

von ihnen bald umlagert, und Tomasi verteilte Bonbons, Zuckerfeigen und eine Schokoladentafel unter sie. Das größte Kind, eine hübsche Dirn von ungefähr 18 Jahren mit schlagfertigem Mundwerk, erhielt von unserem Kinderfreunde den gebührenden Löwenanteil.

Der Abstieg von Videgg in die tiefe Mazulschlucht ist malerisch. Kühn hingepickte Höfe an den Hängen, Wasserfälle, steil niederhängende Grasgrate, stämmiger Hochwald. Überall die verheerenden Spuren des Hochwassers, welches im heurigen Jahr besonders arg das Passeier heimgesucht hat. Jenseits der Mazulschlucht ein stellenweise promenademäßiger Waldweg. Der Abstieg vom Hirzer nach Meran, 305 *m*, bedeutet nicht weniger als 2480 *m* Gefälle auf einer Luftlinie von 15 *km*, und dabei wird die Strecke Mazulschlucht—Schenna fast horizontal gemacht; kein Wunder, daß einem so was in die Beine geht und daß man mit Freuden die üppigen Kastanienkronen, die Weinpergeln, das romantische Schloß und die schmucken Häuser von Schenna begrüßt, welches noch eine letzte Rast bei einem guten Tropfen in schattigem Gärtlein über der stimmungsvoll dämmernden Poesie des herbstlichen Burggrafenamts gönnt, eh' es hinabgeht ins Tal, nach Meran, dessen erste Lichter schon aufzublitzen beginnen aus früher Nacht, Leuchtkäfern gleich, die über die duftende Süße schwerer, reifer Trauben huschen, von denen dieser Garten zwischen den Bergen just voll ist.

Der Grat über den Hönigspitz — es ist der Südgrat des Hirzers — wird Videgger Grat genannt. Ein weiterer Aufstieg auf den Hirzer folgt, direkt von der Hirzerhütte aus, dem Westgrat; dieser Grat, sowie der Westgrat der Hönigspitze, den man von der Groß-Lichte-Alm ansteigt, enthalten einige brüchige Absätze, welche Kletterei erfordern. Über eine Begehung des Hirzer-Ostgrates, aus der Scharte gegen Leiterspitz hin (Übergang aus dem Anteran ins Grünanger) ist mir nichts bekannt.

Der Plattengrat

Plattinger — Alpplattspitze — Hochplattenjochspitze

Am Sonntag, 1. Juli 1928, überkletterte ich mit meinen Bergfreunden Heinrich Tomasi, Andreas Kreil und Anton Gruber-Wenzer dieses interessanteste Stück des Sarntaler Westkammes, den Grat zwischen Hirzer und Ifinger, kurzweg Plattengrat genannt, da die Gipfel, die er enthält, lauter mit „Platt" kombinierte Namen sind, und da der ganze Charakter des Grates den Namen vollauf verdient. Und wer, wie wir, da stundenlang drüberreitet, dem gebührt der Name „Plattenbruder!" stellte der Gruber-Toni fest, als wir den Grat hinter uns hatten.

Wir waren, trotz des gesprächig ausgedehnten Abends mit dem Herrn Kuraten Telser, schon zeitlich in Aberstückl aufgebrochen und hatten an der herrlichen Quelle der Anteraner Alm, die frische Kresse als Beilage zu Schinken und Würsten spendete, Frühstücksrast gehalten. Ein Hirt, mit dem wir ins Gespräch kamen, maß uns von oben herab, als er unseren Plan erfuhr, den Plattinger zu überschreiten, und meinte: „Do kemmt's ös net umi!" Im übrigen gab der Mann mir die wertvolle Auskunft, daß der im „Hochtouristen" (IV, S. 321) erwähnte „rauhe, mit einer Stange versehene, zuletzt schwer erkletterbare, namenlose Felskopf (P. 2539 der Spezialkarte)" zwischen dem Plattenjoch und der Schafkammerspitze im Volksmunde der Ittler heiße. Die Einführung dieses Namens statt des obigen Schwanzes von Epitheta würde für die nächste Auflage des „Hochtouristen" eine Ersparnis von drei Druckzeilen bedeuten.

Im übrigen weist gerade dieser Teil des Sarntaler Westkammes bezüglich Nomenklatur die größten Unstimmigkeiten und Ungenauigkeiten auf. Auf den alten Karten ist durchwegs als „Plattinger" die Hochplattenjochspitze angegeben, also der am

weitesten gegen Süden, gegen das Missensteinjoch vorgeschobene und vom Mölten-Haflinger-Plateau als regelmäßige, hochragende Pyramide neben jener des Ifinger gesehene Berg, während dieser Name jedoch dem Kulminationspunkt dieses Kammstückes, dem Punkt 2679 *m*, zukommt. Dieser nördlichste Gipfel des Plattengrats, diese schöne, von allen Seiten mit mächtigen Plattenschüssen gepanzerte Spitze ist der eigentliche Plattinger, auch Hochplattinger oder Hochplattspitze genannt, der steilste und schwierigste der Sarntaler Berge, wenigstens der höheren. Ältere Karten enthalten für die Scharte zwischen ihm und der nördlich anschließenden, als Gipfel unbedeutenden Schafkammerspitze, 2617 *m*, den schönen und jedenfalls uralten Namen „Joch zu den Suchbrunnen", welcher in den neueren Karten und auch im neuen „Hochtourist" nicht mehr vorkommt. In letzterem wird diese Scharte lediglich die „Scharte zwischen Schafkammer- und Hochplattspitze" genannt. Der originelle, alte Name dieser Scharte sollte jedoch wieder eingebürgert werden, wenn auch dieses „Joch zu den Suchbrunnen" neben dem nahen Plattenjoch und dem Videgger Nieder als Übergang vom Sarntal ins Passeier nicht in Betracht kommt und höchstens von Touristen anläßlich der Überschreitung des Plattengrats berührt wird. Das Joch ist bedeutend höher als die beiden obgenannten Nachbarjöcher und fällt gegen die Passeirer Seite steil und schrofig ab. Alpplattspitze und Hochplattenjochspitze sind in den meisten Karten weder benannt noch kotiert, doch sind diese Namen den Meraner Bergsteigern, welche diese Gipfel von der Biffinger-, Kirchsteiger- und Leiseralm herauf sowie vom Ifinger herüber oft und gern besuchen, geläufig und wurden auch in dem neuen „Hochtouristen IV" (1927) als Gipfel des Plattengrats, leider auch hier ohne Höhenangabe, aufgenommen.

Die dortselbst enthaltene Gratwanderung Plattingerspitze—Alpplattspitze—Hochplattenjochspitze ist angegeben als „für geübte Felssteiger nicht schwer und sehr lohnend. Schöne Tiefblicke, großartige Felsszenerie". Diese Angaben sind vorbehaltlos zu bestätigen. Nicht zutreffend ist dagegen die angegebene Zeit von 2¼ Stunden, da wirklich geübte Felssteiger, die auch an etwas schwierigeren und glatten Stellen ohne Seil und ohne Schuhwechsel zu gehen gewohnt sind, diese Überschreitung auch in 1½ Stunden reiner Gehzeit absolvieren können, vorausgesetzt, daß sie immer und überall die beste Möglichkeit erfassen, die vielen ungangbaren Gratstücke und Grattürme ökonomisch zu umgehen. Die Überschreitung des Plattengrats erfordert auf jeden Fall jedoch absolute Schwindelfreiheit, da man sich stellenweise in großer Ausgesetztheit bewegt und für die, die in Nagelschuhen gehen, auch absolute Trittsicherheit und Vorsicht, da lange Strecken über glatte, schräge Granitplatten führen, auf welchen oft nur kleine Kerben und Spalten Stützpunkte für die Sohlen bieten. Die mehrmals schon gemachte ganze Überschreitung des Grates vom Ifinger zum Hirzer (meist mit Umgehung des Ittler auf der Ostseite) ist eine beschwerliche Tur, welche weit über 10 Stunden beansprucht. Die südlich abliegende Hochplattenjochspitze wird hierbei abseits liegengelassen und vom St. Oswalder Sattel aus entweder der direkte Grat (schwierig) oder die erste Rinne südlich zur Alpplattspitze empor genommen. Das nördliche Kammstück, vom Joch zu den Suchbrunnen über Schafkammerspitze—Ittler—Plattenjoch—Videgger Nieder—Hönigspitze—Hirzer ist im Vergleich zum schneidigen Felsgrate Alpplattspitze—Plattinger langweilig zu nennen, da weder technisch noch landschaftlich mit den Reizen des letzteren zu vergleichen.

Wir stiegen den Plattinger — dieser Name ist den anderen als der den Einheimischen geläufigste vorzuziehen — nicht über die von hier aus gewöhnlich gemachte Weise, nämlich über das Joch zu den Suchbrunnen und den kurzen Nordgrat, an, sondern nahmen, nachdem wir die zwei kleinen Seen am Fuße des Ittler berührt, Kurs gegen Süden, querten die Mulde der „Schafkammer" mit ihren chaotischen Steinfeldern, Schneeflecken und ihrem noch halb zugefrornen obersten See, und steuer-

ten auf jene Stelle des Ostgrats des Plattinger zu, an welcher dieser Grat den steilen Aufschwung zum Gipfel nimmt. Diese Stelle, ein kleiner Sattel, ist ungefähr die Mitte des langen Grates. Die untere Hälfte, gegen Anteran zu von einigen mächtigen Felspfeilern getragen, läuft stetig sich senkend gegen den Sägebach (auf alten Karten Mieschenfleckbach genannt) hinab und teilt die beiden kesselförmigen Seitentäler von Anteran und Kratzberg voneinander ab. Über aufweichende Schneezungen, durch schwarzes Geröll und über lose, grasdurchsetzte Plattenschrofen geht es steil und mühsam hinan auf den Gratsattel, der uns während unserer kurzen Rast den neuen Blick auf die Ostflanken des Plattengrats, auf das Missensteinjoch, den Kesselberg, die weitgedehnten Almflächen des Essenbergs und besonders auf den schönen, tiefblauen Kratzberger See schenkt, der gerade unter uns in sein Steinkar gebettet liegt. Während der ganzen Überschreitung des Plattengrats kann sich der Blick stets an diesem idyllischen Wasserspiegel, der dieser Einsamkeit so viel Reiz verleiht, laben, und gar zu oft wünscht man sich hinab an das silberklar sprudelnde Bächlein, das in lustigen Kaskaden aus der Seeschale sich durch begrünten Felshang hinabtummelt und möchte dort einen erfrischenden Trunk tun. Von unserem Gratsattel aus ist der Aufstieg zum Gipfel, von dem uns eines Meraner Bergsteigers Juchzer entgegenklang, um so reizvoller, je mehr man sich direkt auf der Gratschneide hält, je weniger man in die Ostseite mit ihren Grasbändern und Geröllrinnen auskneift. Da gibt es manch nette kleine Kletterstelle über diese eigenartig übereinander geschichteten Granitblöcke, über diese verwitterten Platten empor und durch diese regelmäßig geborstenen, scharfkantigen Risse nud Kaminchen. Knapp unterhalb des Gipfels hatte ich mich verführen lassen, dennoch nach links abzuweichen und klebte bald darauf mit meinem schweren Rucksack und mit meinem hinderlichen Pickel mitten auf einer ungeheuren, spiegelglatten und steilgestellten Platte, durch die ein Spalt, der problematische Griff- und Trittmöglichkeiten bot, als einziger Ausweg nach oben zog, während unter mir die Felsen zu einem respektablen Abbruch jäh abkanteten. Mit Kletterschuhen hätte man die 2, 3 *m* Plattentraverse zu den nächsthöheren, guten Griffen leicht wagen können, in Nagelschuhen war die Sache riskant. Freund Kreil, der schon den Gipfel erreicht hatte, warf mir hilfsbereit ein Ende des schnellabgewickelten Seils zu und mit dieser mehr moralischen als materiellen Sicherung in einer Hand schwang ich mich lachend empor, während meine Kameraden mich ausspotteten und mit weiland Kaiser Max in der Martinswand verglichen.

Schon während des Emporsteigens über den Grat waren ringsum unsere bekannten Heimatberge aufgetaucht, einer nach dem andern. In der Nähe die keck zum Himmel stechenden Hörner des Alplerspitz und des Weißhorns in der Fortsetzung unseres Kammes, drüben die Flaggerberge, draußen die Dolomiten vom Peitlerkofl bis zum Latemar und zur fernen Cima d'Asta. Ganz besonders schön im Ausschnitt des Penser Jochs stand der kühne Pflerscher Tribulaun, und weiter rechts die sonndurchglitzerten westlichen Zillertaler Eiswälle. Diese Rundsicht wurde auf dem Gipfel noch durch die andere Hälfte, durch Stubaier, Ötztaler, Ortler, Presanella und Brenta ergänzt, die halb in Kumuluswolken staken. Überwältigend prächtig aber bot sich der Tiefblick auf die Mazulschlucht und das gottgesegnete, rebumkränzte Meran.

Der junge Meraner Bergsteiger hatte, nachdem er einige Worte mit uns gewechselt, den Gipfel verlassen; mit ihm — im Rucksack, wohin er sich ohne Sträuben stecken ließ — sein stichelhaariger Fox, der selbst auf diesen abschüssigen Felsen kein größeres Vergnügen kennt (wie wir später auf der Alpplattspitze drüben feststellten), als Steine zu apportieren. Das erhabene Gipfelgefühl scheint demnach ausschließliches Privilegium der Gattung homo zu sein.

Den Grat zur Alpplattspitze hinüber begingen wir, nach ausgiebiger Rast, mit der Beschreibung des „Hochtouristen" in der Hand. Zumindest im ersten Teile.

Die schmale Gratschneide des Plattinger bricht jäh nach Süden ab zu einer Scharte, die von einem hohen, kühnen Gratturm geritten wird. Wir kletterten die Gratschneide selbst über ausgesetzte, griff- und trittarme Platten ab, was gar nicht leicht war, und sahen, daß die Umgehung des Gratabbruchs auf der Ostseite über ein schmales Grasband bedeutend leichter und zeitersparender gewesen wäre. Im Schärtchen zwischen dem Plattinger-Abbruch und dem obenerwähnten hohen Gratturm ist ein kleiner, durch eine aufgebäumte Platte gebildeter Zacken mit einigen luftigen Klettertempi zu übersteigen, ehe man, den hohen Turm über leichte Schrofen in der Ostflanke umgehend, die Hauptscharte erreicht, in welcher noch Schnee lag. Die durchaus plattigen Granitfelsen, aus deren verwitterter Oberfläche man mit den Nägeln die Kristalle kratzen kann, erfordern in Nagelschuhen bei jedem Schritt die nötige Vorsicht; denn Ausgleiten und sich nach abwärts Überschlagen wäre hier eins und dasselbe.

Jenseits des hohen Gratturms erreicht man wieder den Grat selbst, welcher oft zum Reitsitz zwingend scharf, doch sicher weiterführt zu einer Einsattelung, über die ein in älteren Karten eingezeichneter Pfad einen unglaubwürdigen Übergang aus dem Kratzberger Kessel in die Mazul vermittelt.

Die weitere Route zur Alpplattspitze gibt der „Hochtourist" ganz allgemein durch den Osthang schräg empor an und setzt in Klammern hinzu: „Jedenfalls auch von der Scharte direkt über den Grat ohne Schwierigkeit." Letzteres ist dem langweiligen Queren über Schutt, brüchige Schrofen und Stechgrasporzen entschieden vorzuziehen, auch nicht zeitraubender. Die Kletterei über einzelne scharfe Gratstücke ist anregend, der Tiefblick, besonders hinab in die wilde Mazulschlucht, stets prächtig. Die schwierigste Passage ist jene über einen etwa 15 *m* hohen, völlig glattscheinenden Gratturm, welcher ein schneeerfülltes Gratschärtchen keck überragt. Man überklettert ihn an kleinen, doch festen Haltpunkten zu beiden Seiten (besser östlich) des spitzen Gipfelpunktes und hat dann bis zur Alpplattspitze wieder einen schönen, leichten Klettergrat vor sich, von dem man nicht abzukneifen braucht und der direkt zur Gratanschwellung leitet, welche den Gipfel bildet. Die Aussicht von der Alpplattspitze ist dieselbe wie jene vom Plattinger, doch die Nahsicht vermehrt noch um den prachtvollen Blick auf die wald- und almenüberzogenen, weiten Flächen des Hafling-Möltener Plateaus, die sich als Salten und Alten bis zur Bozner Talgabel hinausziehen. Imposant steht gerade gegenüber im Westen der Ifinger mit seinen zerborstenen Nordwänden; der nach dieser Richtung gesandte Juchzer löst ein selten schönes, oftmaliges Echo aus.

Während des kurzen Mittagsnickers, den wir auf dem wenig geräumigen Gipfelknauf taten, löste sich die Gipfelbesatzung, welche bei unserer Ankunft aus vier jungen Meranern und dem bereits auf dem Plattinger drüben erlebten, drolligen Fox bestanden hatte, ab; denn als wir erwachten, saßen plötzlich zwei ganz neue Bergsteiger da, deren Kommen wir zuerst gar nicht bemerkt hatten. Dies bot uns den Beweis, daß die Alpplattspitze, sowohl selbständig als in Verbindung mit Hochplattenjochspitze und Ifinger, ein beliebtes Sonntagsziel der Meraner Bergsteigerwelt darstellt.

Der Hauptkamm senkt sich in südwestlicher Richtung von der Alpplattspitze, mit jähen Grattürmen, deren tiefster ein großes „Fenster" trägt, und geht in den breiten St. Oswalder Sattel über, um sich jenseits im Nordgrate des Ifinger fortzusetzen. Der Plattengrat jedoch zieht vom Alpplattgipfel gegen Osten und findet seinen Schlußpunkt in der breitausladenden Pyramide der Hochplattenjochspitze. Wir vertrauten unserem Berginstinkte, als wir dieses Gratstück begingen, das die doppelte Zeit beansprucht, wenn man nicht die richtigen Umgehungsmöglichkeiten einiger ganz imposanter und spiegelglatter Gendarmen findet und sich darauf versteift, so lang als möglich die Schneide beizubehalten. Letzteres ist auch deshalb nicht nötig, weil man zur Scharte, die den Ostgrat der Alpplattspitze von der Hochplatten-

jochspitze trennt, ohnehin ziemlich tief abzusteigen genötigt ist. Die profitabelste Umgehung dabei ist jene des letzten Gratturmmassivs über steile Grasschrofen auf der Ostseite, wie Gruber und ich dadurch beweisen konnten, daß wir hübsch einige Minuten früher als Tomasi und Kreil auf der Scharte landeten. Diese beiden hatten die im „Hochtourist" angeratene westliche Umgehung gemacht und waren länger als wir anderen beiden der Gratschneide treu geblieben. Die breite, noch schneeerfüllte Scharte ist offiziell nirgends benannt, doch dürfte sie das Hochplattenjoch sein, von dem die nunmehr leicht zu ersteigende Hochplattenjochspitze ihren Namen herleitet. Als Übergang ins Kratzbergerkar kommt sie nicht in Betracht.

Ohne Rast, denn es blies ein etwas unangenehmer Wind und hinter dem Weißhorn braute sich mit schwarzgelben Wolkenwänden ein Gewitter zusammen, überschritten wir den geräumigen, grasüberzogenen Gipfel und stiegen durch grobe, unangenehme Lammern, in denen sich der Granit bereits mit rotem Grödner Sandstein und Tonalit mischt, gegen das Kirchlein Sankt Oswald ab.

Schon von den Gipfeln droben hatte uns das Idyllische dieser Örtlichkeit angeheimelt. Mitten in der Einsamkeit, wo das letzte Grün der Almen und des Alpenrosengestrüpps noch hinaufgreift in die grauen Felsen, auf einem Bühel neben den silberklaren Kaskaden des Sinnichbaches, der hier entspringt, ein kleines, menschliches Werk des Glaubens und Vertrauens zwischen den großen Bergschöpfungen des Herrgotts, steht diese Kapelle da. Der 5. August ist ihr Ehrentag, der Tag „Maria Schnee"; da kommen die Sennen und Hirten von den Almen drunten herauf, so viele, daß das kleine Gotteshaus sie nicht fassen kann, und huldigen ihrem Schöpfer. Die Sage aber weiß, daß einst ein König Oswald, von den Heiden verfolgt, auf den Ifinger floh, wo alles gerade voll blühender Alpenrosen stand. Der König hatte als einzigen Getreuen einen Raben bei sich. Hirten fanden des Königs Bild an jener Stelle und bauten die Kapelle; die Alpenrosen aber heißen in dieser Gegend die „Oswaldstauden" (Junks Naturführer durch Tirol, 1913, S. 289).

Erfrischt durch Waschung und Trunk im Sinnichbache zogen wir über die frischgrünen Almflächen weiter zum Naifer Paß und zur Biffinger Alm, dem Schiübungsterrain der Meraner. Eine halbe Stunde tiefer, auf der Alpe Falzêben[1]) ging's lustig zu; da wurde getanzt und Kegel geschoben und gestochen um das „Best", ein weißes und ein schwarzes Schaf, die resigniert, an einen Baumstamm gebunden, dem lebhaften Treiben zusahen. Bauern in ihrer malerischen Tracht des Burggrafenamts und städtische Männlein und Weiblein, Hunde, Hühner, Gänse, Rinder und hellmähnige Haflingerpferde belebten den Wiesplan; und alle hatten Blumen in den Händen und auf den Hüten, blutrote Alpenrosen, Enzian, Brünellen und violette Primeln aus den Felsen oben. Der typische Sonntagabend im Frühsommer, an dem Mensch und Tier sich freut, daß die Almzeit angebrochen, die herrliche, freie, gesunde Zeit der Höhe. Welcher Bergsteiger muß diese Freude nicht auch teilen?

Der Ifinger — Der Salten

„Der Riese Ifing teilte Wodans und der Menschen Reich." Schlagender als durch diesen einfachen Satz hat die Natursage nirgendwo eines Berges Charakter gezeichnet. Er steht zwischen zwei Welten, der versteinerte Riese: zu seinen Füßen dehnt sich das Paradies des Burggrafenamts, das gottgesegnete Tal von Meran mit seiner üppigen Fruchtbarkeit, im Lenz einem Brautbette gleich, aus schlohweißen und rosaroten, zarten, duftenden Blüten gebaut, von alabasternen Firnsäulen, die

[1]) Im Winter 1928/29 vollständig niedergebrannt.

den Baldachin eines südlich blauen Himmels tragen, umstanden. Ein Reich der Menschen, wie es weit und breit begnadeter sich nirgendwo findet; wo die Palme und Zypresse des Mittelmeers den Hauptkamm der Alpen berührt; wo die zahllosen Spuren alter Menschengeschichte beweisen, daß die Menschen von jeher hier mit dieser Teilung zufrieden waren und ihr Reich stets ein Reich des Glückes, des Wohlseins, der Schönheit gewesen ist. Über den rebumrankten Hängen von Mais und Schenna, über der herrlichen Burgenromantik von Rametz und Labers, über der rauschenden Naif, den uralten Kastanienhainen und fruchtschweren Obstangern, aus denen behäbig die Gehöfte begünstigter Geschlechter leuchten, steilt sich in wolkentragende Höhe das Wahrzeichen dieses gesegneten Fleckens Erde, der Ifinger, der Wächter vor Wodans Reich. Dort hinter ihm, wo trotzig die Grate und Felstürme gefürchteten, niebetretenen Gebirgs ragen, herrscht Wodan, der Donnerer, der, wenn er zürnt, seine Blitze und seinen vernichtenden Hagelschlag auf das Reich der Menschen herabwirft, die Früchte reger Arbeit zerstört in Feld und Weingarten und den verheerenden roten Hahn auf friedfertige Dächer setzt. Und dennoch liebt er die Menschen und wacht über das Reich, das er ihnen durch Ifing, seinen getreuen Luginsland, zugewiesen mit all dem Reichtum der Scholle an der Etsch und auf den Hügeln. Die Riesenmauern seiner Zwingburg wehren den nordischen Eiswind ab von den sonnigen Gefilden des Burggrafenamts und halten frühem Frühling und füllegewohntem Herbst ein sonniges, lachendes Heim, erlauben unerhörten Blütenzauber und reichtragende Ernte und haben inmitten rauhen Gebirgs Merans zauberhaften Garten entstehen lassen zum Heile der Menschheit.

Wodans Reich — ehrfürchtig war es gemieden, bis die Zeit des Bergsteigens anbrach, die der Natur Geheimnis um Geheimnis abrang, die eindrang ins gemiedene Kahlgebirge, mutig und voll Wissensdurst, und das Zeichen der Menschenherrschaft selbst auf die höchsten Göttergipfel hinauftrug. Aber dennoch blieben die Berge Wodans Reich — jenen Menschen, welche sie kennen und lieben lernen durften, vielleicht viel mehr noch als den Alten, die sie nicht kannten, sondern nur fürchteten und Sagen um sie spannen.

Auch in der Bergsteigerzeit noch ist der Ifinger Merans Wahrzeichen geblieben, der erste Berg, auf den es jeden flügge gewordenen Meraner Jungen zieht; der Meraner Hausberg, auf dessen Gipfel du an schönen Sonntagen oft dreißig und mehr naturbegeisterte Passerstädtler treffen kannst. Und viele, viele sind derer, die unten ruhen unter kühler Heimaterde, in den Felsen des Ifinger zu Tode gestürzt bei der Suche nach dem schönen sammetweißen Stern, der in jenen Wänden droben so prächtig gedeiht.

Turistisch hat der Ifinger keine Geheimnisse mehr. Am 20. September 1925 (Riv. C. A. I. Nov.-Dez. 1926, S. 167) wurde ihm durch die jungen Meraner H. Moser, R. Hartmann, W. Holzer und H. Marini die letzte und schwierigste Bresche durch die Nordwand geschlagen. Der Bericht lautet: „Von der Ifinger Hütte folgt man 500 *m* dem Steig, der zur Ifingerscharte führt, dann wendet man sich nach links und steigt in einer mühsamen Schuttreiße hinan, welche aus der Schlucht zwischen Scheiberspitz und Kleinem Ifinger herabzieht. Man erreicht die Scharte über dieser Schlucht, indem man zuerst einen engen, feuchten Kamin überwindet, der in den oberen Teil der Schlucht mündet, die hier sehr eng wird und zur Scharte emporleitet. Von dort ein heikler Quergang von etwa 5 *m* nach rechts über abschüssige Platten, der zu einer kleinen Rinne führt. Nach Durchstieg derselben links weiter bis zu einer Nische, welche links von einem Turm flankiert wird. Dort steigt die Wand senkrecht und teilweise überhängend etwa 50 *m* empor: durch eine Art Riß, griffarm (2 Haken), überwindet man diese Wand und erreicht ein Grasband, von dem aus, die darüberliegende Wand von etwa 25 *m* direkt durchkletternd (sehr schwierig), man den Nord-

grat erreicht. Stets sich auf demselben haltend in kurzer Zeit zum Gipfel. Schwierig, doch sehr interessant. Gestein im unteren Teile schlecht. Zeiten: Hütte—Einstieg—Schluchtkamin ½ Std.; Scharte 1 Std.; Nordgrat 1 Std. 20 Min.; Gipfel 40 Min.

Das weitausgedehnte Hochplateau zwischen Sarntal und Etschtal, Bozen und Meran, kurzweg Mölten-Haflinger Plateau genannt, nach den beiden größten Ortschaften, die auf ihm liegen, gehört vielleicht zu den ältesten Besiedlungsgebieten des Landes. Die schönste, besterhaltenste vorgeschichtliche Wallburg, jene auf dem Sinichkopfe, aus dem 5.—6. Jahrhundert v. Chr., soweit dies die dort gemachten Funde schließen lassen, gehört diesem Gebiete an. Später scheint dasselbe, wie das benachbarte Sarntal, von den Ostgoten besiedelt worden zu sein, welche sich nach der Niederlage am Vesuv, 552, hierher zurückzogen beziehungsweise schon vorher als Ansiedler hier niedergelassen hatten. Felix Dahns Roman „Der Kampf um Rom" beginnt hier, mit Ingo und Ingraban, die sich auf ihren blondmähnigen Rossen tummeln. Noch heute blüht auf dem ganzen Plateau und im hinteren Sarntale die kleine, hellhaarige Rasse des „Haflingerpferdes", das jedoch in unserer Zeit mehr oder weniger ein Luxustier geworden ist und seine größte Rolle nur mehr bei den Meraner Bauernrennen und auf Zuchtausstellungen spielt, da es als Nutztier zu teuer ist, mit einem gebirgstüchtigen, billigen Mulo nicht konkurrieren kann, und gerade in den Zuchtzentren, Hafling und Mölten, durch Seilbahnen von seiner ehemaligen Bestimmung abgelöst wurde. Die Versuche, diesen an sich schönen, rassigen und tüchtigen Pferdeschlag in andere Gegenden zu verpflanzen und durch Kreuzung mit anderen Rassepferden nutzbarer zu machen sind sowohl der österreichischen als auch der italienischen Heeres-Gestütsverwaltung nicht gelungen.

Der schönste Teil des Hochplateaus ist der zwischen Mölten, 1133 *m*, und Jenesien, 1080 *m*, gelegene, langgestreckte Alprücken des Salten, 1465 *m*. Die Namen der dortigen Siedlungen sowie die anthropologischen Merkmale der dortigen Siedler (viele Rundköpfe) lassen unzweifelhaft auf starken rätischen Einschlag schließen. Die an den sanften Waldhängen des Salten gelegenen Weiler heißen: Schlaneid, Versein, Rumsein, Flaas, Campidell, Nobels der höchste und schönste Punkt ist Lafenn mit seinem malerischen Hügelkirchlein.

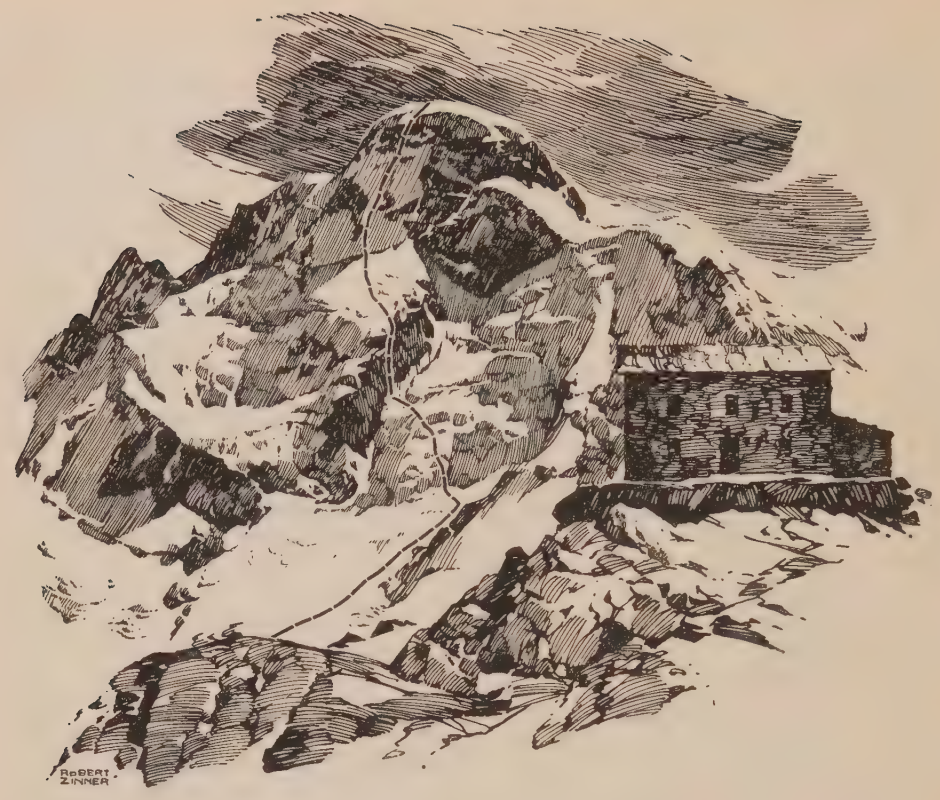
Seitdem der Ritten seine Zahnradbahn, seine großen Hotels und seine vielen Fremden sich zugezogen hat, haben die Bozner den Salten zum bevorzugten Weekend-Gebiete gemacht. An den Sommerabenden kann man ganze Karawanen von Ausflüglern, sonnverbrannt und blumengeschmückt, vom Salten herab über die Talferbrücke ziehen sehen. Dies besonders jetzt in den Nachkriegsjahren, welche mit ihrem Abbau es größeren Familien und Fixangestellten nicht mehr erlauben, die hohen Spesen der Bahnfahrt und der Verpflegung in Gasthäusern zu machen. Die Saltenhöhe ist von Bozen aus in 3 Stunden leicht erreichbar und das Kampieren und Abkochen im Freien nirgendwo weit und breit idyllischer als auf jenen blumenbestickten, frischgrünen Angern unter mehrhundertjährigen Lärchen, auf jenen herrlichen Plätzchen, die der Salten auf stundenweite Distanzen aufzuweisen hat und die ihm vollauf das Recht geben würden, ein Naturschutzpark zu sein. Leider sind von den berühmten alten Lärchen, von denen fast keine vom Blitzschlag verschont geblieben, die aber trotzdem mit ihrer mächtigen Höhe und ihren gewaltigen Stämmen zu den herrlichsten Bäumen weit und breit zählen, gar manche schon gefällt worden, um die Weidefläche zu vergrößern.

Der Salten hat dem Ritten infolge seines Wasserreichtums den Vorzug gesunder Frische voraus, und es gibt viele, viele, die ihn dem Ritten auch sonst mit Recht vorziehen, nicht nur deshalb, weil er Natur im schönsten Sinne des Wortes geblieben ist, ohne Hotels, fremde und zivilisatorische Verkünstelungen, sondern weil er landschaftliche Schönheiten besitzt, die dem Ritten abgehen. Vor allem die freie Rundsicht

nach allen vier Himmelsrichtungen hin, mehr Auslauf, mehr Abwechslung im nahen wie im fernen Landschaftsbilde. Dolomiten, Ortler, Brenta und die Gletscherwälle der Zentralalpenkette säumen den Blick vom Salten. Das Etschtal bis zur Gardaseefurche und bis Meran hinauf liegt von der Tschaufenhöhe, einem der reizvollsten Punkte des Saltengebiets, und von Oberglaning aus, unmittelbar zu Füßen, besonders in der Abenddämmerung eine Stimmungssinfonie, wie sie prächtiger kaum gedacht werden kann. Vom Alten und von den Höhen ob Jenesien überblickt man das ganze Bozner Becken, gekrönt vom Zackendiadem des glühenden Rosengarten. Der Winter schenkt die prächtige Schneeschuhwanderung über das ganze Plateau hin mit der schönen Abfahrt vom Auener Joch gegen die Almen unter dem Ifinger oder durchs Ottenbachtal nach Sarnthein. Dort steht als prächtiger, leicht mitzunehmender Schigipfel der Kesselberg, 2421 *m*. Die Lärchriesen aber tragen an kalten Tagen die Vermummung ihrer weißen Bärte und sind noch uralter als im Sommer, noch trotziger, noch märchenhafter.

Die Menschen aber, mit denen du, von einer Saltenfahrt heimkehrend, zusammentriffst in den gemütlichen Weinstuben von Glaning, Guntschna, St. Georgen oder unter dem Sarner Schloß, die sind alle voll der Begeisterung über den schön verlebten Tag und heißen das Gebiet „ihren" Salten. Und sie erzählen dir, wenn du ihnen Gehör schenkst — dieser sprühend und lebhaft, jener still und innig — von vielen kleinen, nebensächlichen Dingen, die sie dort oben geschaut, die nur Spezialfreunde des Salten interessieren und die — so meinen sie — viele weder zu finden noch zu schauen verstehen.

Wenn man diese Menschen so sprechen hört, dann weiß man aber, daß es nicht ganz zutreffend sei, die Bergsteiger nach den Äußerlichkeiten ihres Erfolgs in Hochturisten, Kletterer und Eishacker, und in Jochbummler und Mittelgebirgswanderer einzuteilen, und daß man groß Unrecht tut, wenn man jene ersteren höher schätzt als diese letzteren. Denn der ideale Wert jedes Bergsteigens, ob schwierig oder leicht, ob auf hohe Gipfel oder bescheidene, liegt wo anders, wird nicht allein durch das Objekt, sondern in viel größerem Maße durch das Subjekt bestimmt. Er liegt im Menschen. Und gerade durch Gespräche mit älteren Bergsteigern, denen es versagt ist, sich in ihren Jahren noch nach rein sportlicher Richtung hin zu betätigen, kommt man darauf, daß die Berge nicht demjenigen, der in der Jugend Meisterkletterer war und dann die Berge mied, das Schönste gaben, sondern demjenigen, der die Liebe zu ihnen durch sein ganzes Leben mittragen durfte; und daß es richtiger sei, die Bergsteiger einzuteilen in solche, die schauen können und in solche, die das nicht können. Und es ist der, der viel schaut und nur höhenbummelt, wertvoller als der andere, der nichts schaut, aber als Kletterkünstler gilt; denn nicht mit Mut und Muskelkraft erwirbt man sich die Liebe zu den Bergen, zur Natur überhaupt, sondern durch ein schauendes, verstehendes Auge, durch den Spiegel des Herzens!



Das Breithorn von Zermatt

I. Ersteigung über die Nordwestwand

Von Fritz Rigele, Linz

Ich war immer ein Freund von Ruhe und Bedächtigkeit in der Vorbereitung, von Schnelligkeit in der Ausführung. Freilich, des Lebens Widerwärtigkeiten werfen solche Grundsätze gelegentlich über den Haufen. Aber als Bergsteiger läßt man sich oder seine Grundsätze nicht so schnell über den Haufen werfen, besonders wenn sich diese auf eine gewisse Erfahrung gründen. Es gibt so viele Zeitgenossen, die über alles gleich eine feste Überzeugung haben, jeden Menschen vom bloßen Ansehen sofort in- und auswendig kennen und sich im Handumdrehen über alles unumstößliche Ansichten bilden. Aber der Bergsteiger denkt wie der Älpler grüßt: „Zeit lassen!"

Ich bin einmal, ohne mir Zeit zu lassen, nach ununterbrochener 1½tägiger Eisenbahnfahrt ohne Schlaf nachts von Chamonix über Montenvers zum Col du Midi aufgestiegen. Die Folge davon war Bergkrankheit, welche mir die Aussicht auf eine schöne Bergfahrt gründlich verdorben hat. Seither mache ich es anders.

So setzte ich auch im Sommer 1926 den eingangs erwähnten Grundsatz in die Tat um, nicht unvermittelt auf schwierigen Wegen zur Höhe von über 4000 *m* emporzusteigen, sondern erst nach Bezwingung einiger niedriger oder leichter erreichbarer

Berggipfel und nur in guter körperlicher Verfassung. Schon aus diesem Grunde allein kamen mir die Absichten meiner beiden Begleiter Dr. Otto Zimmeter aus Kitzbühel und Ing. Konrad Rosenbauer aus Linz auf das Berner Oberland sehr gelegen. Nun muß ich hier gleich errötend gestehen, daß wir zum ersten Aufstieg in diese weißen Gletscherwüsten die Jungfraubahn benützt haben; und nicht bloß das, sondern sogar das am Jungfraujoch befindliche Hotel. Aber lassen wir hier einmal alle Für und Wider, alle Grundsätze und alle Theorien, die sich mit der Frage der Einfachheit und Urwüchsigkeit in den Bergen beschäftigen, beiseite: an der Glaswand des Speisesaales des Hotels sitzend und seinen Tee schlürfend auf das blendende Firnenmeer hinabzublicken, gegenüber dem Eis- und Felsdome der Jungfrau mit seinem zahnigen Nordostgrat, muß Gefühle der Bewunderung für solche Pracht auslösen, denen sich weder der rauheste Sportalpinist, noch der genießende Banause verschließen können dürfte.

Wir drei fühlten uns jedenfalls hier heroben so wohl und glücklich, wie man es am Beginn einer vierwöchentlichen Urlaubszeit als Bergsteiger hier im Herzen der berg- und seengeschmückten Schweiz nur sein konnte. Und dieses Wohlbefinden hatte Fröhlichkeit und Humor zur Folge, die sich weniger in alpinem Neuheitendrang, als in allerhand sinnreichen Gesprächen, abenteuerlichen Gelegenheitsdichtungen und dergleichen auszutoben schienen. Wohl liebäugelten wir auch mit dem Nordostgrat der Jungfrau; aber die dicken an ihm herabhängenden Eiswülste und von Neuschnee überzuckerten Felswände ließen einen Verzicht für ratsam erscheinen. So begnügten wir uns mit dem üblichen Anstieg auf diese Fürstin der Berner Alpen mit einer bei wütendem Sturm durchgeführten Überschreitung des Mönch, die mich einen Hut und eine Zipfelhaube kostete, mit den Fiescherhörnern und dem Finsteraarhorn (dieses ohne mich) und zogen schließlich froh und munter bei grauenhaftem Wetter über die Grünhornlücke und den endlosen Aletschgletscher hinab in das angeblich so sonnige Wallis. Die elektrische Lötschbergbahn brachte uns an unseren Ausgangspunkt Interlaken zurück. Ob dort unser Angriff auf die Fleischtöpfe des Hotel Europa noch in Sang und Sage weiterlebt?

Nicht oft trennte ich mich so ungern von meinen Bergkameraden wie diesmal. Denn wir hatten uns während unserer gemeinsamen Berner Alpenfahrt aufeinander eingestellt. Das klingt nüchtern, sagt aber doch viel, denn es ist die Grundlage für nicht bloß bergsteigerisch erfolgreiche, sondern auch dem Gemüte zuträgliche Reisen. Aber die verschiedenen Absichten unseres Dreigestirns waren wirklich verschieden und entführten einen jeden nach einer anderen Himmelsrichtung. Mich südwärts nach Zermatt. Bei mir von einer bestimmten Absicht zu sprechen, war nicht begründet. Denn ich hatte mit niemand Unternehmungen weder bestimmt noch unbestimmt in der Umgebung des genannten Bergsteiger-Paradieses vereinbart. Das drückte mich indessen nicht schwer und hinderte mich nicht am vollen Genusse eines ungemein kompletten Frühstücks im Hotel Post zu Zermatt, während dessen ich mir meine nächste Zukunft überlegte. Ich war allein und deshalb schieden exotische Dinge von vornherein aus. Nach einigem Überlegen wurde das Rimpfischhorn zunächst der Traum meiner Wünsche.

Da schwebt plötzlich Ing. Wilhelm Welzenbach ins Frühstückszimmer, fröhlich lächelnd und von Unternehmungslust beseelt. Er bringt mich zum Tisch einiger Herren des Akademischen Alpenvereines München. Nach kurzer Vorstellung ist ein ebenso kurzes Gespräch im Gange, das durch Welzenbachs Ruf zur Sache in die auf die Tagesordnung gestellte, dringliche Frage übergeleitet wird, was jetzt zu geschehen habe? Welzenbach versichert, daß er etwas Neues wisse. „Wahrscheinlich den (bis heute noch nicht erstiegenen) Nordgrat der Dent blanche", meine ich zweifelnd. „Nein, die Nordwestwand des Breithorns", entgegnete er. Auf meine Einwendung, daß dort

Bethmann-Hollweg schon vor Jahren hinaufgestiegen sei, werde ich gründlich vom Gegenteil belehrt und ich mußte einsehen: Welzenbach hatte recht. Hier handelte es sich um eine ganz andere scheinbar recht begehrenswerte Seite des sonst auf seinem üblichen Wege von der Allgemeinheit so sehr begehrten Zermatter Aussichtsberges. Denn der Bethmannsche Anstieg schaut zum Gorner Grat hinüber, die Nordwestwand aber gerade ins Nikolaital, was bei der Breitenausdehnung des mit Recht so genannten Breithorns schon etwas bedeuten will.

Um es kurz zu machen, ich packte sofort zusammen und wanderte allein voraus, während Welzenbach und Herr Bachschmid vom Akademischen Alpenverein München, der sich uns als Dritter angeschlossen hatte, erst nach dem Mittagessen zum Schutzhaus Gandegg nachzukommen erklärten. Wie wonnig ist doch solches Alleinwandern! Da ist den eigenen Gedanken unbegrenzter Lauf gelassen; aber natürlich nur den erfreulichen. Denn wie sollten sich in dieser wundervollen Luft, der prachtvollen Landschaft, im Gefühle der augenblicklichen Freiheit in jeder Beziehung andere, als solche einstellen? Bald scheint die Sonne warm herab, bald decken sie fliehende Wolken und zu meiner Linken schäumt der Gletscherbach, während ich die Hänge unter dem Hörnli quere. Näher komme ich zum Bach und endlich überschreitet ihn mein Weg. Mittagszeit ist's auch und die Sonne strahlt soeben ungehindert auf mein Haupt. Die vornehmen Römer gingen einst nur frisch gebadet zur Mahlzeit. „Das können die Barbaren auch", denke ich. Ich mache vor den Sittlichkeitsbegriffen, die sich an nackten, reinlichen Körpern mehr entsetzen als an verschwitzten, vernachlässigten und übelriechenden, wenn sie nur bedeckt sind, eine Verbeugung und ziehe mich ein Stück bachaufwärts vom Wege zurück. Dort folgt Entkleidung bis zum Äußersten. Bad in Mittagssonne und Gletscherbach! Darin einen Verstoß gegen die Sittlichkeit zu erblicken, ist mir unverständlich. Da wird wohl mangelnder körperlicher und moralischer Reinlichkeitssinn die Ursache solcher Denkungsart sein. Mir erscheint der, wenn auch vielfach landesübliche Geruch von ungepflegter Haut und gärendem Schweiß weitaus unsittlicher. Dieselben Ansichten veranlaßten mich auch, nachdem ich in Gesellschaft von Weißhorn, Breithorn und Matterhorn getafelt hatte, mit entblößtem Oberleibe weiter zu marschieren und die mißbilligenden Blicke einer den Weg herabkommenden Bergsteigergesellschaft, deren Nationalität ich höflicherweise verschweige, ohne Unbehagen zu ertragen.

Der Abend vereinte uns drei in dem etwa 2900 *m* hoch gelegenen Alpengasthaus Gandegg, dem ich den sonst so vorbildlichen Schweizer Hotelbetrieb nicht nachrühmen kann. Deshalb durchbebte uns auch kein allzu erschütternder Abschiedsschmerz, als wir diese uns mehr teuer gekommene, als teuer gewordene dürftige Gaststätte am anderen Tage um ½2 Uhr nachts verließen.

Unsere Absicht war, auf Grund der Erkundungen vom Vortag über den von Gandegg östlich absinkenden Schutt- und Schroffenhang auf den südwestlichen Seitenarm des Gornergletschers abzusteigen und über ihn den Fuß der reichlich 1200 *m* hohen Nordwestwand unseres Berges zu erreichen. Die nächste Aufgabe war sodann die Überwindung verschiedener Steilstufen und Querklüfte im unteren Teile der Eiswand, worauf die Frage zu entscheiden war, ob der weitere Anstieg über die Eiswand selbst, die trotz großer Neigung bei guter Firnbeschaffenheit und richtigem Gebrauch der Steigeisen keine allzugroßen Schwierigkeiten bieten konnte, fortgesetzt werden sollte, oder in Anbetracht des, die Gipfelhaube nordwestlich umgürtenden Eisbruches, aus dem so mancher Eisblock sturzdrohend heraushing, der von dort oben drohenden Eisfallgefahr im nordöstlichen Felsgürtel der Wand ausgewichen werden sollte. In diesem Falle war sodann der vom erwähnten Felsgürtel gestützte Eisrücken zu ersteigen, der ihn vom sehr steilen obersten Teile der Eiswand trennende Bergschrund und endlich diese Wand selbst zu überwinden. Dann höhnte noch als letztes und scheinbar

böseſtes Fragezeichen ein Gipfelwandgürtel, plattig und verſchneit herab — ein Weg von offenſichtlicher Lieblichkeit.

Kaum ſtanden wir in eiskalter Hochlandsnacht vor dem Schutzhauſe, ſo begann die Beratung: Sollen wir Welzenbachs Zeltſack mitnehmen oder nicht? Das Wetter ſchien zuerſt zweifelhaft, da kleine Wölkchen über den Nachthimmel ſchwebten, eigentlich ein bedenkliches Anzeichen. Dann aber wurde feſtgeſtellt, daß dieſe nicht die Vorhut neuer Wolkenſchwaden, ſondern die Nachhut des abziehenden ſchlechten Wetters ſeien. So war nun zunächſt die Witterungsfrage zuungunſten des Zeltes, aber zu unſerer Zufriedenheit gelöſt. Dann wurde mit Erfolg angeführt, daß in dieſer Wand vorausſichtlich kein Platz zur Aufſtellung des Zeltes ſei und ſchließlich, daß wir, je weniger belaſtet, um ſo ſchneller ſteigen könnten, ein Grund, der unſerer inneren Abneigung gegen ſchweres Gepäck wohl am nächſten kam. Und in Vollzug des auf Grund dieſer Erwägungen gefaßten Beſchluſſes entnahm Welzenbach den ſchon verpackten Zeltſack ſeinem Rucksacke, trug ihn ſorgſam ins Haus zurück und ließ ihn die reſtliche Nacht im Bette weiter träumen.

Wir aber freuten uns unter anderem auch darüber, daß uns wider Erwarten der ſchon recht mager gewordene, abnehmende Mond unſeren Schutt- und Schroffenhang ſoweit erhellte, daß der Abſtieg zum Gletſcher unter verhältnismäßig geringfügigen Verwünſchungen vonſtatten ging. Dann kam das Seil für die Dauer eines Tages in Verwendung und eine Stunde nach Verlaſſen der Hütte trat Welzenbach als erſter der Nordweſtwand des Breithorns mit zehnfachen, ſcharfen Zacken auf den Fuß.

Aber ſofort greift ſie zu Abwehrmaßregeln. Nach links anſteigend, müſſen wir eine nach Norden gerichtete Eiskuliſſe queren. Hier hängt tiefer Pulverſchnee auf blankem Eis und erſchwert die Arbeit. Der Mond iſt verſchwunden, tiefe Finſternis umgibt uns. Trotzdem ſehen wir den Boden, auf dem wir ſteigen, immer deutlicher vor der Naſe, denn immer ſteiler wird er, je höher wir emporbringen. Welzenbach als erſter wühlt im tiefen Neuſchnee und muß ſeiner harten, glatten Unterlage manchen Tritt mit des Pickels Schwung abringen. Je mehr wir uns aus dieſer dunklen Eisbucht herauswinden, um ſo dünner wird die Pulverſchneelage und endlich an blanker ſteiler Eiswand klebend, ſind wir ihr vorläufig ganz entronnen. Nun wechſeln wir den Vortritt und ſogleich bekomme ich es mit einer Eisſtufe von mehr als üblicher Neigung zu tun. Tritte für die Füße, Griffe für die Hände werden geſchlagen, und (gottlob verhüllt mein Tun noch ſchützend die Nacht) ein 18 *cm* langer Eiſenſtift ſauſt ins Eis. Nicht bloß zur Sicherung, nein er dient zuerſt als Griff für die Hände und dann als Tritt für den Fuß. Und außerdem läuft durch ſeinen beweglichen Ring durch gütige Vermittlung eines Federringes (Karabiner) das Seil, um mich und meine Kameraden vor ungehemmtem Sturz zu bewahren. Alſo Ausſchalten der Gefahr, die wir ſuchen? Widerſpruch im Handeln ſelbſt? Nein, ich ſuche nicht die Gefahr, aber ich nehme ſie gern mit in Kauf, wenn ſie ſich dem Gelingen des Planes des Ganzen hindernd in den Weg ſtellen will. Denn auf dieſes Gelingen kommt es an, auch wenn es nicht bar entlohnt wird. Daß der Plan ſelbſt ſeine Entſtehung vermeintlichen oder wirklichen Schwierigkeiten und Gefahren verdankt, ſpielt nun keine Rolle mehr. Während ein zweiter Haken folgt — widerwillig, denn wir haben außergewöhnlich große Morgenkälte und daher ſprödes Eis — iſt plötzlich die Dämmerung ſoweit vorgeſchritten, daß ein Blick auf die nächſte Umgebung zeigt: Gerade hinauf koſtet's noch viele Stufen, Griffe, Eiſenhaken und manchen Tropfen Schweißes, der mir ſchon trotz der Kälte von der Stirne rinnt. Denn nicht vieles kann mich mehr in Hitze und Leidenſchaft verſetzen, als der Kampf mit hartem, ſteilem und ſprödem Eis. Da zeigt ſich links in nordöſtlicher Richtung eine Art Firnrampe, zwar abſchüſſig und mehrfach unterbrochen, aber doch offenbar leichter und ſchneller zu überwinden, als die Steilwand zu meinen Häupten. Da laſſe ich mich an dem durch den Ring des oberen Hakens ge-

zogenen Seile ein Stück herab und opfere jenen, wiewohl er aus gutem bewährtem Hartaluminium geschmiedet, daher von geringem Gewicht und mir von Viktor Sohm zur Erprobung anvertraut worden war. Er bleibt als sein eigenes Zeugnis für die Erprobung einsam und allein zurück, während wir auf jener Rampe links ansteigend queren und uns so dem östlichen felsigen Begrenzungsgürtel nähern. Da fangen die Viertausender der Umgebung das erste Sonnengold. Auch unsere Wand erfreut sich, wiewohl nach Nordwesten gelegen, in ihrem obersten Teile der ersten warmen Strahlen, die von Nordosten in die Spalten des Gipfeleisbruches hineinblitzen und offenbar die Erklärung dafür bieten, warum unsere Wand trotz ihrer geradezu herausfordernden Lage nie zuvor begangen worden war. Denn wer sich an schönem Sommermorgen um ½6 Uhr früh noch in der Fallinie dieses Gipfeleisbruches befindet, läuft Gefahr, von seinen Trümmern, die sich unter dem feurigen Kuß der Morgensonne lösen, erschlagen zu werden. Und die mächtigen Eisklötze und Lawinen am Fuße der Wand haben die Richtigkeit dieser Erwägungen stumm, aber eindrucksvoll bezeugt. Sie entscheiden auch für uns die Frage des weiteren Weges. Wir schwenken links über schwer überwindbare Randklüfte und kommen zum nordöstlichen Felsgürtel. Mit Ruhe und Sicherheit, den hier und anderswo wichtigsten Eigenschaften des Bergsteigers, überlistete ihn Welzenbach, der wieder den Vortritt übernommen hatte, wiewohl ihn Pulverschnee deckte und Eiszapfen schmückten. Ich verfolgte als letzter seine Arbeit mit dem beruhigenden Gefühl: der kann das mindestens ebensogut wie du, wahrscheinlich aber besser." Wem immer und überall Befriedigung von Ehrgeiz und Eitelkeit der eigenen Person im Vordergrund steht, der wird mich nicht verstehen, wohl aber der, dem der Erfolg der Sache, sei es am Berg, sei es im Tal, sei es im großen oder im kleinen, handle es sich um das Bestreben einer kleinen Gemeinschaft oder um den hohen Leitgedanken eines ganzen Volkes, höher steht, als die wirkliche oder vermeintliche Bewunderung der eigenen Person.

Dieser Felsgürtel, der im trockenen Zustande vielleicht keine übermäßigen Schwierigkeiten bieten mag, erschien mir als die härteste Nuß des Tages. Nur langsam mit Hand und Fuß durch den Staubschnee hindurchtastend, dringen wir vor. Zwei oder gar alle drei zugleich dürfen sich nicht bewegen. Nur einer und der mit größter Vorsicht, denn oft findet sein tastender Fuß keinen sicheren Felsentritt unter der Schneedecke, droht vielmehr am glasig darunter lauernden Eisüberzug abzugleiten. Mit aufrichtiger Befriedigung ließen wir uns daher nach Überwindung dieser bösen Felsstufen auf einer kleinen Verflachung des sie krönenden Firnrückens zur ersten Rast des Tages nieder. Alles strahlte schon rings im frischen Sonnenglanz eines herrlichen Sommertages nach mehrtägigem schlechtem Wetter und langsamer Ausheiterung. Dagegen mußten wir unsere, durch schwere Arbeit hungrig gewordenen Mägen noch im Schatten außerordentlich kühler Denkungsart beruhigen.

Nun war die Reihe zum Vortritt wieder an mir. Zunächst durchtrat der Fuß die gefrorene Neuschneedecke in mühsamem Anstieg. Dann folgt steiler harter Firn, auf dem die zehnfach bezackte Schuhsohle flach und mit scharf gebogenem Fußgelenke aufgesetzt wurde. Und nun standen wir vor der Lösung eines scheinbar großen Rätsels. Der Bergschrund zog sich ohne Unterbrechung quer durch die ganze breite Wand, sein unterer Rand durchaus tief eingesunken, sein oberer mit 6—8 *m* hoher senkrechter Eiswand abschließend. Da machte ich auf unseren Mittelmann einen räuberischen Überfall und entriß ihm zu seinem Erstaunen den Pickel. Dann kroch ich mit zwei Pickeln bewehrt mit größter Vorsicht und möglichster Gewichtsverteilung bäuchlings über eine pulvrige Schneebrücke — eine andere war eben leider nicht da — und sah, daß sich meine Vermutung über die Beschaffenheit der senkrechten Firnwand bestätigt hatte: Sie war, wie der treffende Ausdruck eines bedeutenden älteren alpinen Schriftstellers für solchen Firn lautet: „Hartweich." Das heißt so weich, daß ein Einstoßen

des Pickels, wenn auch in mühevoller und langwieriger Arbeit eben noch möglich war und doch so hart, daß der natürlich wagrecht eingestoßene Pickelstiel, als Stützpunkt, sei es für Seil, Hand oder Fuß mit voller Sicherheit, die Bruchfestigkeit des Holzes vorausgesetzt, verwendbar war. Nun konnte ich mit Ruhe für eine kleine Strecke voraus tiefe Löcher für Füße und Hände schlagen, hatte ich doch das Seil zur Sicherung über den eingestoßenen Pickelstiel geschlungen. Schließlich benützte ich diesen selbst als Tritt, arbeitete wieder ein Stück mit dem zweiten Pickel voraus, stieß diesen in die Firnwand, schlug das Seil herum, um den unteren Pickel herausziehen zu können und wiederholte das hübsche Spiel solange, bis ich die senkrechte Stufe überwunden hatte. Freilich ist nicht zu leugnen, daß ich den Pickelstiel hierbei gewissermaßen zum Eishaken aus Holz erniedrigt habe. Meine beiden Begleiter hatten anfänglich allerdings miteinander nur einen Pickel. Aber es ist ein alter Bergsteigergrundsatz, daß, wenn einmal einer droben ist, die anderen selbstverständlicherweise nachkommen. Da heißt es eben ohne viel Bedenken in Ermangelung des Pickels am Seile hinaufhangeln, das der erste zur erhöhten Sicherheit um den in tiefem gutem Firn eingestoßenen Pickelstiel gelegt hat.

Aber je höher wir kamen, desto dünner wurde der Firn und wir standen bald auf hartem, blankem Eis. Meine glühende Steigeisenverehrung veranlaßte mich immer noch auf Stufen zu verzichten, wiewohl sich die Fußgelenke schon bis zum Äußersten bogen, um noch allen zehn Zacken der Steigeisen das Einhacken ins Eis zu ermöglichen, wiewohl die Eiswand unter uns gleißend, wild und jäh in unergründliche schattige Tiefen schoß. Das veranlaßte Welzenbach das Klinometer zu ziehen und mit Seelenruhe festzustellen: „60 Grad Neigung!" Da war ich doch wieder froh, daß bald darauf ein Felsen in der Eiswand zutage trat, und unter ihm eine leichte Ausschmelzung im Eis die Füße im Stehen ausruhen lassen konnte. Denn zu diesem Zwecke auf 60gradigem Eishang aus dem stufenlosen Steigeisenstand eine Stufe zu meißeln, hat seine Bedenken und ist langsam und mit Vorsicht anzupacken. Sonst könnte ein vorschneller Pickelhieb den Verlust des Gleichgewichtes und den Sturz zur Folge haben. Nun wechseln wir zur Entlastung der Fußgelenke in der Technik und schlagen wenn auch nur kleine Stufen bis zum nächsten Standplatz, den uns bald ein aus dem Eise lugender Felsblock, bald eine kleine Verflachung bietet. Diese Ruhepunkte mehren sich mit dem Emporbringen, und immer näher rückt das letzte Rätsel unseres Unternehmens, der verschneite Felsgürtel der Gipfelhaube. Aber je näher er kommt, desto gutartiger zeigt er sich und ist schließlich nichts als ein zwar verschneiter, aber durchaus harmloser Schroffenhang, der unseren Sieg nicht mehr aufhalten kann. Um ½12 Uhr mittags, genau 10 Stunden nach Verlassen von Gandegg stehen wir auf dem Gipfel, zu dem auf seinem üblichen Wege schon viele Hunderte, ja Tausende von Bergsteigern gewandert, über dessen Nordwestwand aber noch niemand vor uns emporgeklettert war.

Natürlich fehlten auch Bekannte nicht, die gerade von der anderen Seite heraufkamen. Mit diesen gemeinsam steigen wir nach wohltuender Gipfelrast die Breithornstraße hinab, statten dem Kleinen Matterhorn einen Nachmittagsbesuch ab und wandern sodann nach Gandegg, wo das zurückgelassene Gepäck mit Einschluß des hinterlegten Zeltsackes abgeholt wurde, der sich diesmal auch auf diese Weise bewährt hatte. Hierauf ging's weiter den Maultierweg hinab nach Zermatt. Und dort feiern wir froh und stolz unseren Erfolg. Konnten wir uns doch einer Leistung um ihrer selbst willen freuen, ohne Lohn, ohne Erwerb, nur beglückt durch das Bewußtsein der eigenen Tat, der eigenen Kraft, der eigenen Tatkraft.

Die Schobergruppe

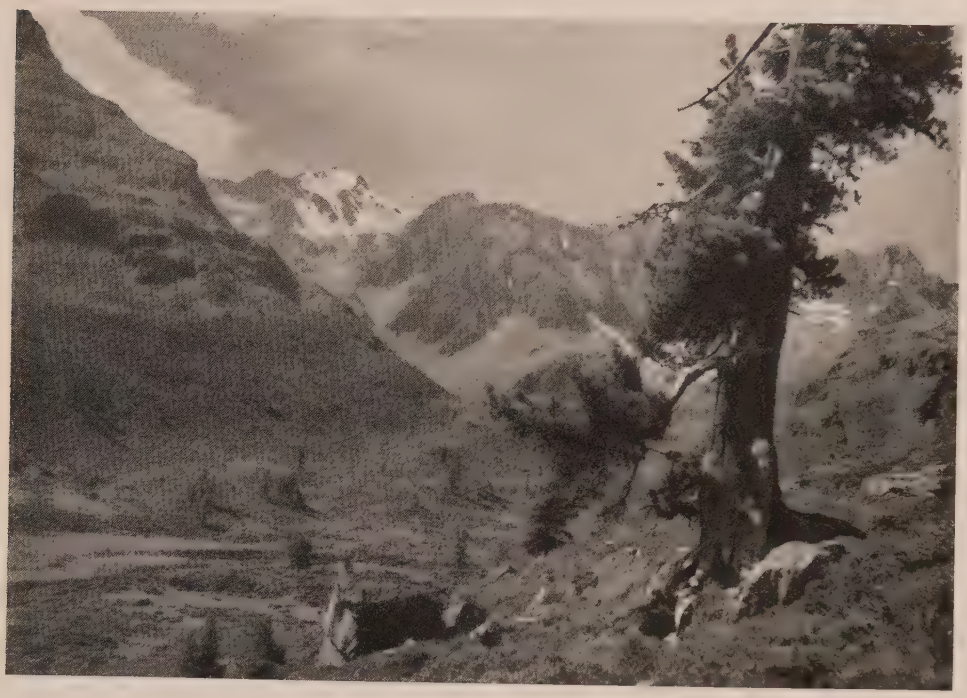
Von Fritz Zoder, Wien

Im bunten Gewirre drängen sie heran, die Erinnerungen aus längst vergangenen Tagen, und erst im längeren Verweilen lösen und ordnen sich die Bilder und Ereignisse zu klaren, in sich abgeschlossenen Erlebnissen. Manch freundlicher Blick eines lieben Weggenossen grüßt aus dem Dämmerschein der Erinnerung herüber und fragt mich: „Denkst du daran?“ Manch heiliger Schauer erstmalig genossener Größe und Erhabenheit wird wieder wach in der Seele. Und manch ein unschuldiger, harmloser Scherz, geboren aus dem Bewußtsein ungehemmter Freiheit und freudig erlangter Befriedigung nach überstandener Mühe und Gefahr und ach! so unendlich reicher Belohnung, rührt wieder und wieder an die Seele, bis ein herzliches, befreiendes Lachen aufsteigt und hinweghilft über die Herbheit des unerbittlichen: „Es war einmal!“

Jawohl! Freudigen Herzens grüße ich euch, ihr Tage der glückvollen „Lämpelzeit“ oder wie sie Hans Barth so schön einst nannte, der bergsteigerischen alten Burschenherrlichkeit! Freudigen Herzens grüße ich euch, ihr lieben Kameraden, ob ihr gleich mir noch wandert in nie erlöschender Bergfreude, oder ob euch längst die immerwährende Ruhe ward in dem großen, vor jeder Unbill sichernden Schutzhause der Ewigkeit! Und freudigen Herzens grüße ich dich, du unwandelbarer Spender und Zeuge jugendlicher Bergseligkeit, du ernstschöne einsamgroße Schobergruppe!

Es war ein sonnendurchfluteter, himmelblauer Sommertag, als wir selbviert vom Iselsberg hinaufstiegen zur „Roaneralm“ am Ostrande der Schobergruppe. Mit jedem Schritte auf dem Almwege durch den Fichtenwald stieg die Erwartung und als wir endlich, auf dem Abhang des Straßbodens (in der Karte „Straßkopf“) hinaustretend, mit einem Male die ganze herrliche Gruppe vor uns sahen, da stockte der Atem, da verstummte jeder Scherz und wir wollten nur eines: Schauen und wieder schauen! Das weite, lang sich hinziehende Debanttal lag zu unseren Füßen, sanft geschwungene, grüne Matten stiegen auf zu den dunklen Spitzen und Zacken des Groß-Bohn, des Seichenkopfes, der klobigen Schleinitz, des Rothorn u. v. a. mächtiger Randberge, bis sich der erhabene Rhythmus schloß in dem mächtigen Talschluß, gebildet vom gletschergekrönten Hochschober, Ralfkopf und ihm, dem Meisterstücke des ewigen Baumeisters, dem einem gotischen Dome zu vergleichenden Glödis. Ja, es war wirklich schön und ich beneide jeden Bergwanderer, der solche Größe noch erstmalig, vergleichsunfähig, nur an und in sich genießen kann. Wie lange wir in stummer Bewunderung geschaut haben — ich weiß es nicht! Doch als wir endlich die Schritte wieder lösten, da gingen wir so leicht, so frei beschwingt, als ob jede Erdenplage von uns genommen gewesen wäre. Auf selbst gesuchten Wegen — heute führt eine Markierung — stiegen wir hinan zur Seescharte und dann wieder hinab zu dem einsam düsteren Wangenitzsee. Tief dunkel liegt seine schimmernde Fläche inmitten der steil emporragenden Felsen. Nirgends ein Regen, ein Bewegen, ein Blühen, das Leben ist hier erstorben, der See selbst ein entschlafenes Auge. Und doch! Am Ufer des Sees lag ein ungefüg gezimmerter Kahn, der einzige Zeuge dafür, daß hier heroben, in 2400 *m* Höhe, das Leben auch noch nicht ganz erstorben sei.

Inmitten des Sees liegt eine Insel und von dieser — so erzählten uns später die Almer — werden die bitteren Wurzeln des gelben Enzians geholt, aus denen der



Blick auf das Debanttal mit Hochschober, Kleinschober und Ralfkopf

Leibnitztörl mit Frz.-Keil-Weg und Blick auf die Alkuser Rotspitze, Große und Kleine Mirnitzspitze, Leibnitzkopf und die beiden Prijakte

Der Rote Knopf vom Hornkopf

Hoher und Niederer Prijakt Glödes

Prijakt und Glödes vom Roten Knopf

Hochschober-Hütte mit Hohem und Niederem Prijakt

Lienzer Hütte mit Debantgrat, Ralfkopf und Glödes

Schnaps gebrannt wird, der den einsamen Bergmenschen Gift und Balsam in einem ist. Vom Wangenitzsee stiegen wir hinab zur Possecker-Alm (heute aufgelassen und verfallen) und hatten damit das Ziel unseres heutigen Tages erreicht. Aus Steinen roh gefügt, an die schützende Felswand angeschmiegt, lag sie als die höchste Alm Kärntens am obersten Ende der Vegetation. Mit schwerer Mühe und nimmer rastendem Fleiße haben die Bauern vieler Generationen die Steine aus der ersten Verwitterungsschicht ausgeräumt und nach und nach Weideboden und Wiesengrund gewonnen und in unmittelbarer Nähe der Hütte dem harten Boden sogar einen kaum einige Quadratmeter großen Raum abgerungen, den der Almer mit kindlichem Stolz seinen Garten nannte. Auf unseren Gruß wand sich aus der niedrigen, raucherfüllten Hütte eine kraftvolle Mannsgestalt heraus, das Gesicht von krausem, schwarzem Bart umrandet, die stechenden Augen eher ausdruckslos als fragend auf uns gerichtet. Doch wir fürchteten diesen Armenschen nicht und baten ihn gerade heraus um Unterkunft für diese Nacht. Eine Schutzhütte gab es in dieser Felseneinsamkeit damals ja noch nicht. Und unsere Bitte wurde mit allernatürlichster Selbstverständlichkeit gewährt, wir durften in einer nahegelegenen Heuhütte übernachten. Vorerst aber traten wir in die kleine Almhütte ein und nahmen am Rande des offenen Herdes neben unserem schwarzbärtigen Troglodyten Platz. Das offene Feuer flackerte und rußte, der Kienspan gab spärliches Licht und — unser Alpenhotelier wurde bald gesprächig. Er erzählte von seinen Tieren, von harter Müh' und Arbeit, von seinen bescheidenen Freuden, und als wir nur erst einmal einen fragenden Blick auf sein an der Wand hängendes Gewehr geworfen hatten, da kam er in Wahrheit und Dichtung schier an kein Ende. Dann aber besann er sich plötzlich, dachte offenbar an uns als Bergsteiger und begann vom Herrn Professor Purtscheller zu erzählen. Und nun war erst recht kein Ende. Bewundernde Verehrung dieses Großen und ebensoviel liebevolle Kameradschaft klang aus seinen Worten, als er uns die Taten Purtschellers schilderte und ehe wir es geahnt, war er mitten drinnen im Fabulieren und log darauf los, daß wir blau wurden wie die schönsten Bachforellen. Die seiner Hütte gegenüber emporragende „Stumpfe Seichen" (mullerde Seichen) hatte er gleich hinter Purtscheller in gleicher Zeit bezwungen, die „Spitzige Seichen" aber hatte er dreimal „angegangen" und weil er auch da noch nicht hinaufkam, so hatte er sich die Fußsohlen mit seinem Taschenfeitel zerschnitten, auf daß er mit dem Blute an dem glatten Felsen haften bliebe. Und dann war es auch gegangen. Es war ein wahres Glück für uns, daß er von harter Tagesarbeit und vielem ungewohnten Plaudern müde, endlich doch auch schläfrig wurde, wir wären sonst kaum zur Ruhe gekommen.

In duftendem Bergheu schläft sich's gut, selbst wenn der liebe Nachbar unentwegt „sägt" und dabei doch wunderbarerweise die ganze Nacht „kein Auge zumacht". In 2400 *m* Höhe ist die Morgentoilette nicht sehr peinlich und so krochen wir denn mit dem ersten Morgengrauen sehr rasch aus dem Heu und eilten der Hütte unseres Gastfreundes zu. Und der erwies sich wirklich als Freund. Denn er hatte schon vor unserem Kommen das Herdfeuer entfacht und stellte uns gar bald ein „Kaffee" zubenanntes Getränk auf den Tisch, bereitet aus einem Absud gebrannten Roggens und frischer Milch. Wie das schmeckte! Dann noch rasch ein paar Löffel fetter Sterz und hinaus ging's in den kaltklaren Morgen in seiner ganzen werdenden Pracht. Mit uns aber ging der alte Possecker. Er hatte wieder einmal gekostet von der Freude der Geselligkeit und wollte diese Freude nicht so rasch wieder verlieren. Er sperrte seine Hütte zu und ging mit uns auf das Petzeck. Auf Pfaden, die nur dem Gemsjäger bekannt sind, führte er uns hinauf und eben als die Sonne mit aller Pracht und Herrlichkeit die Höhen ringsum überflutet hatte, während in den Tälern noch die Schatten der Nacht lasteten, schritten wir hinaus auf das sanft ansteigende Firnfeld, das hinaufführt auf den 3283 *m* hohen Gipfel des Petzeck. Bergaussichten soll

man nicht beschreiben, weil man nicht kann. Die kalte Aneinanderreihung von Namen kann bestenfalls dem Neugierigen dienen, einen Abglanz der Empfindung, und sei er noch so schwach, kann sie doch nicht wiedergeben, wenn sie auch noch so schwungvoll umkleidet wäre. Und so will auch ich nur aufzählen, nur feststellen, was ich sah; was ich dabei empfand gleich meinen Kameraden, den alten Possecker nicht ausgeschlossen, das möge jeder, der diese Zeilen liest, aus seiner eigenen Erinnerung hervorholen aus den Stunden sonnigster Bergfreude. Um uns herum, soweit das trunkene Auge reichte, lag eine Bergwelt von unendlicher Mannigfaltigkeit und Pracht, der unser neugewonnene Freund in einer fast kindlichen Freude auch Namen gab. Von unserem Gipfel, dem höchsten im näheren Umkreise, zog ein deutlich erkennbarer Gebirgsast nach Nordosten hin, von zwei tiefeinschneidenden Tälern begrenzt, dem Gradental im Norden und dem Wangenitztal im Süden. Der Georgskopf, der schwierig zu besteigende Friedrichskopf und der ein sanftes Ausgleiten bedeutende Graskopf reihen sich in fallender Höhe gegen das Mölltal hin, indes nach Südwest der Kruckelkopf und der Bärschitzkopf die Richtung fortsetzen bis zur Kreuzung mit dem einen der beiden Hauptzüge der Schobergruppe. Von Westen her glänzten uns aus dem Querkamme die bedeutendsten Erhebungen der ganzen Gruppe entgegen, alle überragend der Rote Knopf, 3296 *m*, dann die Talleitenspitze, 3113 *m*, der herrliche Glödis, 3205 *m*, der einem Riesenkamele zu vergleichende Ralfkopf, 3121 *m*, mit dem Ganot, 3108 *m*, und der wieder einen Eckpfeiler mit dem zweiten Hauptkamme bildende Namensgeber der Gruppe, der prächtige, eisgekrönte Hochschober, 3250 *m*.

Von ihm zieht, das längste Erosionstal der Gruppe, das Tal der Debant im Süden umsäumend, der zweite Hauptkamm nach Südosten bis zum Drautal bei Lienz. Der Leibnitzkopf, 2814 *m*, die Mirnitzspitzen, 2905—2980 *m*, das Bareneck, 3071 *m*, und als letzter mächtiger Aufschwung vor dem Ausklingen in Wald und Almen die Schleinitz, 2906 *m*, sie sind nur einige der vielen Perlen aus der Krone des Hochschober. Über die Gruppe hinaus schwelgt das Auge des Bergsteigers auf dem Gipfel des Petzeck im Anblicke der ungezählten Spitzen der Dolomiten, von den Lienzer Unholden bis weithin zu den Zinnen, im Beschauen der Karawanken und Julischen Alpen, der Kreuzeck- und Sadniggruppe, der Hohen Tauern und — alles krönend — des Königs der Berge, des Großglockners und seiner Vasallen. Und über all diese endlose Herrlichkeit spannte sich ein blauer Himmel in Reine und Klarheit: Wir mußten Roseggers Wort wieder an uns erleben: „Bergfreude kann man nicht singen, die kann man nur jauchzen!“ Und so jauchzten wir denn aus übervoller Seele, bis uns der Atem stockte und hatten doch kaum einen Hauch unserer tiefen, innigen Freude damit ausgedrückt. Dann stiegen wir abwärts, doch nicht ins Tal hinab; waren wir doch noch lange nicht gesättigt.

Durch die Petzeckscharte ging's hinüber zum Kruckelkopf. Hui! war das wieder schön! Zu unserer Rechten stürzte in wilder Zerrissenheit der Gradengletscher zum tiefeingeschnittenen Gradental hinab, aus dem in schwarzblauem Glanze der Gradensee heraufgrüßte. Einsame, herbe Größe alles ringsum! Und so wunderbar, heilig still! Da horch! In der Felsrinne drüben rührt sich's wie Steinschlag! Und schon ist der alte Possecker an meiner Seite. Alle Muskel gespannt, den Kopf nach vorne geneigt, nur Auge — so lugt er hinüber zur Wand — und schon hat er sie erschaut, die „Gamserl schwarz und braun“ und beklagt es, daß er keine „Büchsen“ mithat. Erst langsam vortastend, dann immer rascher, als ging es dem sicheren Tode entgegen, springt der führende Bock die steile Schutthalde hinab und hinter ihm drein das ganze Rudel — wir zählen 20 Stück — und landen alle wohlbehalten auf dem kleinen Rasenkopf über der senkrechten Felswand. Wir beobachten sie lange.

Sie äsen ruhig oder gucken friedlich hinaus in die schöne Welt. Da plötzlich ein

schriller Pfiff des Leitbockes und wieder geht es dahin in rasender Eile, in todverheißenden Sprüngen! — Was ist geschehen? Was hat ihren Frieden gestört? Der alte Possecker weist schweigend mit der Hand nach oben und nun sehen wir, in mächtigen Kreisen schwingend, den Beherrscher alles Lebens in dieser versteinten Öde — den unersättlichen, immerdar mordgierigen Geier. Der weißköpfige ist es, der von Flügeln bis 2½ *m* Spannweite getragen, alles Leben hier überschaut und bedroht und in den Herden der Schafe oft großen Schaden anrichtet. Hat er in der Flucht der Gemsen die Nutzlosigkeit seiner Jagd erkannt? Hat er uns eräugt? — Genug — er zieht in majestätischem Fluge ab, in uns die schaurige Gewißheit zurücklassend, daß der Paradiesesfrieden auch den Geschöpfen des Hochgebirges verloren ist. Doch der Ernst wird bald wieder von unserer Stirne verscheucht: Auf einem Felskopf wiegen sich im sanften Morgenwinde die unschuldweißen Sterne des Edelweiß und, o unnennbare Freude des Bergsteigers — dort drüben, hart am Felsen, auf der beginnenden Schuttrinne blüht duftende Edelraute! Mit einem Sprunge bin ich drüben, halte einen Buschen der seltenen Blume in der Hand — und für diesmal ging es noch gut ab: an den Knien sind die Hosen zerrissen und vom aufgeschürften Arme tropft warmes Blut! Aber er, der Sohn der Berge, der sichere Possecker, hat mich beim Kragen und zeigt mir mahnend hinunter in die Tiefe: „War grad gnug g'wesen!" — Etwas gedrückt und bescheiden kehre ich mit ihm zu den Kameraden zurück und freue mich, daß ich noch atme im rosigen Licht. Nach diesem kleinen, pikanten Erlebnisse stiegen wir hinauf auf den Kruckelkopf, labten Herz und Auge noch einmal an herrlicher Bergschau und dann ging's hinab ins Tal. Lockere Schutthalden halfen uns den Abstieg beschleunigen und als wir gar eine schön geneigte Schneefläche fanden, da war aller Ernst wieder vergessen und in tollem Übermute sausten wir über den Schnee hinab, als zeigte unser Lebensalter kaum eine zweistellige Zahl. Ja, ja, die Berge machen jung und wenn's jedesmal gut ausgeht, dann ist's auch wunderschön! Am oberen Kreuzsee und untern Wangenitzsee entlang, an jener Stelle vorbei, wo heute das Schutzhaus der Alpenvereinssektion Moravia steht, hatten wir in eilendem Schritte gar bald wieder die Hütte unseres Gastfreundes erreicht und labten uns nun an frischer Milch, geräuchertem Speck und dampfendem Sterz. Dann noch ein herzlicher Händedruck, ein freundlich „Grüß Gott!" und wir hatten wieder Abschied genommen von einem guten Menschen, einem lieben Freunde.

Das Wangenitztal ist nicht der bequemste Zugang in die Schobergruppe; für den Abstieg ins Mölltal aber mit dem Ziele auf den wunderschönen Iselsberg eignet es sich recht wohl, zumal jetzt der Weg durch die Sektion Moravia gut bezeichnet ist. Wir überschritten unweit unter der Hütte den aus dem See abfließenden Wangenitzbach und dann ging es auf selbst gesuchtem Pfade, über steil abfallenden, spärlichen Rasen und Geröllhalden hinab zu den tiefergelegenen Almen. „Nach getaner Arbeit ist gut ruhen", sagt ein Sprichwort und hat im allgemeinen ja auch recht. Für den Bergfahrer müßte es aber umgedichtet werden und etwa lauten: „Nach getaner Arbeit ist gut rennen." Der Bach schneidet, nachdem er eine Steilstufe brausend übersprungen hat, tief in das Urgestein ein. Senkrecht aufsteigende Felswände wechseln mit steilen Halden und Hängen und nur langsam und allmählich sendet das warme Leben seine Spuren in diese düstere Talfurche. Und ihnen folgt der Mensch mit seinem Fleiße. In schwindelnder Höhe sahen wir auf beängstigend steilem Wiesenhange mehrere Almer sich mühen, das kurze, kräftige Berggras einzubringen. Am obersten Ende des Wiesenhanges sind zwei feste Stützen eingerammt und um beide ein starkes Seil gelegt. An dem einen Ende des Seiles hängt nun der Mäher, der mit der Sichel das Gras abschneidet und in seinem Buckelkorbe sammelt; das andere Ende halten mit starker Hand die andern Almer und sichern damit den einen vor dem Absturze. Das frisch gesammelte Gras wird dann hinabgetragen und auf sicherem

Boden zu Heu getrocknet. „So sauer ringt die kargen Lose der Mensch dem Himmel ab.“ Aber er bleibt froh dabei. Als die Almer und wir einander ansichtig wurden, da hielten sie ein Weilchen ein, winkten uns lebhaft zu und eine silberhelle Tonkaskade, zu deutsch ein heller Jauchzer kündete uns, daß rechtes Mühen und Freude knapp beisammen wohnen können. Von den unteren Almen führte uns ein gebahnter Weg nun bald hinaus ins Tal der Möll nach Mörtschach und nach kurzer Rast daselbst immer der Möll entlang nach Winklern. Dann noch im Schatten der anbrechenden Nacht ein halbes Stündlein hinauf auf den Iselsberg zur Mutter Lene im Defreggerhof und zu Ende war wieder ein schöner, großer, ein herrlicher Feiertag des Lebens!

„Mit dem Essen kommt der Appetit.“ Das gilt auch für weniger alltägliche Genüsse, auch für den des Bergsteigens. Hatten wir in dem verhältnismäßig leicht erreichbaren Petzeck und seiner Umgebung den östlichen Seitenast und den Hauptkamm der Schobergruppe kennengelernt, so wollten wir diesmal Schwierigeres wagen und eindringen in das Herz der ganzen Gruppe, den Querkamm, der die beiden Hauptzüge miteinander verbindet und das lange Debanttal abschließt. Was war da natürlicher zu wählen als ihn, den stolzesten, den schönst geformten unter den vielen Gipfeln — den herrlichen Glödis. Langsam, als könnte ein rasches Eilen die Ruhe des Tales stören, stiegen wir durch das Debanttal empor, immer unser herrliches Ziel als einzig schönen Talschluß vor Augen. Ein leiser Windhauch strich durch die Wipfel der Fichten und immer zahlreicher auftretenden Zirben, die Debant rauschte verträumt und fernes Glockengeläute weidender Herden mischte sich in diese wunderbare Symphonie des Abendfriedens. Immer länger wurden die Schatten, die Gipfel der Bergriesen röteten sich und als wir endlich zur Hofalm kamen, da lag auf dem Tale hinter uns bereits der tiefviolette Schleier der einbrechenden Nacht. Von der Hofalm nahmen wir noch Milch und Butter mit und dann stiegen wir hinauf zur idyllisch gelegenen kleinen Lienzer Hütte. Damals war sie noch unbewirtschaftet. Der wasserreiche Mirnitzbach gab uns reichlich Wasser für Trunk und Kochzwecke, in der Hütte fanden wir, was wir in unserem Rucksacke nicht hatten, oder doch sparen wollten, und dann ging es ans Wirtschaften — ohne Frau. Und es ging gar prächtig. Was wir kochten, war vorzüglich, wenigstens für uns, und das Lager richteten wir uns zurecht, daß es eine helle Freude war. Die unbewirtschaftete Hütte hat doch ihre eigene Poesie — man muß sie nur zu finden wissen. Nach dem Mahle gingen wir hinaus vor die Hütte in den kleinen, umfriedeten Raum.

O, wunderselige Nacht im Hochgebirge! Zu unendlicher Größe wachsen die Berge empor. Die Bäume stehen im tiefblauen Zauber der Nacht und regen kaum einen Zweig. Das Wasser rauscht geheimnisvolle Melodien urewiger Größe und Erhabenheit und droben leuchten die ewigen Sterne und sagen dem Menschen da unten, wie klein er ist und doch wieder so groß, so unendlich reicher als alles um ihn her, indem er es erschauen, erfassen und empfinden kann. Wir sprachen kein Wort. Wir drückten einander nur stumm die Hände und dann gingen wir hinein in die kleine Hütte und nahmen den großen Gewinn, den uns die Bergnacht gegeben, mit hinüber in den Traum.

Noch war die Nacht nicht gewichen, als wir uns aus tiefem, gesundem Schlafe vom Lager erhoben. — — „ und die Stern' zieh'n von der Wache“, sangen wir mit Eichendorff; doch als wir zur Hüttentür hinauslugten, da war kein Stern zu sehen — alles ringsum lag in tiefstem Nebel. Aber er machte uns nicht zagen. Der richtige Naturbeobachter sieht nicht nur das Wetter — er riecht es auch. Und der Nebel roch gut, roch Gutes verheißend. Darum rasch in die Bergschuhe hinein, in aller Eile gefrühstückt, die Hütte noch in Ordnung gebracht und dann hinaus voll freudiger Zuversicht.

Auf ausgetretenem Steige, den wir trotz Nebel leicht fanden, schritten wir den weiten Talboden der Debant aufwärts, immer aufwärts, bis wir mit einem Male

den Kopf aus dem Nebel emporstreckten in einen herrlichen wolkenlosen, sonnendurchfluteten Morgen. Ja, Allmutter Natur hat auch Humor! Doch den enthüllt sie nur Bevorzugten und zu diesen zählen eben die Bergsteiger. Ob wir im Anblick dieses herrlichen Talschlusses gebetet oder stumm geschaut und gestaunt haben, das weiß ich nicht; aber Andacht erfüllte uns, tiefe, selige Andacht. Wir konnten uns lange von dem wundersamen Bilde nicht trennen, das uns das lange, weite Debanttal, wie mit Milch ausgegossen, zeigte, und darüber die sonnigste, wolkenlose Bergwelt. Auf oftmals beschriebenem Pfade stiegen wir zum Kalsertörl empor und nach kurzer Frühstücksrast hin zum Südostgrat des Glödis. Nun hatten wir ihn endlich mit Händen und Füßen, nun gehörte er uns. Am liebsten wären wir zu seinem Gipfel hinangestürmt; aber das will er nicht. Sein stellenweise sehr brüchiges Gestein und manch eine ausgesetzte Stelle mahnten zur Vorsicht und ließen uns in Erinnerung kommen, was wir im Salzburgischen gelernt hatten: „Zeit lassen!" Wir befolgten denn auch diese wohlweise Mahnung und kamen ohne Unfall durch die Felsrinne über die leichten Bänder und kleinen Stufen hinauf auf den schmalen, mit einer Schneewächte überdeckten Gipfel. In einem aus tiefster Brust emporsteigenden Jauchzer machte sich unsere Freude Luft und dann schauten wir. Die Aussicht in die Ferne ist ja nicht so umfassend reich wie vom Petzeck, dafür aber ist es die engere, nähere Umgebung, die den Blick schier nicht loslassen will. Die machtvollen Riesen der Schobergruppe selbst, wie der gletschergeschmückte Hochschober, die schwarzen Hörner des Ralfkopfes und Ganot, der wuchtige, alle überragende Rote Knopf, das Böse Weibele und darüber hinaus die erhabenen Bilder der Hohen Tauern, der Rieserferner, der Dolomiten und vieler, vieler anderer Berge, das alles vereinigt sich zu einem Gesamtbilde, das unauslöschlich der Seele eingeprägt bleibt.

Wieder zum Kalser Törl zurückgekehrt, lenkten wir unsere Schritte hinab zum Kalser Kees und von da über Geröll und steile Rasenflächen zur Lesachalm. Hatten wir unseren Hut da droben in den Wänden des einzigen Glödis mit einigen Sternen Edelweiß geschmückt, so waren es nun das fein duftende Kohlröserl, die Gymnadenia, inmitten leblosen Gesteins genügsam wachsendes Leinkraut, Zwergweide und Steinbrech, Enzian in vielen Arten und noch viele, viele andere Blumen, die in den Hochwiesen unseren Blick erfreuten. Um die Alm herum blühten auf reichen Polstern die farbenprächtigen Alpenrosen und dazwischen die Prachtnelke, das Alpenvergißmeinnicht und tausend und abertausend andere liebe Kinder Florens. In einer der Almhütten kehrten wir ein, von einer Sennerin und einem kläffenden Hunde empfangen. Schön war die Sennerin nicht, bei Gott nicht! aber freundlich. Ihre Milch war gut, ihre Butter auch und nach diesem leckeren Mahle das Mittagsschläfchen auf der Wiese neben der Hütte gar besonders gut. — Du fauler Städter, der du dich immer in gepolsterten Sesseln wiegst und langweilst! Wenn du doch wüßtest, wie wohl das tut, nach harter köstlicher Arbeit in den Felsen sich so ganz behaglich hinzustrecken ins weiche Almgras und nichts zu tun und nichts zu denken, bis sich die Augen von selber schließen zu tiefem, erquickendem Schlummer! — Nach dieser ausgiebigen Rast sprangen wir zu noch gründlicherer Erholung in den Bach hinein und dann ging's in fröhlichem Geplauder und mit Gesang hinab ins Kalsertal, hinaus in die Huben. Dann aber hatten wir genug. Straßen, die man nicht unbedingt traben muß, kann man auch fahren, und das ist weit angenehmer, besonders, wenn die Straße recht lang ist. Von dieser weisen Erfahrung, die andere Bergfahrer schon längst vor uns gemacht hatten, machten auch wir Gebrauch und benützten unsere Füße erst wieder, als wir hinanstiegen zu der so überaus gemütlichen Terrasse im Posthotel von Lienz. Unser Leben war reicher um einen herrlichen, genußreichen Tag.

Darüber waren Jahre vergangen. Ferne Länder hatte ich gesehen, andere Berge bestiegen und Täler durchwandert; da zog es mich wieder hin zu meiner bergsteige-

rischen Jugendliebe — der Schobergruppe. Und siehe! Es war alles beim alten geblieben. Sie war noch immer so wie ehedem, keiner ihrer Reize war verblaßt und ich selbst war auch nur äußerlich älter geworden; im Innern lebte sie fort in gleicher Glut, die Liebe zu den Bergen und soll es, so Gott will, noch recht lange.

Die Wiener Lehrersektion des D. u. Ö. Alpenvereins hatte sich die Schobergruppe zum Arbeitsgebiete erwählt und am Fuße des Hochschober eine Hütte erbaut. Die wollte ich sehen. Wieder zog ich wie einst durchs Debanttal hinein und machte in der nun bewirtschafteten Lienzer Hütte Rast. Die Mutter Stauder sorgte für ein gutes Mahl und dann stiegen wir, der neu angebrachten Bezeichnung folgend, am Mirnitzbach hinan auf den Mirnitzboden und weiter zur Mirnitzscharte. Der Weg dahin ist mühsam. Mein Kamerad meinte in einer sehr poetischen Anwandlung, die Riesen hätten hier mit den Felsblöcken Fangball gespielt. Warum sie aber gerade uns ihr wenig zierliches Spielzeug auf den Weg gestreut hatten, das mochte ich bei aller Anerkennung seiner dichterischen Empfindung nicht recht einsehen. Felstrümmer von Faustgröße bis zu der eines Hauses wechseln in lieblichem Rhythmus miteinander ab. Dazu wird der Hang immer steiler, der Schweiß fließt immer reichlicher, und wenn man die 2700 *m* hohe Mirnitzscharte endlich erreicht hat, dann weiß man auch, daß man etwas geleistet hat. Auf der anderen Seite der Scharte dasselbe, aber nicht in Grün, sondern wiederum in tiefdunklem Grau. Vom Mirnitzboden aufwärts nimmt die Vegetation sehr rasch ab, auf der Scharte selbst ist das Leben völlig erstorben. Wenn im benachbarten Glocknergebiet das weitaus hellere Gestein eine geradezu freudige Stimmung auslöst, so ist in der Schobergruppe und namentlich hier, in ihrem Herzen auch bei hellem Sonnenscheine nur feierlicher Ernst vorherrschend.

Von der Scharte aus genossen wir einen schönen Blick auf den nicht ganz leichten Mirnitzgrat und als dessen wuchtigen düsteren Abschluß die beiden Prijakte. Ihre starr abweisende Nordwand ist nur dem gewandtesten Kletterer zugänglich, und wenn gelegentlich des Hüttenbaues der Hochschoberhütte die Jungmannschaft der Wiener Lehrersektion in diesen gefahrvollen Wänden gleich alle namhaften Probleme gelöst hat, so gereicht ihr dies nur zur Ehre. Mein Kamerad hatte sich im Abstieg von der Scharte offenbar allzu genau mit derlei Gedanken beschäftigt, so daß er plötzlich über einen Felsblock abglitt und im nächsten Augenblicke mit einem in einer Felsspalte eingeklemmten Fuße und nur einem Handgriffe hilflos hängen blieb, bis ich ihm nachkam. Ich stellte ihm vor, wie es so gar keine Ruhmestat bedeuten würde, auf solch einem Wege abzustürzen und befreite ihn nach dieser eindrucksvollen Rede, so daß er mit einigen Hautabschürfungen davonkam. Die Höhe und schattseitige Lage des Abstieges zum Naßfeldrain bedingt es, daß hier der Schnee bis tief in den Sommer hinein liegen bleibt, so daß wir den Rest unseres Abstieges statt in einer kniebeißerischen „Geröllhatscherei" in lustiger Abfahrt beschließen konnten. Und das war auch gut so. Dadurch kamen wir gerade noch zurecht, um im Glanze der untergehenden Sonne die Schönheit des glücklich gewählten Platzes der Hochschoberhütte genießen und würdigen zu können. In weiten großen Linien schwingt der Kessel gegen die Gartelscharte aus, die Spitze ganz in Abendgold getaucht, leuchtet der Hochschober zur Hütte nieder, die Rotspitze und ihre Ausläufer einerseits, die Prijakte und deren Vorberge anderseits umsäumen das steilabfallende Leibnitztal und jenseits des Iseltales leuchten die Defereggen-Alpen herüber, glanzvoll überstrahlt von den Rieserfernern mit dem kühn emporragenden Hochgall. Vor der Hütte steht eine Bank mit dem schönen Namen „Sophienruhe". Dort saßen wir lange, die unbekannte Sophie zu solcher Auszeichnung beglückwünschend.

Doch der Mensch hat mehr als ein Sinnesorgan. Mit dem den Augen benachbartesten, der Nase, nahmen wir plötzlich wahr, daß der Hütte Düfte entstiegen, die nicht von Speik und Thymian kamen, sondern von Braten, Geselchtem und ähnlichen wür-

zigen Dingen, und nun wußten wir auch, daß nicht nur die Kanaille, sondern auch der Bergsteiger Hunger fühlt. So traten wir denn in die Hütte ein und hatten es in den nächsten Stunden und Tagen auch keinen Augenblick zu bereuen. Mutter Neurauter hat gut gekocht, in den Betten ließ sich's gut schlafen und in dem gemütlichen Stübchen fanden wir gleichgestimmte, liebe Menschen, vollauf genug, um zufrieden zu sein. Und zwischendurch genossen wir Bergfreude in vollen Zügen. Zu den schönsten Erlebnissen aus dieser Zeit zählen wohl die Besteigung des Hochschober und die Kammwanderung vom Hohen Prijakt zur Mirnitzscharte. Beide genußreiche Turen habe ich in den Mitteilungen des D. u. Ö. Alpenvereins ausführlich beschrieben („Um die Hochschoberhütte" I. u. II.[1]), so daß ich sie hier nur kurz andeuten will. Frühmorgens von der Hütte aufbrechend, gelangten wir mit den ersten Sonnenstrahlen zur Schoberlacke. Ein schriller Pfiff weckte uns aus unserer stillen Beschaulichkeit auf. Was war das? Gemsen bestimmt nicht, dazu war der Ton zu fein. So blieben wir denn unbeweglich stehen und warteten. Horch, wieder ein Pfiff! und in geringer Entfernung von uns, ein Männchen machend, das Murmeltier. Noch hat es uns nicht bemerkt und besorgt offenbar seine Morgentoilette. Da gleitet einem von uns der Bergschuh vom Steine ab, das putzige Tierchen horcht auf, schaut nach uns und — ist im nächsten Augenblicke dahin. Die Murmeltiere waren nicht immer in diesen Bergen, sie wurden erst vor einigen Jahren hier eingesetzt. Der Weg zur Staniskascharte ist steil und meist stark verschneit. Nach einigen Schnaufern und zahlreichen Schweißtropfen aber hatten wir ihn überwunden und hielten auf der Scharte, 2950 *m*, Rast. Aber nicht lange. Der Ausblick zum Großglockner, der eben im vollen Morgenglanze erstrahlte, verhieß zuviel des Schönen und der Westgrat lockte gar zu einladend zum Anstieg. Die Kletterei ist leicht und lustig, so daß man eher mit sich steigernden Kräften als ermüdet auf der oberen Scharte ankommt. Dann noch eine kurze, wenig Mühe erheischende Kletterei durch eine steile Felsrinne und wir hatten die Schneewächte auf dem Gipfel erreicht. Dort aber hielten wir ausgiebige Rast. „Hier steh ich — rings um mich ist alles Macht." Jawohl! Man müßte den Odenschwung eines Klopstock haben, wollte man nur annähernd schildern, was wir da oben empfanden. In nächster Umgebung die herrlichen Gipfel der Gruppe selbst — der schönste darunter wieder der Glödis — darüber hinaus das Petzeck mit einem Gruß entschwundener Jugend und dort im Norden in herrlicher Geschlossenheit die Gruppe des Großglockners — wir konnten nur schauen und schweigen. — Abends in der Hütte noch manch frohes Wander- oder Volkslied zur Laute und dann tiefer traumloser Schlaf. Am nächsten Tag stand Hüttenrast und Almbummel im Programme. Der Bummel brachte uns auf dem von der Sektion musterhaft angelegten Keilweg hinauf zum Gartelsee, 2613 *m*. Tiefste Stille ruht über seinem glitzernden Spiegel und auch in seinen Tiefen regt sich nichts, ist er doch oft bis in den Sommer hinein zugefroren. Der nächste Tag brachte uns trotz zu erwartendem schlechten Wetter hinauf auf die Spitze des Großen Prijakt, 3065 *m*, und von dort, wie schon erwähnt, über das Bareneck, die Große und Kleine Mirnitzspitze und die verbindenden Grate hinab zur Mirnitzscharte und knapp vor Ausbruch eines heftigen Gewitters in die Hütte zurück. Ausblicke von diesen Gipfeln zu schildern, ist mir wirklich unmöglich: wir haben nämlich gar nichts gesehen. Aber schön war es doch. Berge sind ja mehr als Aussichtstürme. Gewitter reinigen die Luft. Hatte uns der nächtliche Sturm abwechselnd aus und dann wieder in den Schlaf gerüttelt, so hatte er doch auch am Himmel großes Reinemachen betrieben, und als wir morgens erwachten, da strahlte alles in hellstem Freudenglanze. Der Himmel, die Berge, die Täler und auch wir. Nach dem Frühstück noch ein kurzer, herzlicher Abschied, dann noch ein Scheideblick auf die kleine,

[1]) „Mitteilungen" Nr. 9/1926 und Nr. 16/1927.

liebe Hütte und fort ging es, wieder dem Tale zu. Auf gut bezeichnetem Wege trabten wir zunächst unter den finster dräuenden Wänden des Prijakt der „Nase" zu. Beim Rückblicke auf die Hütte und darüber hinaus auf den Hochschober faßte uns beinahe Wehmut. Doch nichts ist langweiliger als ein sentimentaler Bergsteiger. Darum: Ein heller Jauchzer, ein weithinschallendes Bergheil! Und dann hinauf zur breitausladenden Mirschachscharte. Wanderer, verweile ein wenig, hier ist es gar zu schön! Und dann auf ungebahntem, aber immer bequemer werdendem Pfade zur Idylle der Schobergruppe, zu den Alkuserseen (Großer und Kleiner Alkuserse). In großartiger Umrahmung und doch nicht leblos liegen die beiden Seen wie träumerisch blickende Augen. Tiefster Friede ringsum, nur von Ferne her tönt das Rauschen des vom Kleinen See hinabstürzenden Alkuserbaches. In den braungrünen Fluten der Seen aber ist es nicht tot und regungslos. In ruhigem Zuge oder pfeilgeschwind hinhuschend tummeln Fische herum, der beste und gesuchteste unter ihnen der Saibling. Vom Alkurse geht es hinauf zur Schleinitz; doch unsere Zeit war um, wir mußten endgültig scheiden. So stapften wir denn nach langer, genußreicher Rast über die Alkuseralmen hinab durchs Alkuser- oder Taberbachtal und langten am späten Nachmittag in dem lieblichen Dorfe Ainet an. Jakob Glieber, der bedeutende Bildhauer und sangesfrohe Wanderer, hat hier einst in der Wiege gelegen und ruht nun in heimatlicher Erde von einem erfolg- und dornenreichen Künstlerleben aus. Auch ihm, mit dem wir manch frohes Lied gesungen, weihten wir ein herzlich Gedenken und dann fuhren wir mit dem Autobus hinaus nach Lienz. Eine fröhliche, selige Bergfahrt war zu Ende.

Und auch mein Bericht ist am Ende angelangt. Freundlicher Leser, der du mir bis hierher auf meinen Wegen schöner Erinnerung gefolgt bist, sei bedankt für deine Ausdauer; ich verlasse dich nun. Die Schobergruppe hat noch viele prächtige Gipfel und manchen herrlichen Steig. Und jeden weiß sie zu entzücken, vom mühlos dahinwandernden Almbummler bis zu dem keine Gefahr fürchtenden kühnen Felskletterer. Doch das alles zu beschreiben, war nicht meine Sache. Das hat vor mir schon der große Purtscheller und in gedrängter und doch ausgezeichneter Art der Führer von Böhm und Roßberger besorgt. Ich wollte dir nur erzählen von meinen tiefen, innigen und dauernden Freuden, die mir diese vom großen Heerstrome etwas abseitsgelegene Bergwelt gebracht hat. Geh hin! und sei dir gleiche Freude beschieden!

Euch aber, ihr geliebten Berge, rufe ich aus freudigem Herzen zu: Habt Dank! Die Tage, die ich im Genusse eurer Schönheit und Größe verleben durfte, sie zählen zu den Sonnentagen meines Lebens!

Aiguille Verte — Nant-Blanc-Seite

Montblanc und Aiguilles von Chamonix von Norden

Mit dem Flugzeug über den Montblanc

Von Margarete Große, Meißen

Ein Surren in den Lüften — „Jetzt kommt er!" In weitem Kreisbogen glitt der große Vogel an dem grünen Talgehänge nieder und rollte über den weiten Flugplatz von Le Fayet zu uns heran. Der Führer, Herr Joseph Thoret, stieg aus; dann folgten die beiden Fluggäste. Nun nahte unser Flug — der erste in unserem Leben! Für den Montblancflieger waren wir zugleich die ersten deutschen und überhaupt ausländischen Begleiter.

Die Vorbereitungen brachten manchen Spaß. Meine Schwester wurde mit einem Fliegeranzug unseres Führers angetan — saß ihr nicht gerad' wie angegossen, vor allem an den Beinen! Ich mußte — in Ermangelung eines Zunftgewandes — eine Jacke und zwei Lodenmäntel anziehen: zum Ersticken war es! Und diese Fliegerschuhe, an denen die Schnallen abgerissen waren! War gar nicht leicht, in ihnen bis zum Einstieg über den Platz zu hatschen, ohne sie von den Füßen zu verlieren!

Der Doppeldecker (Salmson, ein kleines Vorkriegsflugzeug, denn es war der erste Monat, wo die Air-Union diese Montblancflüge eingerichtet hatte, halb und halb noch als Versuch, ob sich die Geschichte auch rentieren werde! So mußten die Fahrgäste noch manche Unbequemlichkeit in Kauf nehmen! Immer noch besser aber wohl, als wenn später mal ein Riesenflugzeug — wie einmal schon zum Versuch der „Goliath" — mit einem Dutzend bergfremder Menschen fährt!)[1] — der Doppeldecker bot in seinem Innern nur für zwei Menschen Raum: in drangvoll fürchterlicher Enge saßen wir, rechts und links die bewußten Tüten und ein Schiebefenster, das beim Steigen geöffnet, beim Abstieg geschlossen werden mußte. Auf Leben und Tod ausgeliefert — das war unser erstes Gefühl, kein angenehmes für uns Bergsteigerinnen, die wir — wenn auch mit Führer gehend — doch gewöhnt waren, unser Schicksal tatkräftig selber in die Hand zu nehmen; kein angenehmes auch für uns Ballonführerinnen, denen selbständige Entscheidung auf Luftfahrten Freude und Glück gewesen, Bedürfnis geworden war. Gehört nicht eigentlich viel größerer Mut dazu — für den Tatmenschen wenigstens — sich einem anderen in blindem Vertrauen auszuliefern, als selbst zu denken, zu handeln und, wenn's nötig ist, zu kämpfen? Würde uns dieser Flug wohl wirklich beglückendes inneres Erlebnis werden können?

Schon aber ratterte der Motor — wo blieb die heilige Stille bei Ballonfahrten? — und wie im Auto auf nicht ganz glatter Fahrstraße ging's dahin — dann plötzlich ein sonderbares Gefühl — — wie man's als Kind beim Schaukeln hatte oder auf der russischen Schaukel, wenn sie ihren sausenden Rundlauf auf und ab und rings herum begann — „es hob einen", nicht „erhebend", eher beklemmend — —: wir flogen! Wie so ganz anders doch auch dieses wieder als das ideale Schweben mit dem Freiballon, das stille Fluten mit dem Winde! Selbst damals hatten wir nichts dergleichen Unangenehmes gespürt, als wir in einer Stunde 6000 *m* hoch gestiegen waren! Konnte uns der Flug hier wirklich ein Genuß werden?

---

[1]) 1½ stündiger Flug vom Flugplatz Le Fayet 500 Frs., also ungefähr 83 Mark. Im vergangenen Winter ist wiederholt der bequem eingerichtete „Goliath" geflogen, besetzt mit 12 Personen aus aller Herren Ländern. Im Sommer 1929 sollte dieses große, sowie ein kleines Flugzeug für den Montblancflug zur Verfügung stehen.

Aber man gewöhnte sich daran — gottlob! Und nun die Erde unter uns: die sanften Berge mit ihren Matten, schimmernd wie lichtgrüne Seide, mit den sammetdunklen Wäldern und den hellen Häuschen. Das war doch ganz Ballonstimmung nun! Und doch auch wieder nicht —: links schauten wir hinaus — und rechts hinaus — — im Ballonkorb war es frei um uns nach allen Seiten, da konnten wir uns bewegen, da war Luft ringsum, war Tiefe unter uns und Raum, Raum, unendlicher Raum — — hier Enge, Festgebundensein, Schranken — konnten wir dies ewige Vergleichen denn nicht lassen?!

„Da drüben der Montblanc!" Hoch und weiß stand er — und rückte näher — nein, blauer Himmel nur im Fenster, im linken schroffe Felsen: die Araviskette mußte es sein, der auffälligen Schichtung nach — nun links nur blauer Himmel, rechts Schnee und Eis: wieder der Montblanc, ganz nahe schon, daneben die Aiguille de Bionnassay und der Dôme de Miage! In großen Kurven mit schiefgestellten Flügeln ging's empor.

Wie lange schon war es unser Traum gewesen, solche Schnee- und Eisregionen einmal unter uns, aus den Lüften schauen zu können! Zwei Ballonfahrten über die Alpen hatten wir aus dieser Sehnsucht heraus gemacht: über herrliche, romantische Täler — wie das der Arve, das sich jetzt dort zu unseren Füßen wand; über blumige Matten und grüne Alpenseen, über wildeste, schroffste Felsenwelt, daß uns der Atem stockte — das eine Mal, als diese steilen Zacken unter uns wuchsen und sanken, sich dehnten und verkürzten, wie in Bewegung schienen, während wir mit flottem Winde über sie dahintrieben — und das andere Mal, als wir in Windstille über ihnen standen, Absturz unter uns und keine Möglichkeit, von ihnen loszukommen, bis uns in über 4000 *m* Höhe ein Gegenwind von dannen trieb. Unseren Herzenswunsch jedoch: die Gletscherwelt zu überfliegen, hatte uns der Windgott nicht erfüllt! Eine volle Woche hatten wir das eine Mal gewartet — und uns doch schließlich mit einem anderen Wind begnügen müssen. Heut' aber — das Große des Fluges kam uns mit einem Male zum Bewußtsein: heut' war ein Wille, der die Winde zwang! Nicht unser Wille diesmal — nein, wir durften heut' nur schauen und genießen — der Wille des Führers war es, der Motor und Flugzeug, Erzeugnisse des Menschengeistes, in Bahnen lenkte, die wenige Jahrzehnte vorher nichts weiter noch als Traumbild waren!

Schon lag nun Chamonix in der Tiefe, diese Perle der Alpenwelt! Rechts die Spalten und Eistürme des Bossonsgletschers — wir mußten jetzt wohl ungefähr so hoch sein wie die Grands Mulets. Dort hing der Argentièregletscher in die waldigen Hänge von Argentière herein — hier ragten der Brévent und dann die schroffen Zinken der Aiguilles Rouges. Und in der Ferne stand das Wallis gegen blauen Himmel: Grand Combin und Matterhorn und Monte Rosa, Lyskamm, Dom und Weißhorn — alle waren sie deutlich zu erkennen!

Nun wieder eine Kurve — und das ganze Montblancgebiet lag vor uns, so wunderbar aufgebaut, wie etwa auf dem einen schönen Bilde Oberleutnant Mittelholzers, des bekannten Schweizer Fliegers: eisgegürtet die Aiguilles du Chardonnet und d'Argentière, dahinter eine Eismauer von unerhörter Kühnheit: die Nordwände der Aiguille Verte, der Droites und der Courtes, mit ihren nahezu senkrecht aus der Tiefe emporgewachsenen Strebepfeilern und ihren glatt hinunterschießenden Kannelüren blanken Eises — und dann Gipfel hinter Gipfel, einer immer höher als der andere, das Ganze ein Riesenbauwerk der Natur, wachsend und strebend nach der höchsten Kuppel!

Im nächsten Augenblick schon löste sich das Bauwerk auf: verschwunden die Ferne, versunken alle die Gipfel; nur einer wuchs herein in unser Blickfeld: Königin Verte, der schönste Gipfel neben dem Montblanc! Eine Kurve rund um sie herum zog unser

Vogel, als Huldigung vor ihr. Dicht unter uns jetzt der Gipfelgrat gegen die Grande Rocheuse: wie eines Messers Schneide blitzte die feine Silberkante durch unser Fensterlein herein, und es zog uns die Blicke die steilen Flanken rechts und links hinunter und griff uns ans Herz — da das Whympercouloir, starrend von Eis: vor wenigen Tagen erst hatte eine Lawine zwei der besten französischen Führerlosen da hinabgefegt, die beiden Loustalots, Vater und Mutter zweier kleiner Kinder — gestern hatten wir an ihrem frischen Grabhügel in Chamonix gestanden. Was fragen die Berge nach Menschenglück und Menschenleid — die kalten, grausamen Berge — die herrlichen Berge, die Tausende von Menschen blenden wie die Motte das Licht, weil sie Erfüllung des Traumes von Schönheit und Größe sind, den die Menschenseele träumt.

Auf dem Moinegrat lag nur wenig Schnee. Und die beiden kleinen Felsen da unten — das waren der Große und der Kleine Dru! Das Urbild der Nadel — so stehen die beiden Aiguilles du Dru hintereinander, eine die andere deckend, von Chamonix und vom Montenvers gesehen, Ehrfurcht heischend durch ihre Größe — und waren hier doch nichts weiter als Zacken im Grate der Verte — — wie alles im Leben relativ ist, nach dem Standpunkt verschieden: aus der Tiefe erdrückt die Höhe oder zieht den Menschen empor; *an* schwer zu erklimmenden Felsen wähnen sich Starke oft Götter, und Schwache zagen oder vergessen, daß sie trotz allem mehr sind als Fleisch und Blut. *Über* den Felsen aber ist Raum, ist Ewigkeitsluft, und Menschengröße und -kleinheit sinken dahin.

Nun unter uns die Gletscher, die in der Mer de Glace zusammenfließen! Mit einem Blick lag ihre Gliederung erschlossen, und das Auge tauchte bald in diesen, bald in jenen Gletscherkessel. Dann wieder eine gewaltige Eismauer: der Bergzug von den Grandes Jorasses bis zur Aiguille du Géant! Wie viele Tausende kleiner Schwälblein mochten wohl schon über jenen Col des Hirondelles hinübergehastet sein, mit fliegendem Atem und bebendem Herzen, von geheimnisvoller Macht dem erlösenden warmen Süden entgegengetrieben? Unseres großen Vogels Pulsschlag stockte nicht vor dieser starren Felsenwelt und eisigen Öde und suchte nicht das Weite vor ihr. Einen Blick nur ließ er uns tun in das grüne Italien und hinüber nach den silbernen Burgen des Dauphiné, an denen unsere letzten leuchtenden Bergerinnerungen hingen — und mit brausenden Akkorden zwang er seinen Weg zurück, die Géant umkreisend, die Eiswildnis des Col du Géant überfliegend, dem letzten, größten Wunder dieser Wunderwelt entgegen: dem königlichen Dom Montblanc! Längst waren wir nun schon über 4000 *m* hoch — und noch immer ragte er empor, hoch und gewaltig, und rückte drohend heran. Jetzt schwebten wir dicht über den Bosses du Dromadaire, nun über dem felsigen Südabsturz gegen Courmayeur — dann wieder über weißen, weiten Gletschergefilden. Und wie aus Ehrfurcht vor des Königs Majestät verstummte bisweilen der Motor oder surrte nur leise vor sich hin: gleich den Möwen am Meere und den deutschen Segelfliegern in der Rhön und in Rossitten, die starken Wind ausnützen, um Höhe zu gewinnen, legte sich auch unser treuer Vogel mit abgestelltem oder doch gedämpftem Motor auf die Fittiche des Nordwinds (Thoret ist Träger des Rekords für Segelflug mit 1000 *kg*) und ließ sich höher tragen. Dann wieder donnerte der Motor, und mit eigner Atemkraft stieg das Flugzeug weiter. Jetzt flogen wir über den Gipfelgrat, den höchsten Grat Europas! So ergreifend war der Augenblick, daß uns die Tränen kamen. Trittspuren waren unten im Schnee von den letzten Gipfelbesteigern — aber einsam lag der Grat. Dort hatten auch wir gesessen — in Sonnenschein und Windstille wie auf der Insel der Seligen, ein unermeßliches Wolkenmeer zu Füßen, das uns die Gipfel verhüllte. Heut' lag die ganze Bergwelt um uns gebreitet, auch nicht vom kleinsten Wölkchen verschleiert, bis weit in die Schweiz und nach Italien hinein. Und wir sahen dennoch nur ihn,

den König der Berge, von Westen und Osten, von Süden und Norden! In großartigem Schraubenfluge stiegen wir über ihm empor, bis nahe an 5000 *m*! Viermal überflogen wir seinen Scheitel. Und wenn die Schneewelt schon für den Bergsteiger viel überirdischer ist als selbst die gewaltigste Felsengegend: über solchem Gipfel zu schweben, ist wie ein Rausch — auch wenn man nichts tut, nur schaut. Was ist im Grunde die Tat, der Kampf? Sie beglücken uns, weil wir Menschen sind, unvollkommen, rastlos, strebend. Schau hinab auf die Erde aber ist kosmisch, Ruhe ist göttlich. Es ist Endziel alles Strebens, Erfüllung aller Sehnsucht. —

Der brausende Pulsschlag unseres Vogels verstummte: im Gleitflug ging es wieder hinab und längs des Mont Maudit und des Montblanc de Tacul dem Col du Midi entgegen. Grünschillernde Eisüberhänge griffen förmlich zu uns herein. Oft war es, als müsse der rechte Flügel die Eiswand streifen — so nahe war sie uns! Dann sank der Géantgletscher unter uns zur Tiefe, und wieder knatterte der Motor zu einem letzten Gipfelflug: einem kurzen Besuch der Nadeln von Chamonix. Auf einer standen Menschen und winkten in Begeisterung — war es die Aiguille de Blaitière? oder die Grépon? So dicht waren wir darüber und so rasch ging's drüber hin, daß wir in diesem unbekannten Heer von Zacken nicht augenblicklich jede Einzelheit herauszufinden vermochten.

Und schon lag wieder Chamonix unter uns — und sanfteres Gelände. Eine und eine halbe Stunde Flug vorüber? Wahrhaftig! „Wie im Flug" war sie entschwunden! Die Tiefe wuchs heran, rascher noch, als sie hinabgesunken war. Dann ein stilles Gleiten — ein sanftes Rollen, lang, lang hin und immer leiser — das Flugzeug stand, die Erde hatte uns wieder.

Um ein herrliches Erlebnis waren wir bereichert, ein Erlebnis, das für uns, die wir zum erstenmal geflogen waren, gleich groß und tief war wie eine schwierige Ballonfahrt und eine große Bergtur.

Zehn Jahre Vereinsgeschichte, 1919–1929

Von Dr. J. Moriggl, Innsbruck

Vor zehn Jahren, als das deutsche Volk nach dem verlorenen Kriege schwer darniederlag, hätte der D. u. Ö. Alpenverein sein fünfzigjähriges Bestehen feiern sollen. Er brachte es nicht über sich, in den Zeiten der allerschwersten Not und Niederlage ein glänzendes Fest zu feiern, wenngleich er auf Grund seiner Vergangenheit und seiner Leistungen alle Ursache gehabt hätte, es zu tun. Er beschränkte sich darauf, die „Zeitschrift" 1919 ausschließlich der ruhmvollen Vereinsgeschichte zu widmen.

Seither sind wiederum zehn Jahre verflossen, Jahre der schwersten Zerrüttung der deutschen Wirtschaft, Jahre, in denen auch der D. u. Ö. Alpenverein heftiger erschüttert wurde als im Kriege selbst, in denen er aber trotz aller Not eine Wiederaufbauarbeit geleistet hat, die es verdient in kurzen Umrissen festgehalten zu werden und zwar zu einer Zeit noch, in der das Geschlecht, das all das Unglück des deutschen Volkes miterlebt hat, noch am Leben ist; denn nur diese Generation wird die schwierige Lage des Vereins und den Wiederaufbau, der sich trotz aller widrigen äußeren und inneren Verhältnisse vollzogen hat, richtig würdigen können. Das heranwachsende Geschlecht wird ihn — wenn es ihn überhaupt beachtet — ganz selbstverständlich finden und ebenso gering schätzen, wie so vieles ohne sein Zutun Gewordenes der Vergangenheit und Gegenwart.

Der zur Verfügung stehende Raum verbietet es, weiter auszuholen, als es hier geschehen ist; es können nur die wichtigeren Dinge kurz behandelt werden. Lose Blätter! Wer Näheres über einzelne Vorgänge im Alpenverein erfahren will, muß die seither in den „Mitteilungen" erschienenen „Jahresberichte" und Verhandlungsschriften der Hauptversammlungen nachlesen und wird auch mit Vorteil das Handbuch „Verfassung und Verwaltung des D. u. Ö. Alpenvereins", 4. Aufl. 1928, benutzen.

Aufgabe des Chronisten ist es, Geschehnisse einfach zu registrieren, Aufgabe des Historikers aber, die Ursachen der Geschehnisse zu ergründen, ihren Zusammenhang aufzudecken, sich jedoch der sachlichen Kritik und Stellungnahme zu ihnen zu enthalten. Letzteres mag leichter sein, wenn der Historiker, den Geschehnissen persönlich ferne stehend, sie nur als Außenstehender betrachten kann. Nicht so leicht aber ist es, wenn er mitten in den Ereignissen drinnen und vielfach selbst an der Entwicklung der Dinge beteiligt war, wie es für den Verfasser zutrifft. Wenn daher im folgenden da und dort auch Geschehnisse und Verhältnisse im D. u. Ö. Alpenverein und im Alpinismus kritisiert werden und der Verfasser seine Auffassung davon auch ausspricht, möge ihm außerdem auch noch zugute gehalten werden, daß der Alpinismus und der D. u. Ö. Alpenverein ihn nicht nur dienstlich beschäftigen, sondern ihm auch persönlich sehr am Herzen gelegen sind.

I. Allgemeines

Wollen wir einen Maßstab für die Entwicklung des Vereins und seinen Aufschwung in den letzten zehn Jahren anlegen, so müssen wir zunächst den Ausgangspunkt, die Verhältnisse des Jahres 1919, mit einigen Strichen festhalten.

Die in ehrlichem Kampfe unbesiegten Millionen Krieger des deutschen Volkes waren in ihre Heimat zurückgeströmt, die Schandverträge von St. Germain und Ver-

sailles waren erpreßt und auf der Zunge aller Deutschen stand das bange Wort „Was nun?“. Auch die Leitung des D. u. Ö. Alpenvereins stand vor demselben großen Fragezeichen. Der Mitgliederstand war auf seinen Tiefstand (1918: 73 139 Mitglieder) gesunken. Würde er noch weiter sinken, würde er ansteigen? Man erhoffte letzteres, weil man sich sagte, daß viele Tausende deutscher Männer nun Ruhe in den Bergen nach den Mühen und Schrecken des Krieges suchen würden und weil schon der Krieg ungezählte Männer aus dem Flachlande den Bergen nähergebracht und sie schätzen und lieben gelehrt hatte. Es konnte aber auch das Gegenteil eintreten. Die Einkünfte des Vereins waren durch die damals schon sehr empfindliche Geldentwertung geschmälert, wo doch gerade erhöhte Mittel für den Wiederaufbau notwendig gewesen wären. Würde das deutsche Volk für einen idealen Gedanken, wie ihn der Alpinismus darstellt, würde es für ein Vereinsleben verbunden mit finanziellen Opfern noch das nötige Verständnis haben? Wird nicht die politische Zerreißung des Arbeitsgebietes des D. u. Ö. Alpenvereins, die große Teile, und nicht die schlechtesten, den feindlichen Staaten zuwies, schlimme Folgen für den Verein haben? Was wird aus den Schutzhütten in den abgetrennten Gebieten der Alpen, was aus den Sektionen in den vom Deutschen Reiche und von Österreich losgerissenen Landesteilen? Wird der Verein die Kraft aufbringen, seine Werbemittel, insbesondere das Band der „Mitteilungen“ weiter in Tätigkeit zu setzen, die während der Kriegszeit entstandenen Schäden an Hütten, Wegen und Wegbezeichnungen auszubessern, das alpine Rettungswesen wieder aufzubauen, wissenschaftlich zu arbeiten? Wird er das Führerwesen neu organisieren müssen und können oder braucht man überhaupt keine Führer mehr?

Dies alles waren noch offene Fragen, als der Verwaltungsausschuß Wien (1912—1920) daran war, die Geschäfte einem Nachfolger im Deutschen Reiche zu übergeben. Die Amtsdauer des Wiener V.-A. wäre mit Ende des Jahres 1916 abgelaufen. Man hielt es mit Recht für nicht ratsam, ja möglich, während des Krieges einen Wechsel in der Vereinsleitung eintreten zu lassen und verschob ihn von Jahr zu Jahr.

Zu Beginn unseres Zeitabschnittes war man sich in der Vereinsleitung noch nicht ganz sicher, ob man im Jahre 1919 eine Hauptversammlung werde abhalten können oder nicht. Man befürchtete, daß eine solche nicht in dem Maße von Sektionsvertretern werde beschickt werden, wie es die Lage des Vereins erforderte. Schließlich wagte man den Schritt und berief die erste Hauptversammlung nach dem Kriege für den 10. Oktober 1919 nach Nürnberg. Sofort brachten die Sektionen eine Reihe z. T. grundlegender Anträge ein und die H.-V., deren Äußeres von der S. Nürnberg trefflich vorbereitet war, hatte zwei Tage nötig, um das große Pensum zu erledigen. Es waren 193 Sektionen mit 801 Stimmen vertreten, eine völlig friedensmäßige Beschickung der Versammlung. In der Eröffnungsansprache wies der Vorsitzende darauf hin, daß die Not der Zeit, die allgemeine Verarmung die Bergsteiger zu der Einfachheit der Sitten zurückführen werde, „von denen wir, auch bei unseren Anlagen in den Bergen, beeinflußt von dem aufs Materielle gerichteten Zuge der Zeit, in den Jahrzehnten vor dem Weltkrieg mehr und mehr abgewichen waren. Nicht bequemem Leben, sondern der Stählung des Körpers und der Erhebung des Geistes an der großen, unwandelbaren Natur soll unsere Arbeit dienen. In diesem Sinne müssen wir uns insbesondere die Heranbildung der Jugend zu den Idealen des Alpenvereins angelegen sein lassen“.

Der größte Teil der Verhandlungen dieser H.-V. war denn auch der „Aussprache über die nächsten Aufgaben und Ziele des Vereins“ gewidmet. Sie fanden ihren Niederschlag in den sog. „Nürnberger Leitsätzen“, die eine neue grundsätzliche Einstellung des Vereins zum Alpinismus seiner Mitglieder zum Ausdruck bringen, die in den

folgenden Jahren in verschiedenen Punkten weiter ausgebaut und vertieft wurden. Weitere Marksteine in der Entwicklung des Vereins waren die ebenfalls in dieser Versammlung gefaßten Beschlüsse, mit denen der Verein sich endgültig zum Gedanken des Heimat- und Naturschutzes bekannte, das Winterbergsteigen als dem Sommerbergsteigen gleichwertig und daher ebenso förderungswert anerkannte und die Organisierung des alpinen Jugendwanderns fest in die Hand nahm.

Wegen des späten Termins der H.-V. bot sich keine Möglichkeit mehr bis zum Ende des Jahres 1919 einen geeigneten neuen Vereinssitz zu finden. Daneben erwies es sich als zweckmäßig, gewisse Kriegsfolgen (Lostrennung der österreichischen Sektionen u. a.) von dem österreichischen Verwaltungsausschuß liquidieren zu lassen. Die H.-V. beschloß daher den Verwaltungsausschuß Wien zu ersuchen, sein Amt noch ein weiteres Jahr (bis Ende 1920) zu führen, was er auch annahm.

Die Wahl eines neuen Vereinssitzes und Verwaltungsausschusses bereitete der H.-V. Salzburg (1920) nicht geringe Schwierigkeiten. Als Vereinssitz war München, als Vorsitzender des V.-A. der seinerzeitige Zentralpräsident (1898—1900) Staatsrat a. D. Dr. W. von Burkhard vom H.-A. vorgeschlagen. Eine Gruppe der streng bergsteigerischen Richtung angehörender jüngerer Sektionsvertreter und die von ihnen beeinflußte Presse hatten schon vor der H.-V. in einer z. T. nicht gerade vornehmen Art gegen die Wahl dieses um den Alpenverein hochverdienten und erfahrenen Mannes Stimmung gemacht. In der H.-V. selbst traten sie teilweise recht schroff und persönlich verletzend auf, gewannen aber durch den Hinweis auf das verhältnismäßig hohe, daher für die Leitung des Vereins angeblich ungeeignete Alter des Kandidaten Einfluß auf weitere Kreise von Sektionsvertretern, die schließlich am Vorschlag des H.-A. irre wurden, und erzielten — der Vorsitzende ließ vorsichtigerweise zunächst nur eine Probeabstimmung zu — ein Abstimmungsergebnis, das von Burkhard veranlaßte, auf die Annahme einer Wahl zu verzichten. Damit war auch die Wahl Münchens als Vereinssitz in Frage gestellt und, da eine so wichtige Sache nicht übers Knie gebrochen werden konnte und man sich die Kandidaten der Opposition nicht einfach aufzwingen lassen wollte, wurde die H.-V. 1920 abgebrochen und die Fortsetzung zwei Monate später in Jena abgehalten. Inzwischen war es gelungen, die Gemüter zu beruhigen und die Münchner Sektionen boten einen neuen V.-A. mit Oberbaudirektor R. Rehlen als V.-A.-Vorsitzenden an, der in Jena einstimmig gewählt wurde. So war denn diese Schwierigkeit beseitigt und der D. u. Ö. Alpenverein erhielt eine neue Vereinsleitung, wie man sie sich nicht besser wünschen konnte.

Die Satzung vom Jahre 1908 (in Kraft getreten 1910) hat einen ganz besonderen Vorzug: sie gestattet, daß ein Vorsitzender des Gesamtvereins nach Ablauf seiner Amtsperiode sofort wieder als Vorsitzender wählbar ist und daß auch ein Hauptausschußmitglied ohne Karenzjahr zum Vorsitzenden gewählt werden kann. Dadurch ist es möglich, der Vereinsleitung führende Persönlichkeiten zu erhalten, wenn es sich als notwendig oder ratsam erweist, und so konnte die Hauptversammlung Jena (1920) zwei bereits in der Vereinsleitung stehende Persönlichkeiten an die Spitze des Vereins während der Amtsdauer des V.-A. München stellen, die das uneingeschränkte Vertrauen des Gesamtvereins besaßen, und die Gewähr boten, den Verein — komme, was da wolle — neu aufzubauen: Der eine, Staatsminister Exzellenz Dr. Reinhold von Sydow-Berlin (1. Vorsitzender seit 1912, zum 1. Vorsitzenden wiedergewählt im Jahre 1920), trotz seines hohen Alters die verkörperte Kraft und Zielsicherheit, wie sie der Verein unbedingt brauchte, der andere, Oberbaudirektor Robert Rehlen-München (Mitglied des Z.-A. 1898—1900 und 1907—1911 und H.-A.-Mitglied seit 1919), der Mann der großen Erfahrung gepaart mit Klugheit und rastlosem Arbeitseifer als 2. Vorsitzender und zugleich Vorsitzender des Arbeitsausschusses (V.-A.). Ihnen zur Seite standen im Verwaltungsausschuß München Bergsteiger, Männer der Tat mit

festem Aufbauwillen und außerordentlicher Arbeitskraft, im Hauptausschuß erfahrene Berater aus allen Teilen des Deutschen Reiches und Österreichs.

Wenn dann später im Bestande[1]) der Münchner V.-A.-Mitglieder ein kleiner Wechsel eintrat, so war dieser nicht etwa in Unstimmigkeiten innerhalb des Ausschusses begründet, sondern lediglich in persönlichen Verhältnissen, was wir hier ausdrücklich feststellen wollen. Der Ausschuß arbeitete in einer geradezu vorbildlichen Harmonie, was bei den vielen und schwerwiegenden grundsätzlichen Fragen, die an ihn herantraten, besonders zu bemerken ist. Auch sein Verhältnis zum 1. Vorsitzenden sowie zu den Mitgliedern des Hauptausschusses war all die 8 Jahre hindurch ein enges und völlig ungetrübtes. Nur durch diese große Harmonie der Geister der Vereinsleitung war es überhaupt möglich, daß so gewaltige und schwierige Arbeit auf dem Gebiete des Wiederaufbaues und des Fortschrittes geleistet werden konnte.

Auch der Verwaltungsausschuß München blieb über seine satzungsmäßige Dauer hinaus im Amte. Die ordentliche Amtsdauer wäre Ende 1925 abgelaufen, sie wurde bis Ende 1928 verlängert. Für diese Verlängerung waren nicht wie beim vorangegangenen Wechsel des Vereinssitzes Schwierigkeiten in der Personenfrage der Nachfolger, sondern rein sachliche Gesichtspunkte maßgebend. Bestimmend war die Erwägung, „daß eine Reihe wichtiger Angelegenheiten sich in der Schwebe befand, deren Durchführung zweckmäßig in denselben Händen zu belassen sei, die sie unternommen haben".

Die Amtsdauer der Vorsitzenden und des Münchner V.-A. lief also mit Ende des Jahres 1928 ab. Der erste Vorsitzende des Hauptausschusses Staatsminister Exz. Dr. R. v. Sydow-Berlin hatte auf eine Wiederwahl verzichtet und wurde anläßlich seines Ausscheidens aus der Vereinsleitung von der H.-V. Stuttgart 1928 unter Überreichung eines goldenen Edelweißes und einer künstlerischen Urkunde zum Ehrenvorsitzenden ernannt. Zum ersten Vorsitzenden wurde der bisherige zweite, Herr Oberbaudirektor R. Rehlen-München, zum dritten Vorsitzenden Herr Regierungsrat Dr. Ph. Borchers-Bremen gewählt. Die Wahl eines neuen Verwaltungsausschusses stieß auf keinerlei Schwierigkeiten. Schon seit längerer Zeit war Innsbruck hiezu in Aussicht genommen, welche Stadt schon in den Jahren 1901—1906 unter Dr. C. Ipsen einen sehr arbeitsamen Zentralausschuß gestellt hatte, und einige der in Aussicht genommenen Mitglieder des Innsbrucker V.-A. waren schon in den vorangegangenen Jahren mit Absicht als H.-A.-Mitglieder gewählt und im H.A. tätig geworden, um sie in die Geschäfte der Vereinsleitung einzuweihen. Das vielseitige Schaffen des Ausschusses der S. Innsbruck auf allen Gebieten der Vereinstätigkeit bot die Gewähr, daß für alle Referate im V.-A. geeignete Kräfte gefunden werden können. Und so konnte denn die H.-V. Stuttgart (1928) unbedenklich zur Wahl des neuen V.-A. schreiten, der dann auch mit Univ.-Prof. Dr. Raimund v. Klebelsberg (Mitglied des H.-A. 1921—1922 und dritter Vorsitzender des H.-A. 1923—1925) als Vorsitzenden des V.-A. (zugleich zweiter Vorsitzender des Vereins) erfolgte.

Der neue V.-A. hatte Gelegenheit anläßlich der Frühjahrssitzung des Hauptausschusses (10. Mai 1929) das 60jährige Bestehen des Vereins in einem von der S. Innsbruck veranstalteten Festabend zu feiern, mit welcher Feier auch eine Gedenkfeier an den tätigsten Mitbegründer des Vereins am Grabe Franz Senns in Neustift verbunden wurde.

Hauptversammlungen

Eine Übersicht über die Hauptversammlungen seit 1919 und ihre wichtigeren Beschlüsse ist in den „Anlagen" am Schlusse dieses Berichtes enthalten, der Inhalt dieser

[1]) Über die Zusammensetzung bezw. Persönlichkeiten der Vereinsleitung vgl. die in den „Anlagen" am Schlusse dieses Berichtes veröffentlichte Übersichtstabelle.

Beschlüsse und ihre Bedeutung, wo nötig, in den nachfolgenden Abschnitten kurz behandelt.

Sitzungen des Hauptausschusses und des Verwaltungsausschusses

Seit 1919 fanden 23 Sitzungen des Hauptausschusses, die Hälfte davon am Orte der jeweiligen Hauptversammlungen statt. Der V.-A. Wien hielt (1919—1920) 23, der V.-A. München (1921—1928) 187 Sitzungen (meist vier- und mehrstündig) ab. Der Ausspruch R. Rehlens auf der Würzburger H.-V., daß die Mitglieder des V.-A. keine Ehrenämter mehr, sondern schon Ehrenberufe innehaben, war vollauf gerechtfertigt. Nur wer selbst in der Vereinsleitung der letzten zehn Jahre gestanden hat, vermag zu ermessen, welche ungeheure Arbeit hier ehrenamtlich und unter weitester Hintansetzung persönlicher Belange geleistet wurde. Sie drückt sich einigermaßen — doch bei weitem nicht völlig — auch in den Ausläufen der Vereinskanzlei aus, die sich z. B. für das Jahr vom 15. Juli 1928 bis 15. Juli 1929 auf 22719 beliefen.

Unterausschüsse

Der Hütten- und Wegebauausschuß wurde im Jahre 1921 neu aufgerichtet. Ihm gehören nun der Hauptreferent für Hütten- und Wegeangelegenheiten (Referent des V.-A.), die 10 Gebietsreferenten des H.-A. und der Referent für Turistik an. Der Wissenschaftliche Unterausschuß erhielt im Jahre 1922 eine neue Geschäftsordnung. Er besteht aus 7 Mitgliedern, die seither alljährlich zu einer Sitzung zusammentreten. Ein Arbeitsgebietsfeststellungsausschuß wurde 1921, der Unterausschuß für Alpines Jugendwandern 1928 ins Leben gerufen. Der im Jahre 1926 gegründete Unterausschuß für Winterturistik ist seit dem Wechsel des Vereinssitzes noch nicht erneuert worden. Der Ausschuß für Auslandsbergfahrten war 1927 zum erstenmal zusammengetreten. Er wird nur von Fall zu Fall zusammengestellt.

Satzung

Die Satzung des D. u. Ö. Alpenvereins wurde in den ersten 50 Jahren seines Bestandes nur wenig geändert. Eine grundlegende Änderung zwar nicht des Vereinszweckes, aber des Aufbaues der Vereinsleitung hatte die neue Satzung vom Jahre 1908 gebracht. Diese Satzung wurde seither wiederholt abgeändert. Nicht daß sie lückenhaft oder gar schlecht gewesen wäre, beileibe nicht; die Verhältnisse der Nachkriegszeit einerseits erforderten eine Anpassung einzelner Satzungsbestimmungen an die durch den Zwang der Zeit und Umstände gewordenen tatsächlichen Zustände, die Entwicklung und geistige Einstellung der deutschen Bergsteigerei, unserer Mitgliedschaft, eine Umstellung auch in grundsätzlichen Fragen. Und so kam es, daß sich nicht weniger als sechs Hauptversammlungen (1921, 1922, 1924, 1925, 1927, 1928) mit Satzungsänderungen befassen mußten.

Es lag im Vorteil des Vereins selbst wie seiner Leitung, daß er auch im Deutschen Reiche Rechtspersönlichkeit erlangte. Dies geschah nach entsprechender Satzungsänderung durch Eintragung in das Münchner Vereinsregister. Es lag ferner im Vereinsinteresse, klar auszusprechen, daß der Verein zwar unpolitisch ist und die Erörterung und Verfolgung politischer Angelegenheiten außerhalb seiner Zuständigkeit liegt, daß er aber als Zweck auch die Pflege und Stärkung der Liebe zur deutschen Heimat auf sein Banner geschrieben hat. Zwei H.-V.-Entschließungen, darnach Zweck des Vereins auch ist „Deutsches Volkstum zu wahren und zu pflegen und somit Heimatkunde, Heimatschutz und Heimattreue des deutschen Volkes in den Ostalpen zu fördern" und daß „Bestrebungen zur Wahrung und Förderung deutscher Stammesart nicht als politische angesprochen werden können" waren obiger Satzungs-

ergänzung vorangegangen. Zweifel über die rechtliche Stellung und Pflichten der Sektionen innerhalb des Gesamtvereins veranlaßten die H.-V. 1927 in der Satzung auszusprechen, daß die Sektionen in vermögensrechtlicher Beziehung dem Gesamtverein gegenüber nur die Verpflichtung der Beitragsleistung nach § 8 der Satzung haben. Dazu wurde in einer „Entschließung" festgelegt, daß die Beschlüsse der Hauptversammlungen für die Sektionen verpflichtend sind und daß Beschlüsse, die in die Selbständigkeit der Sektionen eingreifen, mit einer Dreiviertelmehrheit der abgegebenen Stimmen gefaßt werden müssen.

Grundlegend waren die Satzungsänderungsbeschlüsse der H.-V. 1927 hinsichtlich Zweck und Mittel des Vereins. Wir stellen hier den Wortlaut der Satzung von 1908 und der von 1927 gegenüber, weil man daraus ohne weitere Erläuterung klar ersehen kann, daß der D. u. Ö. Alpenverein zwar seinen alten Zielen treu geblieben ist, daß er aber auch neue Ziele sich gesteckt hat, deren Erfüllung durch Mittel geschehen soll, die er z. T. seit mehr oder minder langer Zeit tatsächlich schon angewendet hat.

Satzung von 1908	Satzung von 1927
§ 1	§ 1
Zweck des D. u. Ö. A.-V. ist, die Kenntnis der Alpen im allgemeinen zu erweitern und zu verbreiten, sowie die Bereisung der Alpen Deutschlands und Österreichs zu erleichtern.	Zweck des D. u. Ö. A.-V. ist, die Kenntnis der Hochgebirge zu erweitern und zu verbreiten, das Bergsteigen zu fördern, das Wandern in den Ostalpen zu erleichtern, ihre Schönheit und Ursprünglichkeit zu erhalten und dadurch die Liebe zur deutschen Heimat zu pflegen und zu stärken.
§ 2	§ 2
Mittel zur Erreichung dieses Zweckes sind: Herausgabe von schriftstellerischen und künstlerischen Arbeiten, Förderung des Verkehrs-, des Unterkunfts- und des Führerwesens, Veranstaltung von geselligen Zusammenkünften und Vorträgen sowie Unterstützung von Unternehmungen, welche dem Vereinszwecke dienen.	Mittel zur Erreichung der Vereinszwecke sind insbesondere: Herausgabe von schriftstellerischen, wissenschaftlichen und künstlerischen Arbeiten und von Karten, Anlage von Sammlungen solcher Art, Pflege des alpinen Schilaufs und des Jugendwanderns, Förderung des Verkehrs-, Unterkunfts-, Führer- und Rettungswesens, Veranstaltung von geselligen Zusammenkünften und von Vorträgen, von gemeinschaftlichen Bergfahrten und Wanderungen, sowie Unterstützung von anderen Unternehmungen, die den Vereinszwecken dienen.

Die sonstigen Änderungen der Satzung von 1908 sind entweder an anderen Stellen dieses Berichtes erwähnt oder von geringerem Belang.

Finanzen

In die Jahre, die unser Bericht umfaßt, fällt der große Währungsniederbruch im Deutschen Reiche und in Österreich. Der Goldwert der deutschen Mark sank bis gegen Ende des Jahres 1923 auf ein Billionstel des Nominales, der der österreichischen

Krone im Jahre 1922 um einige Nullen weniger, aber ebenfalls auf ein Nichts. Daß diese Verhältnisse auch den Alpenverein berühren mußten, liegt auf der Hand. Wenn man bedenkt, daß die Hauptversammlung eines Jahres (im Sommer) den Voranschlag für das nächstfolgende Jahr aufzustellen hatte, also in völliger Unkenntnis einerseits des künftigen Mitgliederstandes, anderseits des Wertes der Währung im Laufe des nächsten Jahres einfach ins Blaue hinein wirtschaften mußte, so muß man sich höchlich wundern, wie es dem Alpenverein möglich war, diese schwere Zeit zu überstehen. Er konnte nicht wie der Kaufmann mit den Preisen seiner Waren, so mit den Vereinsbeiträgen täglich hinaufgehen. Die Einhebung von Nachtragszuschlägen auf die Vereinsbeiträge innerhalb eines Jahres — einmal mit geringem Erfolge versucht — war untunlich. Den Kassieren der Sektionen, die ihre Last ehrenamtlich tragen, konnte nicht zugemutet werden, die große Mühe des Einziehens der Beiträge mehrmals im Jahre auf sich zu nehmen, abgesehen davon, daß das Mitglied, einmal im Besitze der Jahresmarke, gar keine Lust empfand, Nachzahlungen zu leisten. Ein Glück war es, daß das Inflationsmaximum in beiden Ländern nicht zur gleichen Zeit eintrat und daß im Jahre 1923, dem Jahre der höchsten Inflation im Deutschen Reiche, bereits eine feste Währung in Österreich bestand und die österreichischen Vereinsbeiträge über das Schlimmste hinweghelfen konnten. Die Eingänge an anderen Valuten halfen mit.

Das Jahr 1918 hatte mit einem Vermögensstand des Vereins im Betrage von 1 170 000 M. abgeschlossen. Das waren natürlich nicht mehr vollwertige Goldmark, aber der Betrag, den der Wiener V.-A. trotz Ausfall an Vereinsbeiträgen, trotz der steigenden Kosten hauptsächlich der Vereinsschriften und Karten durch Einsparungen insbesondere in den Verwaltungsausgaben, erzwungenen Stillstand auf verschiedenen Gebieten der Vereinstätigkeit usw. erspart hatte, war doch recht beträchtlich. Er war in der Hauptsache für Beseitigung der Schäden an Hütten und Wegen und den Wiederaufbau sonstiger Einrichtungen bereitgestellt. Im Jahre 1919 konnte das Vermögen noch etwas vermehrt werden (1 227 000 M.), doch schon das Jahr 1920 brachte eine Minderung auf 937 651,14 M., mit der die innere Wertminderung einherging, und für das Jahr 1921 mußte eine Erhöhung der Beiträge auf 10 M. bzw. 20 Kr. beschlossen werden. Das nächste Jahr, in dem die Entwertung der Krone der der Mark vorauseilte, erforderte Beiträge von 20 M. bzw. 80 Kr. Man dachte auch an die Einhebung eines „Kriegsnotopfers" der Mitglieder zur Ansammlung eines größeren Fonds, denn das Vermögen des Vereins, das zum großen Teil in österreichischen Papieren angelegt war, war bereits auf ein Minimum zusammengeschrumpft. An Stelle des Notopfers wurde eine Nachzahlung von 25 M. auf die Vereinsbeiträge eingehoben und der Beitrag für 1923 auf 120 M. festgesetzt. Alte Mitglieder, hauptsächlich Pensionisten und Kleinrentner, konnten den Beitrag kaum mehr bezahlen, so gerne sie dem Verein ihre Treue halten wollten. Dies veranlaßte die H.-V. 1922, für die über 60 Jahre alten Mitglieder die Begünstigung einzuführen, daß sie den Familienmitgliedern gleichgestellt werden konnten (auf Antrag) und nur den halben Vereinsbeitrag zu entrichten brauchten. Nicht übersehen werden darf, daß die Geldentwertung bisher durch den enormen Mitgliederzuwachs und damit erhöhten Eingang an Beiträgen einen, wenn auch kleinen, Ausgleich erhielt. Das hörte aber im Jahre 1923 alles auf. Der Beitrag, auf 120 M. festgesetzt, wirkte sich zu Beginn des Jahres noch einigermaßen aus, im Laufe des Sommers und gar des Herbstes lebte der Verein nur mehr von den ausländischen Werten. Größere Ausgaben (z. B. Papierankauf für die Vereinsschriften) konnten mit großem Vorteil noch im Frühjahr getätigt werden. Die Gewinn- und Verlustrechnung des Jahres 1923 wies in Einnahmen und Ausgaben die fantastische Ziffer von 121.212,575.157,928.945 M. bzw. in Festmark den geringen Betrag von RM. 121 212,57 auf, die Vermögensrechnung aber, die bereits in Rentenmark (Festmark) aufgestellt wurde, ein Vereinsvermögen von 108 033,99 RM.

(hauptsächlich Bankguthaben, die Papiere waren wertlos geworden). Nun konnte man wieder mit einem sicheren Einkommen rechnen. Der Beitrag wurde für das Jahr 1924 mit 4 RM., für die Österreicher, die finanziell stark ins Hintertreffen geraten waren, mit 5 S., (Zeitschrift und Mitteilungen wurden gegen besondere Zahlung geliefert, s. d.) festgesetzt und ist seither auf dieser Höhe geblieben(!). Das Vermögen des Vereins vermehrt sich zusehends und betrug Ende 1928: 547 512,35 RM., die z. T. in Goldpfandbriefen angelegt wurden.

Die Fonde des Vereins, die für bestimmte Zwecke satzungs- oder beschlußmäßig festgelegten Rücklagen, waren durch die Inflation vernichtet, nicht nur der sogenannte Eiserne Fond (Betriebsfond), auch die Führerunterstützungskasse, der Angestelltenpensionsfond, der Kaiser Franz Joseph-Fond u. a. Seither konnte nur der Eiserne Fond wieder aufgebaut werden (Stand Ende 1928: 60 000 RM.) und der Darlehensfond; dafür wurde aber der Fürsorgefond (Fürsorgeeinrichtung für Hüttenschäden) mit 350 816,72 RM. (1928) geschaffen und der inzwischen wieder aufgezehrte Fond für Auslandsbergfahrten. Die Führerrenten müssen ebenso wie die Angestelltenpensionen bis auf weiteres noch aus laufenden Einnahmen bestritten werden. Unterstützungen von Gebirgsbewohnern bei Elementarschäden konnten nur im allerbescheidensten Ausmaße aus dem Titel „Unterstützungen und Ehrungen" erfolgen. Eine Wiederaufrichtung dieser vernichteten Fonde wird sich auf die Dauer nicht von der Hand weisen lassen.

In den letzten 10 Jahren hat der Alpenverein so viele und darunter kostspielige neue Aufgaben sich gestellt und auch erfüllt, daß man sich wundern muß, wie er mit dem Beitrag von 4 RM., die einen Goldwert von 2,40 M. gegenüber 4 GM. der Vorkriegszeit bedeuten, auskommen konnte. Es konnte nur geschehen durch Drosselung der Ausgaben auf anderen Gebieten, insbesondere der Beihilfen für Hütten- und Wegebauten. Das Jahr 1927 wies einen kleinen Abgang auf. Der Voranschlag des Jahres 1929 ist äußerst gespannt und eine wenigstens bescheidene Erhöhung des Vereinsbeitrages wird in nächster Zeit unabweislich werden, wenn der Alpenverein neben neuen auch noch seinen alten Zielen und übernommenen Verpflichtungen ohne Schädigung seines Ansehens nachkommen will.

II. Hütten und Wege

Durch Jahrzehnte hindurch hatte es der Alpenverein als seine satzungsmäßige, ja rein selbstverständliche Aufgabe betrachtet, die Bereisung der Alpen durch Hütten- und Wegebauten zu erleichtern. Seit dem Krieg sind auch hier neue Auffassungen in weiten Kreisen unserer Mitglieder aufgekommen, die sich in fast zehnjährigem Kampfe durchzusetzen suchten. Wie ein roter Faden ziehen sich die geist- und temperamentvollen Verhandlungen über diese Frage durch die Hauptversammlungen seit 1919 hindurch, bis endlich eine Klärung und ein gemeinsamer Boden für eine Verankerung der grundsätzlichen Einstellung des Vereins in der Satzung vom Jahre 1927 gefunden werden konnte. Neben der Frage, ob noch Neues gebaut werden soll, war es noch besonders die, wie gebaut werden soll und wie die neuen und die schon vorhandenen Bauten betrieben werden sollen. Dabei muß man berücksichtigen, daß in den ersten Jahren nach dem Krieg Verhältnisse herrschten, die wirklich dazu angetan waren, sich die Frage der weiteren Tätigkeit des Vereins auf dem Gebiete, insbesondere des Schutzhüttenwesens wohl zu überlegen: auf der einen Seite ein ungeheures Anschwellen des Touristenstromes und häßliche Erscheinungen in demselben, die nur mit spartanischen Maßregeln bekämpft werden konnten, auf der anderen Seite die günstige Gelegenheit neue, bisher aus Jagdrücksichten verschlossene Arbeitsgebiete zu erfassen, und der Drang der Sektionen nach praktischer Betätigung.

Richtlinien für den Bau von Hütten und Wegen

Die nach dem Kriege zunächst von selbst gegebene Richtlinie mußte lauten: Ausbesserung der in der Kriegszeit entstandenen Schäden an Hütten und Wegen, in zweiter Linie: Eindringen durch Errichtung von Wegen und Ankauf ehemaliger Jagdhütten in die bisher aus Jagdrücksichten verschlossenen, nun aber der Turistik geöffneten Gebiete und erst in letzter Linie: neue Hüttenbauten. Danach wurde in den ersten Nachkriegsjahren bei Verteilung der Beihilfen des Gesamtvereins vorgegangen. Daneben zeigte sich bald, daß der Umfang vieler Hütten zu klein geworden war, da dem Alpenverein Hütten geraubt worden waren und sich der an und für sich außerordentlich stark zunehmende Turistenverkehr in der Hauptsache auf die dem Alpenverein verbliebenen Hütten ergoß. Nach Ausbesserung der Schäden mußte daher das Augenmerk der Sektionen und des Gesamtvereins insbesondere auch der Erweiterung vieler Hütten und der Vermehrung der Schlafgelegenheiten zugewendet werden. Dann suchten die vielen Sektionen, die ihre Hütten samt Arbeitsgebiet durch den Friedensschluß verloren hatten, neue Arbeitsgebiete und Hüttenplätze und beanspruchten eine Bevorzugung bei Verteilung dieser Gebiete und bei Unterstützung der Hütten- und Wegebauten. Der starke Mitgliederzuwachs brachte auch andere Sektionen auf den Gedanken ein Gebiet zu erwerben, eine Hütte zu bauen — begreiflich, wenn man weiß, daß der Besitz einer Hütte für jede Sektion ein nicht hoch genug zu schätzendes Mittel ist, Mitglieder zu werben, die Mitglieder für Sektion und Alpenverein zu interessieren und beisammenzuhalten. Diese innenpolitische Seite des Hüttenbauens wird ebenso wie ihre außenpolitische häufig ganz übersehen oder doch zu wenig gewürdigt. Das Streben nach Hüttenbesitz war in den Sektionen stets vorhanden und wird auch immer vorhanden sein, solange man ihnen nicht andere Ziele für ihre Betätigung bieten kann, Ziele, die so wie die Hüttenbauten die gesamte Mitgliederschaft interessieren und ihr zugute kommen. Das Ansehen des Gesamtvereins bei Mitgliedern und Außenstehenden litte, wenn er das Hüttenbauen künftig allein den anderen alpinen Vereinen überlassen wollte.

In der H.-V. 1919 entbrannte bereits der Kampf, ob „die Erschließung der Hochalpen Deutschlands und Österreichs durch den Bau von Hütten und Wegen beendet sei" oder nicht. Die der schärferen bergsteigerischen Richtung angehörenden Sektionen waren nämlich der Meinung, das Arbeitsgebiet des Vereins sei nun hinreichend erschlossen und eine weitere Erschließungstätigkeit bedeute eine „Schädigung der Bergsteiger". Die Mehrheit war jedoch anderer Ansicht und lehnte vorerst nur den Bau von Klettersteigen ab. In den folgenden zwei Jahren sammelte die Minderheit zunächst Kräfte. In der H.-V. 1921 traten Mitglieder auf, um gegen die von einzelnen Sektionen geplanten, vom H.-A. zur Unterstützung durch Beihilfen vorgeschlagenen Unternehmungen Einsprache zu erheben. Der damalige Referent des V.-A. (Dr. G. Müller) erklärte namens der Vereinsleitung, daß der Alpenverein sich die Erschließung, nicht die Abschließung der Alpen zum Ziele gesetzt habe und die Erschließung unerschlossener Gebiete zu den Aufgaben des Alpenvereins gehöre. Die H.-V. 1922 aber entschloß sich zu dem überaus strengen Leitsatze: daß neue Hütten und Wege nur „in besonderen Ausnahmefällen" gebaut werden sollen. Die Tölzer Richtlinien (H.-V. 1923) brachten in Ziff. 1 Abs. 1, eher eine Abschwächung des vorjährigen Beschlusses. Sie bestimmen, daß „neue Hütten und Wege nur zu bauen sind, soferne es sich um die Befriedigung eines zweifellos vorhandenen bergsteigerlichen Bedürfnisses oder darum handelt, ein bisher aus Jagdrücksichten verschlossenes Gebiet zu erschließen". Die H.-V. 1924 befaßte sich mit den Grundlagen einer neuen Hütten- und Wegebauordnung, aber nicht mit Erschließungsgrundsätzen.

Handelte es sich bisher immer nur um „Richtlinien", so ging die H.-V. 1925 weiter

und verankerte in der neuen Hütten- und Wegebauordnung das Recht des H.-A., Hütten- und Wegebauten soweit sie mit Beihilfe des Gesamtvereins gebaut werden sollen, zu genehmigen oder zu untersagen. Damit sollte dem H.-A. ein Mittel in die Hand gegeben werden, die Einhaltung der für die Erschließung der Ostalpen aufgestellten Richtlinien durch die Sektionen zu erzwingen. Die S. Austria versuchte in der H.-V. 1925 eine Änderung der „Tölzer Richtlinien" in der Richtung durchzusetzen, daß Hütten und Wege auch gebaut werden dürfen, wenn es die Alpenvereinsinteressen erheischen; eigentlich selbstverständlich, daß ein Verein in erster Linie das tun soll, was sein Vorteil erheischt, auch wenn es anderen Grundsätzen einigermaßen zuwiderläuft. Der Antrag wurde aber abgelehnt, dagegen ein viel weitergehender Antrag der S. Saalfelden angenommen, der lautet: „Der Alpenverein sieht nach wie vor in der Förderung des volksertüchtigenden Bergsteigertums durch den Bau notwendiger und bergsteigerisch zweckmäßiger Schutzhütten und entsprechender Zubauten zu bestehenden Schutzhütten eine seiner Hauptaufgaben." Die Frage, was „notwendig" ist, blieb offen und mußte es wohl auch bleiben, da sie nur von Fall zu Fall beurteilt werden kann, dagegen wurde bei dieser Gelegenheit endlich einmal ausgesprochen, was die bergsteigerisch schärfere Richtung im Verein eigentlich unter Bergsteiger versteht, und das war sehr wichtig. Danach ist unter „Bergsteiger" zu verstehen „jeder junge angehende Kletterer und ebenso auch der Veteran der Berge, der harmlose Jochbummler, wie der eis- und wettererprobte Hochtourist, der Gebirgler und der Städter des fernen Flachlandes, wenn einer nur um der Berge willen in die Berge geht". Die Versammlung billigte diese Erklärung der Bergsteigergruppe. Damit war nun eine Grundlage geschaffen, um das „bergsteigerliche Bedürfnis" von dem seit Jahren die Rede, das aber nie umschrieben war, zu erkennen und danach zu handeln. Im D. u. Ö. Alpenverein dürfte es wirklich nur wenige Mitglieder geben, die nicht „um der Berge willen" in die Berge gehen. Daher ist das Bedürfnis der Bergsteiger das der gesamten Mitgliederschaft und dieses bei allen Neubauten zu berücksichtigen. Der heutige Massenverkehr erfordert, daß für den Bergsteiger erträgliche Verhältnisse geschaffen werden, wenn er nicht um seinen Genuß gebracht werden soll: also Schaffung und Vermehrung einfacher Unterkünfte, dort wo solche unzulänglich sind, und Dezentralisierung des Verkehrs, Ablenkung von den touristischen Heeresstraßen durch Erschließung neuer Gebiete. Den Verkehr, wie er heute in den Alpen ist, einschränken zu wollen, ist eine Utopie. Aufgabe des Alpenvereins ist es aber, ihn, soweit seine Macht dazu reicht, den wahren Bergfreunden angenehm oder wenigstens erträglich zu gestalten.

Die H.-V. 1926 befaßte sich nicht mit dieser Frage, die H.-V. 1927 endlich legte in der neuen Satzung fest, daß Zweck des Vereins ist: Das Bergsteigen (allgemein) zu fördern und das Wandern in den Ostalpen zu erleichtern, d. h. also die praktische Erschließung durch Hütten und Wege auf die Ostalpen zu beschränken, daselbst aber das „Verkehrs- und Unterkunftswesen" zu fördern (§ 1 und 2). Nun kann es wohl keinen Zweifel mehr geben, was der Alpenverein in dieser Richtung zu tun hat. Lediglich vom Gesichtspunkte des Naturschutzes aus, der ebenfalls als satzungsmäßiger Vereinszweck anerkannt wurde, ist die Sache noch zu betrachten. Ein Antrag, der für die diesjährige H.-V. gestellt war und bezweckte, das Ödland im Hochgebirge künftighin mit Hütten und Wegen gänzlich zu verschonen, wurde aber abgelehnt. Der Naturschutzgedanke war es ja auch, der für all die früheren Leitsätze, Richtlinien und Beschlüsse mehr oder minder stark bestimmend war. Angesichts der heutigen, viel schwerwiegenderen Eingriffe der Fremdenverkehrs- und sonstigen Industrie in das Landschaftsbild der Alpen wird kaum jemand behaupten können, daß gerade die Werke des Alpenvereines dieses Bild wesentlich stören, seien es Hütten- oder Wegebauten. Sie können leicht so gestaltet werden, daß dies nicht der Fall ist.

Neue Hütten 1919—1929

Und nun sehen wir uns flüchtig um, was der Alpenverein und seine Sektionen seit zehn Jahren auf dem Gebiete des Hütten- und Wegebaues geleistet haben. (Das Eröffnungsjahr in Klammer.)

Im *Bregenzer Wald*, dem wir auch die Berge der sog. Allgäuer Nagelfluh zurechnen, erstand die Kemptner Schihütte (1921) der S. Allgäu-Kempten am Bolsterlanger Horn, eine viel besuchte, ganzjährig bewirtschaftete Schutzhütte und die Lustenauer Hütte, eine größere für Mitglieder bestimmte Schihütte der S. Vorarlberg in der Nähe des Bödeles.

In den *Allgäuer Alpen* ging die Herm. v. Barth-Hütte des Akad. Alpenvereins München durch Kauf in den Besitz der S. Düsseldorf über (1925). In der Gruppe der Schafalpenköpfe errichtete die S. Mindelheim ihre Mindelheimer Hütte (1920) und erschloß damit den an hübschen Kletterturen reichen Kamm zwischen Rappenalpental und Gr. Walsertal. Die abgebrannte Hütte der S. Pfronten am Aggenstein baute nach Auflösung dieser Sektion die S. Allgäu-Kempten als Pfrontner Hütte neu auf (1923) und in der Vilsalpgruppe wurde heuer ein Bau der S. Landsberg a. L., die Landsberger Hütte, der auch Bedeutung für den alpinen Schilauf zukommt, aufgeführt und eröffnet.

Reges Interesse wandten die Sektionen den *Lechtaler Alpen* zu. Das private Frassenhaus ging 1927 durch Vermächtnis des Eigentümers in den Besitz der S. Bludenz über. Am Spullersee erwarb die S. Ravensburg durch Kauf eine solide, prächtig gelegene Bauhütte des Elektrizitätswerkes, die Ditteshütte (1927), vorläufig noch unbewirtschaftet, im Medriotal baute die S. Stuttgart ihr Württemberger Haus (1926), erschloß damit die Lechtaler Gipfel nordöstlich von Landeck und schuf neue Verbindungen mit den benachbarten Hütten. Auf der Südseite der Parzingruppe errichtete die S. Landeck, meist mit eigener Hände Arbeit, die besonders für Kletterer erwünschte, kleine Steinseehütte (1924), die nun schon erweitert werden muß. Die S. Reutte schuf auf der Ratsalpe im Rotlechtal die Reuttener Hütte (1924), vorerst noch unbewirtschaftet und ohne Vereinsschloß, hauptsächlich als Schihütte dienend. Die nordöstlichen Verzweigungen der Lechtaler Alpen gegen den Fernpaß hin erhielten in der Wolfratshauser Hütte (1921) der S. Wolfratshausen und in der Loreahütte (1928) der S. Isartal-München, Stützpunkte für hübsche Gipfel- und lohnende Schituren.

Ein echtes Bergsteigerheim errichtete die S. Garmisch-Partenkirchen in der Oberreintalhütte (1922) im *Wettersteingebirge*, ein gleiches die S. München durch den Wiederaufbau des abgebrannten Alplhauses (1925) in den Mieminger Bergen. Beide Hütten sind unbewirtschaftet.

Das *Karwendelgebirge* wurde in unserem Zeitraum mit nicht weniger als neun Alpenvereinshütten bedacht. Hier konnten vier ehemalige Jagdhäuser erworben bzw. gepachtet werden: das Großherzog Adolf-Haus auf der Vereinsalm (1920) durch die S. Mittenwald, die Soiernhäuser im Vorkarwendel (1921) durch die S. Hochland und durch die S. Magdeburg, die ihr Arbeitsgebiet in Südtirol verloren hatte, die Neue Magdeburger Hütte, früher Jagdhaus Martinsberg (1924), sowie die Aspachhütten (1924), beide auf der Südseite der Solsteingruppe gelegen. Auf dem Sattel vor der Birkkarspitze errichtete die S. Männerturnverein-München die Birkkarhütte als Unterstandshütte. Das durch eine Lawine zerstörte Hallerangerhaus baute die S. Schwaben an anderer Stelle wieder auf (1924). Zu diesen Hütten kommen noch drei größere Neubauten. Am Spielistjoch errichtete die S. Oberland hauptsächlich durch eigene Hand der Mitglieder die große bewirtschaftete Falkenhütte (1923) mit Nebenhütte, wohl die am schönsten gelegene Karwendelhütte, in der Gruppe des Schafreuters die S. Tölz die geräumige Tölzer Hütte

(1924) und im Bau der Pfeishütte (1927) im obersten Samertal verwirklichte die S. Innsbruck einen seit Jahrzehnten gehegten Plan nach endlicher Beseitigung der von Jagd- und Alminteressenten bereiteten Hindernisse.

In der *Rofangruppe* wurden die abgebrannte Erfurter Hütte durch die S. Erfurt neu aufgebaut (1925) und im gleichen Jahre von der S. Bayreuth die private Rofanhütte erworben, die nun als Bayreuther Hütte lebhaften Zuspruchs sich erfreut.

Von den bayerischen Voralpen waren es die *Ammergauer Alpen*, die in den letzten zehn Jahren erst richtig erschlossen wurden. Die S. Bergland in München erwarb die Pürschlinghäuser (1919) und die Brunnenkopfhäuser (1920), beide ehemalige königliche Jagdhäuser, die S. Füssen pachtete das ebenfalls früher Jagdzwecken dienende Tegelberghaus (1920) und die Kenzenhütte (1927).

In den *Tegernseer Bergen* kaufte die S. München die private Gufferthütte (1926) an, die auch gutes Schigelände bietet. In dieser Gruppe (aber auch anderwärts) haben viele Sektionen Almhütten für den Winter gepachtet und eingerichtet, doch sind diese nicht dem allgemeinen Verkehr geöffnet, sondern jeweils nur den Mitgliedern der pachtenden Sektionen vorbehalten, sogenannte Privathütten der Sektionen, die hier nicht weiter aufgeführt werden sollen. Auch Neubauten einzelner Sektionen finden wir darunter.

Auch die Gruppe der *Chiemgauer Alpen* erhielt einige neue Alpenvereinshütten, allgemein zugänglich und vornehmlich der Ausübung des Schilaufes dienend. Das Eggenalmhaus ging käuflich in den Besitz der S. Straubing über und wird nun als Straubinger Hütte (1926) geführt, die S. Trostberg pachtete die Hütte am Sonntagshorn und führt sie als Trostberger Hütte (1922) und das Spitzsteinhaus wurde durch Umwandlung des Alpinen Vereins Spitzstein in eine Alpenvereinssektion ebenfalls Alpenvereinshütte (1926).

Im *Kaisergebirge* wurde die durch eine Lawine zerstörte Gaudeamushütte der Akad. S. Berlin an anderer Stelle neu aufgebaut (1927).

Eine rege Bautätigkeit entwickelte sich in den Berchtesgadener Alpen. In die Gruppe des Hochkalters stellte die S. Hochland-München ihre unbewirtschaftete Blaueishütte (1922), an die Südwestecke der Gruppe die S. Saalfelden die kleine Peter Wichentaler-Hütte (1926), und an der Ostseite des Hochkönigstockes errichtete die S. Königsberg die Ostpreußenhütte bei Werfen (1928). Die kleine Torrenerjochhütte war abgebrannt. An ihrer Stelle baute die Sektion Salzburg das stattliche C. v. Stahl-Haus (1923). Im Blühnbachtal, um dessen Öffnung für den Touristenverkehr die S. Salzburg einen langjährigen Kampf mit dem Hofärar geführt hatte und dessen Jagdgerechtsame nun in Händen des Herrn Krupp von Bohlen sind, errichtete dieser touristenfreundliche Jagdherr die Eckberthütte (1928), die er der S. Salzburg als Schutzhaus übereignete. In der Gruppe des Hundstods eröffnete heuer die S. Ingolstadt einen auch für den Winterverkehr wichtigen Neubau, die Ingolstädter Hütte.

Die Erschließung des Jagdreviers im *Tennengebirge* hatte die S. Salzburg mit ihrer Söldenhütte begonnen. Nun konnte auch in der Nordostseite dieser Gruppe Fuß gefaßt und durch die S. Laufen die unbewirtschaftete Laufener Hütte (1925) gebaut werden.

Die *Dachsteingruppe* war zu Kriegsbeginn eine der am besten erschlossenen Gruppen der Nördl. Kalkalpen. Nur die Westseite des Gosaukammes bedurfte noch eines Stützpunktes, den die Akad. Sektion Wien in ihrer Theodor Körner-Hütte schuf (1922). Zur Abkürzung der beliebten Dachsteinsüdwandturen errichtete ein Privater die Dachsteinsüdwandhütte, die von der S. Austria in Pacht genommen wurde (1926).

Auch die Schranken der heiligen Jagdgründe im *Toten Gebirge* mußten nach dem Kriege endlich fallen, insbesondere weil sich dieses Gebirge für den nun so gewaltig angewachsenen alpinen Schilauf vorzüglich eignet. Die hier in den letzten zehn Jahren entstandenen Alpenvereinshütten dienen daher in erster Linie dem Winterbergsteigen. Die S. Wels pachtete 1921 das Almtaler Haus als Stützpunkt für den Zugang zum Toten Gebirge von Norden her und baute dann im Inneren des Gebirges das stattliche Pühringerhaus (1926) als Ersatz für die unzulängliche Elmgrubenhütte. Die S. Aussee erwarb die Wildenseehütte im westl. Teil des Hochplateaus (1922). Die Berge nördlich von Mitterndorf gelten bei den Schifahrern ganz besonders viel, ja man kann die Gegend als Wintersportplatz bezeichnen. Hier bauten die S. Linz das große Tauplitzhaus (1923) und die Schivereinigung der S. Austria das Theodor Karl-Holl-Haus (1925). Auch der Stock der Warschenegkgruppe wurde als Schiparadies „entdeckt". Die erste Alpenvereinshütte in diesem Stocke ist die kleine Liezener Hütte an der Südseite (1926), ein größeres Haus der S. Linz ist im Brunntal an der Ostseite im Bau.

In den *Ennstaler Bergen* wurde die durch eine Lawine zerstörte unbewirtschaftete Haindlkarhütte (1920) der S. Die Reichensteiner in Wien neu aufgebaut, die Gowilalm am Pyhrgas von der S. Bad Hall gepachtet und als Schutzhütte eingerichtet (1924).

Im *Hochschwabstock* faßte der Alpenverein Fuß durch die Leobner Hütte der S. Leoben (1926), an der Griesmauer gelegen, für Sommer- und Winterbergfahrten bestens geeignet.

Die Rinnhoferhütte (Pachthütte) der S. Austria im Schneealpenstock dient vornehmlich der Schituristik, die Schneealmhütte der S. Wiener Lehrer dem gleichen Zweck.

Vor dem Aufschwung des Schilaufes vernachlässigt, auch durch jagdherrliche Verbote beeinträchtigt war der Verkehr in vielen Teilen der *österreichischen Voralpen*. Auch hier wurde nun durch fünf neue Alpenvereinshütten Erschließungsarbeit geleistet. An der Westecke des Hochplateaus im Höllengebirge baute die S. Böcklabruck ihr Hochleckenhaus (1925), eine Hütte der S. Ried in der Mitte der Hochfläche ist in Ausführung begriffen, die Kranabetsattelhütte der S. Gmunden liegt jetzt leider neben dem Bergbahnhof der Höllengebirgsbahn. Am Fuße des noch immer beweglichen Sandlings entstand die kleine Lambacher Hütte der S. Lambach (1926), am Brettmais die Grünburger Hütte der S. Grünburg in Oberösterreich (1927), beide vornehmlich dem Schilauf dienend. In dem einsamen Sengsengebirge erwarb die S. Steyr die Feichtauhütte (1922), am Dürrenstein baute die Sektion Ybbstaler-Wien die Ybbstalerhütte (1925).

Kaum geringer war die Erschließungstätigkeit des Alpenvereins in den Zentralen Ostalpen, deren Südabfall aber, wenigstens in Tirol, weil zu Italien geschlagen, einer weiteren Erschließung durch den Alpenverein entbehren mußte. Hier handelt es sich fast durchwegs um Neubauten der Sektionen.

Im *Rätikon* errichtete die S. Karlsruhe die hauptsächlich den Schifahrern dienende Madrisahütte im Gargellental (1927), der Verband der Pfälzer Sektionen die Pfälzer Hütte auf dem Bettlerjoch an der liechtensteinschen Grenze.

Ein von der S. Rheinland geplanter Hüttenbau in der *Silvrettagruppe* ist nicht zustande gekommen, doch will nun die S. Wiesbaden den Bau im obersten Klostertal durchführen. Die an sich schon großen Alpenvereinshütten in der Silvretta mußten des überaus starken Winterverkehrs wegen durchwegs vergrößert werden.

Auch in der *Ferwallgruppe* hat der Winterverkehr stark eingesetzt. Als geeignete Plätze erwiesen sich das Verbellener Winterjöchl, auf dem die S. Heilbronn ihre Neue Heilbronner Hütte (1928) erbaute, und die Bludenzer Alpe, wo die

S. Reutlingen ein stattliches Schiheim in der bewirtschafteten Reutlinger Schihütte (1929) errichtete.

Ein modernes großes Schiunterkunftshaus ist das Kompardellhaus der S. Rheinland-Köln (1929) in der *Samnaungruppe*, in einem der schönsten hochalpinen Schigebiete der Ostalpen gelegen.

Die *Ötztaler Alpen* boten und bieten auch heute noch immer schöne Hüttenplätze. Auch hier hat der Schilauf ungemein zugenommen, was bei Errichtung neuer Hütten in erster Linie zu berücksichtigen war. So entstanden denn im obersten Radurscheltal das Hohenzollernhaus (1922) der S. Hohenzollern-Berlin, inmitten eines im Sommer wie Winter begehrenswerten Bergkranzes, dann an Stelle des alten, dem Verfall überlassenen Hochjochhospizes das an einem geeigneteren und sichereren Platze erbaute Neue Hochjochhospiz der S. Mark Brandenburg-Berlin (1927), ein weiteres, vornehmlich Schizwecken dienendes Schutzhaus, die Langtaleckhütte der S. Karlsruhe oberhalb Gurgl ist im Bau. Das früher private Ramolhaus ist durch Kauf in den Besitz der S. Hamburg, die in Zwieselstein auch eine schöne Talherberge errichtete, übergegangen und erweitert worden. Für Schituren weniger geeignet, aber der Ersteigung prächtiger Hochgipfel dienend sind die Neue Chemnitzer Hütte (1926) an der Westseite der Hohen Geige und die Hauerseehütte der S. Jung-Leipzig im Gebiete des Loibiskogels (1929). Der Bau einer Erlanger Hütte am Wildgrat steht unmittelbar bevor.

Den *Stubaier Alpen* wendete sich von Seite der baulustigen Sektionen reges Interesse zu. Die kleine private Hersfelder Hütte im Zwieselbachtale erwarb (1921) die S. Guben und erweiterte sie zur Gubener Hütte. Im Sellrainer Gleirschtal, inmitten eines Kranzes schöner Dreitausender und eines idealen Schigebietes erbaute die S. Pforzheim ihre Neue Pforzheimer Hütte (1926). Die S. Innsbruck gestaltete ein Gebäude der Oberißalm zur Oberißhütte um (1927), als Entlastung der besonders im Winter stark besuchten Franz Senn-Hütte. Die durch den Verlust ihrer sechs Hütten am stärksten kriegsgeschädigte S. Leipzig erbaute im schönsten Quelltal des Stubais die Sulzenauhütte (1927). Das oberste Windachtal erkor sich die S. Siegerland und eröffnet hier 1930 ihre Siegerlandhütte am Fuße der Sonklarspitze. Vier weitere Hüttenbauten sind genehmigt und gehen ihrer Verwirklichung entgegen: eine Potsdamer Hütte im obersten Fotscher Tal, einem erlesenen Schigebiet, eine Neue Regensburger Hütte im eisumstarrten Falbesontal an der Ruderhofspitze, ein neues Bamberger Haus auf der Schlicker Alm in den Kalkkögeln und die hochgelegene Wüthenkarhütte der S. Dresden nahe der Wilden Leck.

Die ausgedehntesten Schigebiete Tirols und Salzburgs sind in den *Tuxer Voralpen* und *Kitzbüheler Alpen* vorhanden. Entsprechend der Entwicklung des Schilaufes sind auch hier zahlreiche Alpenvereinshütten entstanden. Im Jahre 1925 erwarb die S. Charlottenburg die Jahnhütte (Tulfer Hütte) am Glunggezer bei Hall und diese Sektion steht vor der Errichtung einer Charlottenburger Hütte im Voldertal. Auf der anderen Seite dieses Bergstockes erbaute die S. Meißen das stattliche Meißner Haus (1927), das auch im Sommer gerne aufgesucht wird. Weiter im Osten, im Weertale, erwarb die S. Weiden die Nafinghütte und gestaltete sie zur Weidener Hütte um (1927). In den Kitzbüheler Alpen erbaute die Akad. S. Wien inmitten der herrlichen Schigründe des Saalbachtales die große, bewirtschaftete Akademiker-Schihütte (1926), im Spertental folgte ein ähnliches Unternehmen der S. Oberland-München, die Oberländer Hütte (1928). Ferner bot sich Gelegenheit zum Ankauf oder zur Pachtung bestehender Hütten, die natürlich erst entsprechend ausgestaltet werden mußten. So erwarb die S. München die Markbachjochhütte (1928) bei Wörgl, die S. Bergfried die Alpen-

rosehütte bei Brixen i. T., (beide 1928), pachtete und gestaltete die S. Kitzbühel das Bergwerksgebäude Kelchalpe bei Jochberg (1927) und die Kitzbüheler Hütte am Kl. Rettenstein (1927), endlich die S. Mittl. Unterinntal das Hechenblaikenhaus bei Brixlegg (1927) zu Schihütten, und immer noch wendet sich das Augenmerk der Sektionen den Schibergen dieser Gruppe zu, in der es noch einige auch für Sommerturen ganz brauchbare Hüttenplätze gibt.

Kostspieliger sind natürlich Hüttenbauten in den Gletschergebieten der *Zillertaler Alpen*. Die S. Kassel, obwohl durch Verlust ihrer Hütte an Italien „kriegsgeschädigt", hatte den Mut, ihre neue Hütte, die Stilluppper Hütte (1927) an der Wollbachspitze nahe an die neue Grenze zu stellen, längs deren noch manche Hütte als Ersatz der jenseits der Grenze liegenden geraubten Hütten zu erbauen wäre.

Auch in der *Venedigergruppe* läuft noch diese Grenze, und hier war es die ebenfalls kriegsgeschädigte S. Essen, die am Umbalkees ihre Neue Essener Hütte (1929) erstellte, nachdem sie vorher die alte, lawinenzerstörte Clarahütte (früher S. Prag) neu aufgerichtet hatte. An weiteren Hütten entstanden in dieser reich vergletscherten, auch vom Schilauf begünstigten Gebirgsgruppe die Oberfulzbachhütte der S. Salzburg (1926) am Wege zur Kürsingerhütte, dann als Ersatz der zerstörten Habachhütte die Thüringer Hütte des Thüringschen Hüttenbau-Sektionenverbands unter Führung der S. Weimar (1925) und am Kratzenbergsee im Hollersbachtal die Neue Fürther Hütte der S. Fürth (1929), die einen neuen Zugang zum Venediger eröffnet. Auch der südliche Zweigkamm der Gruppe, der zwischen Virgental und Defreggental gelegene Lasörlingkamm fand nun einen Freund im D. Alpenverein (früher Sektion) Reichenberg i. Böhmen, welche an der Bachlenke ihre schmucke Neue Reichenberger Hütte eröffnete (1926).

Die *Granatspitzgruppe* schließt sich am Felber Tauern an die Venedigergruppe an. Auf diesem, von altersher begangenen Passe erbaute die S. St. Pölten ein für Turen in beiden Gruppen günstig gelegenes Haus, die St. Pöltener Hütte (1922) und schuf auch einen langen, interessanten Höhenweg. Der im Süden der Gruppe gelegene Hauptgipfel, der Muntanitz, erhielt 1929 auf der Steiner Alm die Sudetendeutsche Hütte des Verbands sudetendeutscher Alpenvereine (früher Alpenvereinssektionen).

In der *Glocknergruppe* übernahm der D. Alpenverein Prag nach dem Tode des Gründers Stüdl die alte Stüdlhütte bei Kals, die bisher Privatbesitz Stüdls war, und gestaltete sie zu einem großen Schutzhaus aus. Die Hüttenplätze sind in dieser Gruppe recht rar. Die S. Wien kam auf die gute Idee, an Stelle der alten, seit Jahrzehnten verfallenen Salmhütte einen Neubau aufzuführen und damit einen lohnenden alten Glockneranstieg wieder in Gang zu bringen, und erbaute die Neue Salmhütte, die 1928 dem Verkehr übergeben wurde.

Eine ganz besonders lebhafte Bautätigkeit entwickelte sich in der kleinen *Schobergruppe*. Im Westen baute die S. Wiener Lehrer ihre Schoberhütte (1922), an der Ostseite entstanden gleich drei neue Hütten: die Moraviahütte des Deutschen Alpenvereins Moravia (früher Sektion) am Wangenitzsee bei Winklern (1927), die Elberfelder Hütte der S. Elberfeld im obersten Gößnitztale bei Heiligenblut (1928) und die dritte Hütte, die Gradenseehütte der S. Wiener Lehrer im Gradental befindet sich im Bau. Kein Wunder, daß die nun im Zentrum dieses Hüttenkranzes gelegene alte Lienzer Hütte zu klein wurde, um all das Bergsteigervolk zu fassen, und erweitert werden mußte.

Recht rege war die Bautätigkeit auch in der östlich des Glockners gelegenen *Goldberggruppe*. Die S. Austria richtete das dem Verfall überlassene Seebichlhaus zu einem geräumigen Schutzhaus her (1923), die S. Minden erbaute an dem großen Tauernhöhenweg, der Sonnblick und Ankogel verbindet, die kleine, unbewirt-

schaftete Mindener Hütte (1925). Einen großen Bau führte die S. Hannover auf der Riffelscharte, an der Nordseite der Gruppe, auf und nannte ihn Niedersachsenhaus (1926), das den Sonnblickverkehr vom Rauriser Tale in das Gasteiner Tal ablenkte. Am Höhenweg vom Sonnblick nach Mallnitz schuf die S. Hagen eine Unterstandshütte auf der Feldseescharte, die Dr. Weißgerber-Hütte (1928). Ganz vernachlässigt war bisher der südliche Teil dieses Gebirges, die sog. Sadniggruppe. Hier gestaltete die S. Klagenfurt ein Bergwerksgebäude in die Fraganter Hütte (1926), die S. Wiener Lehrer ein Jagdhaus in die Sadnighütte (1927) um, beide in gutem Schigebiet gelegen. Die S. Mallnitz richtete im Mallnitztal die Jamnighütte als Schiläuferheim und Ersatz des verfallenen Manharthauses ein.

Das weite Gebiet der *Ankogelgruppe* war schon vor dem Kriege, dank der Bemühungen des kürzlich verstorbenen Prof. Dr. Arnold-Hannover, reichlich mit Hütten versehen worden. Lediglich der östliche Schenkel, die Hafnergruppe, ein erlesenes Jagdgebiet, entbehrte noch der notwendigen Unterkünfte. Der S. Wien gelang es, zwei Jagdhütten zu pachten und als Schutzhütten einzurichten, das Moritzenhaus (1921) im obersten Murtal und die Rotgüldenhütte (1925) am herrlichen Rotgüldensee. Beide Hütten wurden nun von der S. Graz übernommen. An der Ostseite des Hafners baut der D. Alpenverein (früher S.) Kattowitz eine Hütte, die Kattowitzer Hütte, die diesem schönen Gipfel reichlicheren Besuch bringen wird.

Als Schigebiet ersten Ranges wurden die *Niederen Tauern* entdeckt. Die hier seit 1919 entstandenen Alpenvereinshütten dienen daher in erster Linie der Befriedigung des alpinen Schilaufes. Die S. Schladming errichtete 1920 eine kleine Schihütte, die Hochwurzenhütte, der im Jahre 1926 die gemeinsam mit der S. Austria erbaute, viel besuchte Planeihütte folgte. Weiter im Westen, in den Radstädter Tauern, erstellte die S. Tauriskia-Wien ihre Tauriskiahütte im Flachautal, auch für schöne Sommerturen zweckmäßig gelegen, und die S. Austria gestaltete ein ehemaliges Bergwerksgebäude zum stattlichen Seekarhaus (1925) um. Die S. Graz faßte in einem bisher der Jagd vorbehaltenen Gebiete im Kleinfölktale Fuß und richtete die Breitlahnhütte als Vorläuferin eines später zu bauenden, größeren Schutzhauses ein (1927). In den Ausläufern der Gruppe, gegen Selztal hin, entstand die Schöberlhütte der S. Stainach i. E. (1920). Der große Stock des Böfensteins erhielt die Neue Edelrautehütte der kriegsgeschädigten S. Edelraute-Wien (1926), die östlichste Gruppe, die der Seckauer Alpen, die Triebentalhütte der Akad. Sektion Graz (1928), ein für Sommer- wie Winterturen gleich günstig gelegenes Objekt.

Außer den hier genannten Schigründen der Ostalpen gibt es noch eine Gebirgsgruppe, die sich aber schon ganz vorzüglich für den Schilauf eignet, die *Norischen Alpen* und unter diesen wieder die Turracher Alpen. Sie haben nur den einen Nachteil, daß sie weitab von den großen Verkehrslinien liegen und deshalb etwas umständlich zu erreichen sind. Bresche schlug hier die S. Wien, die ein altes Bergwerksgebäude im Bundschuhtal in die Dr. Josef Mehrl-Hütte umwandelte (1921), während die Sektion Klagenfurt weiter im Osten die Hochrindlhütte pachtete (1927).

Von den Gebirgsgruppen der Südl. Ostalpenzone ist nur wenig bei Österreich verblieben. Die Lienzer Dolomiten und die Gailtaler Alpen, dann die schon vor dem Krieg als Grenzkamm dienende Hauptkette der Karnischen Alpen, ein kleiner Zipfel der Steiner Alpen und Teile der Westkarawanken. Alles übrige ging an Italien und an Südslawien verloren.

In den *Gailtaler Alpen* erbaute die S. Kärntner Oberland, die nach dem berühm-

ten Alpenmaler benannte E. T. Compton-Hütte, deren Fertigstellung die S. Austria übernahm (1929).

In der *Karnischen Hauptkette* galt es zunächst, die kriegszerstörten Hütten wiederherzustellen. Die S. Austria erbaute an Stelle der zerschossenen Wolayerseehütte die Eduard Pichl-Hütte (1925), die S. Villach die Neue Naßfeldhütte (1928). Weiter gegen Westen nahm sich die S. Austria des Gebietes an, erbaute ein neues Haus bei Obertilliach, die Hochweißsteinhütte (1927), und gestaltete eine Anzahl von nahe dem Kammscheitel gelegenen Kriegsunterkünften zu unbewirtschafteten, durch Höhenwege untereinander verbundenen Bergsteigerhütten um, die sie Torkarlhütte, Steinkarhütte, Raudenschartenhütte, Reiterkarhütte und Porzehütte benannte (1926—28). Das Schlußglied in diese Hüttenkette setzt sie mit der Erbauung einer Hütte am Obstanzer See.

In den *Karawanken* war die Bertahütte der S. Villach den Grenzkämpfen zum Opfer gefallen. Die Sektion baute eine Neue Bertahütte (1926), diesmal an der Nordseite des Mittagskogels und schuf damit wieder einen Ausgangspunkt für den langen Karawanken-Höhenweg.

Die Wegebautätigkeit war auch nach dem Kriege lebhaft, wenngleich im Verhältnis zur Vorkriegszeit vielleicht etwas geringer, standen doch strenge Richtlinien im Wege, die die früher beliebte Tätigkeit im Bau von Wegen auf Hochgipfel verpönten.

Zunächst galt es im großen alpinen Wegenetz des Alpenvereins die Schäden wieder auszubessern, die in den Kriegsjahren durch Nichtinstandhaltung der Wege entstanden waren. Wer weiß, wie rasch ein Weg im Gebirge verfällt, wenn ihm nicht alljährlich nachgeholfen wird, kann ermessen, daß hier viel geleistet werden mußte. Nicht immer standen die entsprechenden Mittel zur Verfügung und manche schwere und langwierige Wegearbeit wurde von den Mitgliedern der hüttenbesitzenden Sektionen eigenhändig geleistet. Das gilt auch von der Aufstellung von Wegtafeln und von der Bezeichnung der Wege mit Farben.

Die zahlreichen neuen Hütten erforderten nicht nur Zugangswege, sondern auch Verbindungswege zu den Nachbarhütten, sog. Höhenwege. Klettersteige oder sonst schwierige Wegrouten wurden in der Nachkriegszeit kaum mehr gebaut. Wir schätzen die Länge der Wege, die der Alpenverein seit seinem Bestehen in den gesamten Ostalpen (also einschließlich des verlorenen Arbeitsgebietes), erbaut hat, auf etwa 6000 *km*, nicht gerechnet die öffentlichen und privaten Wege, zu deren Verbesserung und Erhaltung er vieles beigetragen hat. Die Zahl der den Sektionen in den letzten zehn Jahren vom Gesamtverein kostenfrei gelieferten Wegtafeln beträgt über 12 000 Stück.

Die Wegefreiheit in den Bergen war während der Kriegsjahre, da Jäger und Jagdaufseher zumeist im Felde standen, von selbst wesentlich weiter geworden. Nach dem Kriege, als insbesondere die Hofjagdgebiete frei wurden, nahm der V.-A. Wien sofort die Gelegenheit wahr, in mündlichen Unterhandlungen mit den Vertretern der großen österreichischen Jagdvereine ein Einvernehmen über die Wahrung der gegenseitigen Interessen zu pflegen (vgl. Mitteilungen 1919, Seite 43). Sektionen wie Gesamtverein haben seither auch Einfluß auf die bezügliche Gesetzgebung der österreichischen Landtage genommen und in Einzelfällen recht Wesentliches erreicht (Salzburg, Kärnten). Durch den Aufschwung des alpinen Schilaufs insbesondere, der sich nicht an gebahnte und bezeichnete Wege hält und halten kann, betrachten sich die Jagdbesitzer heute wieder beeinträchtigt und es sind daher von dieser Seite neuerdings Verhandlungen mit den alpinen Kreisen über eine Abgrenzung gegenseitiger Interessen in die Wege geleitet worden. Es wird Sache der gesetzgebenden Körper-

schaften und der Regierung sein, sich wohl zu überlegen, ob die Vorteile eines Landes mehr im Schutz des Jagdsportes, der doch nur ein plutokratischer Sport sein kann, oder im Massenfremdenverkehr, wie ihn Alpinismus und alpiner Schilauf hervorbringen, liegen.

Die Beihilfen des Gesamtvereins für Hütten und Wegebauten der letzten zehn Jahre lassen sich ziffernmäßig nicht ausdrücken. Denn die vielstelligen Ziffern der Beihilfen der Inflationsjahre, bei denen es sehr wichtig war, zu welcher Zeit innerhalb eines Jahres sie ausbezahlt wurden, lassen sich nicht zu den späteren Festmarkbeträgen hinzuzählen. Tatsache ist, daß der Verein in jedem der zehn Jahre Beihilfen geben konnte, daß damit den Sektionen viel gedient war, daß auch Neubauten ausgiebig unterstützt werden konnten. Daneben konnten, insbesondere in den letzten fünf Jahren einzelnen Sektionen auch namhafte, unverzinsliche Darlehen für solche Zwecke gewährt werden und der Darlehensfond, für den im Jahre 1927 eine neue Satzung aufgestellt wurde, beträgt heute an Bar-, hauptsächlich aber Schuldwerten rund 118 000 RM. Die Anforderungen des Jahres 1929 an Beihilfen und Darlehen betrugen rund drei Viertelmillionen Mark, denen 175 000 RM. verfügbare Mittel (Beihilfen und Darlehen) gegenüberstanden, ein Mißverhältnis, wie es im Verein noch niemals bestanden hat. Sie reichten kaum zur knappen Befriedigung der dringendsten Forderung für Erhaltungs- und Erweiterungsbauten aus, Neubauten mußten völlig leer ausgehen. Soll der Verein Neubauten ausschließlich den anderen alpinen Vereinen und Privaten, die daran nicht gehindert werden können, überlassen oder selbst noch weiter bauen? Muß er nicht wenigstens so viel Mittel aufbringen, um das Bestehende zu erhalten, um unabweisbare Hüttenerweiterungen bei Unvermögen der Sektionen unterstützen zu können? Das gibt zu denken!

Neben der im Alpenverein aufgekommenen Strömung, die die Einschränkung der Erschließungstätigkeit zum Ziele hatte, können wir noch eine zweite Strömung verfolgen mit dem Zwecke den Betrieb in den Schutzhütten des Alpenvereins so zu gestalten, daß er auf die Bedürfnisse der Bergsteiger, in erster Linie der weniger bemittelten unter ihnen Rücksicht nimmt. Auch hier wogte der Kampf in den Hauptversammlungen. Von beiden Seiten, der streng bergsteigerischen Richtung wie der mehr fremdenverkehrstechnisch eingestellten, wurde übers Ziel geschossen, schließlich fand die dazwischen stehende Mehrheit der Sektionsvertreter immer den Ausweg, beiden einigermaßen gerecht zu werden. Besonders stark wogte der Kampf um die „Tölzer Richtlinien". Man einigte sich auf folgendes: Beihilfen zu Hüttenbauten dürfen nur gegeben werden, wenn die Hütten nicht oder nur einfach bewirtschaftet werden, ihre Einrichtung in der einfachsten Art gehalten wird, die Lager nur mit Matratzen und Decken (aber keine Federbetten!) ausgestattet werden. Die Verpflegung auf den Hütten ist auf das einfachste Maß zurückzuführen und auf die Bedürfnisse der Bergsteiger einzustellen. Diese sind berechtigt, ohne jede Zurücksetzung in der Aufnahme und Behandlung ihre eigenen Vorräte gebührenfrei zu verzehren, ihnen ist die Selbstbereitung warmer Speisen und Getränke gegen eine mäßige Feuerungsgebühr zu gestatten. Die Abgabe von Alkohol ist auf das geringste Maß einzuschränken, mechanische Musikinstrumente sind verboten, ab 10 Uhr abends hat unbedingt Ruhe zu herrschen. Jede Reklame für Schutzhütten ist untersagt.

Die H.-V. 1925 ging noch weiter. Sie ermächtigte nicht nur den H.-A. „Rahmensätze für Hüttengebühren" festzusetzen, um damit ein Hinauftreiben der Übernachtungsgebühren hintanzuhalten — diese sind heute in vielen Hütten für Mitglieder wesentlich billiger als die Übernachtungspreise im Tale — sie beschloß auch, daß in den bewirtschafteten neuen Hütten und bei Vergrößerungen bestehender Hütten „Selbstversorgerräume" einfach, aber wohnlich eingerichtet und mit Kochgelegenheit hergestellt werden müssen. Tatsächlich wurden seither solche Räume in

vielen Hütten eingerichtet. Sie werden weniger von den erwachsenen Bergsteigern, mehr von den Jugendgruppen benutzt. Den Bestrebungen, dem hungrigen Bergwanderer eine bekömmliche, zugleich billige Atzung in den Hütten zu verschaffen, dienen Anträge der diesjährigen H.-V. Sollten diesbezügliche Beschlüsse nicht rein papieren bleiben, so wird es aber schon eines ganz besonders energischen Eingreifens der Sektionen bedürfen, die Speisekarte zu ändern. Wie die Gastwirte in den Ortschaften an ihren von altersher überkommenen Speise- und Getränkekarten kleben, so tun es auch die Hüttenwirte. Mich dünkt, daß hier nur Wandel geschaffen werden kann, wenn die Sektionen die Wirtschaft selbst führen, denn beim herrschenden Pachtsystem wird nicht viel zu machen sein. Im übrigen ist festzustellen, daß die Verpflegung in den Alpenvereinshütten im Hinblick auf die hohen Zulieferungskosten der Waren und des Brennholzes, keineswegs teuer ist und Beschwerden in dieser Richtung kaum vorkamen.

Hüttenbesuch

Die in den „Anlagen" abgedruckte Tabelle veranschaulicht den Besuch der Alpenvereinshütten in den Jahren 1913 und 1928. Da das Jahr 1918, als letztes Kriegsjahr zum Vergleich mit den Ziffern des Jahres 1928 der abnormalen Verhältnisse wegen ungeeignet ist, wurde das Jahr 1913 als letztes „Friedensjahr" dazu herangezogen. Die Ziffern bedeuten die Zahl der Hüttenbesucher ohne Rücksicht darauf, ob und wie oft diese in den Hütten übernachtet haben. Die Einteilung der Ostalpen ist die des „Ratgebers für Alpenwanderer". Wir ersehen aus der Gegenüberstellung der Hütten- und der Besucherziffern folgendes: Trotz Verlust von 87 Hütten an das feindliche Ausland hat sich die Zahl der Hütten (die sogenannten Privathütten der Sektionen sind hier nicht berücksichtigt) insgesamt um 24 vermehrt. Rechnen wir die verlorenen 87 Hütten ab, so kommen wir in dem dem Alpenverein verbliebenen Arbeitsgebiet auf einen Zuwachs von 121 auf 284 Hütten, d. h. die Zahl der Alpenvereinshütten in diesem Gebiete hat sich seit 1913 weit mehr als verdoppelt.

Die Gesamtbesuchsziffer ist um 136 Prozent gestiegen (von 284 937 im Jahre 1913 auf 672 528 im Jahre 1928). Besonders bemerkenswert ist die Zunahme in den Nördlichen Ostalpen (von 143 585 auf 401 198 = 179,4 Prozent) und noch mehr in den Zentralen Ostalpen (von 73 371 auf 257 419 = 251 Prozent). In den Südlichen Ostalpen, in denen die überwiegende Mehrzahl der verlorenen Hütten liegt, ist natürlich ein bedeutender Ausfall zu verzeichnen.

Ein Bild von der Inanspruchnahme der Hütten geben die für jede Ostalpengruppe ermittelten Durchschnittsbesuchsziffern der Hütten. Wir müssen uns mit Rücksicht auf den hier zur Verfügung stehenden Raum versagen, auf die teilweise recht interessanten Einzelheiten dieser Übersicht näher einzugehen und möchten nur bemerken, daß die Zunahme der Hüttenbesucher in den Schigebieten deutlich hervortritt und daß diese Durchschnittsbesuchsziffern den klarsten Beweis dafür ablegen, daß die Erweiterung der meisten Hütten zum unabweisbaren Bedürfnis wurde.

Der überaus starke Besuch der Alpenvereinshütten zu Beginn unseres Zeitraumes gab zu verschiedenen Mißhelligkeiten in Hütten Anlaß. Ausflügler machten sich in den Hütten breit, während Bergsteiger herablassend oder gar unfreundlich behandelt wurden, auch die Zucht in den Hütten ließ merklich nach. Diese Verhältnisse erheischten ein strengeres Eingreifen der Vereinsleitung, durch Regelung der Hüttengebühren und durch Aufstellung einer neuen Allgemeinen Hüttenordnung. Der Hüttenbesuch durch Nichtmitglieder mußte eingeschränkt werden. Die H.-V. 1919 bestimmte, daß die Mitglieder anderer alpiner Vereine, die dem D. und Ö. Alpenverein gleiche Begünstigungen in ihren Hütten gewährten, für die Benutzung

von Matratzenlagern den Alpenvereinsmitgliedern gleichgestellt, für die von Betten die doppelte Gebühr, alle anderen Hüttenbesucher für sämtliche Plätze die dreifachen Gebühren zu zahlen haben. In der H.-V. 1921 waren nicht weniger als 9 Anträge gestellt worden, die sich mit dieser Frage befaßten. Man einigte sich dahin, die Grundsätze der Allg. Hüttenordnung vom Jahre 1906 im wesentlichen zu belassen, sie aber neu zu verlautbaren und auf strenge Durchführung ihrer Bestimmungen zu achten, dann für Mitglieder alpiner Vereine (die der H.-A. zu bestimmen hat) ganzjährig, für Mitglieder des D.-Ö. Schiverbands im Winter auf allen Plätzen die doppelten, für alle übrigen Hüttenbesucher mindestens die vierfachen Einheits-(Mitglieder-) gebühren zu verlangen. Die H.-V. 1925 brachte eine Neufassung der Allg. Hüttenordnung mit der einleitenden Erklärung: „Die Hütten des D. u. Ö. Alpenvereins sind für die Bergwanderer erbaut und stehen diesen zu turistischen Zwecken offen." Sie regelt den Anspruch auf die Benutzung von Lagerstellen, die Polizeistunde und die Hüttengebühren. In letzterer Hinsicht wurde beschlossen, daß sämtliche Nichtmitglieder, gleichgültig ob sie einem alpinen Verein angehören, die doppelten oder dreifachen Hüttengebühren (nach Wahl der Sektion) zu entrichten haben. Der H.-A. wurde ermächtigt, alljährlich nach Anhörung der Sektionen Rahmensätze für Hüttengebühren aufzustellen, in deren Grenzen sich die Grundgebühren zu bewegen haben. Die Rahmensätze (1—1,50 RM. bzw. 1,60—2,50 S. für ein Bett, 0,50—0,60 bzw. 0,80 bis 1 S. für ein Matratzenlager) haben sich seither nicht geändert; für Bettwäsche wird ein eigener Zuschlag eingehoben. Diese Regelung der Hüttengebühren hatte natürlich zur Folge, daß die Vereine die Begünstigungen, die sie in ihren Hütten den Alpenvereinsmitgliedern eingeräumt hatten, aufhoben. Von Seite des T.-V. „Die Naturfreunde" wurde die Regelung der Hüttengebühren, die doch alle alpinen Vereine in gleicher Weise traf, als besonders feindliche Stellungnahme des Alpenvereins gegen diesen Verein gewertet und zum Gegenstande von Unterstellungen gemacht, die auch durch ihre Wiederholung nicht beweiskräftig werden konnten.

Die Rechte des Gesamtvereins bzw. der gesamten Mitgliederschaft an Hütten und Wegen und die Pflichten, die den Sektionen aus dem Hüttenbesitz erwachsen, die Frage der Gewährung von Beihilfen des Gesamtvereins für Hütten und Wege u. a. mehr regelt die „Hütten- und Wegebauordnung". Die seit dem Jahre 1926 in Kraft stehende Ordnung wurde in den Hauptversammlungen 1924, 1925 und 1926 neu gestaltet, damit im Zusammenhang die sog. „Hüttenreverse", welche die Sektionen auszustellen haben und die grundbücherlich eingetragen werden müssen.

Die Verkleinerung des Gebietes, in dem der Alpenverein Erschließungstätigkeit entfalten kann, durch den Verlust Südtirols und der Kalkalpen im Südosten einerseits und durch den Betätigungsdrang nicht nur der Sektionen, die ihre Hütten verloren haben, sondern auch zahlreicher finanziell erstarkter, bisher hüttenloser Sektionen, endlich aber auch wegen der Ausdehnungsbestrebungen größerer, geldkräftiger Sektionen wurde es notwendig Ordnung in die Arbeitsgebiete der Sektionen zu bringen, den Sektionen ihren Besitzstand gegen Eingriffe andrer zu schützen und Vorsorge für die Schlichtung von Streitigkeiten unter den Sektionen, die sich aus Grenzfragen ergeben konnten, zu treffen. Diesem Zwecke dienten die von der H.-V. 1921 beschlossenen „Bestimmungen über Arbeitsgebiete", auf deren Inhalt hier nicht weiter eingegangen werden kann. Erwähnt sei nur noch, daß die H.-V. 1924 den H.-A. ermächtigte, sog. kriegsgeschädigte Sektionen bei Zuteilung neuer Arbeitsgebiete besonders zu begünstigen. Ein Arbeitsgebietskataster wurde angelegt, der jedoch noch nicht zum Abschluß gekommen ist. Auch ein Hüttenplatzkataster, der den Zweck hatte, eine Übersicht über neue Hüttenplätze zweckmäßiger Art zu bieten und sie in ihrer Bedeutung für Sommer- und Winterturistik zu ordnen, ist entstanden. Er dient dem V.-A. als Grundlage bei Empfehlungen neuer Hüttenbauten. Zur Bera-

tung des V.-A. in bautechnischer Hinsicht wird eine (ehrenamtliche) Bauberatungsstelle geschaffen.

Die hüttenbesitzenden Sektionen empfanden es seit langem schon als einen Mangel, daß es keine Gelegenheit gab, ihre Hütten außer gegen Feuer, Einbruch und Haftpflicht, auch gegen Elementarschäden wie hauptsächlich Lawinen-, Sturm-, Wasser-, Erdrutsch-, Felssturz- usw. -Schäden zu versichern. Versicherungen solcher Art übernahm keine Versicherungsgesellschaft. Die Sektionen hielten den Verein auch für groß und stark genug, diese Versicherung „in sich" zu machen.

Schon in der H.-V. 1920 wurde eine solche Eigenversicherung für Brandschäden angeregt — sie konnte damals angesichts der bereits stärker einsetzenden Geldentwertung nicht in Aussicht genommen werden —, im folgenden Jahre waren diesbezügliche Anträge noch aussichtsloser, aber in der H.-V. 1923 mußte der H.-A. versprechen, sich mit der Frage einer Hüttenversicherung auf Gegenseitigkeit zu befassen. Er legte der H.-V. 1924 einen Entwurf vor, der jährliche Umlagen der Sektionen — auch die nichthüttenbesitzenden Sektionen sollten herangezogen werden — vorsah. Doch erst die H.-V. 1925 regelte die Sache endgültig. Das Wesen dieser Eigenversicherung, die den Namen „Fürsorgeeinrichtung des D. und Ö. Alpenvereins zur Behebung von Hüttenschäden" enthielt, besteht in folgendem: Durch Zuweisungen aus laufenden Vereinsmitteln einige Jahre hindurch konnte ein (heute rund 350 000 RM. betragender) Fond angelegt werden, der eine dreiprozentige Deckung des gesamten, damals auf 10½ Millionen Reichsmark geschätzten Hüttenwertes darstellt. Die Zinsen fließen dem Fond selbst zu. Aus dem Fond sind zu bestreiten alle eingangs erwähnten Elementarschäden bis zu einem Höchstbetrag von je 60 000 RM. (abzüglich 10 Prozent, also 54 000 RM.) je Schadensfall und 50 Prozent der Einbruchsschäden bei einer oberen Schadensgrenze von 10 000 RM. Soweit und solange Sektionen durch öffentlich rechtlichen Versicherungszwang oder durch vor 1. Januar 1926 abgeschlossene Privatversicherungsverträge (für Brandschäden) gebunden sind, werden ihnen die Prämie bis zur Höhe der Fürsorgeeinrichtung ersetzt. Die H.-V. 1927 beschloß dann noch Satzungen für die Gestaltung und Verwaltung des Fonds, die Hauptversammlung 1929 brachte einige Verbesserungen der Einrichtung.

Mit der Fürsorgeeinrichtung schuf der D. und Ö. Alpenverein in den ersten Jahren der deutschen Festgeldrechnung eine Einrichtung, die weit über die ursprünglichen Anregungen der Sektionen hinausgeht und die große Mehrzahl derjenigen hüttenbesitzenden Sektionen, deren Hüttenwert innerhalb der Grenzen von 50 000 RM. liegt, braucht heute nicht nur keine Brandversicherungsprämien mehr zu bezahlen, ihre Hütten sind gegen Schäden aller Art voll versichert.

III. Veröffentlichungen, Karten, Wissenschaft, Sammlungen

Veröffentlichungen

Zu Beginn des Jahres 1919 glaubte die Vereinsleitung das Schwerste in der Herausgabe der Vereinsschriften überstanden zu haben und hoffte bald wieder, insbesondere die „Zeitschrift" auf den vorkriegsmäßigen Stand bringen zu können. Das rasche Ansteigen der Mitgliederziffer ließ auch eine größere Auflage und damit billigere Herstellung erhoffen. Denn kein Mensch konnte die ungeheure Geldentwertung voraussehen, eine Erscheinung, bei der der Alpenverein mit seinen Vereinsbeiträgen rasch zurückbleiben mußte. Von der Beigabe eines Leineneinbandes war man schon im Jahre 1917 abgekommen. Seither war die Zeitschrift nur in leichtem Karton gebunden, die Jahrgänge 1917 bis 1919 hatten aber noch immer einen ganz nennenswerten Umfang. Auch die Ausstattung im Innern des Buches war noch beachtenswert.

Dann aber folgen 4 Jahrgänge (1920 bis 1923), die den Beweis ablegen, daß der Alpenverein trotz der furchtbaren Inflationserscheinungen in der Ausgabe seiner Zeitschrift zwar durchhalten wollte, es aber nur schwach vermochte. Es mußte dazu übergegangen werden, den Bezug unseres Jahrbuches nur jenen Mitgliedern zu ermöglichen, die es eigens bestellten. Der Bezugspreis, der alljährlich im Winter festgestellt werden mußte, schrumpfte beim Eingang der Gebühren auf ein Nichts zusammen und wir müssen uns heute eigentlich wundern, wie es bei dem Tempo der Geldentwertung überhaupt möglich war, ein, wenn auch noch so schwaches Jahrbuch herauszubringen. Auf teure Kartenbeilagen mußte man selbstverständlich verzichten. Dann kam die Stabilisierung der Mark und nun konnte man mit einer Wertbeständigkeit des Vereinsbeitrages und der Zeitschriftgebühren rechnen. Der Jahrgang 1924 der Zeitschrift bekam einen ganz ansehnlichen Umfang und konnte auch wieder in Leinen gebunden werden. Eine Kartenbeilage war allerdings noch nicht vorhanden. Immerhin war man annähernd wieder zum friedensmäßigen Aussehen der Zeitschrift zurückgekehrt. Der Jahrgang 1925 erhielt dann wieder 1 große und 2 kleinere Karten als Beilagen und auch die folgenden Jahrgänge konnten jeweils mit größeren Spezialkarten ausgestattet werden. Die Zeitschrift 1924—1928 wuchs nicht nur an Textumfang, sondern auch die Ausstattung an Bildern wurde immer reichlicher. Der Bezugspreis der Zeitschrift beträgt heute 3,50 M. gegenüber 2 Goldmark in der Vorkriegszeit, was ungefähr dem gleichen Wert entspricht. Dabei ist zu berücksichtigen, daß die ganzen Kosten für die Aufnahme der Karten nicht mehr dem Zeitschriftkonto aufgerechnet werden, sondern einen eigenen Voranschlagsposten bilden. Vor dem Kriege wurde die Zeitschrift, mit ganz wenigen Ausnahmen, an jedes Mitglied geliefert. Die Auflage betrug über 100 000 Stück. Seit dem freien Bezug ist die Auflage ganz gewaltig gesunken (auf 55—60 000). Trotz Verdoppelung der Mitgliederzahl. Wir glauben nicht, daß allein die drückenden wirtschaftlichen Verhältnisse daran schuld sind; auch der Preis, bei dem der Gesamtverein keinen Pfennig verdient, kann es nicht ausmachen. Vielmehr dürfte diese Erscheinung darauf zurückzuführen sein, daß der Mitgliederstand sicher stark gewechselt hat und sehr viele Mitglieder unser Jahrbuch gar nicht kennen. Mit rühmlichen Ausnahmen dürften es auch die Sektionsfachwalter an der nötigen Werbung für den Bezug der Zeitschrift fehlen lassen. Es wird Sorge der neuen Vereinsleitung sein, geeignete Mittel und Wege zu finden, den Absatz der Zeitschrift, dieser vornehmsten Veröffentlichung des Vereins, zu steigern. Denn sie soll in den Händen möglichst vieler Mitglieder sein. Für die Einführung des Zwangsbezuges ist noch nicht die Zeit gekommen. Der Alpenverein darf mit großer Befriedigung feststellen, daß er das Jahrbuch nicht nur über die Kriegsjahre, sondern über die finanziell viel schlimmeren Nachkriegsjahre, in denen zahlreiche deutsche Zeitschriften eingegangen sind, hinübergerettet hat, daß er seit der Zeit des größten Tiefstandes (1923) diese wichtigste Veröffentlichung allmählich wieder aufgebaut hat, so daß sie heute wieder ist: die vornehmste und inhaltvollste deutsche alpine Veröffentlichung.

Der Inhalt unserer Zeitschrift, die seit dem Jahre 1920 von Hanns Barth geleitet wird, ist ebenso reichhaltig und gehaltvoll, wie die der Vorkriegsbände. Die Zeitschrift 1919 war ausschließlich der Geschichte des Alpenvereins in den Jahren 1894—1919 und den Beziehungen zwischen Alpenverein und Weltkrieg gewidmet. In den folgenden Jahren traten neben die seit jeher üblichen populär-wissenschaftlichen Abhandlungen eine Anzahl alpiner Aufsätze, die sich mit dem Krieg im Hochgebirge und seinen Erscheinungen befaßten. Konnte doch nun jeder schreiben, was er wollte und gesehen hatte an den Hochgebirgsfronten. Daneben treten in immer stärkerem Maße Schilderungen von Schibergfahrten in den Vordergrund, entsprechend dem Zuge der neuen Zeit. Dann auch biographische Abhandlungen und anderes, das man bisher in der Zeitschrift nur selten fand. In den letzten Jahren wurde Wert darauf gelegt,

regelmäßig Aufsätze über das verlorene Arbeitsgebiet in Südtirol zu bringen, daneben stets Berichte über freie Fahrten in den Ost- und Westalpen und in außereuropäischen Hochgebirgen. Auch der alpinen Kunst wurde öfter gedacht. Die früher üblichen großen Monographien einzelner Gebirgsgruppen traten allmählich in den Hintergrund. Zu den jeweils als Zeitschriftbeilage erschienenen Karten erschienen Begleitartikel teils wissenschaftlichen, teils bergsteigerischen Inhaltes. Die Bilderausstattung blieb ungefähr auf der gleichen Höhe. An Stelle der früher in Lichtdruck ausgeführten Kunstbeilagen trat der billigere, aber kaum minderschöne Tiefdruck, auch farbige Bilder und künstlerische Zeichnungen wurden gebracht. Die alpinen Maler, die wirklich ins Hochgebirge eindringen, wie seinerzeit unser unvergeßlicher E. T. Compton, sind leider rar geworden. Außerdem ist der Geschmack des großen Publikums der modernen Richtung in der Malerei noch nicht ganz gefolgt. Es besteht eine Lücke der Entwicklung zwischen den Bildern Comptons und den heutigen Alpenmalern, die auch in unserem Jahrbuch auffällig zum Ausdruck kommt. Dazu kommt noch die ungeahnte Entwicklung der Hochgebirgsphotographie nach der technischen und künstlerischen Seite hin. Gewiß sind nicht alle Bilder, die wir in den letzten Zeitschriftbänden gebracht haben, als künstlerische Photographien anzusprechen. Jeder Autor legt aber Wert darauf, seine eigenen Aufnahmen zum Leser sprechen zu lassen und nicht jeder Alpinist und Autor ist gleichzeitig ein Kunstphotograph. Viele Bilder dienen nur der Erläuterung des Textes und hiebei wurde mehr Wert auf die Einzelheiten als auf die Gesamtwirkung gelegt. Man sollte es nicht glauben: trotzdem heute fast jeder auf Bergfahrten seine Kamera zückt, ist es außerordentlich schwer, zu einem bestimmten Aufsatz auch künstlerisch einwandfreie Bilder zu bekommen, wenn sie nicht schon vom Autor selbst geliefert werden.

Die „Mitteilungen" des D. u. Ö. Alpenvereins wurden zu allen Zeiten als das Band bezeichnet, das die vielen Angehörigen des Vereins enge umschlingt und dessen Herausgabe wohl als noch viel wichtiger bezeichnet werden muß als die der Zeitschrift. So war denn auch der Wiener Verwaltungsausschuß bemüht, diesen wichtigen Faden nicht abreißen zu lassen und hat es zustande gebracht, das Blatt trotz allen Schwierigkeiten, die die Papiernot, die Zensur und andere Hindernisse bereiteten, die Kriegsjahre hindurch aufrecht zu erhalten. Schwierigkeiten bereitete auch das durch die Einrückung vieler Tausende von Mitgliedern gänzlich in Unordnung geratene Anschriftenverzeichnis der Mitglieder. Zu Beginn des Jahres 1919 war die Papiernot auf das Höchste gestiegen und es konnten in diesem Jahre nur 5 Nummern herausgebracht werden. Das folgende Jahr brachte zwar in dieser Richtung eine kleine Erleichterung — es konnten wieder 12 Nummern erscheinen und es wäre schließlich auch Papier genug zur Verfügung gestanden —, allein die Wertminderung des Vereinsbeitrages gestattete ein 24maliges Erscheinen unter keinen Umständen. Man ging aus Ersparungsrücksichten zum Rotationsdruck auf Zeitungspapier (Fa. Schmiedle, Ebersberg b. München) über, und versandte das Blatt im sog. Postabonnement. Im Herbst des Jahres 1922 waren die für die „Mitteilungen" zur Verfügung stehenden Mittel gänzlich erschöpft und das Blatt mußte 3 Monate lang eingestellt werden. Der Verwaltungsausschuß München kam dann zu dem Beschlusse, das Blatt nur mehr jenen Mitgliedern zu liefern, die es gegen Entrichtung einer eigenen Gebühr besonders bestellten. Dabei sank die Auflage trotz weiteren Ansteigens der Mitgliederziffer auf 20 000 herab. Erst das Jahr 1924 mit der festen Reichsmark gestattete wiederum die Ausgabe der „Mitteilungen" gegen einen Sonderbezugspreis von 2 M. Das Papier war immer noch schlecht, die Bezieherzahl gering. Im folgenden Jahre verwendete man besseres Papier, allein die Bezieheranzahl blieb noch immer gering. Es wurde ein Ausschuß zur Beratung über die weitere Gestaltung der „Mitteilungen" eingesetzt. Dem Verwaltungsausschuß wurde wiederholt der Vorwurf gemacht, er

verstehe das Blatt nicht kaufmännisch zu finanzieren und zu gestalten, es müsse ein Anzeigenertrag herausschauen, der beinahe die Herstellungs- und Versandkosten decken müsse. Der erwähnte Ausschuß, dem auch Fachleute des Anzeigengeschäftes beigezogen wurden, mußte sich aber überzeugen, daß aus dem Anzeigengeschäft der „Mitteilungen" nicht so viel herauszuholen sei, wie manche meinten. Im folgenden Jahre entfaltete der Verwaltungsausschuß eine sehr rege Werbetätigkeit für den Bezug der „Mitteilungen" und brachte die Auflage auf 58 000. Der Anzeigenteil wurde an die Fa. Knorr & Hirth G.m.b.H., in München verpachtet. Auch im Jahre 1927 stieg die Auflage kaum, trotz fortgesetzter Werbung und starker Vermehrung des Umfanges. Die Hauptversammlung 1927 endlich faßte in der Erkenntnis, daß es auf die Dauer nicht angehe, den größten Teil der Mitglieder ohne das Vereinsorgan zu lassen, den Entschluß, den Zwangsbezug der „Mitteilungen" für alle Mitglieder, wie er seit Jahrzehnten bestanden hatte, wieder einzuführen, was durch eine gleichzeitige Erhöhung des Vereinsbeitrages um 1 M. und Neuvergebung des Anzeigenteiles an die Fa. Rudolf Mosse in München ermöglicht wurde. Gleichzeitig ging man wieder zum Flachdruck auf satiniertem Papier über. Druck und Versand wurden wieder der Fa. Adolf Holzhausens Nachfolger in Wien, welches Haus durch Jahrzehnte die „Mitteilungen" gedruckt hatte, übertragen. Für 24 jährliche Nummern allerdings reichte die 1 M. Beitragserhöhung natürlich nicht. Es wurden 12, durchschnittlich 16 Seiten starke Nummern herausgegeben. Die Hauptversammlung hatte gleichzeitig den Beschluß gefaßt, daß bis zu 10 Prozent der Mitglieder einer Sektion auf den Bezug der „Mitteilungen" verzichten können, ebenso sämtliche B-Mitglieder. Von dieser Vergünstigung haben im Jahre 1928 sage und schreibe: 493 A-Mitglieder Gebrauch gemacht. Das Jahr 1929 brachte einen weiteren Fortschritt. Durch Verwendung eines etwas dünneren, jedoch nicht schlechteren Papiers konnte die Seitenzahl der einzelnen Hefte der „Mitteilungen" um 4 Seiten gesteigert werden, ohne daß dadurch die Gewichtsgrenze für das billigste Postporto überschritten worden wäre. Endlich konnte man, dank der Erträgnisse des Anzeigenteiles, wieder dazu übergehen, die „Mitteilungen" zu beschneiden und zu heften. Es fehlt nur noch der letzte Schritt, um das Blatt wieder auf die vorkriegsmäßige Höhe zu bringen: die Einführung des 14tägigen Erscheinens, was natürlich wegen der Erhöhung der Papier- und Druckkosten, ganz besonders aber der doppelten Portokosten wegen nicht ohne eine mäßige Erhöhung des Vereinsbeitrages durchzuführen wäre.

Über den Inhalt der „Mitteilungen" gehen die Meinungen auseinander. Turen, freie Fahrten, allgemeine alpine Verhältnisse und Erscheinungen, Biographisches, bergsteigerisch Praktisches, sind so verschiedene Dinge, daß leicht einzusehen ist, daß das eine oder andere nicht jedem zusagt. In einer Zeitung, die zu allen Mitgliedern des großen Vereins sprechen soll, es allen recht zu machen, ist nicht leicht. Was der eine an Stoff begehrt, hält der andere für vollständig überflüssig und umgekehrt. Diese Gegensätze haben sich seit dem Kriege immer mehr verschärft. Das liegt an der heutigen Zeit, wo sich überhaupt alle Gegensätze verschärfen, in der sich jeder als Kritiker berufen fühlt und seine Richtung als die alleinseligmachende hinzustellen pflegt, in der Rücksichtslosigkeit gegen andere und seien es auch die engsten Vereinsgenossen. Ein Werk zu kritisieren steht nur dem zu, der selbst Ähnliches geschaffen hat und kritisieren darf man nicht allein nach Geschmack, sondern auch nach dem eigenen Können. Und so kam es, daß in Verkennung der hohen Aufgabe unserer „Mitteilungen", nämlich ein geistiges Band zu sein, das a l l e Vereinsmitglieder umschlingt, Jahr für Jahr Leute aufstehen, die an dem Inhalt der „Mitteilungen" zu nörgeln haben und andere Blätter, die ganz bestimmt im ganzen nichts Besseres bieten, deshalb in den Himmel heben, weil sie häufiger Dinge bringen, die nach ihrem Geschmack sind. Für den Geschmack der anderen vielen Tausende von Mitgliedern kennen sie keine Rücksicht.

Es wurde auch wiederholt verlangt, daß die „Mitteilungen" illustriert werden oder daß Zeitschrift und „Mitteilungen" zusammengelegt in monatlichen illustrierten Heften erscheinen sollen. Bilder, Bilder, Bilder! — nur nicht lesen, das ist der Ruf der heutigen Zeit, der Zeit der Journale. Bei den Vorträgen ist es ja ebenso; lesen oder aufmerksam zuhören, ist viel zu anstrengend. Man hat keine Zeit mehr dazu. Man hat auch keine Zeit darüber nachzudenken, was einem Verein, dessen bescheidene Vereinsbeiträge nicht hinreichen, die satzungsmäßigen Vereinsaufgaben zum Notwendigsten zu erfüllen, ein illustriertes Blatt kostet und ob die Mitglieder wirklich gewillt sind, ein Vielfaches der jetzigen Bezugskosten für die „Mitteilungen" auszugeben. Was hat sich nur die Vereinsleitung mit dem Wiederaufbau der „Mitteilungen" geplagt, wirklich geplagt unter Heranziehung von Fachmännern ersten Ranges. Wer sich auf einen ehrlichen und praktischen Standpunkt stellt, muß zugeben, daß unsere „Mitteilungen" für 1 M. bieten, was zu diesem Preis überhaupt geboten werden kann. Ja — das Blatt leidet unter Raumnot, eine einfache Geldfrage; es leidet an Aktualität, da es nur monatlich erscheint, wiederum eine einfache Geldfrage; es leidet an illustrativer Ausstattung, wiederum eine Geldfrage. Alle diese Mängel sind ohne weiteres zu beheben, wenn die Mehrzahl der Mitglieder sich zu einem höheren Vereinsbeitrag entschließt.

Mit wenigen Worten muß noch auf das Anzeigengeschäft eingegangen werden. Es gibt in unserem Verein nicht wenige, die der Meinung sind, das Blatt dürfe den Verein überhaupt nichts kosten oder müsse sogar noch Gewinn abwerfen, wenn das Anzeigengeschäft richtig geführt werde. Selbst Anzeigenfachmänner glaubten auf den ersten Blick hin, sich dieser Meinung anschließen zu müssen. Sie mußten sich aber belehren lassen, daß dem nicht so ist. Hinter der Bergsteigerei steht keine große Industrie. Die Sportgeschäfte mögen mit alpinen Ausrüstungsartikeln ganz gute Geschäfte machen; doch ist der Geldumsatz kein derart großer wie bei den Artikeln der übrigen Sportarten, z. B. des Kraftfahrsportes, und das Inserieren ist bei 170 000 Auflage teuer. Die Vereinsleitung hat es stets auch abgelehnt, die „Mitteilungen" zu einer Anzeigenplantage nach Art gewisser Blätter herabsinken zu lassen und Text und Anzeigen zu mischen, was erheblich mehr eintragen würde, als die reinliche Trennung des Text- und Anzeigenteiles. Sie hat es auch vermieden, gutbezahlte Anzeigen zweifelhaften Charakters aufzunehmen. Und schließlich gilt beim Anzeigengeschäft nicht die einfache Rechnung: je größer die Auflage je mehr Gewinn. Das würde nur gelten, wenn die Inserenten ungemessene Preise bezahlen könnten, die im Verhältnis der Auflage steigen. Über ein gewisses Maß können sie nicht hinaus und so kommt es schließlich, daß eine allzu hohe Auflage das Anzeigengeschäft nicht mehr sehr fördert. Wenn man wirklich einmal einige Anzeigen der Großindustrie erhält, wie es bei einer Anzeige des berühmten Münchner Salvatorbiers oder der Anzeige von Weingroßhandlungen der Fall war, dann gibt es ein großes Geschrei bei vielen alkoholfeindlichen Mitgliedern des Vereins, wie man sich unterstehen könne, so etwas aufzunehmen. Der Münchner Verwaltungsausschuß ist über solche einseitig gestellte Beschwerden zur Tagesordnung übergegangen.

Sonstige Veröffentlichungen

Mit der Herausgabe von Zeitschrift und „Mitteilungen" war die literarische Tätigkeit des Vereins nicht erschöpft. Der vom Hauptausschuß herausgegebene, im Verlag der Lindauerschen Buchhandlung erschienene Alpenvereinskalender teilte das Schicksal der beiden genannten Veröffentlichungen und wurde mager und magerer. Er erschien zum letztenmal im Jahre 1920 und wurde dann eingestellt. Der Kalender enthielt ursprünglich im wesentlichen das Bestandsverzeichnis des Vereins, einige Abschnitte über allgemeine Vereinsangelegenheiten, das Hütten-, Führer- und

Rettungsstellenverzeichnis. Es wurde durch zwei neue Veröffentlichungen ersetzt, einerseits durch die Vereinsnachrichten, anderseits durch den „Ratgeber für Alpenwanderer". Die „Vereinsnachrichten (Nachrichtenblatt der Vereinsleitung für die Sektionen)" erscheinen seit dem Jahre 1921. Die in den Nachkriegsjahren rasch wechselnden Verhältnisse in allen Vereinsbelangen konnten nicht mehr durch besondere Rundschreiben den Sektionsleitungen zur Kenntnis gebracht werden; sie waren einfach zu zahlreich, andrerseits bot die Herausgabe dieses kleinen Amtsblattes die Gewähr, daß die Sektionen die Mitteilungen der Vereinsleitung in dieser Form eher beachteten und behielten als in losen Rundschreiben. Bei den „Mitteilungen" mußte Raum gespart werden und es hatte keinen Zweck, die vielen Nachrichten der Vereinsleitung, die nicht die einzelnen Mitglieder der Sektionen, sondern letztere selbst angingen, in den „Mitteilungen" zu veröffentlichen. Das Bestandsverzeichnis wurde nun diesem Amtsblatt eingegliedert und wird regelmäßig als Beilage zu den Vereinsnachrichten herausgegeben. Das Blatt erscheint 8—12mal im Jahre nach Bedarf; seine Einführung hat sich bewährt.

Das Schutzhüttenverzeichnis der Ostalpen war seit dem Jahre 1914 nicht mehr erschienen; seine Neuherausgabe war nicht mehr länger aufzuschieben. So entschloß sich denn der Verwaltungsausschuß im ersten Jahre nach der Inflation dieses Verzeichnis neu zu gestalten und herauszugeben und wählte dafür nicht mehr die Form des Alpenvereinskalenders, sondern eine neue Veröffentlichung, den „Ratgeber für Alpenwanderer", der außer diesem Verzeichnis praktische, alpine Winke für die Mitglieder, Reisepläne, Übersichten über das alpine Schrifttum und Kartenwesen u. v. a. enthält. Das Buch fand bei den Mitgliedern seines Inhaltes und billigen Preises wegen gute Aufnahme. Im Jahre 1928 erschien es in 2. Auflage.

Auch die vom Verein erstmalig im Jahre 1909 herausgegebene „Anleitung zum Kartenlesen im Hochgebirge" erlebte im Jahre 1924 eine Neubearbeitung und -herausgabe.

Vom Handbuch der „Verfassung und Verwaltung des D. und Ö. Alpenvereins" war die 3. Auflage im Jahre 1910 nach Inkrafttreten der neuen Vereinssatzung erschienen. Nach dem Kriege war es nicht nur vergriffen, sondern schon in einigen Teilen veraltet. Besonders die Nachkriegsjahre haben dann in den Satzungen und Einrichtungen des Vereins Änderungen und Neuerungen gebracht, die eine Neubearbeitung dieses für den Gebrauch der Sektionen wie der Vereinsleitung selbst bestimmten Handbuches als höchst notwendig erscheinen ließen. Es wurde im Jahre 1928 in vollständiger Neubearbeitung herausgegeben, die Sektionen erhielten je 1 Stück kostenlos. Notwendige Ergänzungen werden in Form von „Nachträgen" solange erscheinen, bis wieder eine völlige Neubearbeitung notwendig sein wird.

Das „Register der Publikationen des D. u. Ö. Alpenvereins", ein äußerst wertvolles Nachschlagebuch von Dr. Johannes Emmer, umfaßte die Veröffentlichungen bis zum Jahre 1905. Derselbe Autor schuf noch im Jahre 1926 ein zweites, die Jahrgänge 1906—25 umfassendes Register und half damit einem längst empfundenen Mangel ab. Eine Vereinigung beider Register zu einem Gesamtregister war bisher nicht möglich, denn der Absatz dieses Nachschlagewerkes ist leider nicht so groß, daß nicht der Verein eine zu starke finanzielle Einbuße erlitte.

Als dringend erneuerungsbedürftig erwies sich das im Jahre 1906 erschienene „Bücherverzeichnis der Alpenvereinsbücherei". Der Büchereileiter schuf im Jahre 1927 ein neues, äußerst praktisch angelegtes Verzeichnis der Bücher der inzwischen gewaltig angewachsenen Bücherei, zu dessen Finanzierung auch der „Verein der Freunde der Alpenvereinsbücherei" beitrug. Auch dieses wertvolle Nachschlagebuch findet nicht den Absatz, den es verdiente, ein Zeichen, daß sich die heutige Generation um die alpine Literatur verhältnismäßig wenig kümmert. Ein

neues „Verzeichnis der Laternbilderſammlungen" vom gleichen Verfaſſer iſt im Jahre 1927 erſchienen, ein „Verzeichnis der Karten und Panoramen" der Alpenvereinsbücherei ſoeben herausgegeben worden.

Die Reihe der eigenen Veröffentlichungen des Vereins der letzten zehn Jahre ſchließt eine Sammlung ab, die in erſter Linie dazu beſtimmt war, in der Jugend das Andenken an die alpinen Pioniere und die Hochachtung vor ihren Leiſtungen zu wecken und zu heben, die Bändchenſerie „Erſchließer der Berge", geleitet von A. Ziegler. Sie enthalten kurze Lebensabriſſe und eine kurze Würdigung je eines Erſchließers und einige beſonders feſſelnde Abſchnitte ſeines literariſchen Schaffens. Es wurden herausgegeben im Jahre 1926: Hermann v. Barth; 1926: Ludwig Purtſcheller; 1927: Emil Zſigmondy; 1927: Theodor Grohmann. Auch dieſe Bändchen fanden trotz ihres billigen Preiſes in den Kreiſen der Mitglieder, insbeſondere der Jugend, nicht den Abſatz, den man ſich erwartet hatte, und ſo wurde denn die Herausgabe weiterer Bändchen vorläufig eingeſtellt.

Wir ſehen, daß der Alpenverein in den zehn Jahren nach dem Kriege, eigentlich in den fünf Jahren nach der Inflation, eine große Anzahl hauptſächlich praktiſcher Veröffentlichungen herausgegeben und damit auch auf dieſem Gebiete mancherlei von bleibendem Wert geſchaffen hat. Bedenken wir, daß der Verein mit ſeinen Veröffentlichungen ſo gut wie nichts verdienen, ſondern einzig und allein nur ſeinen Mitgliedern zu billigſten Preiſen etwas Gediegenes bieten will, ſo iſt leicht zu errechnen, daß der Kaufpreis aller dieſer Veröffentlichungen deshalb äußerſt niedrig gehalten werden konnte, weil Verleger- und Buchhändlergewinn in Wegfall kamen.

Nicht genug damit. Wiederholt war an den Verwaltungsausſchuß die Anregung herangekommen, er möge die Herausgabe der wichtigſten alpinen Handbücher ſelbſt in die Hand nehmen, um dadurch den Mitgliedern einen billigeren Bezug dieſer Werke zu ermöglichen. Für größere Verlagswerke fehlte dem Alpenverein in den letzten Jahren einfach das nötige Kapital. Er tat aber das Seinige, um den erwähnten Wünſchen der Mitglieder ſoweit als möglich entgegenzukommen und ſchloß mit den Verlegern einiger alpiner Werke Verträge ab, danach dieſe Werke den Mitgliedern des Vereins vor Hinausgabe in den Buchhandel zu einem weſentlich billigeren Subſkriptionspreis geliefert wurden. Der Verein ſchuf damit ſeinen Mitgliedern Begünſtigungen, die Verleger kamen durch Übernahme des Protektorates über dieſe Werke ſeitens des Alpenvereins ebenfalls auf ihre Rechnung. In erſter Linie mußte daran gedacht werden, den wichtigſten alpinen Führer, den „Hochtouriſt in den Oſtalpen", der längſt vergriffen und veraltet war, neu herauszubringen. Im Einvernehmen mit dem Verlag wurde vom Verwaltungsausſchuß ein eigener Ausſchuß zur Beratung über die Neuherausgabe dieſes Werkes eingeſetzt und es ſind bisher unter der Leitung unſeres Schriftleiters H. Barth 6 Bände erſchienen. Auch der bekannte Oſtalpenführer „Von Hütte zu Hütte" hat noch vom Münchner Verwaltungsausſchuß das Protektorat des Vereins erhalten und die neuen Bände werden ebenfalls zu ſehr ermäßigtem Preis den Mitgliedern gegen Vorausbeſtellung geliefert. Ein wegen des Krieges auf längere Zeit in den Hintergrund getretenes Ziel des Vorſitzenden des Wiener Verwaltungsausſchuſſes, Dr. Grienberger, die Schaffung eines „Alpinen Handbuches" wurde erſt in den letzten Jahren in Angriff genommen. Die Fa. Brockhaus-Leipzig verlegt das von Walter Schmidkunz unter Mitarbeit zahlreicher erſter Fachmänner herausgegebene Werk, auf deſſen Geſtaltung der V.-A. maßgebenden Einfluß nahm und das nach ſeinem Erſcheinen den Mitgliedern zu einem Vorzugspreis geliefert werden wird. Die Herausgabe hat ſich leider etwas länger verzögert, wie es ja bei Werken, an denen zahlreiche Autoren zuſammenarbeiten, erklärlicherweiſe häufig der Fall iſt. Auch andere Verlagswerke, wie die vom Verlage Bruckmann in München herausgegebenen großen Bilderwerke

„Wunder der Alpen" und „Südtirol" konnten den Mitgliedern zu Subskriptionspreisen geliefert werden, so auch im heurigen Jahre das vom Wiener Verlag Diezel herausgegebene „Taschenbuch für Alpenvereinsmitglieder", geleitet von Dr. v. Schmidt-Wellenburg.

Einige eigene Verlagswerke des Vereins sind im Werden: der 5. bis 8. Band der „Wissenschaftlichen Ergänzungshefte" (weitere sind in Vorbereitung), dann ein „Natur- und kulturkundlicher Führer durch Tirol", der allen Alpenfreunden, die aufmerksamen Geistes durch die Tiroler Berge wandern, wissenschaftlich einwandfrei dartun wird, daß Nord- und Südtirol ein volklich, geographisch, geschichtlich und kulturell einheitliches Gebilde sind, wenn auch die Italiener das Gegenteil behaupten. Auch eine Neuausgabe des Bergführerlehrbuches ist im Druck.

So sehen wir, daß der Alpenverein in den letzten Jahren gerade auf alpin-literarischem Gebiete eine ungemein rege und fruchtbare Tätigkeit entfaltet hat und diese auch fortzusetzen fest entschlossen ist.

Kartographische Tätigkeit

Trotz des Krieges hatte der Wiener V.-A. die kartographische Tätigkeit des Vereins fortgesetzt. In der Zeitschrift 1919 erschien keine neue Karte, doch befand sich die große Karte des Brennergebietes (1:50 000) von L. Aegerter, die die empfindsame Lücke zwischen den allzu knapp abgeschnittenen Alpenvereinskarten der Zillertaler Alpen und der Stubaier Gruppe ausfüllen sollte, im Jahre 1919 im Stich. Sie erschien als Beilage der Zeitschrift 1920. Die Karte wurde bemängelt, mit Recht: sie enthält viele Flüchtigkeiten und Ungenauigkeiten. Man hätte aber auch dem Kartographen nicht den Auftrag erteilen sollen, 1500 km^2 in einem einzigen Jahr zu kartieren (der Raum der 1:25 000er Kartenblätter beträgt 300—400 km^2!), eine Zumutung, die angesichts der damals schwierigen Verhältnisse im Gelände (gesperrte Hütten, Nahrungsmittelmangel, Trägermangel usw.) einfach nicht zu erfüllen war. Immerhin bietet die Karte das gewohnte klare Kartenbild Aegerters, den sauberen und verständnisvollen Stich Rohns und bedeutet in vielen Teilen einen wesentlichen Fortschritt gegenüber der österr. Spezialkarte und den übernommenen Teilen der alten Alpenvereinskarten.

Im Jahre 1918 war von Aegerter die Karte der Palagruppe (1:25 000) aufgenommen worden. Sie sollte als Beilage der Zeitschrift 1921 erscheinen. Die Losreißung Südtirols vom Arbeitsgebiet des Vereins ließ es ratsam erscheinen, ihre Herausgabe auf eine bessere Zeit zurückzustellen. In den nächsten Jahren war der Kosten wegen nicht daran zu denken, dann, als wieder größere Mittel für kartographische Zwecke zur Verfügung standen, verwendete man sie für neue Karten von Gebirgsgruppen des uns verbliebenen Arbeitsgebietes und behielt die Zeichnung der Palakarte auf, um sie gelegentlich, wenn andere Karten nicht zur Verfügung standen, sozusagen als Lückenbüßer, herauszugeben. Eine solche Gelegenheit hätte sich 1929 geboten. Der H.-A. aber konnte sich aus nationalen Rücksichten nicht entschließen, dermalen eine fast rein nur italienisch-sprachiges Gebiet umfassende Karte der Zeitschrift beizugeben und damit gleichsam für den Besuch dieses Gebiets zu werben. Die Karte wird trotzdem (gemäß Beschluß der Hauptversammlung 1929) als Beilage der Zeitschrift 1930 erscheinen.

Noch eine andere Karte hatte der Wiener V.-A. in Auftrag gegeben, die Karte der Schladminger Tauern (1:50 000). Aegerter war durch Auslandsarbeiten an der Ausführung verhindert und so vertraute der V.-A. dem bewährten bisherigen Stecher der Aegerterschen Karten, dem Kartographen Hans Rohn, der sich schon durch seine im Verlage der Fa. Freytag & Berndt erschienene Raxkarte und

andere Karten auch als Aufnahmekartograph ausgezeichnet hatte, die Aufnahme der Tauernkarte an. Rohn hat seine Aufgabe glänzend gelöst. Die Karte ist wohl die an Formendarstellung reichhaltigste und gediegenste, die bisher in dem verhältnismäßig kleinen Maßstabe 1:50 000 erschienen ist. Die katastrophale Geldentwertung, die sich bei Herausgabe der Zeitschrift (s. d.) auswirkte, mußte sich auch hier auswirken. Der Gesamtverein war nicht imstande, den Stich und die Drucklegung dieser Karte zu finanzieren. So hat denn die damals geldkräftige S. Wien diese Kosten übernommen und die Karte konnte 1924, wenn auch nicht als Zeitschriftbeilage, so doch für den Sonderbezug erscheinen.

Der Münchner V.-A. wandte sein kartographisches Interesse zunächst den Nördlichen Kalkalpen zu. Einerseits konnte er nur geringe Mittel aufwenden (Inflationszeit!), andrerseits empfand er es als einen Rückschritt in der führenden Stellung des Alpenvereins in bezug auf die alpine Kartographie, wenn man nicht wieder zur exakten, stereophotogrammetrischen Aufnahmemethode, die schon bei der Dachsteinkarte (1915) angewendet worden war, zurückkehrte. Da boten sich zwei günstige Gelegenheiten. Die eine war, daß der V.-A. in der Person des jungen Dr. Richard Finsterwalder, dem Sohn des Erfinders der Stereophotogrammetrie Geh. Rat Dr. S. Finsterwalder-München, eine bei den Gletschervermessungen seines Vaters eingeschulte, auch bergsteigerisch sehr leistungsfähige Kraft fand, welche die nötigen Kenntnisse in der stereophotographischen Aufnahmemethode und in der Ausarbeitung von Schichtenplänen besaß und verhältnismäßig billig arbeitete. Als Aufnahmeobjekt wählte der V.-A. zwei kleine Gruppen der Nördlichen Kalkalpen, die Loferer und Leoganger Steinberge, kartographisch vernachlässigt, touristisch aber bevorzugte Gebiete, die als zwei kleine Karten gesondert herausgegeben werden konnten. Finsterwalder schuf die Schichtenpläne (und bildete dabei auch tüchtige Gehilfen, die Herren W. Kuny und K. Biersack aus), Hans Rohn schuf, besonders in der Leoganger Karte, die unübertreffliche Geländezeichnung und besorgte auch den Stich beider Karten. So erschien nun die Karte der Loferer Steinberge (1:25 000) als Beilage zur Zeitschrift 1925, die Karte der Leoganger Steinberge (1:25 000) in der Zeitschrift 1926. Von der Karte der Loferer Steinberge wurde durch Dr. Finsterwalder auch eine sog. „wissenschaftliche" Ausgabe hergestellt. Es sollte der Versuch gemacht werden, ob es nicht möglich wäre, ein einwandfreies Kartenbild auch ohne die übliche Felszeichnung, nur durch die Schichtenlinien allein, verbunden mit einer sie nicht verdeckenden, leichten Schummerung herzustellen. Die Wissenschaft — wurde behauptet — lege in erster Linie Wert auf einen lückenlosen Schichtenplan auch im Felsgebiet, und weniger auf die künstlerische Darstellung der Felsformen. Versuche, die Schichtenlinien durch die Felszeichnung (Strichzeichnung) zu legen, erwiesen sich als mißlungen. Die Schichten zerstörten die ganze Zeichnung. Blieb also nur die Formgebung durch Flächentönung, also die Schummerung übrig. Sie war aber, da zu weich, nicht imstande, die charakteristischen Formen der Kalkstöcke, scharfe Kanten, schräge Bänderung, scharfe Einrisse und Scharten so zum Ausdruck zu bringen, daß über den Charakter des Gebirges kein Zweifel entstehen konnte. Dem Bergsteiger aber war mit der Strichzeichnung der Felsen mehr gedient als mit der Schummerung, auch dem Morphologen und Geologen, d. h. denjenigen Wissenschaftlern, die sich in erster Linie mit der Karte, mit dem Aufbau eines Felsgebirges zu befassen haben. Einen Versuch war aber die Sache wert und so gab der Verein außer der „touristischen" auch eine „wissenschaftliche" Karte der Loferer Steinberge heraus, die sämtliche Schichtenlinien enthält und braun geschummert ist. Er sandte dann beide Ausgaben an etwa 100 Persönlichkeiten, von denen er eine gerechte und verständnisvolle Beurteilung, sowohl vom wissenschaftlichen wie vom bergsteigerischen Gesichtspunkte aus erwarten durfte, zum Vergleich und zur Begutachtung. Das Ergebnis dieser Rund-

frage, die eine Fülle interessanter Gutachten brachte, läßt sich kurz mit folgenden Worten skizzieren: Für die geschummerte Karte sprachen sich die Männer der Vermessungswissenschaft aus, denen natürlich die Vollständigkeit der mathematisch exakten Linien wertvoll sein muß, auch Bergsteiger von Namen, aber mehr sportlicher Richtung, denen bei Lösung ihrer detailliertesten Wandrouten die Karte überhaupt nur wenig bieten kann, die vielleicht auch wenig Interesse haben, sich in die Formen eines Gebirgsstockes näher zu vertiefen und denen mit Anstiegsskizzen (im Aufriß) mehr gedient ist, als mit einer Karte. Die führenden deutschen Morphologen und Geologen der Gegenwart, (darunter Albert Heim in einem ausführlichen glänzenden Gutachten), namhafte Alpinisten älterer, aber auch jüngerer Schule und die Mehrzahl der Winterbergsteiger gaben der Rohnschen Strichzeichnung der Felsen den Vorzug. Der H.-A. trat letzterer Stellungnahme bei und beschloß, die nächsten Karten in der bisherigen, bewährten Gestaltung der Felszeichnung unter möglichster Beibehaltung der Schichtenlinien, herauszugeben. Er beauftragte 1924 Dr. Finsterwalder mit der Aufnahme der Großglocknergruppe.

Inzwischen war Kartograph L. Aegerter aus dem Auslande zurückgekehrt. Ihm wurde die Aufnahme eines vierten Blattes der Lechtaler Alpen, der Karte der Klostertaler Berge (1:25 000), deren Herausgabe von der H.-V. 1925 beschlossen worden war, übertragen. Die Karte erschien 1927 als Beilage der Zeitschrift. Mit ihr wurde zum erstenmal der Versuch gemacht, den kostspieligen Kartenstich zu ersparen und die gute Aegertersche Zeichnung auf photochemischem Wege zu reproduzieren. Der Versuch gelang nicht befriedigend, jedenfalls nicht so, daß man sich hätte entschließen können, das Verfahren auch bei den nächsten, von Dr. Finsterwalder und Rohn aufgenommenen Karten, anzuwenden. Inzwischen hatte Rohn die topographische Zeichnung der Glocknergruppe fertiggestellt und diese Karte auch gestochen. Sie erschien 1928 als Karte der Großglocknergruppe (1:25 000). Diese Karte, die auf dem Finsterwalderschen Schichtenplan, zu dessen Herstellung auch Flugaufnahmen — leider nur zum geringsten Teile brauchbar — benutzt wurden, wurde von Rohn in meisterhafter, ja wohl unübertrefflicher Weise gezeichnet und von ihm auch gestochen. Die Namen der Karte wurden von Karl Finsterwalder und B. Schweizer erhoben und wissenschaftlich überprüft. Um die Plastik der großen Firnflächen zu heben, wurde von Rohn eine zarte Schattenplatte gezeichnet und auf den Dreifarbendruck übergedruckt. So stellt nun diese letzte, bis jetzt erschienene Alpenvereinskarte, das Beste dar, was der Alpenverein an Karten herausgegeben hat: genaueste Aufnahme des Geländes und höchste künstlerische Darstellung, die je von einem Teile der Alpen geschaffen wurde, größte plastische Wirkung.

Während Rohn an der Glocknerkarte arbeitete, wurden zwei neue große Kartenwerke in Angriff genommen: eine Karte der gesamten Zillertaler Alpen im Maßstabe 1:25 000 in 3 Blättern und eine in gleichem Maßstabe gehaltene, ebenfalls dreiblätterige Karte des Karwendelgebirges. Für die Karte der Zillertaler Alpen wurden wiederum die bewährten Kartographen Dr. Finsterwalder und Rohn gewonnen. Die terrestrischen, photogrammetrischen Aufnahmen Finsterwalders konnten dort, wo — wie in den engen Tälern — das Aufnehmen vom Boden aus große Schwierigkeiten bereitet, ergänzt werden durch vorzügliche Luftaufnahmen der Luftbild G.m.b.H. (später Photogrammetrie G.m.b.H.) in München, die im Auftrage des Alpenvereins ausgeführt wurden. Der Schichtenplan aller drei Blätter ist heute fast fertig, die topographischen Aufnahmen Rohns erstrecken sich heuer auf das mittlere der drei Blätter, das westliche Blatt ist größtenteils schon gestochen und kann 1930 erscheinen. Da Stimmen laut wurden, daß der Maßstab 1:25 000 für Karten von Gletschergebieten reichlich groß sei, der von 1:50 000 aber doch etwas zu klein, so wurde bei dieser Karte, ehe mit der topographischen Zeichnung begonnen wurde, reif-

lich erwogen, ob nicht ein dazwischen liegender Maßstab, etwa 1:33 000, gewählt werden könnte. Dadurch würde man die Gesamtgruppe auf zwei Blättern unterbringen und damit auch nicht unbedeutende Kosten sparen können. Der H.-A. konnte sich nicht entschließen, von dem in Aussicht genommenen Maßstab 1:25 000 abzugehen, vom Gesichtspunkte der Wissenschaft aus, weil in diesem Maßstab das ganze Detail der topographischen Aufnahme leichter unterzubringen war, vom Standpunkte der Bergsteiger aus, weil die Einführung eines bisher auch anderwärts kaum verwendeten Maßstabes, der nicht auf dem Zentimetermaß basierte (1 *cm* der Karte = 0,333 *km* der Natur!) den Benützern der Karte unnötige Schwierigkeiten bereiten würde.

Darüber, daß das Kalkgebirge mit seinen reichen Kleinformen im Maßstab 1:25 000 kartographisch dargestellt werden müsse, um den Gebirgscharakter im Kartenbild entsprechend hervortreten zu lassen, besteht heute wohl kaum ein Zweifel. Die alte Pettersche Karte des Karwendelgebirges, in ihrer Art ein Meisterwerk dieses bekannten Kartographen, genügte wohl für einfache Karwendelturen. Sie hatte aber nur 100 *m* Schichtenlinien und ließ insbesondere in der Felszeichnung viel zu wünschen übrig. Für wissenschaftliche Zwecke war sie nicht mehr recht brauchbar. Außerdem ist der Druckstock schon sehr abgenützt und die Nachdrucke wurden schlechter und schlechter. Da zudem der Besuch des Karwendel in den letzten Jahren, nicht zuletzt der vielen neuen Hütten wegen, einen großen Aufschwung nahm, entschloß sich der V.-A. München, die Neubearbeitung des Karwendelgebirges in Angriff zu nehmen. Er übertrug die Herstellung des Schichtenplanes der dreiblätterigen Karwendelkarte der obengenannten Photogrammetrie G.m.b.H., die ihn in mehrjähriger Arbeit auf Grund terrestrischer und zahlreicher Flugzeugaufnahmen konstruierte. Der größte Teil des Gebirges ist bereits aufgenommen, mehr als die Hälfte des Schichtenplanes am Stereoautographen und am Planigraphen ausgearbeitet. Die topographische Aufnahme und Zeichnung wurde Aegerter übertragen, der sie für das westliche Blatt fast fertiggestellt hat und den verflossenen Sommer hindurch am mittleren Blatte arbeitete.

Mit den in Arbeit befindlichen sechs Blättern der Zillertaler Alpen und des Karwendels ist der Alpenverein auf Jahre hinaus mit neuen Karten versorgt und die Vereinsleitung braucht sich zunächst nicht den Kopf zu zerbrechen, ob sie mit dem Ersatz alter Alpenvereinskarten durch neue größeren Maßstabes oder mit der Aufnahme bisher vom Alpenverein nicht kartierter Gebiete fortfahren oder, wie Leute, die den Wert unserer Karten zu wenig zu schätzen wissen, meinen, seine kartographische Tätigkeit einschränken soll.

Mit der Herausgabe bzw. Vorbereitung der oben angeführten Karten war jedoch dieser Zweig der Vereinstätigkeit noch nicht erschöpft. Daneben her gingen allerlei kleinere Versuche auf Verbesserung der Kartenzeichnung, die von Dr. Finsterwalder, Rohn, Aegerter, der Kartographischen Anstalt Freytag & Berndt in Wien im Auftrage des Vereins unternommen worden sind, auf die aber hier nicht näher eingegangen werden kann. Zahlreiche Gletscher- und geologische Karten, die in fachwissenschaftlichen Zeitschriften erschienen sind, wurden vom Alpenverein finanziert. Von der Karnischen Hauptkette wurden unter Mitwirkung von Hofrat E. Pichl vier Kärtchen hergestellt und den Zeitschriften 1925—1927 beigelegt, die auf der Zeichnung der österreichisch-italienischen Grenzkarte beruhen.

So sehen wir denn den Alpenverein in dem Nachkriegsjahrzehnt eine kartographische Tätigkeit entwickeln, die niemand auch nur geahnt hätte. Konnte schon der Krieg diese Tätigkeit nicht unterbrechen, so ist es um so erstaunlicher, daß sie auch in den Jahren der furchtbaren Inflation nicht unterbrochen wurde und in der Zeit nach dieser, in den Zeiten der allmählichen finanziellen Erholung des Vereins, einen Aufschwung nahm, wie nie zuvor. Wenn man bedenkt, daß die Herstellung der Glocknerkarte allein über 100 000 M. erforderte, daß die Kosten der Zillertaler und der Kar-

wendelkarten noch erheblicher sein werden, so wird man anerkennen müssen, daß der Verein auf diesem in erster Linie bergsteigerisch wichtigen, aber auch wissenschaftlich bedeutungsvollen Gebiete Leistungen vollbracht hat, die zu seinen schönsten Ruhmesblättern gezählt werden müssen.

Wissenschaftliche Tätigkeit

Die Satzung des D. und Ö. Alpenvereins gestattete dem Verein von jeher auch die Entfaltung wissenschaftlicher Tätigkeit, denn sie bezeichnete als Vereinszweck sogar an erster Stelle „die Kenntnis von den Alpen zu erweitern und zu verbreiten", wobei man nie allein an die rein topographische Beschreibung der Alpen gedacht hat, die ja gewiß auch wissenschaftlichen Wert hat. Denn selbst rein alpine Aufsätze, die gute Ortsbeschreibungen und Schilderungen von Bergen und Tälern und den Verhältnissen in denselben enthalten, haben wissenschaftlichen Wert. Welch ungeheures topographisches Material ist nicht allein in den Aufsätzen der Zeitschrift — wir erinnern an die früher so beliebten Monographien einzelner Gebirgsgruppen — und in den „Mitteilungen" enthalten. Und was in den Alpenvereinskarten topographisch geleistet wurde, ist gar nicht hoch genug zu schätzen. Darüber hinaus hat aber der Alpenverein seit jeher die wissenschaftliche Erforschung der Alpen und ihrer Erscheinungen gefördert. Wir möchten die gewiß reiche finanzielle Unterstützung der Forschungen auf den verschiedensten Wissensgebieten, die der Alpenverein geleistet hat, nicht höher einschätzen als die überaus fruchtbaren Anregungen zu wissenschaftlichen Beobachtungen in den Alpen, die vom Verein selbst, insbesondere durch seinen Wissenschaftlichen Unterausschuß, ausgegangen sind. Standen doch häufig Männer, nicht nur im Wissenschaftlichen Unterausschuß, sondern auch in der engeren Vereinsleitung, die zu den ersten Größen auf dem Gebiete der Alpenforschung gehören, deren Anregungen, Rat und Tat für die Vereinsleitung richtunggebend war. Es wird auch kaum je ein Mitglied gegeben haben, das mit der wissenschaftlichen Betätigung des Vereins nicht einverstanden gewesen wäre und so war es denn leicht möglich in der neuen Satzung vom Jahre 1927 unter die Mittel zur Förderung der Vereinszwecke auch die Pflege der Wissenschaft förmlich aufzunehmen und den Vereinszweck der Erweiterung und Verbreitung der Kenntnis der Alpen sogar auf die gesamten Hochgebirge der Erde überhaupt auszudehnen.

Die Gletscherforschung, die dem Alpenverein so unendlich viel verdankt, konnte auch während des Krieges und, dank den wirklich bescheidenen Ansprüchen der Gletscherforscher, die sie für ihre regelmäßigen Beobachtungen von Ostalpengletschern stellten, auch in den Zeiten der großen Inflation weitergeführt werden. Durch Veranstaltung von sogenannten Gletscherkursen, unter Leitung des Herrn Geheimrats Dr. S. Finsterwalder wurden junge Kräfte für den Gletscherdienst herangezogen, so daß an solchen Kräften zur Zeit kein Mangel ist. Die bescheidenen Mittel der Inflationsjahre gestatteten im Verein mit der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft, die Unterstützung der Herausgabe eines großen geologischen Werkes über die Pamirexpedition, gestatteten ferner die Aufnahme und die Herausgabe größerer Gletscherkarten, insbesondere der Gletscher des Kaunertales und Zillertales. Im Jahre 1922 wurde der Wissenschaftliche Unterausschuß neu konstituiert und bekam eine neue Geschäftsordnung. Über die Anlage des sogenannten Gletscherarchivs, das alle die Gletscherbeobachtungen des Alpenvereins seit vielen Jahren enthält, wurden neue Bestimmungen getroffen. Daneben liefen die üblichen Unterstützungen für geologische Aufnahmen und Veröffentlichungen, für Seenforschung, für Arbeiten aus den verschiedensten Wissensgebieten, in neuester Zeit auch für Lawinenforschung. Welche Arbeit der Wissenschaftliche Unterausschuß in der Begutachtung der Aufnahme- und Reproduktionsmethoden der Alpenvereinskarten, die vielfach erst brauchbare Grundlagen für

wissenschaftliche Einzelforschungen bieten, von wissenschaftlichen Aufsätzen der Zeitschrift, bezüglich der Gestaltung der Auslandsbergfahrten und vieles andere geleistet hat, vermag nur der zu ermessen, der den Sitzungen dieses Ausschusses beizuwohnen, Gelegenheit hatte. Beiläufig sei erwähnt, daß ein Aufsatz in der Kgl. Italienischen Geographischen Zeitschrift dem großen Club Alpino Italiano sehr ernstlich, unter Aufzählung nur der wissenschaftlichen Zeitschriftaufsätze des Alpenvereins, vorhält, was der Alpenverein in den Jahren nach dem Krieg auf wissenschaftlichem Gebiete geleistet hat, eine Anerkennung, die wir uns gerade von dieser Seite am wenigsten erwartet hätten.

Sammlungen

Die Alpenvereinsbücherei in München zählte am Beginn unseres Zeitabschnittes 58740 Inventarnummern, heute 73030. Sie ist die größte alpine Fachbibliothek, ein Schatz von außerordentlich großem Werte, enthält sie doch nicht nur fast lückenlos die gesamte deutsche alpine Literatur, sondern auch sehr viele fremdsprachige Werke alpinen und wissenschaftlichen Inhaltes, seltene Karten und Bilder, wertvolle Handschriften u. a. m. Sie wird nicht nur von den Münchner Alpinisten, denen sie natürlich im besonderen Maße zugute kommt, sondern auch von auswärts her viel benützt. Immer wieder fanden sich Spender, darunter der Schöpfer der Bücherei W. Rickmer-Rickmers, und hervorragende Alpinisten haben ihre Büchereien testamentarisch dem Alpenverein vermacht (Dr. Oskar Schuster, E. T. Compton, Dr. Karl Schulz u. a.). Um die Bücherei in Mitgliederkreisen mehr bekanntzumachen, veranstaltete ihr Leiter, Dr. Alois Dreyer, verschiedene Ausstellungen sowohl in München selbst, wie auch Wanderausstellungen in größeren deutschen Städten, die sich stets eines regen Besuches erfreuten. In der Inflationszeit mußte mit den Ausgaben für Neuanschaffungen gespart und konnten im wesentlichen nur die Betriebskosten gedeckt werden. Andrerseits war es notwendig, die während des Krieges ausgebliebenen ausländischen alpinen Werke zu sammeln und auch sonst Neuanschaffungen von Werken zu machen. Um für diesen Zweck Mittel zu schaffen wurde der „Verein der Freunde der Alpenvereinsbücherei" gegründet, der seither durch reichliche finanzielle Zuwendungen viel zur weiteren Entwicklung der Bücherei beitragen konnte. Schon lange dringend geworden war die Herausgabe eines neuen Bücherverzeichnisses. Im Jahre 1923 noch konnte mit dem Katalogmanuskript begonnen werden, die Fertigstellung und der Druck dieses neuen Verzeichnisses erfolgte 1927. Vorher hatte der Büchereileiter, um dem dringendsten Bedürfnis abzuhelfen, eine kleine Broschüre „Ratgeber für die neuere alpine Literatur" herausgegeben. Das nach dem System eines alphabetischen Schlagwortkataloges bearbeitete Bücherverzeichnis ist zu einem für Freunde alpiner Literatur unentbehrlichen Werkzeug geworden und insbesondere für die Benutzer der Bücherei, die außerhalb Münchens wohnen, notwendig. Im Jahre 1927 konnte das 25jährige Bestehen der Alpenvereinsbücherei durch eine glänzende Ausstellung mit dem Titel „Der Werdegang des Alpinismus" gefeiert werden, bei welchem Anlasse auch die Bayerische Regierung dem Alpenverein und dem Büchereileiter hohe Anerkennung zollte. Seither wurde ein Verzeichnis der Karten und Rundsichten der Bücherei angelegt und durch den Verein der Freunde herausgegeben.

Die Laternbilderstellen des Alpenvereins (Hauptstelle in München, Zweigstelle in Wien) wurden während des Krieges, da das Vortragswesen in den Sektionen fast völlig ruhte, nur wenig benutzt. In den ersten Nachkriegsjahren, als wieder ein reges Sektionsleben einsetzte, stieg der Ausleihverkehr rasch an. Schon im Jahre 1919 wurden gegen 9000 Lichtbilder ausgeliehen, welche Zahl 1928/29 auf 14000 sich erhöhte. Die Hauptstelle ist im Jahre 1919 von der Firma Bayer & Co. weg in die Alpenvereinsbücherei verlegt und unter Leitung des Büchereidirektors ge-

stellt worden. Als ausgezeichnete Alpenkenner und photosachverständige nebenamtliche Mitarbeiter wurden die Herrn A. Ziegler und G. Marliani gewonnen, die in den nächsten Jahren die Münchner Sammlung einer gründlichen Neuordnung unterzogen. Das Format der Bilder wurde einheitlich auf 9×12 *cm* gebracht, minderwertige Bilder wurden ausgeschieden, neue — darunter die schöne Sammlung der Deutschen Alpenzeitung — erworben, ein Bilderverzeichnis herausgegeben. Es wurde auch eine große Anzahl von Doppelstücken hergestellt und an die Wiener Sammlung abgegeben. Heute besitzt der Verein gegen 14000 Lichtbilder und von jedem Diapositiv, Negativ und Positiv. Von den Bildern der Ostalpengruppen wurden in den beiden letzten Jahren Bilderbücher hergestellt, die sich für eine rasche Auswahl von Bildern durch die Entlehner und auch sonst sehr bewähren. Im Jahre 1927 wurde eine neuerliche Sichtung des Bildermaterials vorgenommen, die Bilder durch besondere „Gruppenkenner" in ihrer Beschriftung überprüft und sodann ein neues Verzeichnis, gegliedert nach örtlichen und sachlichen Titeln, herausgegeben. So groß auch die Zahl der Bilder, insbesondere der ostalpinen ist, so enthält die Sammlung immer noch Lücken, die auszufüllen Pflicht der Photographen der Mitgliederschaft wäre. Namentlich die Sektionen sollten dafür sorgen, daß die wichtigsten Berge ihrer Arbeitsgebiete in der Sammlung vorhanden sind, aber nur gute Bilder geliefert werden.

Über die Entwicklung des Alpinen Museums in den letzten 10 Jahren gibt ein eigener Aufsatz in dieser Zeitschrift eingehende Aufschlüsse.

IV. Turistik

Sommer- und Winterturistik. Erschließungsbergfahrten u. a.

Im Mitgliederstand und in der Tätigkeit des Alpenvereins, der doch die größte Anzahl der deutschen Bergsteiger umfaßt, spiegelt sicherlich ein gut Stück deutschen Bergsteigertums sich wieder.

Was uns in den ersten Nachkriegsjahren am meisten in die Augen fällt, ist der Massenbetrieb in den Bergen. Der Massenbetrieb ist statistisch nachgewiesen z. B. in der Zahl der Schutzhüttenbesucher (vgl. „Anlagen"). Die Schwierigkeiten im Grenzverkehr und wiederum die Geldentwertung, auch Abneigung gegen die in den nie erkämpften Bergen sich breit machenden „Sieger" waren es, die viele deutsche Bergsteiger bewogen, die verlorenen Berge Südtirols und Südslawiens zu meiden und so drängte sich der Verkehr in den uns verbliebenen Ostalpengebieten noch mehr zusammen. Wer nicht egoistisch dachte, mußte sich über den Zuwachs der Alpenfreunde freuen. Gewiß waren unter diesen Massen auch Leute, auf welche die Berge keinen tieferen Eindruck machten, und solche, die ihre Ungezogenheiten oder gar Roheiten selbst in den hehren Gefilden des ewigen Eises nicht ablegen konnten. Sie haben aber den Bergen bald den Rücken gewandt; die große Masse ist geblieben und freut sich noch der Berge. Wer sind sie? Sind sie Bergsteiger? Was treiben sie in den Bergen? Der feste Stamm der Alpenvereinsmitglieder und damit der deutschen Bergsteiger besteht aus deutschen Mittelständlern: Professoren, Lehrern, Beamten, Kaufleuten und Vertretern freier Berufe. In ihnen wohnt ein Teil des vielgelästerten und vielgepriesenen deutschen Idealismus, die Fähigkeit, für Höheres als nur für Politik, Geldsack, Magen und Vergnügen sich zu begeistern. Jahr für Jahr suchen sie, wenn es ihnen die Mittel erlauben, die Berge auf und bewegen sich zwischen und auf den Bergen, jeder nach seinem Geschmack und Können. Sie kehren heim, den Wunsch und Vorsatz im Herzen, nächstes Jahr wieder den Urlaub in den Bergen zu verbringen, sei es im Schauen und Wandern durch Täler und über Jöcher oder in Überwindung von Schwierigkeiten und Gefahren im Kampf mit Fels und Eis. Sie alle sind „Berg-

steiger" (im Sinne der Begriffsbestimmung der Bergsteigergruppe des D. und Ö. Alpenvereins, vgl. Seite 310). In anderen deutschen alpinen Vereinen ist es wohl ebenso. Die meisten bleiben treue Alpenfreunde bis an ihr Lebensende und so mancher deutsche Greis, wenn er auch nie eine Erstersteigung, nie eine schwierige Tur unternommen hat, schätzt sein Erleben in den Bergen als das Höchste und Schönste, das in seiner Erinnerung, in seinem Herzen haftet.

Die Zeit der Neuturen in den Ostalpen scheint vorüber zu sein. In der Nachkriegszeit wurden nur wenige unbedeutende Gipfel erstmalig erstiegen, neue Anstiege allerdings noch sehr viele ausgeführt. Allmählich scheint auch dies unsere Jüngeren nicht mehr zu begeistern. Wenngleich in den Bergen noch Tausend neuer Routen zu begehen wären (man braucht nur den „Hochtourist" in die Hand zu nehmen und den Berg anzuschauen, um zu sehen, was noch nicht „gemacht" ist), diese Mittelware „zieht" nicht und große Wand- und Gratprobleme sind nur mehr schwierig aufzustöbern. Ja, die heutige Jugend! Ist sie wirklich so bergbegeistert, wie wir es waren? Oder hat sie das Bergsteigen, wenn es nicht rein sportlich betrieben werden soll, schon nach einigen Erlebnissen satt? Begeistert sie noch die Beschäftigung mit dem eigenen Ich und der Kampf mit den Schrecken des Hochgebirges, wenn dabei nichts „herauszuholen" ist, keine Nennung im Sportblatt, keine Wertung der Leistung nach „Punkten"? Oder geht sie noch aus Naturbegeisterung in die Berge? Ich kenne junge, Bergsteigervereinen angehörende Leute, die lockt ab und zu noch eine sehr schwierige Tur, aber nur eine solche, sie betreiben fleißig den Schisport, aber Benzinsport und Wassersport reizen sie nicht minder. Man möchte fast fürchten: Wasser und Benzin — machen den Alpinismus hin. Zwar haben wir Jugendgruppen, Jungmannschaften in den alpinen Vereinen, haben wir Kletterkurse, Bergsteigerschulen und -lehrbücher. Doch dünkt uns, diese Dinge wären eher Anzeichen, daß die Jugend nicht mehr von selbst zum Alpinismus sich drängt, sondern erst herangeholt werden muß, was früher nicht nötig war. Die mächtige deutsche Jugendwanderbewegung, auch zum Teil (sogar mit Nebenabsichten!) nur gezüchtet, ist gewiß sehr begrüßenswert und die alpinen Vereine haben sich ihr, vielleicht schon zu spät, angeschlossen. Wollen wir hoffen, daß daraus auch für das echte Bergsteigertum etwas abfällt. Sicher ist, daß bei unserer Jugend die Bergsteigerei gegenüber dem reinen „Sport" etwas ins Hintertreffen geraten ist.

Aber der alpine Schilauf, höre ich einwenden, die Winterturistik? Sie hat sich doch der Jugend bemächtigt, hat nach dem Kriege eine ungeahnte Entwicklung genommen! Richtig, nur fragen wir uns: Gehen die Tausende und aber Tausende junger Leute „nur um der Berge willen" im Winter in die Berge? Ist es Winterbergsteigerei oder Schisport? Es gibt sicher viele, die den Schi nur als Mittel zum Zwecke, zum Winterbergsteigen, gebrauchen und die nur der Berge willen in das winterliche Hochgebirge hinaufziehen. Die große Mehrzahl aber betrachtet nicht den Schi, sondern den Berg als Mittel zum Zwecke, nämlich eine schöne Abfahrt zu ermöglichen. Hand aufs Herz! Ist es so oder nicht? Sie nehmen die Mühe des Aufstiegs, nehmen Entbehrungen auf sich, um zu einem rein sportlichen Genuß zu kommen. Freilich ist ein Sonnentag in den winterlichen Bergen auch etwas Schönes, diesen Genuß nimmt man gerne mit, ja man kann sich sogar im Winter die schönste Patina holen, ebenfalls eine erwünschte Beigabe dieses Sports.

Es liegt mir gänzlich ferne, den Sport als solchen zu verdammen. Wir aber haben es mit der Bergsteigerei zu tun und darauf zu sehen: wo fängt sie an, wo hört sie auf? Wir dürfen die Massenbewegung im alpinen Schilauf nicht für eine Massenbewegung im Winterbergsteigen halten. Sicher aber ist, daß das letzte Jahrzehnt auch die Zahl der echten Winterbergsteiger vermehrt hat und wer Winterbergsteiger ist, wird auch Sommerbergsteiger sein oder werden, und darin liegt die große Bedeutung auch des Schisports für den Alpinismus: der Schisport bewegt sich in den

Bergen, bringt die Massen in engere Berührung mit den Bergen; viele lernen sie kennen, dann achten und lieben und sie auch um ihrer selbst willen besuchen, damit werden sie Bergsteiger. Der Wintersport führte dem Bergsteigertum viele, viele Freunde zu. Der D. und Ö. Alpenverein ist heute auch der Träger des alpinen Massenschilaufs.

Förderung des Sommer- und Winterbergsteigens

In der alten Satzung war der Zweck des D. und Ö. Alpenvereins dahin umschrieben, daß „die Bereisung der Alpen Deutschlands und Österreichs zu erleichtern" sei, die Satzungsänderung vom Jahre 1924 setzte statt der Worte „Deutschlands und Österreichs" die Worte „der Ostalpen". Eigens zu betonen, daß das „Bergsteigen" zu fördern sei, hielt man bis dahin offenbar nicht für nötig, denn diese Aufgabe galt als selbstverständlich und die Tätigkeit des Vereins war zweifellos die ganzen Jahrzehnte hindurch auf diesen Zweck eingestellt. Oder glaubt denn wirklich jemand, daß der Alpenverein seine Hütten und Wege baute, seine vorzüglichen Spezialkarten, seine ganze Literatur herausgab, das Führerwesen einrichtete usw., nur um den Fremdenverkehr in den Alpenländern zu heben — oder um seinen Mitgliedern und anderen Bergsteigern nicht nur die „Bereisung" der Alpen, sondern auch das Besteigen der Berggipfel zu erleichtern? Die neue Satzung von 1927 engt den bisherigen Vereinszweck nicht ein, sondern erweitert ihn, wenn sie allgemein sagt „das Bergsteigen zu fördern" und daneben noch das „Wandern in den Ostalpen zu erleichtern". Letzteres deckt sich ungefähr mit der alten Satzungsbestimmung, die Erweiterung dagegen will das Bergsteigen an sich, gleichgültig, ob es sich in den Ost- oder Westalpen oder in anderen Gebirgen vollzieht, also ganz allgemein fördern, natürlich auch im Arbeitsgebiet des Vereins, in den Ostalpen, als dem uns am nächsten liegenden Hochgebirge. Es handelt sich darum, das bergsteigerische Niveau der Mitgliedschaft zu heben, Bergsteiger heranzuziehen und auszubilden, Hemmungen finanzieller und anderer Art zu überwinden und in den Kreisen der Mitglieder bergsteigerischen Geist zu erwecken und zu pflegen. Diese Art der Förderung des Bergsteigers ist unabhängig von jeder räumlichen Einschränkung. Wir müssen also im folgenden unterscheiden die Tätigkeit des Vereins auf dem Gebiete der Förderung des Bergsteigens im allgemeinen und des Bergsteigens (und Wanderns) in den Ostalpen.

Dem ersteren Zwecke dient vornehmlich das Schrifttum des Vereins. Die Vereinsschriften brachten und bringen fortlaufend Berichte über Bergbesteigungen im In- und Ausland und tragen dadurch sehr wesentlich zur Förderung des Bergsteigens bei: sie bringen weiten Kreisen Kunde von den Gipfeln der Alpen und der außeralpinen Hochgebirge, erwecken Reiselust und Tatendrang und eifern zum Bergsteigen an. Ein großer Raum der „Mitteilungen" war der Besprechung alpiner Ausrüstung, der Technik des Bergsteigens, der Bergsteigerhygiene, psychologischer Fragen und anderer Dinge allgemeiner Natur gewidmet. Sammlungen des Vereins (Museum, Bücherei, Laternbilder) beschränken sich nicht auf räumliche oder gar nur ostalpine Dinge, sondern berücksichtigen in gleicher Weise das Bergsteigen an sich und sind hiefür wichtige Behelfe der Anschauung und Belehrung. In welcher Weise das Schrifttum und die Sammlungen des Vereins in den letzten zehn Jahren diesen Aufgaben nachkamen, ist an anderer Stelle dieses Berichts näher auseinandergesetzt.

Die praktische Ausbildung von Bergsteigern unter den Mitgliedern muß naturgemäß mehr in den Händen der Sektionen liegen, der Gesamtverein kann sie aber unterstützen. Auf diesem Gebiete ist in den letzten zehn Jahren sehr Bemerkenswertes geleistet worden: Die Gründung von Schiabteilungen und Hand in Hand damit Ausbildung der Mitglieder im alpinen Schilauf in eigenen Kursen unter Beistellung von Unterkünften in geeignetem Übungsgelände, dann Veranstaltung von Kursen für Eis-

und Felstechnik, Übungsbergfahrten, Vortragsabende mit besonderem Ausbildungszweck. Die Sektionsberichte lassen erkennen, daß diese Tätigkeit in den Sektionen von Jahr zu Jahr Boden gewinnt und intensiver gestaltet wird. Die Folge ist auch die Gründung von hochturistischen Abteilungen in den Sektionen, die wieder neue Anregung schaffen. Es besserten sich alpiner Geist, Bergsteigerart und -sitte, die in den ersten Jahren nach dem Krieg arg darniederlagen, und die Sektionen strengen sich an, bergsteigerischen Nachwuchs in ihren Jugendgruppen und in den Jungmannschaften, eine Neueinrichtung, welche die über die Jahre und Ziele der Jugendgruppenmitglieder hinausgewachsenen jugendlichen Bergsteiger zusammenfassen soll und denen der Hauptverein Begünstigungen in allen Hütten bietet, zu erziehen. Auch in diesen Belangen hat die Vereinsleitung angeregt, organisiert und mit reichen Mitteln unterstützend eingegriffen.

Vielseitig war die Tätigkeit des Gesamtvereins hinsichtlich der Förderung des Sommer- und Winterbergsteigens in den Ostalpen. Der V.-A. Wien kaufte nach Kriegsschluß aus Heeresbeständen Tausende von Schiern, Rucksäcken, Steigeisen, Lawinenschnüren usw., die billigst an zahlreiche Sektionen zum Weiterverkauf an ihre Mitglieder — viele hatten ihre Ausrüstung dem Heere geopfert — abgegeben werden konnten. Die Paßschranken der Kriegszeit waren in den ersten Nachkriegsjahren kaum minder lästig, dazu kamen noch Verkehrsbehinderungen innerhalb der Grenzpfähle der Reiche, die den Bergsteigerverkehr erschwerten. Hier versuchte der V.-A. z. T. mit Erfolg Begünstigungen (Gebührenermäßigungen u. a.) für die Mitglieder des Vereins zu erwirken. Die italienische Grenze allerdings blieb bis auf 3—4 Paßstellen bis heute verschlossen und Bergwanderer, die sie leichtsinnig überschritten hatten, waren argen Belästigungen ausgesetzt. Einige Bergwanderer sind an der Grenze spurlos verschwunden. Die sprunghafte Steigerung der Übernachtungspreise in den Talorten, in denen der Rucksackturist mit scheelen Augen angesehen wurde, veranlaßten den V.-A. München den Versuch der Errichtung von Talherbergen zu unternehmen, die auf das allereinfachste ausgestattet werden sollten. Wir besitzen heute 23 solcher Herbergen, eine Vermehrung derselben scheitert an den Kosten, die, da die Sektionen für diese Art der Betätigung wenig Interesse zeigen, fast ausschließlich der Gesamtverein zu tragen hätte. Gerade dort, wo die Herbergen am nötigsten wären, in den großen Turisten- und Fremdenverkehrszentren, scheiterte ihre Errichtung, z. T. am Mangel geeigneter Räumlichkeiten (Wohnungsnot!), z. T. auch am Widerstand der Wirte. — Als dem bayerischen Staate die Ausgabe der täglichen Wettervorhersage zu kostspielig geworden war, griff der V.-A. auch hier ein und unterstützte diese für den Bergwanderer wichtige Sache. Seither hat der Rundfunk die Berichte übernommen und ist man auf die telegraphischen Berichte nicht mehr angewiesen. Aus diesem Grunde hat man auch die Aufstellung von Rundfunkempfängern in den Hütten begrüßt — Lautsprecher aber sind nach den Tölzer Richtlinien verpönt. Denn die Ruhe in den Bergen, sei es draußen, sei es in der Hütte, soll möglichst wenig gestört werden, weder durch mechanisches Geräusch noch durch das Publikum selbst. Es waren nach dem Kriege arge Unsitten im Benehmen der Bergwanderer, insbesondere im Bereiche der Ausflugsgebiete größerer Städte, eingerissen, die dringend Abhilfe erheischten. Die in München, hauptsächlich auf Veranlassung und unter tatkräftigster Mitwirkung der dortigen Alpenvereinssektionen im Jahre 1919 gegründete „Bergwacht" hat es unter der kräftigen und zielbewußten Leitung ihres Vorsitzenden F. Berger zuwegegebracht, im Kampfe gegen Unsitten in den Bergen Außerordentliches zu leisten. Sie erweiterte ihre Tätigkeit auf verschiedenen gemeinnützigen Gebieten: schuf eine alpine Auskunftsstelle im Münchner Hauptbahnhof, die stark in Anspruch genommen wird, richtete einen alpinen Sanitätsdienst ein, später übertrug ihr der H.-A. die Landesstelle Bayern für Alpines Rettungswesen des

D. und Ö. Alpenvereins; sie führte den Kampf für die Erhaltung der Alpenflora, bemühte sich mit Erfolg in Verkehrsangelegenheiten und v. a. m. Der Hauptausschuß hat denn auch diese Tätigkeit alljährlich durch reichliche Geldzuweisungen unterstützt und hat der V.-V. auch die Ausgabe der österreichischen Touristenfahrkarten für Bayern übertragen. Um die Einführung dieser Touristenfahrkarten, die eine wesentliche Fahrpreisermäßigung auf bestimmten Strecken der österreichischen Bundesbahnen bedeuten, haben sich unsere Wiener Sektionen im Verein mit den anderen Wiener alpinen Vereinigungen ein nicht hoch genug zu schätzendes Verdienst erworben.

Der Förderung des Bergsteigens diente auch die Tätigkeit der Vereinsleitung auf dem Gebiete der Beschaffung alpiner Behelfe zu möglichst billigen Preisen und von bester Qualität, von Karten und von Spezialführern, worüber an anderer Stelle berichtet wird.

Aber auch Bergsteiger selbst wurden unterstützt durch Gewährung von sogenannten „Reisestipendien", d. h. Geldzuschüsse zu den Kosten, insbesondere der Bahnfahrten usw. Die H.-V. 1920 hatte zum erstenmal auf Antrag des Wiener V.-A. einen größeren Betrag für die Gewährung solcher Reisezuschüsse in den Voranschlag des Jahres 1921 eingestellt, seither ist dieser Titel im Voranschlag geblieben. Aus diesen Mitteln wurden nicht nur Anfängern im Bergsteigen, sondern auch erprobten, jüngeren Hochturisten für hervorragende Bergfahrten in den Alpen Zuschüsse gewährt, heuer zum ersten Male auch für eine Kaukasusfahrt. Wenn der Alpenverein einerseits für einen tüchtigen bergsteigerischen Nachwuchs sorgen will, andrerseits zum Ruhme der deutschen Bergsteigerei dadurch beitragen will, daß er den tüchtigsten, leider aber meist wenig bemittelten deutschen Hochturisten die Ausführung ansehnlicher Hochturen ermöglicht, wird er in der Zukunft tiefer in den Säckel greifen müssen. Insbesondere die Einführung in das Bergsteigen muß er sich zum Ziele setzen. Der V.-A. Innsbruck hat in Erkenntnis dieser Notwendigkeit heuer einen sehr wohl gelungenen Versuch in dieser Richtung unternommen. Er hat für die große Zahl, hauptsächlich reichsdeutscher Hörer der Universität Innsbruck, Einführungsbergfahrten eingerichtet, die unter Leitung von Univ.-Prof. Dr. Schatz von den drei akademisch-alpinen Vereinen der Hochschule durchgeführt wurden und nur einen geringen Zuschuß des Gesamtvereins erforderten. Es haben sich an den Bergfahrten 1300 Studenten beteiligt.

Förderung des Winterbergsteigens

Lange Zeit glaubte man, die Leitung des Alpenvereins sei gegen das Winterbergsteigen eingestellt. Das war wohl nie der Fall, wenigstens solange der Verfasser dieser Zeilen im Alpenverein tätig ist (seit 1907), ist ihm von einer solchen Einstellung nichts bekannt. Weder der Zentralausschuß München unter v. Pfister (1907—1911), noch der V.-A. Wien unter Dr. Grienberger (1912—1920), geschweige der Münchner V.-A. unter R. Rehlen (1921—1928) waren es. Alle diese Ausschüsse haben sich bemüht, die berechtigten Forderungen der Winterbergsteiger gegenüber dem ablehnenden Standpunkte einiger weniger Sektionen durchzufechten und haben dies auch mit wachsendem Erfolge getan. Sie haben über die ihnen von der H.-V. erteilten Aufträge hinaus noch Erkleckliches für die Winterturistik geleistet. Wir möchten dabei aber auch der verständnisvollen Mitwirkung der meisten Sektionen, sogar der des fernen Flachlandes dankbar gedenken. Einiges war schon vor dem Kriege geschehen (vgl. Zeitschrift 1919). In der H.-V. 1919 erklärte die Vereinsleitung, daß sie auf dem Standpunkte „der Gleichwertigkeit und Gleichberechtigung der Winterturistik gegenüber der Sommerturistik" stehe und daraus die Verpflichtung für den Gesamtverein anerkenne, „für Zwecke des Winterbergsteigens ebenso wie für die anderen Zweige des Alpinismus beizutragen, also nicht nur materielle, sondern auch moralische Mittel zur Verfügung zu stellen". Anträgen der Sektionen Oberland und Innsbruck auf Einsetzung

eines ständigen Beirates für Winterturistik wurde zwar nicht in dieser Form, aber durch den Beschluß entsprochen, in Fragen der Winterturistik sich bei den Schiverbänden und bei erfahrenen Winterbergsteigern nach Bedarf Rat zu erholen. Ein Antrag der S. Goisern, danach in allen Schutzhütten Schireparaturzeug hinterlegt werden soll, wurde in der gleichen H.-V. angenommen. In der H.-V. 1920 konnte der V.-A. berichten, daß die Herausgabe von Schiroutenkarten bereits in die Wege geleitet sei. Die kostenlose Abgabe von sogenannten „Almhüttentafeln" an Sektionen wurde beschlossen. Diese den Namen der Alm tragenden Tafeln sollten das Zurechtfinden der Schifahrer in almenreichem Schigelände erleichtern. Man hat aber seither von dieser Einrichtung nicht viel Gebrauch gemacht. Angenommen wurde ferner ein Antrag auf Unterstützung von Bauten alpiner Schihütten.

Man dachte dabei an kleine unbewirtschaftete Hütten der Sektionen in gutem Schigelände, die weniger der Ausführung von Winterturen als dem Übungslauf dienen sollten. Die Dinge haben sich aber anders entwickelt. Zwar haben im Laufe der Jahre einzelne Sektionen Schihütten gebaut, viele haben den Winter über Almhütten gepachtet und für Schifahrer eingerichtet, was billiger kam. Die Sache hat aber den Nachteil, daß alle diese Schihütten jeweils nur den Mitgliedern der Sektionen, welche diese Hütten besitzen, zugänglich, also Privathütten der Sektionen sind und damit der Allgemeinheit der Mitglieder nicht gedient ist. Man kann es aber anderseits den Sektionen nachfühlen, daß sie keine Lust haben, unbewirtschaftete Hütten in vielbesuchten Gebieten der Allgemeinheit zu überlassen. Dem eigentlichen Winterbergsteiger würden diese Hütten, auch wenn sie allgemein zugänglich wären, wenig nützen. Da mußten andere Mittel und Wege gefunden werden und sie haben sich auch gefunden. Öffnung und Bewirtschaftung bestehender Hochgebirgshütten, von denen aus Schibergfahrten unternommen werden können und Einrichtung ordentlicher Winterräume, mit Beistellung von Brennholz in den übrigen Hütten. Auf diesem Wege ist außerordentlich viel geschehen. Im Jahre 1914 waren von den Alpenvereinshütten 15 auch im Winter ganz oder teilweise bewirtschaftet, heute sind es 94 und manche Hütte, die früher einen kaum gestörten Winterschlaf halten konnte, hat jetzt im Winter mehr Besucher als im Sommer. Hüttenerweiterungen nur wegen des starken Winterverkehrs wurden nötig. Neue Hüttenbauten und Erweiterungen wurden, wenn sie vornehmlich oder doch wesentlich das Winterbergsteigen erleichtern sollten, durch Beihilfen des Gesamtvereins besonders ausgiebig unterstützt. Bei Beratung in der Auswahl von Hüttenplätzen hat der V.-A. vorwiegend solche vorgeschlagen, an denen Hütten auch dem Winterbergsteiger zugute kommen.

Die Ausbildung von Bergführern zu Winterbergführern wurde aufgenommen (s. Führerwesen).

In den „Tölzer Richtlinien" (H.-V. 1924) wurden die Sektionen verpflichtet in allen ihren Hütten Winterräume einzurichten, die mit dem Alpenvereinsschlüssel zugänglich sind und Übernachtungs- und Kochgelegenheit besitzen, welcher Beschluß von der H.-V. 1925 in der „Hütten- und Wegebau-Ordnung" noch fester verankert wurde. Trotz allem Eifer, den der V.-A. München in der Förderung der Winterturistik entwickelte, fand es die H.-V. 1926 für notwendig, wieder einmal festzustellen, daß die Angelegenheiten der Winter- und Sommerturistik als gleichwertig zu erachten seien und verhielt den H.-A. zur Einsetzung eines „Unterausschusses für Winterturistik". Dieser Ausschuß, dem hervorragende Münchner Winterbergsteiger angehörten, fand nicht nur keinen Anlaß, an der Tätigkeit des V.-A. auf diesem Gebiete etwas auszusetzen, sondern konnte verschiedene Forderungen von „Nur-Wintersportlern" ein berechtigtes „Nein" entgegensetzen (z. B. Einzeichnung von Hochgebirgsschirouten in Schikarten, Wintermarkierungen im Hochgebirge). Die hüttenbesitzenden Sektionen wurden alljährlich in den Vereinsnachrichten an ihre „Winterpflichten" erinnert. Die

H.-V. 1927 beschloß (auf Antrag der S. München) den Sektionen Beihilfen für Winterbewachung (Aufsicht) im Winter unbewirtschafteter Schutzhütten zu gewähren. Unter die Mittel zur Erreichung der Vereinszwecke hat diese H.-V. die „Pflege des alpinen Schilaufs" in die Satzung aufgenommen.

Neben den Beschlüssen der Hauptversammlungen, deren Durchführung der V.-A. übernommen bzw. überwacht hat, laufen noch zahlreiche Unternehmungen der Vereinsleitung einher, die ausschließlich ihrer Einstellung zum Winterbergsteigen entsprungen sind. Wir erwähnen u. a.: die intensive Berücksichtigung der Winterturistik in den seither erschienenen Jahrgängen der Zeitschrift und der Mitteilungen; die Herausgabe von Schiroutenkarten der Lechtaler und Ferwallgruppe und der gesamten Kitzbüheler Alpen; die Förderung der wissenschaftlichen Lawinenforschung; die Veranstaltung von Schibergführerkursen; die Beteilung der Führer mit Lawinenschnüren, die Sicherung des Holzbezugsrechtes für die bayerischen Schialmen der Sektionen; die alljährlichen namhaften Ausgaben für Wintermarkierungen; Zuschüsse für Winterbrennholzbeschaffung; die gewaltigen Aufwendungen für die Ausstattung der Rettungsstellen mit Winter-Rettungsgeräten (Schischlitten, Lawinensonden, Schaufeln usw.); den Schutz der Mitglieder vor Überfüllung der Hütten durch Einschränkung von fremder Seite veranstalteter Hochgebirgsschikurse. Mit den deutschen Schivereinigungen verbinden uns freundlichste Beziehungen. Die nach dem Krieg wie Pilze aufgeschossenen Schiabteilungen innerhalb unserer Sektionen sind, wenigstens bei den Gebirgs- und gebirgsnahen Sektionen im Abflauen begriffen. Man braucht sie nicht mehr, denn fast die ganze Mitgliederschaft pflegt den Schilauf und wie der Gesamtverein, so haben auch die Sektionen die Pflege des Sommer- und Winterbergsteigens auf ihre Fahne geschrieben. Der Alpenverein ist heute zugleich auch der größte Schiläuferverein. Was will man noch mehr? Wir möchten aber dieses Kapitel nicht schließen, ohne noch einmal die im Jahresbericht 1923 ausgesprochene Mahnung zu wiederholen: „Wenn das Sommerbergsteigen mit reinem Sport, dessen Wesen der Wettbewerb ist, nichts zu tun hat, so dürfen auch die Begriffe Winterturistik und Wintersport nicht verwechselt werden, wie es wohl häufig geschieht. Der Alpenverein ist kein Sportverein."

Erschließungsbergfahrten

Der Wunsch, in alpenfernen Gebirgen, Gipfel zu ersteigen, insbesondere Neuturen zu machen, mag bei den jüngeren Bergsteigern vor dem Kriege kaum minder rege gewesen sein als heute. Krieg und Inflation ließen aber deutsche Auslandsbergfahrten nicht zu. Erst in den letzten paar Jahren konnte man wieder daran denken, solche Bergfahrten zu fördern. Sie bleiben noch Einzelerscheinungen im ganzen deutschen Bergsteigertum, in engeren Hochturistenkreisen aber werden alle Mittel in Bewegung gesetzt, solche Bergfahrten zu ermöglichen und jede hochturistische Vereinigung legt heute großen Wert darauf, geeignete „Mannschaften" in die fernen Hochgebirge, hauptsächlich Asiens und Amerikas zu entsenden. Der Mangel an Geld wird durch spartanische Lebensweise und Aufsichnahme größerer Mühen und Entbehrungen einigermaßen ausgeglichen. Um so höher sind die Leistungen dieser Bergsteiger einzuschätzen.

Auf Grund der H.-V.-Beschlüsse 1911 und 1912 wurde die Veranstaltung von Erschließungsbergfahrten in außereuropäischen Hochgebirgen in den Rahmen der Vereinszwecke aufgenommen und hiefür eine Rücklage geschaffen, mit deren Mitteln im Jahre 1913 die erste Pamir-(Alai-)Expedition des Alpenvereins veranstaltet wurde, die schöne bergsteigerische wie wissenschaftliche Erfolge aufzuweisen hatte (vgl. Zeitschrift 1914). Im Jahre 1925 setzte der H.-A. von sich aus 10 000 RM. für solche Zwecke in den Voranschlag ein und die H.-V. dieses Jahres billigte nicht nur diese

Maßnahme, sondern beschloß, daß nunmehr alljährlich ein größerer Betrag „zur Unterstützung von bergsteigerischen und wissenschaftlichen Unternehmungen in Hochgebirgen außerhalb der Ostalpen" in den Voranschlag einzusetzen und zu einer Rücklage anzusammeln sei, über deren Verwendung der H.-A. zu beschließen habe. Ursprünglich stand das wissenschaftliche Interesse im Vordergrunde, nunmehr das bergsteigerische.

Zu Beginn des Jahres 1927 setzte der Hauptausschuß einen „Unterausschuß für außereuropäische Unternehmungen" ein, der sich mit der Begutachtung der vorliegenden Anträge (Gesuche) auf Unterstützung solcher Bergfahrten zu befassen hat. Im Jahre 1928 entsendete dann der Alpenverein eine Expedition in die bolivianischen Anden und eine in den Alai (Pamir), letztere gemeinsam mit der Deutschen Notgemeinschaft für Wissenschaft. Beide Expeditionen zusammen kosteten den Verein rund 50 000 RM. Über die Erfolge dieser Unternehmungen enthält der vorliegende Band der Zeitschrift ausführliche Berichte der Teilnehmer, so daß es sich erübrigt, an dieser Stelle näher darauf einzugehen. Im Jahre 1929 wurde eine von Mitgliedern veranstaltete Himalajafahrt, die z. Z. noch nicht abgeschlossen ist, durch den Gesamtverein unterstützt.

Bergbahnen

In feierlichen „Entschließungen" der Hauptversammlungen, in Protestversammlungen, in Schrift und Wort, in Eingaben an die Regierungen hat der D. und Ö. Alpenverein den Bau von Bergbahnen im Hochgebirge bekämpft. Er hat diesen Kampf geführt nicht allein aus Gründen des Naturschutzes — jede noch so geschickt angelegte Bergbahn schlägt tiefe Wunden in das reine Fleisch der Natur — auch aus dem Grunde der Reinhaltung der Bergesgipfel von dem Publikum, das diese Aufzüge in Massen hinaufbringen und das zu den Gipfelfelsen paßt, wie die Faust auf das Auge. Der ruheliebende Bergsteiger meidet daher heute diese Gipfel (s. Zugspitze); sie sind ihm, der auf dem Gipfel die Erhabenheit und Ruhe der Natur sucht, verekelt. Aber nicht das allein ist es. *Die Bergbahnen schädigen auch die Bergsteigerei an sich.* Tausende und Abertausende, die früher, wenn auch nicht „Alpinisten", so doch Anfänger oder schon Gelegenheitsbergsteiger waren — viele davon wurden allmählich auch echte und rechte Alpinisten — und alljährlich ein, zwei Gipfel bestiegen, sind heute zu bequem, auch nur diese wenigen Turen zu unternehmen, und ziehen die *Bergfahrt* dem *Berggang* vor, indem sie sich sagen: Wozu sich plagen, wenn man so bequem in die Höhe gelangen kann? Insbesondere die Winterturisten recte -sportler bevorzugen die mühelose Hinaufbeförderung des Rucksackes, der Schi und des eigenen Leibes zum „Startplatz", denn so fällt jede Anstrengung weg, es bleibt rein nur das Vergnügen der Abfahrt, der „Sport" und der Genuß der Höhensonne, außerdem gewinnt man „Zeit".

V. Bergführerwesen

Nach dem Kriege durfte man mit einer starken Zunahme des führerlosen Bergsteigens rechnen, waren doch die jungen Leute, die zu Hunderttausenden an der Hochgebirgsfront gestanden und dort die Überwindung von Schwierigkeiten und alpinen Gefahren gelernt hatten, aber auch die übrige Jugend viel selbständiger geworden, waren Mut und Schneid, auch Körperkraft und -übung in der Jugend — auch in der weiblichen — vorhanden wie nie zuvor. Für leichtere gletscherlose Bergfahrten wird kaum mehr ein Führer benötigt, für schwierige Felsturen nur wenige, dagegen hat sich der Bedarf an Gletscherführern gesteigert. Unter der großen Masse der nach dem Kriege neu gewordenen Alpenfreunde sind doch noch recht viele, die bei Gletscherfahrten auf einen Führer nicht verzichten wollen und können, dazu kommt noch der alte Stamm an

Führerturisten. So hat sich denn, dem Bedarf entsprechend, die Zahl der Führer und Träger (die ja doch alle die Autorisation anstreben) zwar nicht vermehrt (in dem uns verbliebenen Ostalpengebiet waren im Jahre 1914: 982, im Jahre 1929: 947 Führer und Träger), sondern sogar etwas vermindert, doch ist die innere Verschiebung beachtenswert. So zählte man z. B. im Paznauntal vor dem Kriege 17, heute 40 Führer und Träger und in anderen Gletschergebieten ist es ähnlich. Dagegen sind die Führer aus den Vorbergen gänzlich verschwunden, in den Felsgebieten ist ihre Zahl fast durchwegs stark zurückgegangen, so stark, daß trotz Zunahme der Gletscherführer der heutige gesamte Führerstand niedriger ist als vor dem Kriege. Der Bedarf insbesondere an Gletscherführern machte es also auch in dem verflossenen Zeitabschnitt notwendig, neue Kräfte für den Führerberuf heranzuziehen und sie entsprechend auszubilden.

In den Inflationsjahren wurden die Bergführerkurse erspart. Es waren geeignete Leute vorhanden, die einen Militärbergführerkurs mitgemacht und reiche Bergerfahrung hatten. Einige davon wurden kurzerhand als Führer autorisiert. Vom Jahre 1924 ab veranstaltete der Gesamtverein wieder ordentliche Führerkurse in Innsbruck (Leitung Dr. Karl Forcher-Mayr) und in Salzburg (Leitung Dr. H. Hackel) und zwar im Jahre

1924	mit 60	Teilnehmern	1927	mit 74	Teilnehmern
1925	„ 64	„	1928	„ 53	„
1926	„ 38	„	1929	„ 53	„

Wie die früheren wurden auch diese Kurse ausschließlich vom Gesamtverein finanziert, die Teilnehmer erhielten freie Unterkunft und Verpflegung, sowie Ersatz der Fahrtkosten, Lehrmaterial und Verbandzeug. In den Kursen wurde das Hauptgewicht auf bergsteigerisch-praktische Ausbildung gelegt, der theoretische Stoff trat ganz in den Hintergrund. Mehrtägige schwierige Hochturen in Fels und Eis gaben nicht nur Gelegenheit, die Schüler einzuüben, sondern auch auf ihre Eignung zu erproben und diese Erprobung war auch für die Kursnote ausschlaggebend, denn in der mündlichen Prüfung, die trotzdem beibehalten wurde, hat so mancher gewandte, hoffnungsreiche Kandidat weniger gut entsprochen. Rede und Antwort zu stehen, preßte manchem Schüler mehr Schweißperlen hervor als die schwierigste Kletterstelle. Handelt es sich bei der Führerschaft doch zumeist um Leute aus dem bäuerlichen Beruf, die in ihrem Leben nie eine Prüfung abgelegt haben. Aber nicht durchwegs: es drängten sich auch sogenannte Intelligenzler zum Führerberuf: abgebaute Offiziere und Beamte, stellenlose Doktoren, Werkstudenten u. a. — eine Nachkriegserscheinung, die nicht wundernehmen darf. Man hat in der Aufnahme solcher Leute als Führer so viel als möglich gebremst, denn einerseits war kein Verlaß, daß sie nicht, sobald sich eine bessere Erwerbsmöglichkeit als der Führerberuf fände, diesen sofort wieder an den Nagel hängen würden, anderseits steht der Verein auf dem Standpunkt, daß der Bergführerberuf in erster Linie doch den Einheimischen der Hochgebirgstäler, die auf diesen Erwerb angewiesen sind, vorbehalten bleiben soll. Aus diesem Grunde konnte der Gesamtverein auch die aus Mitgliederkreisen gekommene Anregung der „Herrenführer" nicht unterstützen. Unter „Herrenführer" verstand man Alpinisten, die gegen Ersatz ihrer Barauslagen, aber ohne Gewinn sich zur Führung von Hochturen bereiterklären sollten. Einige Sektionen haben Versuche in dieser Richtung unternommen, sie aber bald wieder aufgegeben. Dafür haben sie Sektionsturen unter Führung tüchtiger eigener Mitglieder eingeführt, die sich heute immer mehr in der Richtung von Bergsteigerkursen bewegen und auswachsen.

Wesentlich gestiegen ist das Bedürfnis an Winterbergführern. Der alpine Schilauf

wird heute auch von Nichtalpinisten im vergletscherten Hochgebirge ausgeübt und diese bedürfen der Bergführer. So hat denn der Hauptausschuß eine größere Anzahl junger, des Schifahrens bereits kundiger autorisierter Bergführer in besonderen Winterbergführerkursen ausbilden lassen. Solche Kurse fanden unter Leitung von Dr. A. Tschon in Kühtai und in der Franz Senn-Hütte statt und zwar 1927 mit 24, 1928 mit 20 und 1929 mit 24 Teilnehmern. In der Ausbildung wurden hauptsächlich Kenntnisse über Schneebeschaffenheit, Lawinen, Wetter, Orientierung u. v. a. vermittelt und alles im Hochgebirgs- und Gletschergelände geübt und geprüft. Für die Verleihung des Winterbergführerabzeichens wurden strengere Vorschriften erlassen. Die Winterbergführer wurden mit der Oertelschen Lawinenschnur ausgestattet, deren Anwendung ihnen zur Pflicht gemacht wurde.

Die Bergführertarife der Ostalpen mußten der Geldentwertung angepaßt werden. In den ersten Jahren nach dem Kriege geschah dies durch Zubilligung prozentualer Zuschläge zu den Taxen, nach Eintritt der Geldstabilisierung mußte an die Neubearbeitung der Tarife geschritten werden. Eine Neubearbeitung war auch aus dem Grunde nötig, als seither viele neue Hütten und Wege entstanden waren und damit, aber auch sonst, neue Routen in Mode kamen, die tarifiert werden mußten. So sind in den letzten Jahren für fast alle Gebiete der Ostalpen neue Tarife ausgearbeitet und nach Genehmigung durch die zuständigen Behörden vom H.-A. herausgegeben worden. Die Führeraufsicht, die vom H.-A. einzelnen Sektionen anvertraut ist, wurde in vollem Umfange wieder aufgenommen und von den Sektionen zumeist in dankenswerter Gewissenhaftigkeit durch Abhaltung von Führertagen, Prüfung der Ausrüstung, Verteilung von Verbandzeug usw. durchgeführt. Das Benehmen der Führer gab im wesentlichen zu Klagen keinen Anlaß, viele haben sich als Helfer bei alpinen Unfällen sehr verdient gemacht.

Das Vermögen der Führerunterstützungskasse war 1923 der Inflation zum Opfer gefallen, die H.-V. Tölz (1923) beschloß daher die Aufhebung dieser Kasse und ihres Statuts und beschloß zugleich die Führerrenten und -unterstützungen jeweils aus laufenden Vereinsmitteln zu bestreiten. Der Stand der Rentner beträgt jetzt 225 Führer, 98 Witwen und 31 Waisen, die im Jahre 1929 über 26 000 RM. Renten und einmalige Unterstützungen empfingen.

Zu bemerken wäre noch, daß es dem V.-A. München nach langen Bemühungen gelang, für Bayern einheitliche Bergführerordnungen zu erwirken, in denen der dem Alpenverein gebührende Einfluß auf das Führerwesen wesentlich besser behördlich festgelegt wird als es in den österreichischen Führerordnungen der Fall ist. Versuche, die Tiroler Bergführerordnung aus dem Jahre 1893 den geänderten Verhältnissen und dem Anteil des Alpenvereins am Führerwesen entsprechend zu gestalten, sind leider fehlgeschlagen.

VI. Alpines Rettungswesen

Das alpine Rettungswesen des D. u. Ö. Alpenvereins war eine jener Einrichtungen des Vereins, die unter dem Kriege und seinen Folgen mit am stärksten gelitten hatten. Nicht nur, daß fast das gesamte, reiche Rettungsmaterial für Kriegszwecke geopfert wurde, der Rest sonst in Verlust ging, die meisten Rettungsstellen waren auch ihrer Leitung verwaist. Leitung und Rettungsgeräte aber sind das Wichtigste und Ausschlaggebende im gesamten alpinen Rettungsdienst, Organisationssachen von untergeordneter Bedeutung. Hier galt es also von Grund auf wieder aufzubauen und für die Beschaffung von Rettungsgeräten tief in den Säckel zu greifen. Der V.-A. München hat dies auch in ausgiebigem Maße unter Zurückstellung anderer Vereinsaufgaben getan. Vorwürfe, die da und dort erhoben wurden und dahin gin-

gen, der V.A. lasse das Rettungswesen zu kurz kommen, beruhten auf Unkenntnis über das vom V.-A. direkt an die Rettungsstellen gelieferte Rettungsmaterial. Sie waren unberechtigt und entsprangen z. T. überspannten Forderungen. Schon in den Jahren 1919/20 waren die wichtigsten Rettungsstellen mit neuen Leitern besetzt und mit den nötigsten Geräten ausgestattet. Andere folgten rasch. Auch freiwillige Helfer waren wieder zahlreich vorhanden. Wahre Heldentaten und unermüdliche jahrelange Aufopferung einzelner Rettungsmänner veranlaßten den V.-A. im Jahre 1923 ein „Ehrenzeichen für Rettung aus Bergnot" einzuführen, das seither für hervorragende Leistungen auf diesem Gebiet verliehen wird.

Bisher hatten einzelne, vom H.-A. beauftragte Sektionen allein die Aufsicht über das alpine Rettungswesen geführt. Daneben bestanden noch sogenannte Vorortshilfsstellen, deren Vermittlung mehr für Nachrichtendienst als für praktische Rettungsarbeit in Anspruch genommen wurde. Die H.-V. 1925 wandelte die früheren Vorortshilfstellen in „Landesstellen für alpines Rettungswesen des D. u. Ö. Alpenvereins" um, übertrug diese in München der Bergwacht, in Wien und Graz den bestehenden alpinen Rettungsausschüssen, während in den Städten Linz, Villach, Innsbruck, Salzburg, Lienz und Bregenz diese Stellen den Ortssektionen übertragen wurden. Diese Landesstellen unterstehen der Aufsicht des Hauptausschusses, der ihren räumlichen Wirkungskreis feststellt und die Kosten der Verwaltung trägt. Aufgabe der Landesstellen ist es, bei allen bei ihnen einlangenden Meldungen über tatsächliche oder vermutete alpine Unfälle die jeweils geeigneten Vorkehrungen zur Aufsuchung und Bergung der Vermißten bzw. Verunglückten zu treffen durch Benachrichtigung und Inanspruchnahme der örtlichen Rettungsstellen, im Bedarfsfalle auch durch Entsendung eigener Rettungsmannschaft. Die Landesstellen sind gehalten mit den Rettungsaufsichtssektionen und deren Rettungsstellen in steter Fühlung zu bleiben, mit ihnen zusammenzuarbeiten, ihnen, wenn nötig, Ratschläge für den Betrieb des Rettungswesens überhaupt zu geben. Es steht ihnen das Recht zu, in die Organisation der Rettungsstellen und in deren Rettungsmittel Einsicht zu nehmen, die Rettungsausstattung aller A.-V.-Hütten und Meldestellen ihres Gebietes zu besichtigen. Die Obmänner der Landesstellen sind seither wiederholt zu gemeinsamen Besprechungen über die weitere Organisation, über Rettungsmittel u. a. zusammengetreten.

Der Verwaltungsausschuß erließ alljährlich eindringliche Mahnungen an alle hüttenbesitzenden Sektionen, ihre Hütten mit den nötigen Rettungsmitteln auszustatten, insbesondere auch für den Rettungsdienst im Winter durch Hinterlegung von Schischlitten, Lawinensonden und Schaufeln in den Hütten. Bei Auswahl der Rettungsmittel hat der V.-A. den Sektionen wie den Landes- und Rettungsstellen stets freie Hand gelassen. Er lieferte die lange erprobten Alpenvereinsbahren und einheitliches Verbandzeug, wenn aber einzelne Obmänner auf andere Systeme Wert legten, genehmigte er auch die Anschaffung solcher. Es soll und kann nicht alles uniformiert werden; der eine findet das besser, der andere anderes; wenn es nur dem Zwecke entspricht! Im Jahre 1926 gab der V.-A. ein kleines Büchlein „Alpines Rettungswesen des D. u. Ö. Alpenvereins" zum Gebrauche der Sektionen und Rettungsstellen heraus, das die Organisation des Rettungswesens, praktische Anleitungen für Erste Hilfe und für Bergungen, sowie das Rettungs- und Meldestellenverzeichnis enthält.

Die Rettungsmannschaften wurden auf Kosten des Gesamtvereins gegen die Folgen von Unfällen im Rettungsdienste versichert und zwar mit 3000 RM. für den Todesfall, 10 000 RM. für Invaliditätsfall und 3 RM. Tagesentschädigung. Eine Erhöhung dieser Versicherung ist in Aussicht genommen.

Heute ist das Alpine Rettungswesen des Alpenvereins wiederum auf voller Höhe. In allen wichtigeren Gebirgsorten bestehen wohlausgerüstete Rettungsstellen unter Leitung erfahrener Obmänner, in den Hauptzentren, insbesondere bei den Landes-

stellen, ist ein ständiger Bereitschaftsdienst freiwilliger Helfer eingeführt, bergsteigerfreundliche Kraftwagenbesitzer stellen ihre Wagen zur Verfügung, an den wichtigsten Stellen sind eigene Fernsprecher gemietet. Gendarmerie, Militär, Bahnen, Sanitätskolonnen u. a. stellen sich bereitwilligst in den Dienst des Rettungswesens unter Führung des Alpenvereins. Die Kosten dieses ganzen Apparates sind gegenüber denen der Vorkriegszeit allerdings ganz erheblich gestiegen und steigen weiter, wozu nicht wenig der in vielen Fällen vom Verein freiwillig übernommene Ersatz uneinbringlicher Rettungskosten beiträgt. Die Einhebung eines „Rettungsgroschens" von allen Schutzhüttenbesuchern ist nur in einzelnen Gebieten der östlichen Alpengegenden eingeführt. Er wird an die Landesstellen abgeführt und ist nicht ausschlaggebend für deren Finanzierung. Beiträge von Behörden u. a. erhalten unsere Landesstellen nicht. Der Alpenverein setzt einen gewissen Stolz darein, das Rettungswesen in den Ostalpen aus eigenen Mitteln zu bestreiten und wahrt sich damit auch den ihm gebührenden Einfluß.

Die Zahl der Landesstellen beträgt 9, die der Rettungsstellen 212, die der Meldestellen 1233.

VII. Alpines Jugendwandern

Schon in der Hauptversammlung 1913 wurde ein von den Sektionen München und Hochland gestellter Antrag auf Förderung des Jugendwanderns im Rahmen des Alpenvereins gestellt und angenommen. Während des Krieges kam man nicht dazu in dieser Richtung irgendwelche Schritte zu unternehmen, aber schon im letzten Kriegsjahre 1918 empfahl der Hauptausschuß den Sektionen Jugendalpenwanderungen unter geeigneter Führung zu veranstalten und Jugendgruppen einzurichten. Im Jahre 1919 legte die Hauptversammlung den Sektionen nahe, wenn irgend tunlich in jeder Sektion eine Jugendabteilung ins Leben zu rufen, beschloß die Einführung eines eigenen Abzeichens und einer Ausweiskarte für die Teilnehmer von Jugendgruppen und regelte die Benützung der Schutzhütten durch deren Mitglieder. Auch die Hauptversammlungen 1923 und 1925 faßten verschiedene, die Förderung des Jugendalpenwanderns betreffende Beschlüsse. Inzwischen hatten zahlreiche Sektionen Jugendgruppen eingerichtet, die unter Leitung eines Ausschußmitgliedes der Sektion Wanderungen in der Heimat und Ausflüge ins Gebirge, aber auch Vortragsabende und Lehrkurse veranstalteten. Die Hauptversammlung 1927 endlich nahm die Pflege des Jugendalpenwanderns auch in die satzungsmäßigen Mittel auf, die zur Erfüllung des Vereinszweckes dienen und hat damit eine wichtige Aufgabe des Alpenvereins satzungsmäßig verankert. Es muß Raummangels halber hier davon abgesehen werden auf die in den letzten Jahren geschaffene Organisation des Jugendwanderns im Alpenverein näher einzugehen und diesbezüglich auf das Handbuch „Verfassung und Verwaltung", IV. Auflage, und auf die Beschlüsse der Hauptversammlungen verwiesen werden. Bemerkt sei nur, daß in den Städten München, Bregenz, Innsbruck, Salzburg, Linz, Klagenfurt, Graz und Wien „Landesstellen für alpines Jugendwandern im D. u. Ö. Alpenverein" geschaffen wurden, deren Obmänner Alpenvereinsmitglieder sind und die sich zu einem „Unterausschuß für alpines Jugendwandern" zusammengeschlossen haben. Bei den Landesstellen bzw. bei diesem Unterausschuß liegt in der Hauptsache die Organisation des Jugendwanderwesens im Alpenverein.

Die Richtung, die der Alpenverein bei der Pflege des Jugendalpenwanderns einhält, geht dahin, daß Jugendbergfahrten in den Alpen einerseits nur unter verantwortlicher Führung (Führerausweis der Landesstelle) erfolgen soll, andrerseits für solche Wanderungen nur Wegrouten in Betracht kommen sollen, die der Jugend und Unerfahrenheit der Wanderer angepaßt sind. Daher hat er auch die im eigentlichen Hochgebirge gelegenen Schutzhütten den Jugendwanderern gewissermaßen verschlossen da-

durch, daß er den Jungen in diesen Hütten keine Ermäßigung auf Übernachtungsgebühren einräumt. Dagegen sollen die Sektionen, welche Hütten in geeigneten Wandergebieten besitzen, den Jugendlichen nicht nur durch Gewährung von Übernachtungsermäßigungen, sondern auch durch Beistellung billiger Verpflegung und alkoholfreier Getränke, endlich durch Schaffung geeigneter Jugendunterkünfte und Selbstversorgerräume entgegenkommen. Im Gebirge selbst ist, da auch die anderen hüttenbesitzenden Vereine in ihren Hütten der Jugend Begünstigungen einräumen, also für diesen Zweck genügend gesorgt. Wichtig ist aber auch, daß die Jugend in den Talstationen entsprechende Unterkunft erhält und billig leben kann. In Bayern hat der Landesverband Bayern für Jugendwandern und Jugendherbergen (Alpiner Verwaltungsbezirk München), der zugleich als Landesstelle des Alpenvereins für Bayern wirkt, eine große Anzahl mustergültiger Jugendherbergen geschaffen, in Österreich besteht noch ein großer Bedarf an solchen Herbergen. Es bestehen zwar einige von anderer Seite errichtete Jugendherbergen, die auch von Alpenvereinsjugendgruppen benützt werden können, doch sind die Zustände in diesen Herbergen nicht ganz so geartet, daß sie überall als für unsere Jugend passend bezeichnet werden könnten. Der Alpenverein mußte daher zu dem Beschlusse kommen in Österreich Jugendtalherbergen einzurichten und hat diese Tätigkeit in den letzten Jahren mit Erfolg begonnen. Allerdings belasten die Kosten der errichteten und noch zu errichtenden Herbergen fast ausschließlich die Kasse des Hauptvereins, da bisher nur ganz wenige Sektionen den Entschluß fassen konnten, eigene Mittel für diesen Zweck zur Verfügung zu stellen. Die Mittel des Hauptvereins sind natürlich auch für diesen Zweck äußerst beschränkt und, wenn die in vielen Orten notwendigen Herbergen errichtet werden sollen, müssen sich entweder die Sektionen aufraffen und für diesen so wichtigen Zweck Opfer bringen oder aber es müssen dem Gesamtverein hierfür größere Mittel in die Hand gegeben werden. Derzeit besitzt der Alpenverein 19 Eigenherbergen in den Alpen.

Wir dürfen diesen kurzen Bericht nicht schließen ohne eines Mannes zu gedenken, der seine ganze freie Zeit und Arbeitskraft seit vielen Jahren dem alpinen Jugendwandern gewidmet hat, nämlich des Herrn Studienprofessors E. Enzensperger-München, der während seiner achtjährigen Tätigkeit im Münchner Verwaltungsausschuß die ganze Organisation aufgebaut und damit das Hauptverdienst an der Förderung des Jugendwanderns im Alpenverein hat.

VIII. Unfall- und Haftpflichtversicherungen

Im Jahre 1919 bestand noch die von der Hauptversammlung 1911 eingeführte „Alpine Unfallentschädigung", bei der der Gesamtverein aus laufenden Mitteln Unterstützungen bei alpinen Unfällen der Mitglieder bis zum Höchstbetrage von 300 M. gewähren konnte. Die Höhe der Entschädigung war also nicht nur sehr enge begrenzt, auch die jährlich zur Verfügung stehenden Mittel waren es. Außerdem war die Leistung des Vereins eine freiwillige, auf die ein Rechtsanspruch nicht bestand. Den Mitgliedern war damit nicht viel geholfen. Auf Antrag der Sektion Innsbruck hin beauftragte dann die Hauptversammlung 1919 den Hauptausschuß „eine Unfallversicherung der Vereinsmitglieder sowohl für Sommer- als Winterturen, ferner der Teilnehmer und Führer der Jugendgruppen der Sektionen, womöglich auch die Haftpflichtversicherung dieser Führer zu möglichst günstigen Bedingungen abzuschließen". Der Verwaltungsausschuß Wien konnte im letzten Jahre seiner Tätigkeit diese wichtige Aufgabe nicht mehr in Angriff nehmen. Der Verwaltungsausschuß München verhandelte dann mit verschiedenen Versicherungsgesellschaften und konnte der Hauptversammlung 1921 den Antrag auf Abschluß eines Unfall-Versicherungsvertrages mit der Gesellschaft Iduna vorlegen, der auch

angenommen wurde und am 1. Januar 1922 in Kraft trat. Die Kosten der Versicherung — Prämiensätze und Entschädigungen haben sich den Währungsverhältnissen entsprechend wiederholt geändert — trägt der Gesamtverein. Die Versicherung umfaßt sämtliche Mitglieder des D. u. Ö. Alpenvereins sowie der befreundeten Alpenvereine im Ausland, welche die Vereinsschriften beziehen (ehemalige Sektionen) und erstreckt sich auf alle Unfälle bei Alpenwanderungen, Bergturen, Schifahrten usw. innerhalb des Deutschen Reiches sowie innerhalb der Grenzen der im früheren österreichischen Reichsrat vertretenen Länder und in der Schweiz. Die Wege zur und von der Bahn gelten in die Versicherung eingeschlossen, auf Unfälle bei reinen Hochgebirgsturen erstreckt sich die Versicherung nur dann, wenn die Turen in Begleitung einer erwachsenen Person ausgeführt werden. Die Leistungen betragen 100 M. für Todesfall, 1000 M. für Invalidität, 50 Pfennig Tagesentschädigung und 50 M. Bergungskosten. Gleichzeitig wurde auch die Möglichkeit einer Erhöhung dieser Versicherung durch das einzelne Mitglied (fakultative Versicherung) geschaffen und später die weitere Möglichkeit, diese fakultative Versicherung auch auf die übrigen Alpengebiete auszudehnen.

Für die Jugendgruppen wurde eine fakultative Versicherung geschaffen, die durch die Hauptversammlung 1928 in eine Zwangsversicherung umgewandelt wurde.

In die Prämie der Mitgliederunfallversicherung sind auch die Kosten einer Haftpflichtversicherung der Sektionen und des Gesamtvereins für Personenschäden bis zu 200 000 M. und für Sachschäden bis zu 10 000 M. eingeschlossen. Damit kam die Vereinsleitung einem lange gehegten Wunsche der Sektionen, auch eine Haftpflichtversicherung für Schutzhütten und Sektionsveranstaltungen zu vermitteln, entgegen.

Die Schadensregulierungen der Gesellschaft „Iduna" waren bisher stets entgegenkommend. Mit der gleichen Gesellschaft wurde eine Versicherung der Rettungsmannschaften gegen die Folgen von Unfällen im Rettungsdienst abgeschlossen, deren Kosten der Gesamtverein trägt (s. oben). Die Eigenversicherung des Vereins gegen die Folgen durch Elementarereignisse und Einbruch hervorgerufener Schäden an den Schutzhütten, die sogenannte „Fürsorgeeinrichtung", ist an anderer Stelle besprochen.

IX. Mitglieder und Sektionen

Die Bewegung im Stande der Sektionen und Mitglieder gibt die Tabelle auf Seite 354 wieder. Vor dem Kriege hatte der Verein (einschließlich der drei ausländischen Alpenvereine, die für ihre Mitglieder die Vereinsschriften bezogen) im Jahre 1914 mit 102 092 Mitgliedern seinen Höchststand erreicht. Der Krieg drückte die Zahl allmählich auf 73139 herunter (1918), die Zahl der Sektionen blieb fast unverändert. Und nun erleben wir ein Ansteigen der Mitgliederziffer, die niemand erwartet hatte, bis zum Jahre 1923. Seither ist ein Rückgang eingetreten, der noch anhält, aber im Abflauen begriffen ist. Wenn wir die Gründe dieser Mitgliederbewegung untersuchen, kommen wir etwa auf Folgendes:

Wir erwähnten an anderer Stelle, daß in breiten Schichten des deutschen Volkes nach dem Kriege das Verlangen entstanden war, Ruhe und Entspannung von den Mühen und Schrecken des langen Krieges in den Alpen zu suchen; daß viele Leute, die früher die Alpen nur vom Hörensagen kannten, im Kriege aber an der Gebirgsfront gestanden hatten und dort die Berge lieben und schätzen lernten. Sie kamen nun freiwillig wieder in die Berge und kamen dadurch auch in Berührung mit dem Alpenverein. Daneben mögen auch Mitglieder eingetreten sein, die ohne tieferen Grund, sagen wir aus „Mode" mitmachten. Kostete doch die Mitgliedschaft beim Alpenverein

von Jahr zu Jahr weniger, schließlich kaum mehr ein Glas Bier und bot sie doch so viele Vorteile! Das waren die „Inflations-Mitglieder". Allmählich kam der Zuwachs zum Stillstand. Es ist sicherlich kein Zufall, daß sein Höhepunkt mit dem der Geldinflation (1923) zusammenfällt und daß nach dem Eintritt fester Währungen im Deutschen Reiche und in Österreich, nach allmählichem Abfall der Inflationsmitglieder im Alpenverein wieder „Festmitglieder" entstanden sind. Dazu kam, daß der natürliche Mitgliederabgang (durch Tod usw.) nicht mehr so rasch ersetzt wurde, weil viele Sektionen sich „stark" genug fühlten und in der Aufnahme neuer Mitglieder durch Verschärfung der Aufnahmebedingungen sich Zügel anlegten. Auch wirtschaftliche Verhältnisse mögen manchen gezwungen haben und noch zwingen, auf die Zugehörigkeit zum Verein zu verzichten, da er die Kosten der Mitgliedschaft nicht auszunutzen vermag. Der Ausschluß der starken S. Donauland (s. S. 350) aus dem Alpenverein machte sich kaum fühlbar, ihre Mitglieder dürften zumeist in anderen Sektionen Unterkunft gefunden haben.

So sehen wir bei einem Mitgliederstande von 194 737 Ende 1928 (die Mitgliederzahl 1929 kann erst nach Jahresschluß festgestellt werden), daß der Alpenverein mit den ihm befreundeten auswärtigen Vereinen die Verdoppelung seiner Mitgliederzahl im wesentlichen aufrechterhalten und damit in den zehn Jahren nach dem Kriege einen ungeahnten Aufschwung auch in dieser Richtung genommen hat. Dies ist um so bemerkenswerter, als zugleich auch der reine „Sport", der so vielseitig und intensiv geworden ist, Hunderttausende von Menschen ausschließlich in seinen Bann zu ziehen vermochte.

Die Losreißung großer Teile unseres gemeinsamen Vaterlandes hatte auch einen empfindlichen *Verlust an Sektionen* zur Folge, der aber wieder ausgeglichen ist. Unmittelbar nach Kriegsschluß gingen die an der Westfront gelegenen Sektionen Straßburg, Kolmar, Mühlhausen und Metz-Lothringen durch Zwangsauflösung verloren. Dasselbe Schicksal erlitten die Sektionen Posen, Bromberg und Graudenz im Osten. Kattowitz konnte sich halten und in einen selbständigen deutschen Alpenverein umwandeln. Die Sektionen im Südosten: Krain, Marburg, Cilli wurden behördlich aufgelöst, ihr Hüttenbesitz ohne Entschädigung enteignet, einzelne Mitglieder in unerhörter Weise an Leib und Gut geschädigt. Die Sektionen, die in Böhmen, Mähren und österr. Schlesien ihren Sitz hatten, konnten ihren Bestand nur dadurch retten, daß sie sich in selbständige deutsche Alpenvereine umwandelten. Sie schlossen sich zu dem „Verband der deutschen Alpenvereine in der Tschechoslowakei" zusammen (mit 1 Ausnahme) und leben seither in enger Anlehnung an den D. und Ö. Alpenverein. Dasselbe war anfänglich mit den Südtiroler Sektionen und mit der S. Küstenland der Fall. Nach ursprünglicher Zustimmung zur Umwandlung in selbständige Alpenvereine, verbot später die italienische Regierung diese Umwandlung, die Sektionen bestanden noch kurze Zeit als solche, wurden aber dann radikal aufgelöst, ihr Vermögen beschlagnahmt. Ja man hatte sogar die Unverfrorenheit, von den „Hinterbliebenen" die Bezahlung der auf einzelnen Hütten liegenden Schulden zu verlangen! Einzelne Mitglieder dieser Sektionen sind österreichischen Sektionen beigetreten, nicht ohne Gefahr, denn schon die Mitgliedschaft beim D. und Ö. Alpenverein gilt den Italienern höchst verdächtig, ja staatsgefährlich. Einige kleinere Sektionen sind eines „natürlichen Todes" — aus Interesselosigkeit, Mangel an Mitgliedern u. a. — gestorben.

Neu hinzugekommen sind die Sektionen[1]): 1919: Burghausen, Wangen; 1920: Akad. S. Jena, Alpiner Schiklub München, Ammersee, Bergfried, Breisgau, Neuland, Paderborn, Stainach i. E.; 1921: Bad Hall, (Donauland 1924), Die Germanen, Gunzenhausen, Hochglück, Knittelfeld, Neumarkt, Ried, Weißenburg,

[1]) Die in Klammer gesetzten Sektionen sind seither aus dem A.-V. ausgeschieden.

Wienerland; 1922: Bergglück, Ebersberg-Grafing, Edelweiß, Eggenfelden, Kremsmünster, Laufen, D. A.-V. Leitmeritz, Melk, Moosburg, München-Gladbach, Oberhollabrunn, Ostmark; 1923: Alpenland, Elbing, Grenzmark, Grünburg, Gummersbach, Juraland, Kirchdorf, Landau a. J., (Ludwigstadt 1925), Mainburg, Pfaffstätten, Pfarrkirchen, Saulgau, Wanderfreunde-Wien; 1924: Eberswalde, Klingental, Lüdenscheid, Schleiz, Selb, Treuchtlingen, Weißenfels, Witten; 1925: Arnstadt, Beckum, Flensburg, Freilassing, Hersbruck, Meerane, Oberstdorf, Prignitz, Würmgau; 1926: Alpenkranzl, Erding, Berndorf, Frankenland, Freystadt, Geislingen-Steig, Nahegau, Ottingen, Sigmaringen, Spitzstein, Weserland; 1927 —; 1928: Eisenerz; 1929: Hochrhein.

Die Selbständigkeit der Glieder des Vereins, die Freiheit der Sektionen, ist ein im Alpenverein heilig gehütetes Recht und eine Vereinsleitung, die etwa alles reglementieren wollte, würde damit nicht viel Erfolg haben. Man hat manchmal dem Münchner V.-A. den Vorwurf machen zu müssen geglaubt, daß er diese Freiheit antaste, übersah aber dabei, daß alle die „Richtlinien", „Bestimmungen" usw. die Sektionen, wenn auch vielfach auf Anregung des V.-A. hin, durch H.-V.-Beschlüsse sich selbst gegeben haben in der Erkenntnis, daß ein so großer Verein mit einer so weit verzweigten Tätigkeit in vielen Belangen einer Einheitlichkeit und Ordnung, zumal im Zustande des Wiederaufbaues, bedurfte. So erwies es sich in der Zeit der Mitgliederinflation als ratsam, den Sektionen für das Mitgliederaufnahmeverfahren Richtlinien an die Hand zu geben (H.-V. 1923), die eine gewisse Kontrolle der Aufzunehmenden durch die Sektion — nicht durch den Gesamtverein — zum Ziele haben. Es war weiterhin notwendig, das Verhältnis zwischen den Sektionen und den Ortsgruppen von Sektionen zu regeln (H.-V. 1925), denn manche dieser Ortsgruppen drohten einen Grad von Selbständigkeit (sogar zum Schaden anderer Sektionen) anzunehmen, die der Satzung des Vereins widersprechen mußte. Auch die Bildung von Sektionenverbänden, von denen einige sich allmählich satzungswidrige Rechte anzumaßen drohten, bedurfte einer Regelung durch die Hauptversammlung (1922).

Die Aufnahmen neuer Sektionen im Deutschen Reiche und in Österreich ist satzungsmäßig in das Ermessen des H.-A. gestellt. Hier muß einer inneren Krise gedacht werden, die sich durch die Jahre 1921—24 hinzog und dem Verein gefährlich zu werden drohte. Der Hauptausschuß hatte gegen das Gutachten der Wiener Sektionen die Gründung einer Sektion Donauland in Wien, deren Mitglieder zum größeren Teile der jüdischen Rasse angehörten, zugelassen. Damit hatte er sich in Gegensatz nicht nur zu den Wiener, sondern auch zum größten Teil der übrigen österreichischen Sektionen, aber auch reichsdeutscher Sektionen gestellt, die nach ihren Satzungen Nichtarier als Mitglieder ablehnten oder die Nichtbeachtung des erwähnten Gutachtens grundsätzlich verurteilten. Anträge auf Ausschluß dieser Sektion prallten vorerst an dem Widerstand des Hauptausschusses und der großen Zahl der reichsdeutschen Sektionen ab; als aber die Sektion Donauland den Kampf um ihr Dasein in der ihr zugänglichen Tagespresse aufnahm, als sie sich zu Handlungen hinreißen ließ, die zum Teil in Widerspruch zu dem im Alpenverein geltenden Recht und seinen Gepflogenheiten standen, wuchs bei mehr und mehr Sektionen, schließlich auch beim Hauptausschuß die Erkenntnis, daß es sich bei dieser Sektion um einen Fremdkörper im Alpenverein handelte, dessen Beseitigung im Interesse des Vereins notwendig erschien. Als nun gar die Sektion der mit überwältigender Stimmenmehrheit von der Hauptversammlung Rosenheim (1924) an sie ergangenen Aufforderung, aus dem Alpenverein auszutreten, nicht entsprach, ein deutschem Gefühl unverständliches Verhalten, als die Angriffe der Sektion auf den Alpenverein unerträgliche Formen angenommen hatten, die Sektion auch sonst sich immer mehr Verfehlungen gegen den Geist des Alpenvereins zukommen ließ, wurde für den 14. Dezember 1924 eine außerordentliche

Hauptversammlung des Vereins in das Deutsche Theater in München — die erste seit dem Bestehen des Vereins — einberufen, welche die Sektion Donauland mit erdrückender Stimmenmehrheit aus dem Verein ausschloß. Vier Jahre hatte der Kampf im Alpenverein getobt, waren die Hauptversammlungen zum großen Teil mit dieser Angelegenheit beschäftigt, bis endlich die Erkenntnis in den Sektionen und ihren Mitgliedern durchgedrungen war, daß nur der Ausschluß der Sektion dem Alpenverein den inneren Zusammenhalt und die Ruhe, die er zu seiner weiteren Entwicklung bedurfte, bringen konnte. Die Liebe zum Verein und das Erkennen der Gefahr, in der er schwebte, hatte auch diejenigen Sektionen, die lange schwankend waren, zu diesem Schritte bestimmt. Die Sache warf noch einige Wellen in der Presse, in Berlin gründete sich ein der Sektion Donauland gleichgesinnter „Deutscher Alpenverein Berlin", seitdem ist es ruhig geworden.

Der Fall „Donauland" verlangte gewisse Sicherungen für die Zukunft, was die H.-V. 1921 von sich aus dadurch zu erzielen hoffte, daß sie für die Abstimmung über die Aufnahme einer Sektion eine Zweidrittelmehrheit (früher einfache Mehrheit) der H.-A.-Stimmen verlangte und in der Satzung festlegte.

Verschiedene, hier nicht weiter auszuführende Vorkommnisse bei geplanten Sektionsgründungen veranlaßten den H.-A. im Jahre 1925 sich selbst eine Richtschnur zu geben, indem er beschloß, in Zukunft „Vereine, die in ihren Satzungen die Bestimmung enthalten, daß sie oder ihre Mitglieder gleichzeitig einem außerhalb des D. und Ö. Alpenvereins stehenden Verband angehören müssen, nicht als Sektionen aufzunehmen. Es entspräche dies nicht der Würde des Alpenvereins und könnte dazu führen, daß Streitigkeiten, die in anderen Verbänden bestehen, in den Alpenverein hineingetragen würden".

Die Tätigkeit der Sektionen ist in deren Jahresberichten und Sektionsblättern niedergelegt, welche letztere besonders in der Zeit, als die Mitteilungen den Mitgliedern nicht zwangsläufig geliefert wurden, bedeutend zunahmen. Wir möchten aber doch noch mit ein paar Ziffern des Jahres 1928 aufwarten, die wenigstens die finanziellen Leistungen und Verhältnisse der Sektionen einigermaßen illustrieren.

Die Sektionen (und Vereine) haben im Jahre 1928 allein den Betrag von 3 438 821 RM. ausgegeben, davon 1 385 270 RM. für Hütten und Wege und 824 864,34 RM. an Beiträgen für den Gesamtverein. Der Vermögensstand belief sich auf 500 000 RM. (von denen einige Hüttenschulden bereits abgezogen sind). Nicht eingerechnet in diese Ziffer sind die Vermögenswerte der Schutzhütten (rund 13 Millionen Reichsmark), der Sektionsbüchereien und des sonstigen Sektionseigentums. Die ideellen Leistungen sind nicht in Ziffern auszudrücken. Es mag nur noch erwähnt werden, daß die Sektionen im Jahre 1928 allein rund 2000 Vorträge veranstaltet haben. Die Werbekraft dieser Vorträge für die Alpen, für den Alpinismus und den Alpenverein ist unendlich stärker als die der schönsten Prospekte und Reisebüros staatlicher Fremdenverkehrsindustrie. Das sollte man auch bei den amtlichen Stellen nicht übersehen!

I. Vereinsleitung

A. Zentralausschüsse 1869—1909, veröffentlicht i. d. Zeitschrift 1909, S. 357. Hauptausschuß 1910—1918 veröffentlicht i. d. Zeitschrift 1919, S. 195

B. Hauptausschuß 1919—1933

	Vereinssitz Wien		Vereinssitz München								Vereinssitz Innsbruck				
	1919	1920	1921	1922	1923	1924	1925	1926	1927	1928	1929	1930	1931	1932	1933
1 Vorsitzend.	Dr. R. v. Sydow-Berlin		Dr. R. v. Sydow-Berlin *								R. Rehlen-München				
2	Dr. R. Grienberger-Wien		R. Rehlen-München								Dr. R. v. Klebelsberg-Innsbruck				
3	A. Schiedmayer-Stuttg.		Dr. J. Donabaum-Wien		Dr. R. v. Klebelsberg-Innsbruck			Dr. K. Blodig-Bregenz			Dr. Ph. Borchers-Bremen				
4	Dr E. Brückner-Wien		E. Enzensperger-München								Dr. P. Defaler-Innsbruck				
5	Dr. J. Donabaum-Wien		Dr. K. Giesenhagen-München								Dr. K. Forcher-Mayr-Innsbruck				
6	J. Mattis-Wien		Dr. K. Hecht-München								Dr. S. Hohenleitner	Karl Zeuner-Innsbruck			
7	O. Nase-Wien		Dr. Gustav Müller-München			Fr. Schmidt-München					Dr. A. Knöpfler-Innsbruck				
8	Dr. H. Reissig-Wien		Carl Müller-München								Dr. F. Mader-Innsbruck				
9	R. Rehlen-München		R. Römer-München			F. Kanoffsky-München		P. B. Schulze-Münch.			Dr. M. Mumelter-Innsbruck				
10	Dr. G. Leuchs-München		A. Sotier-München								Dr. O. Stolz-Innsbruck				
11	F. Kruse-Danzig		Dr. O. E. Meyer-Breslau		Schnur-Gleiwitz						W. Müller-Königsberg				
12	H. Ludwig-Laibach	L. Jahne Klagenfurt	Th. Janisch-Villach					K. Greenitz-Graz							
13	—	R. Hedemann-Erfurt	Dr. W. v. Zahn-Jena						Dr Fr. Mader Innsbruck	Dr. G. Leuchs-München					
14	O. Köhn-Berlin	Dr. Holtz-Berlin	Dr. A. Penck-Berlin						v. Mattern Berlin						
15	—	J. Ries-Nürnberg	H. Seuffert-Nürnberg					Dr. von der Pfordten-Traunstein							
16	Dr. F. Trnka-Innsbruck	Dr. Fr. Hörtnagl-Innsbruck	Dr. O. Stolz-Innsbruck					W. Welzenbach-München							
17	Dr. M. Mader-Brixen	Dr. v. Klebelsberg Innsbruck	H. Forcher-Mayr-Bozen					Dr. Hohenleitner Innsbruck	C. J. Wolfrum-Augsburg						
18	G. Domizlaff-Leipzig	A. Braun-Leipzig			P. B. Schulze-Leipzig		F. Kanoffsky-Eisleben	P. B. Schulze München	Dr. Tränkle-Plauen						
19	—	E. Enzensperger-München	Dr. R. Gärtner-Dresden			Dr. K. Baatz-Magdeburg			Dr. Neumann-Anhalt						
20	Dr. Siemon-Münster	Dr. Racine Essen	—	Ph. Reuter-Essen				Dr. P. Canetta Köln							
21	Dr. H. v. Ficker-Graz	Th. Holl Wien	H. v. Haid-Reichenau				Th. Holl-Wien								
22	Dr. Jul. Mayr Brannenburg	Rüsch Dornbirn	Dr. K. Blodig-Bregenz			Rüsch Dornbirn	Dr. P. Defaler Innsbruck	P. Dinkelacker-Stuttgart							
23	Dr. Niepmann-Bonn	K. Plaichinger-Wien	K. Sandtner-Wien	J. Mattis-Wien				A. Noßberger-Wien							
24	Dr. K. Arnold Hannover	J. Stüdl Prag	A. Geßner-Prag			K. Schöttner-Karlsbad									
25	—	R. Richter-Hamburg		Dr. Ph. Borchers-Bremen				R. von Feld-Braunschweig							
26	E. Beesenmeyer-Wiesb.	M. M. Wirth-Frankfurt a. M.		Dr. Jäch-Kassel		—		M. M. Wirth-Frankfurt a. M.							
27	Dr. V. Wessely-Linz	Dr. H. Hackel-Salzburg		Dr. V. Wessely-Linz				Dr. Chr. Behringer-Nürnberg							
28	Dr. K. Schmolz-Bamberg	P. Dinkelacker-Stuttgart		Dr. W. Paulcke-Karlsruhe				W. Witzenmann-Pforzheim							

*) Ehrenvorsitzender des D. u. O. A.-V. seit 1928.

Die Vorsitzenden und Mitglieder des Verwaltungsausschusses sind fett gedruckt

II. Hauptversammlungen 1919—1929

Übersicht über die General- bzw. Hauptversammlungen 1870—1918 vgl. Zeitschrift 1919, S. 197

A. Übersicht

H.-V.	Datum		Ort	Vorsitzender	Vertreten	
					Sektionen	Stimmen
45	1919	10./11. Okt.	Nürnberg	Dr. R. v. Sydow	193	801
46	1920	10. Sept.	Salzburg		157	750
	1920	9. Dez.	Jena	"	157	744
47	1921	15. Aug.	Augsburg	"	236	1192
48	1922	18. Juli	Bayreuth	"	247	1441
49	1923	9. Sept.	Bad Tölz	"	267	1630
50	1924	20. Juli	Rosenheim	"	304	1796
1. a. o. H.-V.	1924	14. Dez.	München	"	340	1877
51	1925	30. Aug.	Innsbruck	"	322	1868
52	1926	18. Juli	Würzburg	"	302	1584
53	1927	4. Sept.	Wien	"	328	1711
54	1928	15. Juli	Stuttgart	"	283	1567
55	1929	25. Aug.	Klagenfurt	"	320	1413

B. Wichtigere Beschlüsse der Hauptversammlungen

Über die Beschlüsse der 1.—24. Generalversammlung vgl. Zeitschrift 1894, Seite 364; — der 25.—39. Generalversammlung vgl. Zeitschrift 1909, Seite 358; — der 40.—44. General- bzw. Hauptversammlung vgl. Zeitschrift 1919, Seite 198.

45. Hauptversammlung

1. Genehmigung der Geschäftsführung des H.-A. seit 1914.
2. Regelung der Hüttengebühren für Nichtmitglieder und Jugendgruppen.
3. Leitsätze betr. Erschließung der Alpen und Betätigung der Sektionen.
4. Förderung der Winterturistik, des Naturschutzes und des Jugendwanderns.
5. Auftrag an den H.-A. eine Unfallversicherung der Mitglieder vorzubereiten.
6. In den Alpenvereinshütten soll Schireparaturzeug hinterlegt werden.
7. Entschließung betr. Benehmen in den Bergen.

46. Hauptversammlung

1. Für Mitglieder der aus dem Alpenverein ausgeschiedenen Sektionen (Deutsche Alpenvereine im Ausland) gelten in den Alpenvereinshütten die Mitgliedergebühren.
2. Ausgestaltung des Alpinen Jugendwanderns.
3. Herausgabe von Schiroutenkarten; Lieferung von Almhüttentafeln; Bau von Schihütten.

47. Hauptversammlung

1. Satzungsänderungen a) betreffend die Bildung neuer Sektionen (§ 3 und § 15); b) betreffend Mitgliederbeiträge (§§ 5 und 6); c) betreffend Tagesordnung der H.-V. (§ 18); d) Aufhebung des H.-V.-Stimmrechtes der H.-A.-Mitglieder (§ 21).
2. Allgemeine alpine Unfallversicherung der Mitglieder.
3. Bestimmungen über Arbeitsgebiete.
4. Allgemeine Hüttenordnung, Hüttengebührenregelung.

48. Hauptversammlung

1. Fakultativer Bezug der Mitteilungen.
2. Begünstigungsbeitrag für über 60 Jahre alte Mitglieder (§ 6 Abs. 2 der Satzung).
3. Aufhebung des Beschlusses der Generalversammlung 1909 betr. Alpine Unfallentschädigung.
4. Richtlinien für den Betrieb von Alpenvereinshütten.
5. Erwerbung der Rechtsfähigkeit (des Gesamtvereins) im Deutschen Reiche und entsprechende Satzungsänderung (§ 1).
6. Richtlinien betreffend die Gründung von Sektionsverbänden.
7. Herausgabe einer „Schwarzen Liste" (ausgeschlossener Mitglieder).

49. Hauptversammlung

1. Richtlinien betreffend Aufnahme von Mitgliedern.
2. Richtlinien für Alpenvereinshütten und Wege (sog. Tölzer Richtlinien).
3. Aufhebung der Führerkassensatzung.

50. Hauptversammlung

1. Satzungsänderungen: der Verein ist unpolitisch (§ 1 Abs. 3) und Entschließung hiezu.
2. Aufforderung an die S. Donauland aus dem Verein auszutreten.
3. Ergänzung bzw. Änderung der Artikel VIII und IV Ziff. 3 Lit. b der Hütten- und Wegebauordnung.
4. Satzungsänderung (§ 1) betreff Arbeitsgebiet des Vereins.
5. Entschließung betreffend Zugspitzbahn.

1. außerordentliche Hauptversammlung

Ausschluß der S. Donauland aus dem D. u. Ö. Alpenverein.

51. Hauptversammlung

1. Fürsorgeeinrichtung zur Behebung von Hüttenschäden.
2. Neugründung des Fonds für Auslandsbergfahrten, Bestimmungen über seine Verwendung.
3. Gründung von Landesstellen für alpines Rettungswesen.
4. Neue Hütten- und Wegebauordnung.
5. Aufstellung von Rahmensätzen für Hüttengebühren.
6. Einrichtung von Selbstversorgerräumen.
7. Gleichberechtigung aller Mitglieder in allen Alpenvereinshütten.
8. Entschließung betreffend Pflege des Volkstums, der Heimattreue und -kunde und des Naturschutzes.
9. Weiterer Ausbau des Jugendgruppenwesens.
10. Bildung von Ortsgruppen von Sektionen.
11. Entschließung gegen den Bau von Bergbahnen.

52. Hauptversammlung

1. Gleichstellung von Sommer- und Winterturistik, Bestellung eines Hauptreferenten für Winterturistik.
2. Bekenntnis zum Gedanken des Naturschutzes und der Schaffung von Naturschutzgebieten.
3. Änderungen der Hütten- und Wegebauordnung.

53. Hauptversammlung

1. Satzung für den Fürsorgefond.
2. Satzung für den Darlehensfond.
3. Beihilfen für Winterbewachung von Schutzhütten.
4. Wiedereinführung der allgemeinen Belieferung der Mitglieder (mit Ausnahmen) mit den Mitteilungen des D. u. Ö. Alpenvereins.
5. Änderung der Vereinssatzung: § 1 (Zweck), § 2 (Mittel), § 1 (Sitz), § 3 (Rechtliche Stellung der Sektionen) und Entschließung hierzu (betr. Verpflichtung der H.-V.-Beschlüsse).

54. Hauptversammlung

1. Satzungsänderung § 27 Abs. 4. (Verwendung des Vereinsvermögens im Falle der Auflösung).
2. Aufhebung der Studentenherbergsausweise.
3. Richtlinien für Jungmannschaften und damit Änderungen der Allg. Hüttenordnung. Jungmannenversicherung.
4. Obligatorische Jugendgruppenversicherung.
5. Haftpflichtversicherung (Erhöhung und Ausdehnung auf die Schutzhütten).
6. Änderungen der fakultativen Unfallversicherung.
7. Ernennung von Exz. Dr. v. Sydow zum Ehrenvorsitzenden des Vereins.

55. Hauptversammlung

1. Grundsätzlicher Beschluß auf Errichtung eines Angestelltenpensionsfonds.
2. Förderung des Vortragswesens in den kleinen Sektionen.
3. Errichtung einer Franz-Senn-Widmung.
4. Veröffentlichung von Hüttenberichten.
5. Hüttenverpflegung.
6. Ergänzung und Abänderung der Bestimmungen über die „Fürsorgeeinrichtung für Hüttenschäden".
7. Änderung der Büchereiordnung.
8. Aufnahme einer Sektion in Chile.
9. Dem V.-A. werden 10 Prozent der Hütten- und Wegebauquote des Voranschlages zur entsprechenden Verfügung gestellt.
10. Förderung der bergsteigerischen Ausbildung und Unterstützung hochwertiger Bergfahrten.

III. Sektionen und Mitglieder

Bestand

Jahr	Sektionen				Mitglieder							
	Gesamtzahl	Reichsdeutsche	Österreichische	Ausländische	Gesamtzahl	Zunahme oder Abnahme	Reichsdeutscher Sektionen	%	Österreichischer Sektionen	%	Ausländ. Sektionen u. Vereine	%
1918	408	268	137	3	73139	— 311	52794	72,2	20062	27,4	283	0,4
1919	395	263	132	—	85166	+ 12027	58827	69,1	26339	30,9	—	—
1920	398	269	95	34	109542	+ 24376	73499	67,1	31436	28,9	4307	4,0
1921	385	272	101	32	153786	+ 44244	98855	64,4	49282	32,0	5649	3,6
1922	402	278	104	20	190279	+ 36493	125111	65,8	58803	30,9	6305	3,3
1923	414	286	108	20	220388	+ 30609	154627	69,9	59737	27,0	6524	3,1
1924	422	294	108	20	215976	— 4912	154252	71,4	54647	25,3	7077	3,3
1925	429	303	106	20	206593	— 9383	149411	72,3	50263	24,3	6919	3,4
1926	437	309	108	20	197507	— 9086	139713	70,7	50851	25,7	6493	3,6
1927	435	307	108	20	195018	— 2499	135328	69,4	52464	26,9	7226	3,7
1928	436	308	108	20	194737	— 281	133091	68,3	54210	27,8	7436	3,9

IV. Besuch der Alpenvereinshütten

Gruppen der Ostalpen	1913			1928		
	Hütten	insgesamt	je Hütte	Hütten	insgesamt	je Hütte
		Besucher			Besucher	
1. Bregenzer Wald u. A. Nagelfluh	2	2832	1416	5	12218	2443
2. Allgäuer Alpen	10	11065	1106	12	19066	1589
3. Lechtaler Alpen	15	9450	630	24	33021	1376
4. Wetterstein- u. Mieminger	9	15713	1746	10	56196	5619
5. Karwendel	7	10660	1523	15	38398	2560
6. Brandenburger Alpen	1	3280	3280	3	7477	2492
7. Bayer. Voralpen westl. d. Inn	8	31913	3989	12	31840	2653
8. Kaisergebirge	6	12568	2095	6	43763	7294
9. Steinberge	2	610	305	2	1273	636
10. Berchtesgadner Alpen	8	13940	1742	12	32255	2689
11. Chiemgauer Alpen	3	2700	900	7	10013	1430
12. Salzburger Schieferalpen	2	860	430	2	2215	1107
13. Tennengebirge	1	742	742	2	1779	889
14. Dachsteingebirge	5	6064	1213	8	25156	3144
15. Totes Gebirge	5	1240	248	11	23241	2112
16. Ennstaler Alpen	2	1610	805	8	12455	1557
17. Salzb. u. Oberösterr. Voralpen	2	1174	587	6	6846	1141
18. Hochschwabgruppe	—	—	—	1	1024	1024
19. Mürzsteger Alpen	—	—	—	1	540	540
20. Rax-Schneeberg-Gruppe	2	12266	6133	2	32395	16197
21. Ybbstaler Alpen	1	847	847	2	1027	513
22. Türnitzer Alpen	—	—	—	—	—	—
23. Gutensteiner Alpen	1	4000	4000	1	3000	3000
24. Wiener Wald	—	—	—	—	—	—
	92	143585	1561	153	401198	2622

IV. Besuch der Alpenvereinshütten (Fortsetzung)

Gruppen der Ostalpen	1913			1928		
	Hütten	insgesamt	je Hütte	Hütten	insgesamt	je Hütte
		Besucher			Besucher	
25. Rätikon	7	5863	838	7	20469	2924
26. Silvrettagruppe	6	2519	420	7	29962	4280
27. Samnaungruppe	1	170	170	1	542	542
28. Ferwallgruppe	4	1750	437	6	9483	1580
29. Sesvannagruppe	1	480	480	—	—	—
30. Ötztaler Gruppe	19	9920	522	15	31038	2069
31. Stubaier Gruppe	16	10672	667	15	31673	2111
32. Sarntaler Gruppe	2	474	237	—	—	—
33. Tuxer Voralpen	2	1000	500	5	9405	1881
34. Kitzbüheler Alpen	1	600	600	9	9802	1089
35. Zillertaler Alpen	17	11769	692	12	19298	1608
36. Venedigergruppe	9	2711	301	12	17519	1460
37. Rieserfernergruppe	3	665	222	1	395	395
38. Villgrattner Berge	2	948	474	1	848	848
39. Granatspitzgruppe	1	689	689	2	5221	2610
40. Glocknergruppe	8	7773	972	9	24049	2672
41. Schobergruppe	1	95	95	4	2128	532
42. Goldberggruppe	3	1815	605	8	10711	1339
43. Kreuzeckgruppe	3	436	145	3	1088	362
44. Ankogelgruppe	8	2718	320	10	10272	1027
45. Niedere Tauern	7	1419	201	14	11221	801
46. Norische Alpen	5	5385	1077	9	9295	1033
47. Celische Alpen	1	3500	3500	1	3000	3000
	127	73371	578	141	257419	1819
48. Ortlergruppe	10	9654	965	—	—	—
49. Adamellogruppe	1	722	722	—	—	—
50. Brescianer u. Gardaseealpen	—	—	—	—	—	—
51. Nonsberger Alpen	2	1910	955	—	—	—
52. Dolomiten	28	42511	1518	—	—	—
53. Fleimstaler Berge	—	—	—	—	—	—
54. Bizentiner Alpen	—	—	—	—	—	—
55. Belluneser Alpen	—	—	—	—	—	—
56. Gailtaler Alpen	3	2994	998	4	6467	1612
57. Karnische Alpen	3	878	293	8	3247	406
58. Julische Alpen	9	4558	506	—	—	—
59. Karawanken	5	4002	800	2	4197	2098
60. Steiner Alpen	4	478	119	—	—	—
	65	67707	1041	14	13911	994
Nördliche Ostalpen	92	143585	1561	153	401198	2622
Zentrale Ostalpen	127	73371	518	141	257419	1819
Südliche Ostalpen	65	67707	1041	14	13911	2098
Ostalpen	284	284663	1002	308	672528	2183

Die Entwicklung des Alpinen Museums von 1920 bis 1929

Von L.-G.-Rat i. R. C. Müller, München

Die anläßlich des 50jährigen Bestehens unseres Vereins in Band 50 (1919) der Zeitschrift ausgesprochene Hoffnung, „das Alpine Museum möge zu einem Schatzkästlein alpinen Wissens und bergfreudigen Tatendranges werden" ist Wirklichkeit geworden — diese auch in der Öffentlichkeit wiederholt ausgesprochene befriedigende Feststellung ergibt sich, wenn wir heute nach weiteren zehn Jahren das Museum durchwandern.

Zwar hatten die Kriegsjahre schwer auf dem Museum gelastet, noch schwerer bedrückten es die Inflationsjahre, sprechen doch die Jahresberichte von 1919—1923 fortlaufend die Klage über Mangel an Geldmitteln zum Ausbau der Sammlungen aus. Mit dem Jahre 1924 aber konnte die Hauptversammlung dem Museum wieder geben „was des Museums ist" und auch der „Verein der Freunde des Alpinen Museums" kam wieder in die Lage, das Museum namhaft zu fördern.

Dank den Bewilligungen der Hauptversammlungen konnte vor allem an eine Verringerung der Raumnot geschritten werden: im Spätherbst 1926 wurde die nördliche Terrasse des oberen Stockwerkes überbaut (unter gleichzeitiger Einrichtung der dringend notwendigen Zentralheizung) und im Herbst 1928 wurden drei stattliche Räume im Untergeschoß durch Anlage einer Treppe, teilweise Entfeuchtung, Anlage von Lichtschächten und sonstige bauliche Maßnahmen, verwendungsfähig gemacht. Hierdurch wurde es möglich, die Sammlungen vielfach systematischer aufzustellen: Zoologie und Botanik sind nun ausschließlich im nördlichen Teil des Erdgeschoßsaales und im Treppenhaus zusammengefaßt, sämtliche Reliefs im Maßstabe 1:25 000 stehen im Kuppelsaal, indes die in 1:5000 in dem neuen Saal und die in 1:10 000 mit einer Ausnahme im Erdgeschoß Platz fanden; die verschiedenen Darstellungen aus außereuropäischen Gebirgen und die gletscherkundlichen Vorführungen sind insgesamt im Obergeschoß untergebracht. Alle historisch wertvollen Reliefs und Reliefkarten sind mit den älteren, bildlichen und kartographischen Darstellungen im westlichen Untergeschoßsaal vereinigt, während der südliche ausschließlich der alpinen Technik und ihren Hilfsmitteln, im Sommer und Winter, in Eis und Fels, gewidmet ist. Der dritte Raum des Untergeschosses enthält Dioramen aus den Ostalpen.

Im Erdgeschoßsaal wurden die aus Pappe und Leinwand angefertigten, nichts weniger als naturgetreuen Felsen der Tiergruppe abgebrochen. Rudolf Reschreiter, München, schuf persönlich, schwere Arbeit nicht scheuend, einen wuchtigen Aufbau aus täuschend nachgemachten Granitblöcken; die Tiere selbst wurden um einen Bären u. a. vermehrt. Bis zum Ende des Jahres kommt auch noch eine kleinere Gruppe von Tieren im Winterkleid in einer Schneelandschaft zur Aufstellung.

Hand in Hand mit diesen Umstellungen und zahlreichen Verbesserungen, die durch Ausbrechen von Tür- und Fensterstöcken, Durchbrüche usw. erzielt wurden, ging eine außerordentlich reichhaltige Vermehrung der Sammlungen selbst. Da unter diesen die Reliefs weitaus die größte Anziehungskraft auf die Besucher ausüben, berücksichtigen wir sie an erster Stelle. Es wurden aufgestellt:

1922 Relief des Dachsteins von L. Aegerter, 1:5000
Geschenk des Vereins der Freunde des Alpinen Museums
1923 Altes Relief vom Berner Oberland und Wallis, 1:112 500
Alte Reliefs von Tegernsee von H. Stolz, 1:10 000 und 1:25 000
Alte Reliefkarten von Europa, Deutschland, Bayern und Stuttgart
Relief des Wettersteins und der östl. Lechtaler von M. Köpf, 1:25 000
Geschenk des Vereins der Freunde des Alpinen Museums
1924 Relief des Gotthards von J. E. Müller 1808, 1:10 000
Relief des Großglockners von P. Oberlercher, 1:2000
Geschenk des Vereins der Freunde des Alpinen Museums
Relief des Borolmasgletschers von M. Köpf, 1:10 000
Geschenk des Vereins der Freunde des Alpinen Museums
Reliefs der Mädelegabel, Höfats und Weilerkopf von O. Raab, 1:5000
Geschenk des Vereins der Freunde des Alpinen Museums
1925 Relief des Kilimandjaro von P. Oberlercher, 1:125 000
Geschenk der Sektion Hannover
Relief der Watzmanngruppe von B. Maconn, 1:25 000
Geschenk des Vereins der Freunde des Alpinen Museums
Relief der Zillertaler von S. Hirth, 1:25 000
Geschenk des Herrn S. Hirth
Ältere Reliefs des Karwendels und der Berchtesgadener Alpen
(Naturschutzgebiete)
1926 Relief des Hochifen von O. Raab, 1:5000
Geschenk des Vereins der Freunde des Alpinen Museums
Relief der Wimbachtalumrandung von M. Köpf, 1:10 000
Geschenk des Vereins der Freunde des Alpinen Museums
Relief des Uschbagipfels von P. Oberlercher, 1:10 000
Geschenk des Vereins der Freunde des Alpinen Museums
1927 Relief des Mount Everest von O. Raab, 1:5000
Geschenk des Vereins der Freunde des Alpinen Museums
Relief der Palagruppe (I. Teil) von L. Aegerter, 1:5000
Geschenk des Vereins der Freunde des Alpinen Museums
Relief der Zugspitze von M. Köpf, 1:5000
Relief der Jungfraugruppe von Simon, 1:10 000
überlassen von Kaiser Wilhelm II.
1928 Relief der Venedigergruppe von M. Köpf, 1:25 000
Geschenk des Vereins der Freunde des Alpinen Museums
Relief der Karnischen Alpen von F. Treutlein, 1:25 000
Geschenk des Vereins der Freunde des Alpinen Museums
1929 Relief des Berner Oberlands von C. Perron, 1:100 000
Geschenk von S. Hirth

Diese Liste im Zusammenhalt mit den bereits vorhanden gewesenen Reliefs[1]) zeigt, daß wir dem Ziel, alle wichtigeren Gruppen der Ostalpen und die wichtigsten Berge der Erde überhaupt im Relief vorzuführen, beträchtlich näher gekommen sind. Man glaubt nicht, wie oft von Museumsbesuchern gefragt wird: „Ist denn kein Relief der . . . . . Gruppe da?"

Wir dürfen ferner mit Befriedigung feststellen, daß unsere Reliefsammlung nicht bloß durch ihre Reichhaltigkeit und den Bestand an Glanzstücken einzig dasteht,

[1]) Siehe Anlage S. 364.

sondern auch, daß sie niemals überboten werden kann, da Reliefs aus der Zeit Kaiser Maximilians I. nirgends sonst auf der Welt vorhanden sind und auch die Stücke aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts wohl die einzigen ihrer Art sind. Wir haben somit die Entwicklung der Geoplastik in ihren verschiedenen Perioden vor Augen, von der Zeit an, wo noch der Kartograph oder Katastervermesser nach einem vorher in der Natur angefertigten Lehmrelief seine Karte ausführte, bis zu den heutigen Meisterwerken, die sich in den Reliefs der Jungfrau von Imfeld und Simon, des Säntis von Dr. A. Heim, des Dachsteins von L. Aegerter und last not least des Mount Everest von O. Raab verkörpern.

Mount Everest, der höchste Berg der Welt, den wir wohl aus Abbildungen und sogar aus dem Film kennen! Wie majestätisch schreckhaft und dabei herrlich baut sich dieser Riese mit seiner fast 1000 *m* hohen, vollständig vereisten Ostwand, mit den ungeheuren Felswänden der Nord- und Südseite und den so öden Gletscherwüsten vor unseren Augen auf! Dann suchen wir die Stelle, wo G. Mallory und A. Irvine, so nahe am Ziel, von Norton noch gesehen wurden und empfinden die Schwierigkeiten und Gefahren ihres Unternehmens und das Grausige ihres Geschickes, von dem wir nicht einmal wissen, ob es ihnen vor dem Tode noch den Triumph ihres Sieges gegönnt hat.

Und wie klein erscheinen uns daneben die Zugspitze mit ihrem Absturz zum Eibsee, Säntis, Dachstein und Cimone della Pala oder Mädelegabel; Totenkirchl und Rosengarten sind wie Spielzeug und die Fünffingerspitze ist nichts als eine Filigranarbeit in Miniatur.

Alle diese Reliefs im gleichen Maßstab in demselben Saale vereinigt, untereinander vergleichen zu können, das ist ein beträchtlicher Gewinn in der inneren Ausgestaltung des Museums. (Leider mußte Imfelds Matterhorn, das ebenfalls in 1:5000 ausgeführt ist, aus räumlichen Gründen im Kuppelsaale verbleiben.) Selbstverständlich bietet auch die Vergleichung der 10 000er und 25 000er Reliefs ähnlichen Reiz; man betrachte z. B. Watzmann und Langkofel. Dem Mount Everest-Relief sind das von Hermann Schlagintweit vom Gipfel des Valut aus gesehene Aquarell des Mount Everest, Bildnisse der Mount Everest-Forscher und sonstiges Material, insbesondere Karten beigesellt. Die Größenverhältnisse des Mount Everest erhellen besonders eindrucksvoll aus einer Wandbemalung im Erdgeschoßsaal. Nahe dem Fußboden ist die Meereshöhe eingetragen und nun folgen aufsteigend in guter, farbiger Wiedergabe die Gipfel des Brocken, Herzogstand, der Zugspitze, des Großglockner, Ortler, der Jungfrau, des Matterhorn, Montblanc, Elbrus, Kilimandscharo, Aconcagua und schließlich des Mount Everest, der bis fast an die Decke des 8 *m* hohen Saales reicht. Gewissermaßen als Gegenstück zu den Leistungen der Engländer am Mount Everest ist in dem neuen Saal eine Ehrentafel deutscher Bergsteiger in außereuropäischen Gebieten angebracht. Sie beginnt 1770 mit dem Ansbacher Naturforscher Gundelshauser, der die Ersteigung des Ararat in Angriff nahm und umfaßt bis 1928 59 namhafte Expeditionen bzw. Bergfahrten, hiervon drei im 18. und 36 im 19. Jahrhundert; sie schließt mit den Alpen-Vereins-Expeditionen in den Alai und nach Bolivien. Die von W. Schmidkunz zusammengestellte Liste führt in fast aller Herren Länder und gereicht unseren deutschen Forschern und Bergsteigern zu Ruhm und Ehre.

Professor Heims Säntisrelief, der wundervollen Frucht 12jährigen Fleißes, schließen sich L. Aegerters Dachstein und Cimone della Pala würdig an. Säntis und Dachstein ergänzen sich als Gebirgstypen entgegengesetzter Art geradezu wundervoll: am Säntis enorme, klare Faltung von Kalkstein (Kreidesystem)-Gebirge, wo die gewaltigen Schärfen durch die steil aufgerichtete Schichtung bedingt sind und eine wunderbare Harmonie von innerem Bau und äußerer Gestalt sich zeigt, so daß man

in der Form die Anatomie des Berges sieht, am Dachstein im allgemeinen flache Lagerung mächtiger Kalksteinsedimente (Trias). Die Modellierung des Gebirges ist fast ganz nur von der Gesteinsbeschaffenheit, aber nicht von der Lagerung bedingt, die gleichförmig bleibt. Säntis-Gebirgsformen also durch Lagerung, Dachstein-Gebirgsformen durch Verwitterung vorherrschend bedingt. Das Relief des Cimone und seiner Umgebung ist der erste Teil eines aus vier Stücken bestehenden Gesamtreliefs der Palagruppe, in welcher wir ein weiteres Glanzstück der Reliefsammlung erhalten werden. Auch O. Raabs Allgäuer-Reliefs sind mit peinlicher Genauigkeit naturgetreu ausgeführt. Sie zeigen uns die Bergformen als Ergebnis des Gesteins. Die Beschaffenheit des Gesteins spiegelt sich bekanntlich im Charakter der Bergformen wieder. Bestimmte geologische Formationen erzeugen auch charakteristische Landschaftstypen. Im Allgäu treten infolge der geologischen Mannigfaltigkeit auf beschränktem Raum diese Gegensätze besonders stark hervor. Die vier Reliefs des Weilerkopfes, der Mädelegabelgruppe, der Höfats und des Hochifen stellen vier charakteristische Vertreter der Hauptformationen dar. Den der Jura-Periode entstammenden scharfkantigen Formen der Höfats und dem wuchtigeren Aufbau der Mädelegabel (Hauptdolomit der Trias) stehen die weichen Rundungen des Weilerkopfes (Flysch) und das wellige Gottesacker-Plateau (Kreide) gegenüber. Bei dem letzteren treten vor allem die Lagerungen in Form eines Gewölbes und die ungewöhnlich großartig ausgeprägte Karrenbildung vor Augen. Gleichfalls geologischen Lehrzweck verfolgt das Relief von M. Köpf in 1:10000, das Wimbachtal mit Watzmann und Hochkalter — ein typisches Beispiel von Verwitterungs- und Erosionserscheinungen im Kalkgebirge.

Ein größeres Werk hat das Teuerungsjahr 1923 doch gebracht; von dem Verein der Freunde des Alpinen Museums erhielten wir ein von M. Köpf, München, im Anschluß an sein Karwendelrelief, in 1:25 000 erstelltes Relief der ganzen Wettersteingruppe, der Mieminger und der östlichen Lechtaler Alpen, das die schönen Landschaftsbilder und die geologischen Besonderheiten der Gruppen, soweit dies bei einem Übersichtsrelief möglich ist, getreulich wiedergibt.

Die seit 1923 ausgestellten älteren Reliefs und Reliefkarten verdanken wir dem Entgegenkommen des Vorstandes der Armeebibliothek, München. Sie bilden eine sehr wertvolle Bereicherung der Reliefsammlung, ebenso wie das im Jahre 1924 von einem nicht genannt sein wollenden Gönner überlassene Relief des Gotthard von J. E. Müller aus dem Jahre 1808 (1:10 000).

In die gletscherkundliche Abteilung hinüber leitet uns das im Maßstab von 1:10 000 ausgeführte Relief des Borolmasgletschers. Es ist auf Grund der von W. R. Rickmers geleiteten Pamirexpedition unseres Vereins (1913) nach den Aufnahmen von W. Daimler (†) und Prof. Dr. R. von Klebelsberg und der Ausarbeitung derselben durch Dr. O. von Gruber von M. Köpf vorzüglich modelliert worden und zeigt uns die Kette von den Borolmasgipfeln bis zum großen Atschik, 5125 *m*. Wir sehen an ihm den Gletschertypus, wie er im Gebirge Peters des Großen häufig ist. Dieser „Turkestanische Gletschertypus" weicht von dem alpinen durch das Fehlen eines eigentlichen Firnfeldes ab. Eine weitere Eigentümlichkeit ist die starke Schuttbedeckung der Oberfläche des Gletscherstroms. Es fällt schwer, die Grenzen des „lebenden" d. h. bewegten, durch Eiszufuhr noch ernährten Gletscherstroms gegen das „tote", nur unter der Schuttbedeckung lange erhalten gebliebene Eis festzustellen. Von besonderem Interesse ist ferner die Wahrnehmung, daß der Gletscher früher in einer anderen Richtung verlaufen ist, offenbar bei einem späteren Vorstoß seinen Moränenwall durchbrach und sich so ein neues Bett schuf.

Das Relief — ein Denkmal der ersten außereuropäischen Expedition unseres Vereins — bildet eine erfreuliche Vervollständigung der gletscherkundlichen Abteilung, die bis jetzt nirgends ihresgleichen hat.

Die eingangs besprochene Erweiterung der Räume brachte einem lang gehegten Wunsch des Museumsleiters: in einem eigenen Saal einen Berg in all seinen Beziehungen zum Alpinismus, also zur Bergsteigerei, Wissenschaft und Kunst vorzuführen, die Erfüllung. Beim Eintritt in den im Erdgeschoß westlich gelegenen, dem Großglockner gewidmeten Saal, begrüßen uns seine leuchtenden Firne und seine dunkelgrünen Felsgrate in dem herrlichen Relief von P. Oberlercher und durch eine treffliche Kopie des bekannten Bildes: „Fürstbischof von Salm-Reifferscheid am Leiterkees" von Herrmann Jos. und J. E. Scheffer von Leonhardshof werden wir an diese deutsche Ruhmestat der ersten Ersteigung des jetzt höchsten deutschen Gipfels gemahnt. In reicher Fülle liegen zahlreiche Bildnisse berühmter Glocknerersteiger und Führer, Ansichten des Glockners, Karten und Gedenkbücher aus der ältesten Glocknerperiode vor uns. Prächtige Bleistiftzeichnungen von P. Oberlercher neben einer Kreidezeichnung unseres guten Stüdl und Schildknechts bekannte Glockneraufnahmen, eine mehrfarbige Darstellung der Ersteigungsgeschichte des Großglockners bis heute, gletscherkundliche Vorführungen und Gesteinsproben und schließlich alte Ausrüstungsstücke vereinigen sich mit zwei weiteren Reliefs (F. Keil, Dr. A. Puff) zu einem lehrreichen, schönen Gesamtbild, in das leider das einzig schöne Bild Otto Barths: „Gebet der Bergführer am Großglocknerkreuz" wieder aus den leidigen räumlichen Gründen nicht als Krönung des Ganzen aufgenommen werden konnte.

Auch die Zugspitze erhielt in der südlichen Seitenhalle des Erdgeschosses eine eigene Zelle. Dem Hirth-Köpfschen Relief leistet ein Relief des Reintales aus den Jahren um 1540 und Karten aus dem 18. Jahrhundert, auf deren einer merkwürdigerweise der Vermerk steht: „Vom Anger übers blath ufn Zugspitz .... 4 Stundt", Gesellschaft. Eine fast drei Meter hohe Skala unterrichtet uns über die Besucherzahl der Zugspitze von 1873 (65 Besucher) bis 1926 (1923 28 996 Besucher) und die Zahl der fast alljährlichen, tödlichen Unfälle. Das Bildnis des ersten Ersteigers der Zugspitze, Leutnant Nauß in Uniform und Bergausrüstung sowie ein Abguß der Enzenspergerschen Gedenktafel am Münchner Haus halten das Andenken der zwei berühmtesten Zugspitzfreunde fest. Fünf Aquarelle zeigen die Zugspitzhütten im ursprünglichen Zustande und ihren künstlerischen Schmuck erhält die Gruppe durch ein von Prof. L. Bolgiano, München, hochherzigerweise gestiftetes Ölbild, das Höllental darstellend, usw. usw.

Der Lieblingskletterberg der Münchner, das sagenumwobene Totenkirchl, dessen sämtliche (pfadlose) Anstiege auf fünf großen Photographien vorgeführt sind, hat mit den Kaiserreliefs, dem Kaiserpanorama und statistischen Darstellungen usw. eine eigene Wand im Kuppelsaale bekommen.

Die neuen Raumverhältnisse gestatteten ferner eine Vorführung, die auf das große Publikum ganz besondere Anziehungskraft ausübt und auch den minder „kraxlerischen" Bergfreunden mannigfache Anregung gewährt. Es sind dies die von Rudolf Reschreiter nach den Ideen des Museumsleiters packend ausgeführten zwei großen Gruppen: Technik in Eis und Fels, bezüglich deren auf Nummer 6 der Mitteilungen 1928 verwiesen wird. Unsere alpine Technik ist auch noch an 37 instruktiven Zeichnungen von E. Platz zu studieren. Im übrigen wurde die Technik und Ausrüstung, wie bereits erwähnt, im Untergeschoß untergebracht. Hier überraschen uns zunächst drei lebensgroße, bemalte Holzfiguren, in der Art wie sie in den bekannten billigen Spielzeugschachteln gebräuchlich sind. Sie traten an die Stelle der dem Holzwurm zum Opfer gefallenen Baumstämme im Treppenhaus, an denen die drei gebräuchlichsten Seilknoten demonstriert waren. Daneben finden wir ältere und neuere Kletterschuhe, Mauerhaken, Karabiner und Kuriositäten wie Wurfanker, alte Kletterhandeisen, Abseilvorrichtung usw. An 94 Steigeisen in zum Teil unglaublicher Ausführung und den Eispickeln von Purtscheller, Merzbacher, Dr. Drasch, Dülfer,

Compton, Steiner Hansl (erster Ersteiger der Bischofsmütze) sehen wir die Entwicklung dieser wichtigen Geräte.

Die Winterturistik ist nun auch mehr zu ihrem Rechte gekommen. 47 Schneereifen, 50 Schier, 96 Bindungen, 12 Schistöcke lassen uns erkennen, wie der menschliche Geist fortwährend an der Verbesserung dieser Hilfsmittel gearbeitet hat. Das sehen wir auch an einem Geräte, das für den Schiläufer im Hochgebirge von größter Wichtigkeit ist und noch viel zu wenig in Gebrauch steht: der Iselinschen Lawinenschaufel, früher von Holz mit improvisierter Befestigung am Schistock, jetzt von Aluminium mit praktischem handsamem Stiel, der im Rucksack untergebracht werden kann.

Auf die zahlreichen Kuriositäten wie z. B. Schisandalen, Schibremsen, Schneereifen für Pferde kann hier nicht im einzelnen eingegangen werden. Man glaubt es kaum, wie reichhaltig die Schau der technischen Hilfsmittel ist und noch ausgebaut werden kann.

Auch auf dem Gebiete des Rettungswesens sind große Fortschritte zu verzeichnen. Neben einer neuen großen Karte, sämtliche Landes-Rettungs- und Meldestellen enthaltend, wird dieses Kapitel auch noch durch Tragbahren, Behelfsschischlitten und durch instruktive photographische Aufnahmen der Bergwacht, Abteilung München, als Landesstelle des alpinen Rettungswesens des D. u. Ö. Alpenvereins wirksam illustriert.

Bei den Hüttenmodellen verdienen Hervorhebung das neu hinzugekommene entzückende Modell der Falkenhütte der Sektion Oberland und das der Mainzer Hütte in Erzguß, sowie die Nachbildung der Wasserleitung der Fritz-Pflaum-Hütte, die ihr Wasser aus dem mittels eines unterirdischen Stollens abgefangenen Schmelzwasser eines (perennierenden) ganzjährigen Schneefleckes im Griesener Kar erhält. Die Abbildungen der von der Sektion Bayerland angelegten Wasserplätze mögen andere Sektionen zur Nachahmung aneifern. Auf dem Gebiete des Hüttenwesens erhielt die Tafel über die Höhenlage unserer Hütten ein Gegenstück in einer großen Karte der Ostalpen, auf der alle Hütten durch verschiedenfarbige Nägel gekennzeichnet und klassifiziert sind. Die uns geraubten Hütten sind an den schwarzen Nägeln kenntlich.

Der schmähliche Raub unserer Hütten tritt noch viel wirksamer in die Erscheinung in dem 4 Quadratmeter großen Aufbau einer Ideallandschaft, auf der die sämtlichen 91 Hütten in reizenden Modellen im Maßstabe 1:200 nach ihrer geographischen und Höhenlage gruppiert sind. Vae victis!, aber auch ein flammendes Mahnzeichen, unsere deutschen Brüder im Süden mit aller Kraft im Ausharren zu ermutigen, bis der goldene Tag der Freiheit und der Vereinigung mit dem großen deutschen Vaterlande anbricht.

Zahlreiche kleinere Tafeln (man beachte die vielerlei Variationen dieses Themas durch den Imster Kunstmaler Th. Walch) wiederholen diese Mahnung, ebenso ein Tableau mit Königspitze und Guglia di Brenta von Reschreiters Künstlerhand. Wehmut beschleicht uns beim Anblick des großen Bildes von R. Bakalla „Die Marmolata im Weltkrieg", auf welcher die sämtlichen, sozusagen unterirdischen Eisstollen des Marmolatagletschers eingetragen sind. Vergeblich war das jahrelange, heldenmütige Ausharren auf unseren höchsten Bergen, trotz Winter und Hunger. Von den ungeheuren Schwierigkeiten und Gefahren dieses Kampfes legt auch das Bild der Hohen Schneid im Ortler vom gleichen Künstler Zeugnis ab.

Und noch eine geraubte Hütte ist in allerjüngster Zeit aufgestellt worden: das wohl nur wenig bekannte Kilimandscharo-Haus unserer Sektion Hannover, das am Mawensi, 5355 *m*, in 4900 *m* Höhe erstehen sollte und drei Räume mit 16 Lagerstätten enthielt. Das Haus wurde im Frühjahr 1914 in Moschi durch Dr. Förster

erbaut, dann zerlegt und war bei Kriegsausbruch bis zum Bismarckhaus, 2800 *m*, transportiert worden. Es wurde wieder nach Moschi herabgetragen und neben dem Hotel des Dr. Förster als Kriegslazarett aufgestellt; dieses stand unter der Leitung des Mitgliedes der Sektion Hannover, Stabsarzt Dr. W. Arning, welcher zu der auf Mitte August 1914 festgesetzten Eröffnungsfeier des Hauses von Hannover abgereist war, zuletzt in englische Gefangenschaft geriet und erst 1919 nach Hannover zurückkehren konnte.

Die Gemäldesammlung des Alpinen Museums, welche in erster Linie den Zweck verfolgt, die künstlerische Darstellung der Gebirgswelt in ihrer Entwicklung zu zeigen, hat im letzten Jahrzehnt, dank der Hochherzigkeit verschiedener Künstler und Kunstfreunde, reichen Zuwachs erhalten. Ein fürstliches Geschenk machte uns der Rheinisch-Westfälische Sektionenverband mit dem Gemälde von G. Macco, Düsseldorf: „Das Matterhorn in stürmischer Mondnacht." Wohl eines der besten modernen Bergbilder! B. Flashar, München, schenkte uns ein großes Gemälde aus den Kalkkögeln, Prof. W. Weiser, Ulm, den Patteriol, K. O'Lynch von Town die Rundsicht von der Seiseralm (großes Aquarell), Exzellenz Dr. W. von Burkhard die Zugspitze von E. Platz, letzterer das Bild der Schöllhornplatte (Watzmann-Ostwand), die er mit A. von Krafft führerlos erstmals erstiegen hat, M. A. Mayr, Kitzbühel, einen Gletscherbruch von K. Erler, F. Dittmar, München, den Habicht, Egon Hofmann, Linz, mehrere Holzschnitte usw.

Durch den Verein der Freunde gelangten wir in den Besitz einer Studie zum „Totentanz" von Egger-Lienz, des großen Gemäldes „Zlatorog" von K. Huck, Wien, dem besten österreichischen Tiermaler, zweier Originalgemälde aus der ersten Zeit der Montblanc-Ersteigungen, wahrscheinlich von Chr. von Mechel herrührend, und verschiedener anderer kostbarer Blätter. Auch aus den Schätzen der Alpenvereinsbücherei gelangte eine Anzahl wertvoller älterer Bilder zur Ausstellung.

Die Sammlung alpiner Exlibris ist auf 800 Stück angewachsen und dürfte die vollständigste Sammlung auf diesem Gebiete sein.

Um dem gebirgsunkundigen Museumsbesucher die Schönheit des Hochgebirges in populärer Weise vorzuführen, wurden im dritten Raum des Untergeschosses drei künstlich beleuchtete Dioramen: der Eisbruch des Mittelbergferners in Gewitterstimmung, das verschneite St. Christoph im schimmernden Mondlicht und daneben im hellsten Sonnenglanz der Schwarzsee mit dem Blick auf die Zillertaler Hauptkette von Kunstmaler E. von Handel-Mazzetti, Innsbruck, mit großer Liebe wirkungsvoll modelliert und bemalt, erstellt. Die eigens für das Museum geschaffenen Dioramen sind ein Geschenk des Tiroler Landesverkehrsamtes.

Wir sind am Ende dieses flüchtigen, bei weitem nicht alle Einzelheiten enthaltenden Überblickes über das letzte Jahrzehnt angelangt. Es bleibt nur noch übrig, den Wunsch auszusprechen, dem auch schon viele Museumsbesucher aus sich selbst heraus Ausdruck gegeben haben: baldige weitere Vergrößerung, denn „hart im Raume stoßen sich die Sachen".

Wie dürftig ist z. B. die Geschichte und Tätigkeit unseres Vereins selbst behandelt. Greifen wir nur die Kartographie heraus, auf welchem Gebiet er so Großes geleistet hat. Nur wenige Stücke geben Kunde davon. Wie dankbar wäre es, die Entstehung einer so herrlichen Karte wie die Großglocknerkarte vom ersten Anfang bis zur Vollendung vorzuführen. Nur ein kleines Plätzchen ist den Bildnissen der Gründer des Alpenvereins und einigen erlesenen Bergsteigern gegönnt — alle Pioniere unserer Alpen verdienen doch einen Ehrenplatz im Alpinen Museum — mit einem Wort, eine Galerie berühmter Bergsteiger fehlt. Sehr bescheiden ist die Ausstellung von Panoramen, obwohl unsere Alpenvereins-Bücherei eine große Zahl herrlicher und interessanter Stücke besitzt. Die geologischen Vorführungen wanderten

immer mehr auf den Speicher und für Vorführungen über die Entstehung der Gebirge, ein so viele Bergsteiger fesselndes Stoffgebiet, ist kein Platz. Das wichtige und rühmliche Kapitel des Rettungswesens ist nur dürftig behandelt und die Gefahren der Alpen überhaupt nicht; die Lawinenforschung steht auf dem Nullpunkt und in allen Abteilungen macht sich der Platzmangel bemerkbar. Leider ist es Tatsache, daß eigentlich in keiner Abteilung ein erschöpfender Ausbau möglich ist. Ein eigener Saal für Ausstellung moderner Gebirgsbilder würde von unseren Künstlern mit großem Jubel begrüßt; es fehlt auch ein Raum für wechselnde Sonder-Ausstellungen aus allen möglichen Stoffgebieten. In dieser Beziehung ist die Alpenvereins-Bücherei wiederholt mit gutem Erfolg tätig gewesen.

Und noch größere Aufgaben harren der Erfüllung: Wir haben den Naturschutz und die Liebe zur deutschen Heimat auf unsere Fahne geschrieben, sollen diese Ziele nicht auch in unserem Museum groß und stark in die Erscheinung treten? Und weiter: wie wenige unserer Mitglieder haben eine Vorstellung von dem, was an der Südfront geleistet wurde. Es ist unsere Pflicht, derer zu gedenken, die die uns so teuren Berge vor der Entweihung durch den welschen Feind bewahrt und ihre Treue mit ihrem Tode besiegelt haben.

Ein Saal für die „Wunder der Alpenfront" und ein weiterer Saal für die Schönheit Südtirols und Raum, Raum für die sinnfällige Verwirklichung des Feuers, das in unser aller Herzen für unsere geliebten Berge lodert! Das ist die Aufgabe des nächsten Museumsjahrzehnts.

Wann wird der Retter kommen?

Besucher-Zahl

	1911	1912	1913	1914	1915	1916	1917	1918	1919
Januar	—	3261	643	567	1183	674	337	207	541
Februar	—	2413	775	883	1365	605	161	303	287
März	—	2460	1360	1100	996	583	261	416	633
April	—	1936	885	1076	902	763	486	677	338
Mai	—	1563	744	1182	1134	756	669	727	629
Juni	—	1933	1771	1498	1290	807	568	700	1522
Juli	—	3437	3375	2855	2015	1081	694	733	1144
August	—	4905	3224	290	770	807	528	618	791
September	—	3672	1697	290	751	616	493	592	602
Oktober	—	1808	1172	299	630	655	548	567	678
November	—	1139	1022	433	431	580	235	315	648
Dezember	1884	841	813	702	709	409	258	477	560
	1884	29368	17481	11175	12176	8336	5538	6332	8373

Seit Eröffnung

Verzeichnis der Reliefs im Alpinen Museum

Maßstab	Reliefs	Hersteller	Entstehungszeit (z.T. annähernd)
1:2000	Großglockner	P. Oberlercher	1900
1:2500	Jungfrau-Relief	X. Imfeld	1900
	Vajolettürme	S. Hirth	1909
	Drei Zinnen	S. Hirth	1910
	Zahmer Kaiser, Ausschnitt	F. Scheck	1913
1:5000	Säntis	A. Heim	1900
	Matterhorn	X. Imfeld	1903
	Fünffingerspitze	L. Aegerter	1905
	Rosengarten	L. Aegerter	1911
	Hochvogel	O. Raab	1919
	Dachstein	L. Aegerter	1921
	Höfats	O. Raab	1922
	Weilerkopf	O Raab	1923
	Mädelegabel	O. Raab	1925
	Hochifen	O. Raab	1926
	Cimone della Pala	L. Aegerter	1927
	Zugspitze	M. Köpf	1927
	Mount Everest	O. Raab	1927
1:10 000	Wetterstein	Unbekannt	1540
	Gotthard	J. E. Müller	1808
	Tegernsee	H. Stolz	1822
	Jungfrau	S. Simon	1900
	Watzmann	J. Dinges	1905
	Drei Zinnen	S. Hirth	1906
	Vernagtferner	Dr. H. Heß	1910
	Uschba	P. Oberlercher	1912

des Alpinen Museums

1920	1921	1922	1923	1924	1925	1926	1927	1928	1929
1085	1080	428	281	376	442	333	202	372	360
1065	860	475	469	454	431	395	353	449	385
798	1240	968	742	779	668	816	758	636	687
1063	2340	1265	540	758	389	369	729	498	401
1587	1300	698	759	588	399	910	564	586	591
1430	1200	716	1704	913	566	1393	572	418	979
1254	1720	2081	3276*)	1621	1202	1584	1004	1043	1042
1512	1848	2297	2055	1533	1397	1225	1622	1353	1529
1199	1500	2220	1400	1111	966	611	775	790	889
1226	1266	752	683	666	564	365	688	473	—
714	857	318	835	484	369	—	401	646	—
597	463	314	229	321	236	—	215	292	—
13530	14856	12432	12897	9604	7629	8010	7883	7566	

* Deutsches Turnfest

rund 200 000 Besucher

Verzeichnis der Reliefs im Alpinen Museum (Fortsetzung)

Maßstab	Reliefs	Hersteller	Entstehungszeit (z. T. annähernd)
1:10 000	Zahmer Kaiser	F. Scheck	1913
	Langkofel	S. Hirth	1915
	Pelmo	S. Hirth	1915
	Marmolata	S. Hirth	1915
	Vernagtferner	O. Raab	1918
	Vernagtstausee	O. Raab	1918
	Borolmasgletscher	M. Köpf	1924
	Wetterstein	S. Hirth u. M. Köpf	1910 bzw. 1925
	Wimbachtal	M. Köpf	1926
1:25 000	Tegernseer Berge	H. Stolz	1823
	Hohenschwangauer Berge	H. Stolz	1825
	Berchtesgadener Alpen-Naturschutzgebiet	G. Winkler	1860
	Karwendel (Naturschutzgebiet)	G. Winkler	1860
	Kaisergebirge	G. Winkler	1860
	Wetterstein	G. Winkler	1870
	Rosan	K. Babenstuber	1875
	Tatra	G. v. Pelikan	1890
	Berner Oberland	X. Imfeld	1902
	Langkofel	L. Aegerter	1905
	Cima Tosa	L. Aegerter	1905
	Hochvogel	L. Aegerter	1905
	Höfats	L. Aegerter	1905
	Ortlergruppe	P. Oberlercher	1906
	Karwendel	M. Köpf	1907
	Zillertaler	S. Hirth	1907
	Ankogelgruppe	P. Oberlercher	1909

Verzeichnis der Reliefs im Alpinen Museum (Fortsetzung)

Maßstab	Reliefs	Hersteller	Entstehungszeit (z.T. annähernd)
1:25 000	Wetterstein	H. Holzer	1912
	Langkofel (geolog.)	Dr. H. Loewe	1913
	Marmolata	O. Raab	1916
	Sella	O. Raab	1916
	Rosengarten	O. Raab	1917
	Langkofel	O. Raab	1917
	Wetterstein, Mieminger u. östl. Lechtaler	M. Köpf	1920
	Triglav (geolog.)	H. Rohn	1920
	Cristallo	S. Hirth	1920
	Vernagtferner	O. Raab	1922
	Vernagtstausee	O. Raab	1922
	Watzmann	V. Maconn	1925
	Heiterwand	M. Köpf	1926
	Karnische Alpen	F. Treutlein	1928
	Venedigergruppe	M. Köpf	1928
1:30 000	Halser Spitze u. Risser Kogel	Unbekannt	1490
	Weißachgebiet	Unbekannt	1500
1:48 000	Glocknergruppe	F. Keil	1845
	Untersberg	F. Keil	1850
1:50 000	Säuling	Unbekannt	1540
	Mont-Blanc-Gruppe	Unbekannt	1850
	Umrandung von Oberstdorf	Unbekannt	1850
	Ötztaler u. Stubaier	G. Imkemaier u. H. Stück	1860
	Wetterstein	G. Winkler	1870
	Hoher Göll	G. v. Pelikan	1890
	Ötztaler	K. v. Prybila	1898
	Triglav	G. v. Pelikan	1901
	Raxalpe	Benesch	1905
	Zugspitze u. Mieminger	M. Köpf	1905
	Kibo-Krater	Kart. Rel.-Ges.	1923
1:75 000	Kaisergebirge	S. Hirth	1901
	Inngletscher	M. Köpf	1912
1:80 000	Malaspinagletscher	Law. Martin	1909
1:100 000	Bayer. Alpen	G. Winkler	1869
	Berner Oberland	C. Perron	1895
	Raxalpe	Freytag & Berndt	1911
1:112 500	Wallis u. Berner Oberland	Unbekannt	1830
1:125 000	Kilimandscharo	P. Oberlercher	1910
1:200 000	Montblanc	Unbekannt	1860
	Ostalpen	S. Hirth	1899
1:250 000	Isargebiet	S Hirth	1900
1:500 000	Bayern	H. Stolz	1832
	Isargebiet	O. Rickerl	1840
1:2 000 000	Mitteleuropa	Unbekannt	1820
1:5 000 000	Europa	L. Erbe	1842

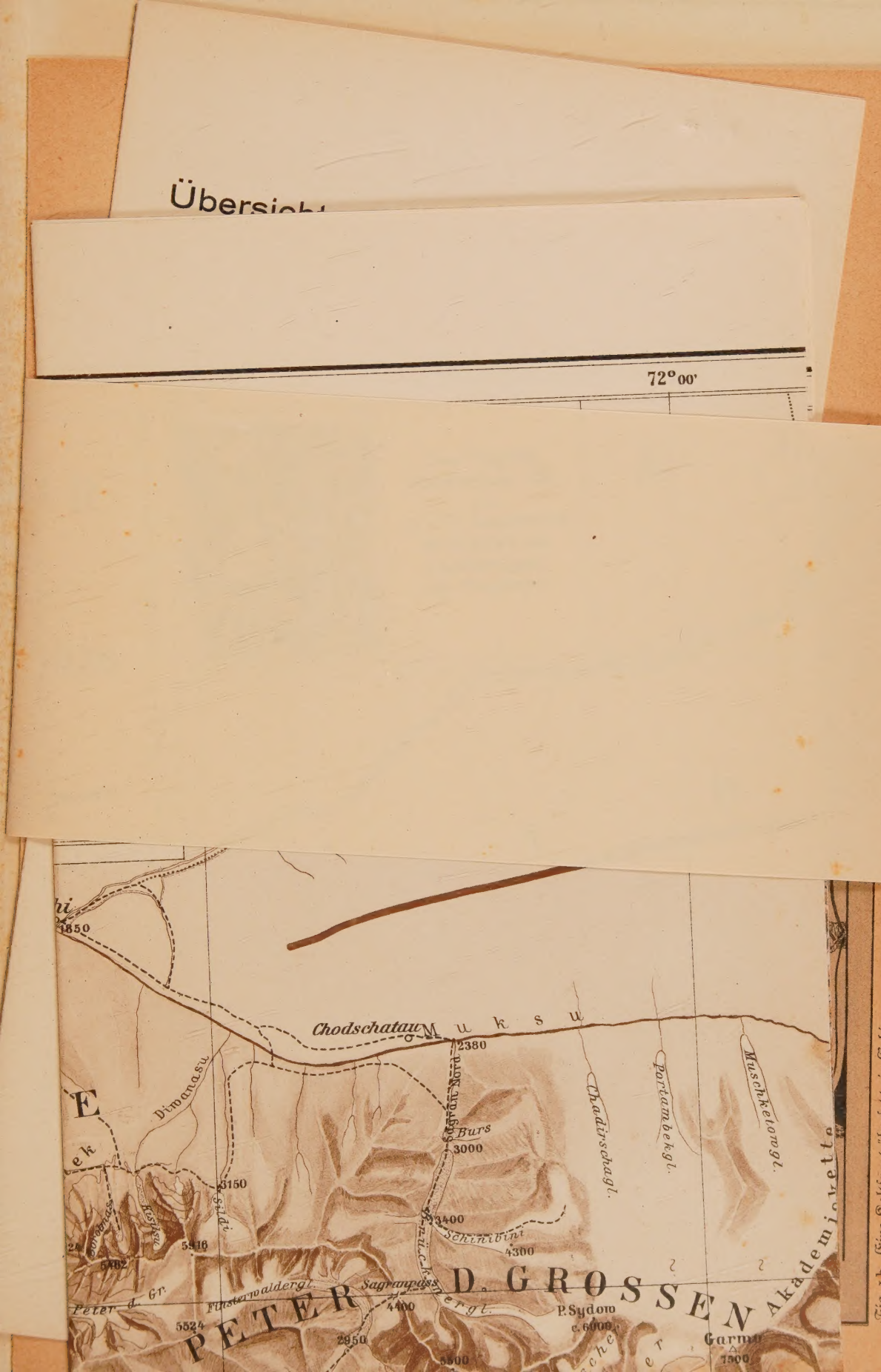


Fig. 1b. Eine Kaltfront überseßt ein Gebirge